Rebekka Eder



# Die Schokoladenfabrik

## Das Geheimnis der Erfinderin



Roman

atb

Rebekka Eder



# Die Schokoladen Fabrik

## Das Geheimnis der Erfinderin



Roman

atb

# ABONNIEREN SIE DEN **NEWSLETTER** DER **AUFBAU VERLAGE**

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:
https://www.facebook.com/aufbau.verlag

**Registrieren Sie sich jetzt unter:**
**http://www.aufbau-verlage.de/newsletter**

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Rebekka Eder

# Die Schokoladenfabrik – Das Geheimnis der Erfinderin

*Roman*

aufbau digital

# Inhaltsverzeichnis

**Titelinformationen**

**Informationen zum Buch**

**Newsletter**

**Vorwort**

**Motto**

**Prolog — 1860**

**Teil 1 — 1862**

1. Kapitel
2. Kapitel
3. Kapitel
4. Kapitel
5. Kapitel
6. Kapitel
7. Kapitel

**Teil 2 — 1867–1868**

8. Kapitel
9. Kapitel
10. Kapitel
11. Kapitel
12. Kapitel
13. Kapitel
14. Kapitel
15. Kapitel
16. Kapitel

**Teil 3 — 1869–1871**

17. Kapitel
18. Kapitel
19. Kapitel
20. Kapitel
21. Kapitel
22. Kapitel
23. Kapitel
24. Kapitel
25. Kapitel
26. Kapitel
27. Kapitel
28. Kapitel

29. Kapitel
30. Kapitel
31. Kapitel

**Teil 4 — 1871–1876**
32. Kapitel
33. Kapitel
34. Kapitel
35. Kapitel
36. Kapitel
37. Kapitel
38. Kapitel
39. Kapitel
40. Kapitel

**Epilog**

**Nachwort**

**Personenregister**

**Impressum**
Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

# Vorwort

Liebe Leser*innen,

zur Schokolade gehört der Genuss, die Leidenschaft, der große Glücksmoment. Natürlich. Doch sie ist auch untrennbar verbunden mit Kolonialismus, Sklaverei und Ausbeutung. Wer eine Geschichte über diese sagenumwobene Köstlichkeit erzählen will, muss meiner Meinung nach beide Seiten zeigen: die schöne und die hässliche.

Bevor ich Sie ins Köln des 19. Jahrhunderts entführe, möchte ich Sie gern ein wenig vorbereiten: Sie werden von der Liebe lesen, von Sehnsucht, großen Zielen und magischen Momenten. Doch ich werde Sie auch mitnehmen auf eine Kakaoplantage, in der Menschen als Sklaven missbraucht und ausgebeutet werden, in eine Zeit, in der Naturwissenschaftler Menschen in unterschiedliche Rassen einteilen und dabei die menschenverachtende Ideologie festigen, die wir heute Rassismus nennen.

Meiner Meinung nach ist ein historischer Roman stets ein Balanceakt: Er soll eine vergangene Zeit erlebbar machen und helfen, unsere Geschichte und damit auch unsere Gegenwart besser zu verstehen. Doch er darf nicht unnötig verletzend sein, er sollte nicht unkommentiert rassistische Strukturen bedienen oder gar die Leser*innen unbewusst in eine koloniale Ordnung zwingen.

Als Autorin habe ich daher mehrere Entscheidungen getroffen, in die ich Sie gern einweihen möchte: Auf das besonders verletzende N-Wort habe ich ganz bewusst verzichtet, allerdings tauchen durchaus rassistische und sexistische Wörter auf. Ich weiß, dass diese Bezeichnungen wehtun. Doch es war mir wichtig, dass »Das Geheimnis der Erfinderin« Diskriminierung, Ausbeutung und Missbrauch nicht ausblendet, sondern thematisiert.

Manche Szenen erzählen davon, andere deuten sie an. Mit Sicherheit hätte ich grausamere Szenen beschreiben können, um vielleicht noch näher an der Wahrheit zu bleiben, ich hätte expliziter werden und eine gewalttätigere Sprache verwenden können. Doch ich denke, dass kein Schreckens-Voyeurismus nötig ist, um ein Gefühl für diese Zeit zu bekommen.

Wir beginnen im Jahr 1860: Preußen beherrscht das dichter werdende Köln, die Stadtmauer fühlt sich bald an wie ein zu fest sitzender Gürtel, und in ihrer Mitte wächst der Dom langsam, aber stetig in die Höhe.

Franz Stollwerck, der in »Band 1 – Die Tochter des Apothekers« gemeinsam mit seiner Frau Anna Sophia viele Höhen und Tiefen seines Unternehmens gemeistert hat, ist mittlerweile nicht nur Bonbonfabrikant. Er hat auch eine Schokoladenfabrik errichtet und betreibt ein beliebtes Ausflugslokal, die Königshalle. Außerdem halten ihn seine neun Kinder auf Trab. Die drei ältesten Söhne drängen darauf, in seine Fußstapfen zu treten. Und dann ist da noch Apollonia Krusius. Er weiß es noch nicht, doch die junge, ausnehmend kluge Frau wird für das Unternehmen Stollwerck eines Tages von großer Bedeutung sein.

Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen beim Lesen!

Ihre Rebekka Eder

*Noch niemals hat eine Frau sich eine große, wissenschaftliche Aufgabe gestellt; niemals ist ihr die Lösung einer selbst leichten Aufgabe in origineller Weise geglückt.*
*PROF. DR. MED. WILHELM ALEX FREUND,*
*DIREKTOR DER UNIVERSITÄT-FRAUENKLINIK IN STRASSBURG I.E., 1897*

*Ich halte die Frauen zum akademischen Studium und zur Ausübung der durch dieses Studium bedingten Berufszweige für in körperlicher wie geistiger Beziehung völlig ungeeignet.*
*PROF. DR. MED. ERNST VON BERGMANN,*
*DIREKTOR DES KLINISCHEN INSTITUTS FÜR CHIRURGIE*
*AN DER KGL. CHARITÉ IN BERLIN, 1897*

*Wollen die »Intellectuellen« ihre Geschlechter erhalten und in ihren Nachkommen fortleben, so müssen sie vor allem streng darauf achten, dass ihre Frauen gesunde Weiber und nicht Gehirndamen sind.*
*DR. PAUL JULIUS MÖBIUS, 1903*

*Daher kommt es, dass über weite Zeitläufe hinweg von den Spuren der Frauen nicht mehr erscheint als von den Spuren eines Schiffes im Meer.*
*NACH ANNA MARIA VAN SCHÜRMANN,*
*EINER DER ERSTEN STUDENTINNEN EUROPAS, 1638*

# Prolog

## 1860

Niemand durfte Theresia bemerken. Es war ihr streng verboten, ihren großen Brüdern zu folgen. Doch sie musste die Schokoladenfabrik einfach mit eigenen Augen sehen. Sicherlich war sie wunderschön und phantastisch, bestimmt duftete es herrlich, und überall könnte sie naschen! Mama verbot ihr viel zu oft, Schokolade zu essen. Doch jetzt war Mama nicht hier – also drückte sich Theresia auf Zehenspitzen an der Wand entlang.

»Sag schon, wie macht sich die Maschine?«, rief Nikolaus, der Älteste und Größte der Geschwister, gerade. Wenn er ihr den Rücken zukehrte, wusste Theresia oft nicht, wen sie da vor sich hatte – ihren Bruder oder ihren Papa –, so ähnlich waren sich die beiden Männer. Das breite Kreuz, die großen, in die Hüften gestemmten Fäuste. Sogar die Stimmen glichen einander.

»Ich weiß nicht, Nikolaus.« Ihr Vater schüttelte den Kopf. »Das alte Handwerk erscheint mir sicherer.«

»Ach, Papa!« Peter, der Zweitälteste, seufzte. Er fuhr sich durch die gewellten Haare, dann schob er die Hände in die Hosentaschen. »Wenn wir jetzt nicht an die Zukunft denken, werden wir ganz schnell abgehängt!«

»Ich bin sehr gespannt, wie die Maschine läuft«, brummte Heinrich, der Jüngste der drei, mit leicht verträumtem Blick. »Bewegt sich der Kolben wirklich ganz von allein?«

Er hatte den anderen wieder mal nicht zugehört. Theresia unterdrückte ein Kichern. Ihr liebster Lieblingsbruder war wie immer in seiner eigenen Welt. Sie verstand seine Worte zwar nicht so richtig, aber bestimmt waren sie klug. Heinrich war der klügste Mensch, den sie kannte – obwohl er noch gar kein Mann war. Das sagte Papa zumindest. Mit seinen 17 Jahren sei er noch ein Kind und solle Ratschläge besser ernst nehmen. Wenn Heinrich das hörte, runzelte er furchtbar erwachsen die Stirn und zwinkerte Theresia dann heimlich zu. Nur jetzt nicht – er hatte schließlich keine Ahnung, dass sie sich im Schatten vor ihnen versteckte. Was für ein Spaß es werden würde, wenn sie ihm später davon erzählte! Er wäre bestimmt beeindruckt von ihrem Mut und würde mit heruntergezogenen Mundwinkeln nicken. Und dann könnten sie gemeinsam über die phantastische, geheimnisvolle, duftende Schokoladenfabrik sprechen!

»Na, dann kommt mal mit.« Ihr Vater stieß die Tür auf, die Theresia niemals öffnen durfte. »Wie ihr seht, halte ich noch am Handwerk fest. Hier vorn stehen die manuell betriebenen Maschinen. Ehrliche, harte Arbeit – schaut euch die Männer an!«, rief ihr Vater, während er in großen Schritten in die Fabrik lief. Ihre Brüder folgten ihm, und kurz bevor die schwere Tür hinter ihnen zufiel, schlüpfte auch Theresia hindurch.

Schnell versteckte sie sich im Schatten von etwas, das so ähnlich aussah wie die Kupferkessel in der Küche, nur viel größer. Sie schaute sich um und runzelte irritiert

die Stirn. Sollte ein Ort, an dem etwas so Wunderbares wie Schokolade entstand, nicht der schönste Platz der Welt sein? Wie düster es hier stattdessen war! Ruß hing schwarz und schwer an den Wänden, er verdunkelte die kleinen Fenster unter der Decke und kitzelte ihr in der Nase. Besser, sie atmete durch den Mund. Nicht auszudenken, wenn sie jetzt niesen würde! Ob Papa sie wohl sehr schlimm schimpfen würde, wenn er sie entdeckte? Ein achtjähriges Mädchen an so einem Ort … Es roch nach Feuer, heißer Asche und Schweiß. Wie laut es war! Überall standen diese Kessel, und darunter knisterten Flammen. Die Luft war so stickig, dass Theresia der Schweiß auf die Stirn trat. Wie hielten die Arbeiter das den ganzen Tag aus? Direkt vor ihr stand ein kleiner, aber umso breiterer Mann auf einem Hocker. Seine nackten Oberarme glänzten feucht, während sie mit kreisenden Bewegungen einen gigantischen Mörser wieder und wieder in einen der Kessel stießen. Sein Gesicht wirkte starr, und immer wieder tropfte es von seiner Nase in den Kessel.

So leise sie konnte schlich Theresia um ihn herum. Als sie auf seiner Höhe ankam, hielt sie die Luft an und rannte dann zum Schatten eines zweiten Kessels. Atemlos sah sie sich um – und unterdrückte ein Seufzen. Der Kopf des Arbeiters hatte sich nicht gerührt.

»Hier werden die Kakaobohnen geröstet, richtig?«, fragte Heinrich gerade.

»So lang, bis die Schalen knacken. Hörst du das?«, fragte ihr Papa.

Theresia nickte stumm, obwohl sie natürlich gar nicht gefragt worden war.

»Dort werden sie von den Schalen gereinigt und dann in die Schokoladenmaschinen gegeben. Hier drüben, siehst du?«

Wohin ihr Vater wohl zeigte? Sie musste näher ran!

»Die Männer zerreiben die Bohnen so lange, bis sie zu einem flüssigen Öl werden, das sie mit Zucker vermischen können.«

Theresia spähte vorsichtig hinter ihrem Versteck hervor und sah, wie sich ihre Brüder und ihr Vater über den Kesselrand beugten.

»Und wie lang dauert das?«, fragte Nikolaus. »Die Männer stehen hier wahrscheinlich noch die halbe Nacht, oder?«

»Es dauert nun mal so lange, wie es dauert«, brummte ihr Papa.

»Und wie viel Schweiß, wie viele Haare und wie viel Kohlenstaub landen währenddessen in der Schokolade? Ich will gar nicht darüber nachdenken, was wir da verkaufen!«

Theresia verzog das Gesicht. Wie eklig!

»Und wie oft verbrennt die Masse, weil die Männer vor lauter Müdigkeit den richtigen Moment verpassen? Wie viele Rohstoffe haben wir schon verloren?« Nikolaus war so mutig! Obwohl man Papa schon ansehen konnte, dass er wütend wurde, sprach ihr Bruder weiter. »Papa, du musst zugeben, dass die neue Maschine, die ich vorgeschlagen habe, viele Vorteile hat! Zeigst du sie uns nun endlich?«

Kurz sahen sich Nikolaus und ihr Papa an, und ein bisschen wirkte es, als würde einer von ihnen vor einem Spiegel stehen. Nur, dass Papa etwas dicker war und seine Haare ein bisschen grauer, überlegte Theresia. Am liebsten würde sie zwischen sie laufen und

irgendetwas Lustiges sagen, damit sie nicht anfingen, zu streiten.

Dann sagte Papa: »Na, kommt schon mit.«

Sie bogen rechts ab, und Theresia hüpfte zwischen den Kesseln hindurch, ihren Brüdern hinterher.

»Das Ding steht hier hinten«, hörte sie ihren Papa sagen.

»Das ›Ding‹ ist eine hochmoderne Dampfmaschine, Papa! Sie ermöglicht es uns, dass alle Arbeitsschritte, die sonst mühsam per Hand ausgeführt werden müssen, ganz automatisch ablaufen.« Theresia hörte förmlich, wie Peter die Augen verdrehte. »Wir sollten noch viel mehr von diesen ›Dingern‹ kaufen. Ich sage dir, in ein paar Jahren brauchen wir gar keinen Handwerksbetrieb mehr!«

»Schokolade, die per Hand hergestellt wird, hat einen ganz besonderen Geschmack. Es ist wie mit unseren Bonbons! Du weißt doch, dass sie besser schmecken, wenn eure Mutter sie kocht, als wenn diese neumodischen Maschinen das erledigen.«

Theresia huschte hinüber zur Wand und schlich langsam und vorsichtig daran entlang.

»Das will ich ja gar nicht abstreiten! Aber Mama kann nun mal nicht so viele Bonbons kochen, wie wir verkaufen!«

Heinrich schien den anderen kaum zuzuhören. Er betrachtete etwas abseits ein breites Band, das quer durch den Raum zu einem schwarzen Rad führte. Theresia klappte der Mund auf. Es war gigantisch! Und es thronte auf einem riesigen, liegenden Rohr, auf dem zwei Arbeiter an Hebeln hantierten. Es zischte und brodelte. War da vielleicht die Schokolade drin? Sie hielt die Nase in die Luft und schnupperte. Riechen konnte sie eigentlich nichts. Sie lief ein Stückchen weiter – und hörte, wie es schepperte. Sie war auf eine Schippe getreten!

Theresia zuckte zusammen, sah sich um – und fing Heinrichs Blick auf. Er stand nur wenige Schritte von ihr entfernt! Mit wild klopfendem Herzen hob sie ihren Finger an die Lippen. *Psst*, wollte sie sagen. Seine Augen weiteten sich, er öffnete den Mund, schloss ihn wieder. *O bitte*, flehte sie stumm.

»Ich hab sie gefunden«, brummte Heinrich dann.

Theresia blieb die Luft weg. Wie konnte er nur? Er war doch ihr allerbester Freund! Was sollte sie nun tun? Könnte sie schnell genug aus der Fabrik rennen, um der Strafe zu entgehen?

Doch da hob er den Finger an die Lippen, als wollte auch er »Psst« sagen, und blinzelte ihr verschwörerisch zu.

»Da drüben ist die Dampfmaschine!« Er zeigte auf den Kessel mit dem riesigen Rad und ging darauf zu. Fast hätte Theresia vor Erleichterung aufgelacht. Tief atmete sie durch und zog sich in den Schatten der Wand zurück.

»Ah, ja! Ist sie nicht prächtig?«, rief Nikolaus.

»Beeindruckend«, pflichtete Heinrich ihm bei.

Keiner der Männer bemerkte Theresia. Sie hatte ein solches Glück gehabt! Allerdings hatte sie noch immer keine Schokolade gefunden … Irgendwo mussten die kleinen Tafeln, die so süß und krümelig auf der Zunge lagen, doch gemacht werden! Vielleicht

brauchte sie nur noch ein wenig näher heranzugehen, um sie zu finden – und ein bisschen zu naschen. Also nahm sie all ihren Mut zusammen und ging weiter auf den brodelnden und dampfenden Kessel zu. Nur noch ein Stückchen. Roch sie ein wenig Kakao? Etwas heißen Zucker?

Plötzlich zerriss ein Zischen den Augenblick. Die Arbeiter schrien auf, schwangen sich über das niedrige Geländer und sprangen fast gleichzeitig vom Kessel.

»Weg da!«, brüllte einer.

»Schnell!«, schrie ein anderer und stieß die Stollwercks zurück. Sie stolperten, rannten.

Theresia wollte hinterherrennen. Doch da hörte sie einen Knall. Er war lauter als Papas stampfende Füße, als Mamas Rufe in der Nacht, wenn sie Alpträume hatte, und als Heinrichs Lachen über Theresias lustige Grimassen zusammen. Unendlich viel lauter. Es war, als hätten sich alle Geräusche, die sich in Theresias kurzem Leben angesammelt hatten, miteinander vereint – zu einem einzigen, letzten Tosen. Eine schwarze Wolke erfasste Theresia, und sie fühlte sich an wie eine Welle, so als könnte sich Luft an einem kleinen Mädchen brechen. Und dann war da nur noch Hitze und Feuer – und ganz weit entfernt, kaum zu riechen, der unwiderstehliche Duft nach Schokolade.

# Teil 1

1862

# 1. Kapitel

Apollonia Krusius, das Wunderkind, rührte im Marmeladentopf und weinte. Kurz bevor eine Träne in den Topf fallen konnte, wischte sie sie weg. Diese blödsinnige Weinerei, dachte sie und schniefte. Wenn sie jemand beobachten würde! Sie schüttelte den Kopf und sah, wie ein Tropfen durch die Luft segelte und mitten im roten Brei landete. So ein Mist! Schnell rührte sie um. Ob ihr Onkel, ihre Tante und ihre Schwester etwas merken würden, wenn sie die Marmelade später aßen? Ob sie wohl ihre Traurigkeit schmecken könnten?

Schon wieder so ein dummer Gedanke, dachte Apollonia. Warum konnte sie sich nicht zusammenreißen? Das Ganze war schon zwei Jahre her, und sie war ein großes Mädchen, schon 15 Jahre alt! Energisch rührte sie weiter. Sie sollte nicht mehr so oft daran denken, hatte ihre Schwester gesagt, sondern nach vorn schauen. Sie seufzte und sah aus dem kleinen Fenster. Wenn sie sich nach links beugte und seitlich hinausschaute, konnte sie die Kirchturmuhr sehen. Es war gerade kurz nach neun. Früher hatte ihr Vater sie sonntags um diese Tageszeit das Rechnen gelehrt. In einer halben Stunde wäre Naturkunde dran gewesen. Am allerliebsten mochte sie aber die frühe Mittagszeit, in der er von den Maschinen erzählte, die er gebaut hatte. Von Schiebern und Schwungrädern. Ihr Papa war nämlich nicht nur der beste Lehrer der Welt, sondern auch Maschinenbauer. Er hatte ihr Zeichnungen gezeigt und erklärt, wie Wasserdampf einen Kolben in Bewegung versetzen konnte.

»Ist das auch wirklich nicht zu kompliziert für dich?«, hatte er einmal gefragt, und sie hatte wild den Kopf geschüttelt.

»Der Druck entsteht, weil sich das gasförmige Wasser ausdehnt. Durch diese Leitungen gelangt der Wasserdampf in den Zylinder, habe ich recht?«, hatte sie mit ihrer damals noch so piepsigen Stimme gesagt und sich gefreut, da sich ein Lächeln auf seinem ernsten Gesicht ausbreitete.

»Du bist ein Wunderkind, weißt du das?« Sie erinnerte sich so gut an diese Worte. Wie sehr seine Augen hinter seinen Brillengläsern geleuchtet hatten! Damals war sie sechs Jahre alt gewesen und hatte die Stirn gerunzelt.

»Was ist ein Wunderkind?«, hatte sie gefragt.

»Ein Wunderkind ist anders als die allermeisten anderen Kinder. Es ist sehr klug. Schau, du bist ein kleines Mädchen und verstehst diese Maschine trotzdem. Das ist äußerst ungewöhnlich. Du bist etwas ganz Besonderes. Und deswegen werde ich dich unterrichten, obwohl das unüblich ist. Vielleicht wirst du eines Tages sogar studieren! Du wärst die einzige Frau in Köln! Wenn du immer schön brav und fleißig bist, wirst du einmal Großes erreichen, Apollonia, vergiss das nicht!«

Apollonia hatte es nicht vergessen, das würde sie nie. Doch jetzt, wo sie in der Küche vor dem neuen Sparherd stand und darauf wartete, dass die mohnblütenrote Marmelade eindickte, bemerkte sie zum ersten Mal, dass sie den Glauben an diese Worte verloren hatte. Hatte ihr Vater sie angelogen? Er hatte ihr selbst oft erzählt, dass

ein guter Freund von ihm, Herr König, sich in der Fabrik über seine Begeisterung für Apollonias Fähigkeiten lustig machte. »Eigentlich halte ich vom kleinen König sehr viel. Aber dass er einfach nicht glauben möchte, dass ein Mädchen kann, was du kannst – das spricht nicht für seine Intelligenz! Du wirst es dem kleinen König und all den anderen Zweiflern schon zeigen, denk an meine Worte!«, hatte er mehr als einmal ausgerufen.

Sie wollte es nicht, und doch sah sie ihren Papa nun wieder vor ihrem inneren Auge. Seine glänzende Weste, seine Steckbügelbrille mit den ovalen Gläsern und dem langen Bogen über der Nase, die ihrer eigenen Lesebrille so sehr glich, sein abstehender Bart. Er hatte sich kurz gebückt und »Sieh an!« gerufen. Und dann hatte er ihr eine lange hellrote Mohnblume überreicht, die er gerade von der Wiese gepflückt hatte. Sie biss sich auf die Lippen und schüttelte die Erinnerung ab. Verflixt, wieso wurde diese Marmelade eigentlich nicht langsam dick? Da hatte die Familie schon diesen neuen modernen Herd gekauft, und trotzdem musste das Personal noch rühren und rühren. Ihre Hände und Arme taten schon weh. Wie hielten die Küchengehilfen das den ganzen Tag aus? Könnte man nicht einfach eine Maschine erfinden, die diese schweißtreibende, stundenlange Arbeit erledigte? Einen selbstrührenden Topf zum Beispiel. Apollonia legte den Kopf schief. Den Löffel könnte man doch bestimmt am Topfrand befestigen. Dann bräuchte es noch eine Vorrichtung, die ihn in Bewegung versetzte … Könnte man dafür nicht die Hitze nutzen, die der Herd sowieso produzierte? Müssten die Ingenieure täglich selbst in der Küche schuften, dann hätten sie so etwas bestimmt schon längst erfunden, ging es ihr durch den Kopf.

»Aber, Fräulein Krusius, was machen Sie denn da?«

Apollonia fuhr herum. In der Küchentür stand Hanni, die Köchin, und starrte Apollonia an. Ihr Gesicht war von Natur aus rötlich, doch nun war es vor Erstaunen sogar noch dunkler angelaufen.

Apollonia lächelte. »Guten Tag, Hanni! Wissen Sie, ich wollte doch so gern sehen, wie der neue Sparherd funktioniert. Deswegen habe ich Lise und Carla gefragt, ob ich …«

»Das ist ja ungeheuerlich! Da verlasse ich mich einmal auf die Küchenhilfen, und dann machen sie sich einen faulen Lenz! Wo sind die zwei jetzt?«

»Ich habe sie schon mal auf den Markt geschickt, damit …«

»Fräulein Krusius, Sie brauchen doch für die faulen Trinen nicht zu lügen!«

»Aber ich lüge nicht! Alles gut, liebe Hanni!« Das *u* von *gut* zog sie wie immer ganz lang, um Hanni zu beruhigen. »Ich bin wirklich froh, dass ich Lise und Carla kurz ablösen kann. Schauen Sie sich dieses Wunderwerk von einem Herd doch einmal an: Er hat eine installierte Wasserwanne, so dass immer warmes Wasser da ist, zwei Platten, auf denen gleichzeitig unterschiedliche Gerichte gekocht werden können, und diese Klappe, wodurch weniger Wärme verloren geht. Wie rußverschmiert die Küche früher mit dem offenen Feuerherd oft war! Und jetzt? Es ist alles blitzeblank!«

Hanni legte den Kopf schief und schmunzelte.

»Das ist wahr, Fräulein Krusius. Aber es steigt ja gar kein Dampf aus dem Topf. Ist der Herd denn überhaupt an?«

Apollonia runzelte die Stirn. Dann wurde sie rot. Tatsächlich. Während sie in Gedanken versunken gewesen war, hatte sie gar nicht bemerkt, dass die Marmelade abgekühlt war. Wahrscheinlich hätte sie längst Holz nachlegen müssen.

»Lassen Sie mich mal übernehmen, Fräulein Krusius. Kommt heute nicht die neue Klavierlehrerin?« Sie nahm ihr mit entschiedener Bewegung den Löffel aus der Hand.

Apollonia seufzte. »Stimmt. Der Klavierunterricht …«, murmelte sie voller Abscheu.

Kurze Zeit später saß sie gemeinsam mit ihrer Schwester Maria im Klavierzimmer, sah ihr beim Stricken zu und wartete.

»Ich bin schon ganz gespannt auf die Klavierlehrerin, du nicht auch?«, fragte Maria und schaute sie von der Seite an. Mit hochgezogenen Augenbrauen musterte sie Apollonias Rock, auf dem ein roter Marmeladenspritzer gelandet war, doch sie sagte nichts. Das brauchte sie auch nicht, ihr Blick genügte voll und ganz. Manchmal fühlte sich Apollonia, als wäre Maria die große Schwester, nicht sie.

»Ja, natürlich«, sagte Apollonia geistesabwesend.

»Das Fräulein unterrichtet auch bei Stollwercks. Das ist doch aufregend! Glaubst du nicht auch, dass das irgendetwas zu bedeuten haben könnte?« Sie lächelte versonnen in sich hinein. Apollonia wusste, dass Maria schon seit Jahren davon träumte, einmal einen der Stollwercks zu heiraten. Die Familie war eng mit ihrem Onkel Joseph und ihrer Tante Barbara befreundet und hatte auf Josephs Grundstück nebenan ihre große, herrschaftliche Königshalle gebaut. Ihre Zukunft erschien vielversprechend, hatte Tante Barbara einmal gesagt.

Maria hatte vor allem ein Auge auf Nikolaus Stollwerck geworfen, das wusste Apollonia. Seit Kindertagen, als er noch nicht auf dem Internat gewesen war und sie ihn bei Feierlichkeiten hin und wieder hatte beobachten können, schwärmte sie von dem stattlichen Jungen mit dem selbstbewussten Gang und der lauten Stimme. Natürlich würde sie das niemals zugeben, aber Apollonia kannte ihre Schwester gut.

»Was soll es schon bedeuten?«, fragte Apollonia.

Maria wiegte den Kopf hin und her. »Onkel und Tante legen anscheinend Wert darauf, dass unsere Erziehung mit der von Stollwercks Töchtern vergleichbar ist.«

»Mmh«, machte Apollonia und betrachtete Maria. Für die Klavierlehrerin der Stollwercks hatte sie sich herausgeputzt: Ihr Korsett war wie immer waghalsig eng geschnürt, das Kleid rosa und strahlend, und die blonden Haare waren perfekt geflochten.

Während Maria immer wieder gespannt zur Tür sah, betrachtete Apollonia das Klavier. Wie es wohl funktionierte? Langsam stand sie auf und ging zu dem schwarzen Instrument mit seinen vielen Tasten und Pedalen hinüber.

»Was machst du da?«, fragte Maria.

»Ich schaue nur …« Apollonia schlug eine Taste an, lauschte dem Ton und strich über den Klavierdeckel. »Ist diese Maschine nicht beeindruckend?«

Maria seufzte. »Das ist keine Maschine. Es ist ein Instrument.«

Apollonia zuckte mit den Schultern. »Wo sind da die Grenzen?«

Mit einem leichten Ruck öffnete sie den Klavierdeckel. Vor ihr erstreckten sich eng aneinandergereiht Metalldrähte und kleine Holzklötze.

»Mach das wieder zu! Wenn Barbara dich erwischt«, rief Maria.

»Nur einen Moment«, murmelte Apollonia. Rechts und links am Rahmen hatte sie Scharniere entdeckt. Sie versuchte sie zu öffnen. Beim ersten Mal lösten sie sich nicht, doch als sie mit der anderen Hand von außen gegen den Rahmen drückte, sprangen sie auf. Nun konnte Apollonia ihn vorsichtig in ihre Richtung kippen und herausheben.

»Apollonia! Was soll das?« Marias Stimme klang schrill.

»Schau dir das an …«, flüsterte Apollonia. Sie nahm nun den Tastaturdeckel heraus und stellte ihn neben sich auf den Boden. »Diese Mechanik! Schau, wie die Tasten …«

»Apollonia Krusius!« Die Stimme von Tante Barbara überschlug sich fast, und Apollonia zuckte so heftig zusammen, dass sie mit dem Fuß gegen den Tastaturdeckel stieß. Scheppernd fiel er um.

Mit aufgerissenen Augen, offenem Mund und in die breiten Hüften gestemmten Händen starrte Tante Barbara sie an.

»Was in *Herrgotts Namen* machst du da?«, rief sie.

»Ich … also … nun …« Schnell griff Apollonia nach dem Deckel, setzte ihn wieder ein und versuchte dann vorsichtig, den Rahmen ebenfalls an seinen Platz zurückzustellen.

»Ich wollte nur … ich dachte, bevor wir gleich lernen, wie man darauf spielt, sollten wir vielleicht nachschauen, wie es funktioniert.«

»Wir? Ich hab damit nichts zu tun!«, warf Maria schrill ein und hob eine Stricknadel in die Höhe, als würde sie sich melden. Gleichzeitig verknotete sich die Wolle.

»Keiner hat *dich* gefragt, Maria!«, rief Tante Barbara streng. »Apollonia, wenn du das Klavier kaputt gemacht hast, dann kannst du was erleben!«

Schnell klappte Apollonia den Klavierdeckel zu, strich nochmal darüber und lächelte. Sie schlug einen Ton an, der selbstbewusst und klar durch den Raum vibrierte. »Alles in Ordnung!«

Tante Barbara atmete durch die Nase aus, und Apollonia wunderte sich darüber, dass sie vor Wut nicht wie eine Lokomotive dampfte. Eigentlich mochte sie Tante Barbara gern. Sie war eine resolute, rundliche Dame, die hinter ihrer strengen Miene ein großes Herz verbarg. Für Apollonia und ihre Schwester Maria hatte sie immer ein offenes Ohr und meist sogar Verständnis für ihre Tränen, ihre Unkonzentriertheit und ihre Launen. Doch heute hatte Apollonia den Bogen wohl etwas überspannt.

»Es tut mir leid, Tante Barbara«, flüsterte sie und sah auf ihre Füße.

»Nun gut.« Barbara drehte sich um. Erst jetzt bemerkte Apollonia, dass die Klavierlehrerin bereits eingetreten war. Sie hatte wohl in der offenstehenden Tür gewartet, während Tante Barbara wutschnaubend hereingestürmt war. Ihre Lider waren geschlossen, als würde sie angespannt über etwas nachdenken, und ihre Hände hinter dem Rücken gefaltet.

»Kommen Sie, Fräulein Weber«, sagte Tante Barbara und hielt ihr den Arm hin.

Stirnrunzelnd sah Apollonia, dass die Lehrerin mit einer Hand vorsichtig tastend nach dem Arm der Tante griff und sich von ihr in den Raum führen ließ.

»Guten Tag, die Damen, mein Name ist Christina Weber«, sagte sie dann mit überraschend lauter Stimme und einem breiten Lächeln im rundlichen Gesicht. Sie hob die Lider – und Apollonia erkannte, dass die Augen, die in unterschiedliche Richtungen zu schauen schienen, in der Mitte milchig weiß waren.

Als Apollonia mit Tante Barbara, Onkel Joseph und Maria wenige Stunden später zum Tee beisammensaß, war die Marmelade dick und köstlich.

»Na, wie war die erste Klavierstunde, Mädchen?«, fragte Tante Barbara, bevor sie herzhaft in ein fürstlich bestrichenes Brot biss.

»Sehr anregend«, antwortete Maria. »Ich finde es ja wirklich erstaunlich, dass dieses blinde Fräulein so gut Klavier spielen kann.«

Apollonia nickte. »Das war beeindruckend. Sie hat sich hingesetzt, uns etwas vorgespielt, und ich wusste gar nicht, wie mir geschah! Sie hat so flinke Finger und so viel Gefühl! Ich hätte ihr ewig lauschen können!«

»Eines Tages will ich auch so wunderschön Klavier spielen können wie sie.« Maria seufzte. »Ob wohl alle blinden Frauen so gut Klavierspielen? Ich habe ja vorher noch nie eine Blinde gesehen. Aber, ihre Augen … wenn ich solche Augen hätte, würde ich sie vielleicht verstecken …«

»So wie deine Nase?«, rutschte es Apollonia heraus. Sofort wurde Maria rot – und Apollonia tat es leid, dass sie ihre Schwester geärgert hatte. Einen Moment lang herrschte eine peinliche Stille am Tisch. Dann fasste sich Tante Barbara ein Herz: »Woher kennen die Stollwercks das Fräulein Weber überhaupt, Joseph?«

»Sie kommt wohl aus Berlin. Der älteste Sohn muss sie bei einem Salon auf seinen Reisen getroffen und für seine Schwestern engagiert haben.«

»Und da kommt sie von Berlin eigens bis nach Köln?«

»Anscheinend haben die Stollwercks sie mit Konzerten in der Königshalle gelockt. Außerdem schien sie wohl ganz wild darauf zu sein, in unser schönes Köln zu kommen.«

»Tatsächlich? Das ist ja ungewöhnlich …«, murmelte Apollonia.

»Da werdet ihr jetzt also beide versierte Klavierspielerinnen«, stellte Joseph mit vergnügter Stimme fest.

»Nun, ehrlich gesagt … Klavierspielen ist vielleicht nicht so ganz das Richtige für mich«, sagte Apollonia.

Maria lachte spitz auf. »Apollonia denkt, sie wäre anders als andere Mädchen.«

»Anders?« Joseph runzelte die Stirn.

Langsam drehte Apollonia den Kopf. »Was willst du denn damit sagen?« Warnend sah sie ihre Schwester an. Sicher war das jetzt die Retourkutsche für ihren Witz über Marias Nase.

»Das hat sie von Vater. Er hat immer gesagt, sie sei kein Mädchen, sondern ein Wunderkind.«

»Ein was?« Barbara runzelte die Stirn, und Apollonia spürte, wie ihr die Hitze in den Kopf stieg. Wie konnte Maria so über sie und ihren Papa sprechen?

»Ach, das wisst ihr doch längst! Er hat sie unterrichtet, als wäre sie ein Junge,

erinnert ihr euch? Und sie hat geglaubt, sie könnte eines Tages studieren. Es ist doch so, oder, Apollonia?«

Apollonia warf ihr den bösesten Blick zu, den sie zustande brachte, doch Maria sprach einfach weiter: »Sonntags war der Unterricht, richtig? Und die ganze Woche lang hat sie gelesen und gelernt. Es passt ihr nicht, dass sie jetzt wie alle anderen Mädchen leben soll.«

Onkel Joseph sah von Maria zu Apollonia und zurück. Offensichtlich wusste er nicht, was er sagen sollte. Stattdessen biss er in sein Brot, und Apollonia sah, dass an ein paar Barthärchen Marmelade kleben blieb. Er kaute, schluckte und antwortete dann: »Ein Wunderkind? Nun, das wäre ja doch sehr ungewöhnlich. Aber natürlich ist unsere Apollonia ein ganz schlaues Mädchen, da bin ich mir sicher. Ist doch so, nicht wahr, Barbara?«

Barbara räusperte sich. »Natürlich, Joseph. Natürlich.«

Kurz fing Apollonia den Blick ihrer Tante auf. Ihre Stirn lag in Falten – und in ihren Augen glaubte Apollonia für einen ganz kleinen Moment einen Zweifel an Marias Worten aufblitzen zu sehen. Ob sie wohl daran dachte, dass Apollonia das Klavier auseinanderbaute, statt darauf zu spielen? Dass sie jüngst ihr Bett selbst repariert und die Brunnenspirale auf dem Platz um die Ecke allein instandgesetzt hatte? Vielleicht fragte sie sich, wie normal ihr Verhalten für eine 15-Jährige wohl war. Apollonia biss sich auf die Zungenspitze. Jetzt oder nie, dachte sie, dann sagte sie: »Ich würde tatsächlich sehr gern in die Schule gehen.«

Barbaras Augen weiteten sich, sie sah Joseph an.

»In die Schule?«

»Ich würde gern mehr über die Welt lernen. Ich weiß doch schrecklich wenig! Zum Beispiel, wieso ein Klavier klingt und welcher Stoff die Marmelade dick macht. Oder wie die Maschinen funktionieren, die Papa gebaut hat.«

Es war, als hätte Apollonia mit diesem Satz ein verbotenes Fenster geöffnet. Plötzlich wurde es kühl im Raum. Alle sahen auf ihre Teller.

»Papa war der beste Maschinenbauer der Welt. Er hat die phantastischsten Dampfmaschinen hergestellt«, fuhr sie fort, obwohl sie bereits eine Gänsehaut hatte. Ihretwegen wurde es am Tisch ungemütlich, und normalerweise versuchte sie alles, um eine solche Stimmung zu vermeiden. Doch heute konnte sie sich nicht bremsen.

»Du weißt, was mit Papas Maschine passiert ist«, flüsterte Maria.

»Nein, nicht wirklich.« Jetzt legte Apollonia ihr Brot auf den Teller zurück. »Und du auch nicht. Keiner weiß, warum sein Kessel explodiert ist und dieses Unglück bei Stollwercks geschah.«

»Apollonia, du sollst darüber doch nicht sprechen«, warnte sie Joseph.

Dennoch fuhr Apollonia fort: »Keiner von uns weiß, wie das geschehen konnte! Also möchte ich es herausfinden! Ich kann das schaffen! Eines Tages weiß ich, wo der Fehler lag, und dann werde ich …«

»Halt endlich den Mund!«, unterbrach sie Maria. »Auch du bist nicht so schlau, dass du Papa wieder lebendig machen kannst! Oder Mama. Sie sind beide tot!« Ihre Stimme

klang schrill und atemlos. »Onkel Joseph, darf ich aufstehen?«

Hilfe suchend sah Joseph seine Frau an.

»Lass sie hochgehen, die Mädchen müssen sich erst mal beruhigen«, flüsterte Barbara. »Du weißt, wie viel sie durchgemacht haben.«

»Du hast recht, meine Liebe. Geh, Maria.«

Sofort sprang Maria auf und rannte hinaus.

»Darf ich auch …?«

Joseph sah Apollonia stirnrunzelnd an. »Warte noch einen Augenblick.«

Er biss wieder in sein Brot, und Apollonia wartete stumm, bis er es aufgegessen hatte. Nach einer gefühlten Ewigkeit wischte er sich langsam mit seiner Serviette über Mund und Backenbart, in dem mittlerweile einige Tropfen der Marmelade gelandet waren, kratzte den großen Bauch und seufzte. Endlich fuhr er fort: »Ich möchte etwas mit dir besprechen, Mädchen.«

»Ja, Onkel.«

Barbara winkte Carla heran, die das Geschirr wegräumte. Dann verließ auch sie selbst den Raum.

»Ich weiß, dass du klug bist«, setzte Joseph an. »Dein Vater hat es mir immer wieder erzählt. Und für ein kluges Mädchen muss all das sehr schwer sein. Du verstehst schließlich genau, wie viel sich für dich durch den Tod deiner Eltern geändert hat.«

»Ich bin euch sehr dankbar, dass ihr uns so liebevoll aufgenommen habt«, sagte Apollonia beinahe mechanisch – das hatte sie schon so oft gesagt.

Joseph winkte ab. »Ich weiß, ich weiß. Es muss schrecklich sein, erst den Vater bei einem so schlimmen Unfall zu verlieren, dann auch noch die Mutter an eine Krankheit – und beides innerhalb kurzer Zeit. Wir sind froh, dass wir euch ein wenig Sicherheit geben können.« Auch das klang nicht mehr ganz neu – ihr Onkel hatte es schon häufig betont. »Ich muss dir aber auch ganz deutlich sagen, dass ich ein anderer Mensch bin als mein Bruder. Ich glaube nicht an Wunderkinder und Universitäten. Ich bin Kaufmann. Ich glaube an Wohlstand durch Handel, an ehrliche Arbeit und daran, dass eine Frau nun mal ihren Platz einnehmen muss. Eine dumme genauso wie eine kluge Frau. Verstehst du, was ich dir sagen will?«

»Natürlich, Onkel«, erwiderte Apollonia schnell, obwohl sie sich da gar nicht so sicher war.

»Ich will euch beschützen und irgendwann in ein sicheres Leben entlassen. Und dafür habe ich auch schon meine Pläne. Du kennst doch Franz Stollwerck.«

Apollonia nickte. »Ich dachte, ich darf nicht über ihn …«

»Was vor zwei Jahren in Stollwercks Schokoladenfabrik passiert ist, muss streng vertraulich behandelt werden. Es wäre schließlich ein Skandal, wenn das herauskäme! Nicht nur für Franz, auch für uns … Du weißt, wie eng meine Geschäftsbeziehungen zu Franz sind. Er ist wirklich ein feiner Kerl. Manchmal ein wenig ungehalten und aufbrausend, aber im Grunde gut.«

»So ähnlich wie Maria?«

»Nein, ganz anders als deine Schwester … Jedenfalls hat Franz fünf Söhne.«

Apollonia nickte langsam. »Ich weiß, Onkel Joseph. Einer von ihnen heißt Heinrich, richtig? Dann ist da Peter mit den unterschiedlich farbigen Augen. Und dieser ständig schlecht gelaunte Nikolaus. Ich glaube, Maria hat ein Auge auf ihn geworfen.«

Um Josephs Augen bildeten sich vergnügte Lachfalten. »So?«

»Aber die anderen beiden kenne ich nicht.«

»Ludwig und Carl, sie sind erst zwei und fünf Jahre alt. Wie dem auch sei. Ich möchte dich und deine Schwester mit Stollwercks verheiraten.«

Apollonia starrte ihren Onkel an. Wie Maria frohlocken wird, wenn sie das hört, dachte sie. Ganz im Gegensatz zu ihr selbst. Sie schluckte. Dann stammelte sie: »Aber … ich bin 15.«

Joseph lachte auf. »Das weiß ich doch. Natürlich verheirate ich euch noch nicht jetzt. Aber ich habe bereits mit Franz darüber gesprochen, er ist einverstanden. Wichtig ist ihm natürlich, dass ihr gut vorbereitet in diese Ehe geht. Das heißt: Du bekommst deinen Unterricht.«

Apollonia spürte, wie ihr der Mund aufklappte. »Tatsächlich?«

»Tatsächlich. Wir werden dich und deine Schwester ein Jahr lang auf die höhere Töchterschule schicken.«

Apollonia schlug die Hand vor den Mund. Ein Jahr erschien ihr unendlich lang. Was man in dieser Zeit alles lernen konnte! Zwar würde sie irgendwann einen Mann heiraten müssen, obwohl ihr Vater ihr immer gesagt hatte, dass sie anders sei als die anderen Frauen und dass sie, wenn sie es nicht wolle, auch nicht heiraten müsse, sondern studieren könne. Aber bis Onkel Josephs Hochzeitspläne für sie relevant würden, dauerte es noch viele Jahre. Viel früher durfte sie in die Schule gehen. Sie klatschte in die Hände. »Aber das ist ja ganz wundervoll! Und dort werde ich rechnen lernen? Und Naturkunde? Wie bei Papa?«

Joseph wiegte mit dem Kopf. »Das nicht. Es ist eine Schule für Mädchen. Dort werdet ihr auf das Leben in der Ehe vorbereitet. Speziell auf das Leben an der Seite eines Unternehmers. Du wirst lernen, wie man einen Haushalt führt, Handarbeiten verrichtet, Französisch und Englisch spricht, solche Dinge.«

Apollonia ließ die Hände wieder sinken.

»Solche Dinge«, wiederholte sie leise. Aber immerhin, fügte sie tapfer im Stillen zu sich selbst hinzu.

»Das wollte ich dir sagen. Jetzt kannst du hochgehen.«

Langsam stand Apollonia auf und wandte sich zum Gehen. An der Tür angekommen, drehte sie sich noch einmal um. Leise fragte sie: »Und was, wenn ich die Stollwerck-Söhne alle nicht leiden kann?«

Joseph schmunzelte wieder und rieb sich den Backenbart.

»Ach … Mach dir darüber keine Gedanken. Erst mal ist es doch die Hauptsache, einer von ihnen mag dich, oder nicht?«

»Natürlich, Onkel«, sagte sie und trat hinaus.

## 2. Kapitel

Nikolaus hatte keine Zeit zu schreien. Es knallte, er hielt sich die Ohren zu und hechtete hinter einen Kessel, dann spürte er die heiße Druckwelle und sah den Feuerschein. Für einen kurzen Augenblick war die ganze Fabrik in loderndes Licht getaucht. Dann drang der Rauch in seine Nase, er hustete und hielt sich den Ärmel vor den Mund.

»Wir müssen hier raus!«, rief er.

»Schnell!« Peter zerrte an ihm.

»Los!« Franz keuchte.

»Nein!«, hörte er Heinrich schreien. »THERESIA!«

Nikolaus fuhr hoch und riss die Augen auf. Sein Atem ging schnell, auf seiner Stirn stand der Schweiß. Er wischte sich über das Gesicht und versuchte, sich zu beruhigen. *Bitte, lieber Gott, vergib uns*, dachte er wie so oft.

Er brauchte einige Minuten, um wieder ruhig zu atmen. Dann zwang er sich aus dem Bett. Kurz sah er aus dem Fenster und stützte die Hände auf das Fensterbrett. Auf der Bayenstraße in der südlichen Altstadt waren schon einige Dienstleute unterwegs, Kutschen fuhren vorbei, und zwei Geschäftsmänner mit hohen Hüten, glänzenden Fracks und filigranen Stöcken stolzierten gestikulierend ihrer Wege. Würde er die Fenster öffnen, könnte er sicher das bunte Treiben am Rhein hören: die Schiffsmänner, die ihre Waren an Land schafften, die Hafenarbeiter, die sie sich zuwarfen. Schließlich war der Hafen nur eine Häuserreihe von der Bayenstraße entfernt.

Die Stadt war bereits erwacht, Nikolaus sollte sich beeilen. Schnell stieg er in seine glänzende Stoffhose, knöpfte sein weißes Hemd sowie den hohen Kragen zu, legte sein Halstuch darüber und zog die graue Weste an. Prüfend sah er in den Spiegel. In den letzten Jahren hatte er sich zu einem großen, kräftigen Mann entwickelt. Er setzte sich noch seinen Zwicker auf, um sein Gesicht mit der markanten Nase und dem dunklen Schnauzbart besser zu erkennen. Dann trat er auf den Flur hinaus. Im Haus war bereits laute Geschäftigkeit ausgebrochen. Zwei Dienstmädchen eilten mit Bergen an Bettwäsche an ihm vorbei, und aus der Küche unten hörte er es klappern und klirren. Zwei Kinder brüllten, ein Kindermädchen sang, draußen fuhr eine Kutsche vor, überall eilte und stürmte jemand durch die Gänge. Nikolaus liebte seine Familie. Für seine Eltern und seine sieben Geschwister würde er einen Mord begehen. Für jeden und jede Einzelne von ihnen. Gleichzeitig machten sie ihn manchmal wahnsinnig. Es waren einfach so furchtbar viele! Seine Eltern sollten wirklich aufhören, weitere Kinder zu bekommen. Er würde es niemals sagen, doch mit den Kleinen – Ludwig, Carl und Therese – war nun wirklich eine Grenze in diesem Haus erreicht. Kein Wunder, dass seine Mutter, die früher so sehr im Vertrieb ihrer Bonbons aufgegangen war, mittlerweile überhaupt keine Zeit mehr für die Firma hatte. Wenn sogar ihr diese Horde an Nachkommen über den Kopf zu wachsen drohte – wie sollte Nikolaus sie alle gleichzeitig ertragen? Den kindlichen Peter, der ständig seine albernen Scherze machte. Den nachdenklichen Heinrich, der nichts als seine Maschinen im Kopf hatte. Cartharina,

die ihn stets mit ihren großen, tapferen und doch so traurigen Augen ansah. Mutter, die immer für alle da sein wollte, an diesem Anspruch aber scheitern musste, und versuchte, dies mit Kräutersträußchen auszugleichen. Und der so sprunghafte wie sture Vater.

Nikolaus seufzte. Ob seine Brüder schon unten waren? Er klopfte erst an Heinrichs, dann an Peters Tür.

»Oh, Mist!«, rief es aus dem einen Raum.

»O nein!«, aus dem anderen.

Nikolaus verdrehte die Augen, vergrub die Hände in den Taschen und seufzte. »Beeilt euch, in Herrgotts Namen«, brummte er.

Heinrich war erst vor kurzem aus dem Internat nach Hause gekommen, und Peter hatte die letzten Monate in Paris verbracht. Es machte sicherlich keinen guten Eindruck auf Vater, wenn sie schon in den ersten Tagen ständig verschliefen. Besser, er wartete hier auf sie. Dann konnte er sie ein wenig zur Eile anhalten.

»Nun macht schon!«, rief er streng. »Es ist schon spät!«

Beinahe zehn Minuten dauerte es, bis Peter atemlos aus seinem Zimmer stürmte. »Einen Applaus für Nikolaus!«, rief er. »Danke dir, großer Bruder! Ohne dich hätte ich noch bis Mittag geschlafen!« Sein neumodisches französisches Sakko hatte er in der Eile falsch zugeknöpft, und seine gewellten Haare waren noch ganz unordentlich. Doch Peter konnte sich so einiges erlauben – schließlich sahen die meisten nur ganz gebannt in seine unterschiedlich farbigen Augen. Das eine war blau und das andere braun.

Endlich stürmte auch Heinrich auf den Flur hinaus.

»Danke, Nikolaus«, brummte er und knöpfte sich noch den Frack über der breiten Brust zu. In den letzten Jahren hatte auch er beachtliche Schultern und zudem noch ein markantes Kinn bekommen. Bald stand er Nikolaus in Stattlichkeit in nichts mehr nach. Nur, dass Heinrich kleiner war als er selbst. Außerdem waren seine Haare heller, er hatte diese steile Denkerfalte zwischen seinen Augenbrauen und einen dichten Bart an Oberlippe und Kinn. Kaum glaubte Nikolaus, dass er erst nächste Woche 19 Jahre alt werden würde, so erwachsen sah Heinrich bereits aus.

»Auch verschlafen, kleiner Bruder?« Peter lächelte Heinrich spitzbübisch zu und versuchte gleichzeitig, seine eigenen Haare mit der Hand notdürftig zu ordnen.

»Ich habe wohl letzte Nacht zu lang in meinen Abhandlungen gelesen«, erklärte Heinrich zerknirscht.

»Nun macht schon«, rief Nikolaus und ging voran. »Wir haben heute viel vor!«

Er hörte, dass seine Brüder ihm folgten und sich dabei tuschelnd miteinander unterhielten. Das würde sich wohl nie ändern, dachte Nikolaus: Der lustige Peter und der grüblerische Heinrich waren eine Einheit. Schon als Kinder hatten sie zu zweit ständig Streiche ausgeheckt. Obwohl Nikolaus nur zwei Jahre älter war als Peter und drei Jahre älter als Heinrich, kam er sich neben den beiden noch heute wie der einzig Erwachsene vor.

»Es ist aber auch verführerisch, am frühen Morgen nicht zum miesepetrigen Backe zu müssen«, flüsterte Heinrich Peter zu.

»Oh, seine wehleidigen Ausschweifungen über die internationale Politik habe ich im Ausland wirklich nicht vermisst.«

»Nein? Und was ist mit seinem Mundgeruch, wenn er sich weit zu dir vorbeugt und dich fragt, welche außenpolitischen Erfolge und Rückschläge Napoleon III. in den letzten Jahren zu verzeichnen hatte?«

Nun lispelte Peter mit hoher, abgehackter Stimme: »Herr Stollwerck, wo hat der Franzose gesiegt? Wo hat der Franzose verloren? Was soll Preußen tun?«

Nikolaus konnte die Reaktion zwar nicht sehen, doch er ahnte, dass Heinrich grinste.

»Ihr sollt euch beeilen und nicht tratschen!«, tadelte Nikolaus seine Brüder und unterdrückte ein Grinsen. So kindisch sie manchmal auch waren – er hatte sie vermisst. Nun stieg er die breite Treppe hinunter, lief quer durch das Foyer mit den hohen Wänden, den gewaltigen Zierpflanzen und der rot-gelb gemusterten Tapete.

»Guten Morgen, Betty«, grüßte er das Kindermädchen, das er schon immer sehr gemocht hatte und das nun tadelnd mit dem Kopf schüttelte. Sicher war Betty nicht entgangen, dass die drei Brüder zu spät dran waren. Alt war Betty geworden, dachte er unwillkürlich, als er im Vorbeigehen ihren faltigen Hals sah. Doch er wollte nicht darüber nachdenken, was das bedeutete.

»Elise, die Fiese, guten Morgen!«, rief Peter und winkte der kleinen Schwester Elisabeth überschwänglich zu, die gerade aus der schon geöffneten Haustür hinaustreten wollte. Sie drehte sich noch einmal zu den Brüdern um und seufzte. Sie war erst dreizehn Jahre alt, führte sich in letzter Zeit aber auf wie eine Erwachsene.

»Seid ihr endlich wach geworden?«, rief sie und stemmte die Hände in die Hüften. Da tauchte auch die zwei Jahre ältere Schwester Cartharina mit dem blassen, zarten Gesicht und den blonden, hochgedrehten Haaren in der Tür auf.

»Elisabeth, du weißt doch, unsere Herren Brüder sind unverbesserlich.« Ein Lächeln konnte sie offensichtlich aber nicht unterdrücken. »Komm schon, unsere Kutsche steht bereit!«

Waren ihre Augen heute noch stärker von diesem sanften Hellrot umrandet als sonst? Nikolaus versuchte, sich nicht schon wieder um ihre Gesundheit zu sorgen.

»Und was lernt ihr heute in der höheren Töchterschule? Knicksen? Nicken? Lächeln?«, neckte Peter sie. Die drei Brüder wussten genau, wie sehr Elisabeth diese Schule liebte und welche Abneigungen Cartharina gleichzeitig gegen den Unterricht hegte.

»Heute steht Stricken auf dem Plan, es wird sicher wundervoll«, sagte Elisabeth betont würdevoll, während Cartharina mit den Augen rollte.

»Vielleicht verunglückt ja unsere Kutsche«, flüsterte sie.

»Was sagst du, Cartharina?«, flötete die kleine Elisabeth.

»Nichts, nichts. Wir müssen wirklich los, Elisabeth. Einen schönen Tag euch!«

Schon waren sie verschwunden, und die Tür wurde hinter ihnen zugeschlagen.

»Kommt ihr jetzt endlich?«, brummte Nikolaus und führte seine Brüder den Gang hinunter bis zur Küche. Einen wichtigen Tag wie den heutigen sollte man unbedingt mit einem guten Frühstück beginnen.

Er schob die Tür auf und wollte die Köchin Minna bitten, ihnen schnell etwas zuzubereiten, doch noch bevor er den Mund öffnen konnte, stockte er. In der großen Küche mit dem gewaltigen Feuerherd voller Klappen und Schubladen, den vielen Schüsseln und Löffeln, die aufgereiht an der Wand hingen, den Regalen, in denen sich das Porzellangeschirr stapelte, und dem langen Tisch für das Dienstpersonal stand nicht nur wie erwartet die Köchin Minna – die vielleicht größte Frau der Welt –, sondern auch ihre Mutter Anna Sophia. Langsam drehte sie sich um. Auf ihrem Arm hielt sie die fast einjährige Tochter Therese. Immer wenn Nikolaus das kleine Mädchen mit den winzigen blonden Löckchen sah, versetzte es ihm einen Stich. Wie hatten seine Eltern sie nur auf diesen Namen taufen lassen können?

»Meine lieben Söhne, seid ihr nicht ein wenig spät dran?«

Einen Moment sah Anna Sophia die drei streng an und blinzelte noch langsamer als sonst. »Sogar Nikolaus! Von dir bin ich das gar nicht gewohnt …«

Ihre Haare waren nachlässig hochgesteckt, der Morgen hatte sie bereits zerzaust, doch ihre weichen Wangen glänzten, und ihre Lippen waren hellrot. Die kleine Therese schaute ihnen einen Moment interessiert entgegen, streckte ein Ärmchen nach ihnen aus und schmiegte ihr Gesicht dann doch an den Hals ihrer Mutter, an dem ein kleines Amulett baumelte. Ihre Beinchen strampelten und brachten die Kräuterschere zum Schwingen, die wie so oft an Anna Sophias Rock hing.

»Es ist unsere Schuld, Nikolaus hat auf uns gewartet«, brummte Heinrich und schob die Hände in die Hosentaschen.

»Es tut uns leid, wir geloben Besserung, wirklich!«, beteuerte Peter. »Wir waren nur schon wieder so schrecklich müde.«

Endlich huschte ein mildes Lächeln über ihr Gesicht. Ihrem Liebling Peter konnte sie nie widerstehen, dachte Nikolaus und ärgerte sich über den Neid, den er dabei empfand.

Seine Mutter trat zur Seite und zeigte auf drei Teller. Darauf lagen herrlich duftendes Kaiserweck, Mettwurst und Butter, daneben standen drei Tassen Kaffee. Er dampfte noch. Woher wusste ihre Mutter nur immer, wann sie auftauchen würden? Schon war der Neid wie weggeblasen.

»Du bist eine Wucht«, entfuhr es Nikolaus.

»Sagenhaft«, brummte auch Heinrich.

»Hach, Mama!«, pflichtete ihnen Peter bei.

Sie beugten sich über den Tisch und wollten das Essen im Stehen hinunterstürzen.

»Immer mit der Ruhe!« Anna Sophia lachte. »Setzt euch bitte. Minna, lässt du uns einen Moment allein? Und könntest du Therese zu Betty und den Kindern bringen? Sie ist heute mit Ludwig und Carl im Garten.«

Die hochgewachsene Köchin nickte, nahm das Kind auf den Arm, das sofort anfing zu weinen, und verließ den Raum. Nikolaus, Heinrich und Peter sahen ihre Mutter überrascht an.

»Nun, eigentlich sollte ich darüber nicht mit euch sprechen, ich denke aber, Offenheit ist für alle in diesem Zusammenhang das Beste. Peter, du warst ein halbes Jahr in Paris.

Und Heinrich, das Gleiche steht für dich an, um deine Ausbildung abzuschließen.«

»Und danach steigen wir gemeinsam mit Nikolaus in Papas Firma ein.« Peter kaute auf einem Stück Kaiserweck, und Nikolaus wunderte sich darüber, wie selbstverständlich diese Worte aus seinem Mund klangen. Manchmal hatte Nikolaus nämlich das Gefühl, der Bruder würde den Eintritt in die Firma eigentlich ganz gern noch ein wenig hinausschieben und bis dahin das unstete Leben genießen. Er war im Herzen ein Lebemann, eine Firma wie Stollwerck bedurfte hingegen viel Disziplin. Nikolaus wusste das und war im Gegensatz zu Peter schon heute bereit, alle nötigen Opfer zu bringen.

»Es wäre sicher das Beste, ja«, antwortete Anna Sophia. »Für euch, für die Firma und für euren Vater. Aber euer Verhalten in den letzten Tagen war dem nicht gerade zuträglich.«

Nikolaus öffnete schon den Mund, um zu protestieren, doch beschwichtigend tätschelte Anna Sophia ihm die Hand. »Damit meine ich natürlich nicht dich, Nikolaus.«

»Unser Verhalten?«, fragte Peter in gekränktem Tonfall.

»Muss ich euch das wirklich erklären?« Anna Sophia verzog bedauernd das Gesicht. Kurz sahen sich die jüngeren Brüder an und schluckten sichtlich.

»Ihr habt fast jeden Tag verschlafen, tollt hier durch die Gänge wie kleine Jungen, ärgert eure Schwestern, wo ihr nur könnt, und zieht hinter Franz' Rücken Grimassen. Nur Nikolaus kann euch hin und wieder zur Vernunft bringen! Euer Vater und ich sind doch ein wenig … irritiert. Wir haben euch aufs Internat geschickt, damit ihr zu verantwortungsbewussten jungen Männern heranwachst, unser Familienunternehmen tatkräftig unterstützen und eines Tages mit Nikolaus übernehmen könnt. Ich bin mir sicher, dass ihr alle Fähigkeiten dafür mitbringt und viel gelernt habt. Doch ihr müsst euch nun auch selbst dazu entscheiden, diesen Weg einzuschlagen.«

Heinrich ließ das Brot in seiner Hand sinken und sah seine Mutter nachdenklich an. »Das werden wir, Mama.«, brummte er.

»Ach, Mama.« Peter kaute geräuschvoll. »Wir freuen uns einfach so, wieder zu Hause zu sein. Ihr wisst doch, dass wir verantwortungsvoll sind, wenn es darauf ankommt! Nicht wahr, Nikolaus?«

Nikolaus schnaubte, doch ein Schmunzeln konnte er dabei nicht unterdrücken.

»Seid ihr das wirklich?« Anna Sophia zog mahnend die Augenbrauen hoch.

Peter wischte sich über den Mund und sagte etwas leiser: »Es stimmt schon, wir waren in letzter Zeit etwas … undiszipliniert. Aber du weißt doch auch: Wenn wir versuchen, Papa in der Firma zu helfen, bremst er uns. Wir sind ihm entweder zu neunmalklug oder noch viel zu unsicher. Ich glaube, er ist noch nicht soweit, uns mit einzubeziehen.«

»Unsinn, Peter! Ich weiß, dass Franz streng sein kann. Aber er hält große Stücke auf euch!«

Auch Heinrich fuhr sich mit einer Serviette über den Mund, lehnte sich zurück und spähte mit leicht zusammengekniffenen Augen zu Peter hinüber. »Mama hat recht, Peter …«

»Naja, aber seit der Sache in der Schokoladenfabrik …«

»Sprich nicht weiter«, unterbrach ihn Anna Sophia mit plötzlich scharfer Stimme.

»Wir können doch alle nichts dafür, und er tut manchmal so, als wäre es unsere Schuld!«

»Peter!«, rief Nikolaus.

Wie konnte Peter dieses Tabuthema nur ansprechen? Nikolaus musste wieder an seinen Traum denken und sah vor seinem inneren Auge Theresias kleines Gesicht zwischen den Kesseln auftauchen. Sie hätte nicht dort sein dürfen! Wieso hatte sie niemand bemerkt? Wie hatte sie sich heimlich hineinschleichen können? Sie würde noch leben, wenn die Brüder besser Acht gegeben hätten …

Auch Heinrich war auf einen Schlag blass geworden.

»Ist alles gut?«, fragte seine Mutter ihn in jetzt wieder sanfterem Ton.

Heinrich rieb sich den Schnauzbart. »Ja Mama, es ist nichts«, brummte er.

»Euer Vater und ich glauben ganz fest an euch, aber ihr müsst euch dennoch ein wenig anstrengen, habt ihr verstanden?«

»Du hast recht, Mama.« Heinrich nickte.

»So«, brummte Nikolaus und stand mit einem Ruck vom Tisch auf. »Ich bereite schon mal alles vor, ihr kommt in spätestens zehn Minuten nach!«

Er schnappte sich noch ein Brötchen und lief hinaus.

An den Wänden standen Regale voller Bücher, und der Sekretär in der Mitte bog sich unter einem Papierchaos. Franz saß dahinter und stützte die Ellenbogen auf die Knie, die Fingerspitzen hatte er auf Höhe seines Mundes aufeinander gelegt. Seine Haare und sein Backenbart waren in den letzten Jahren ergraut, und sein Bauch war gemütlich rund geworden. Nikolaus stand neben ihm und fing gerade seinen ungeduldigen Blick auf, als es endlich an der Tür klopfte und Heinrich und Peter hereinkamen.

»Einen angenehmen Morgen wünsche ich«, sagte Franz mit einem Gesichtsausdruck, der Belustigung und Tadel zugleich andeutete.

»Guten Morgen, Papa«, antwortete Heinrich.

Auch Peter murmelte eine Begrüßung und kratzte sich verlegen am Kopf.

»Sie waren verhindert und entschuldigen sich. Ist doch so, oder?«, fragte Nikolaus und sah die beiden beschwörend an.

»Ja, bitte verzeih.«

»Verstehe.« Franz nickte und sah erst Peter, dann Heinrich in die Augen. »Eure Mutter hat euch sicher schon die Leviten gelesen, habe ich recht? Na dann. Fangen wir an.«

»Ich habe etwas vorbereitet.« Nikolaus zeigte auf die kleine Sitzgruppe hinter Franz. Auf den runden Tisch hatte er kleine Teller, Gläser und eine Karaffe mit Milch gestellt.

»Papa, du bist ja der Meinung, dass wir bei der handwerklich gefertigten Schokolade bleiben sollten«, begann Nikolaus, während er seinen Zwicker zurechtrückte. »Ich kann deine Beweggründe verstehen, vor allem bezüglich der … Sicherheit der Dampfmaschinen.«

Nikolaus bemerkte, dass Heinrich neben ihm die Hände zu Fäusten ballte. Ihm war, als würde ihn dieses Thema sogar noch mehr mitnehmen als Nikolaus. Der Bruder blieb zwar gern schweigsam und distanziert, legte vor Geschäftspartnern stets eine brummige Sachlichkeit an den Tag und ließ sich nur hin und wieder, wenn es um Maschinen und Technik ging, von seiner Leidenschaft mitreißen. Doch Nikolaus wusste, dass er recht sensibel war.

»Ich denke aber, wir müssen auch weitere Kriterien berücksichtigen, wie Kosten und Stückzahl.«

»Ich weiß.« Franz rieb sich das Kinn. »Dazu habe ich einige Unterlagen von dir bekommen.«

»Genau. Zum anderen geht es um den Geschmack. Ihr wisst ja, dass bei der handwerklichen Fertigung häufig Rohstoffe anbrennen oder Schweiß und Haare die Masse verschmutzen, was wiederum durch stärkeres Würzen ausgeglichen wird. Das ist nicht nur teuer, sondern auch geschmacklich von Nachteil.«

»Was zu beweisen wäre«, warf Franz ein.

»Ganz genau. Deswegen habe ich zwei verschiedene Tafeln unserer Schokolade sowie eine Tafel Dampfschokolade besorgt.«

Sichtlich neugierig betrachteten Nikolaus' Brüder die Süßigkeiten, die vor ihnen auf den Tellern lagen. Einen großen Unterschied konnte man zwischen den verschiedenen Portionen nicht feststellen. Vielleicht war die eine etwas dunkler, die andere etwas matter, vielleicht war es auch nur das Licht.

»Ich verrate nicht, welche Schokolade von welchem Hersteller ist. Probier sie – ich denke, du wirst überrascht sein, wie gut die Dampfschokolade schmeckt, Papa.«

»Ich will doch meinen, dass ich unsere Schokolade unter Tausenden erkennen würde …«, sagte ihr Vater.

»Also, wir fangen mit diesem Teller hier an.«

Nikolaus wartete, bis die anderen sich bedient hatten, dann nahm auch er sich ein Stück. Er legte es auf seine Zunge und erkannte den vertrauten Kakaogeschmack, die krümelige, fast sandige Konsistenz, den kräftig süßen Zucker. Das Stück zerfiel sofort in viele kleine, während er kaute – jeder musste merken, dass das eindeutig Vaters Schokolade war. Wohlschmeckend, keine Frage. Aber seitdem er sie kannte, fragte er sich, ob man es nicht besser machen könnte. Er mochte es nicht, wenn die Körner zwischen seinen Zähnen knirschten und die Luftblasen in der Schokolade sie so bröselig machten. Außerdem war da, wenn man geschluckt hatte, dieser seltsame Nachgeschmack. Ölig vielleicht, nein, rußig? Und ein wenig nach Zimt.

»Mmh«, brummte ihr Vater, rieb sich das Kinn und nickte.

Nikolaus reichte die nächste herum. Sie ähnelte der ersten, nur war der Nachgeschmack anders. Diesmal erinnerte er an dunkle Erde und Salz.

»Schließlich noch diese hier.« Nikolaus verteilte Stücke vom letzten Teller.

Sicher war allen sofort klar, dass dies eine andere Schokolade war. Die Konsistenz war zwar ebenso sandig wie die Stollwercksche Schokolade, doch zerbröselte sie nicht ganz so leicht. Und, was noch viel ausschlaggebender war: Sie hatte keinen

Nachgeschmack. Nicht den geringsten! Da waren nur Kakao und Zucker, die eine wunderbare Vereinigung eingingen. Herb und süß zugleich, würzig und lieblich. So schmeckte die Zukunft, dachte er mit größer werdender Selbstsicherheit. Er beobachtete die anderen und sah, dass Peter genüsslich die Augen schloss. »Wundervoll«, sagte er. »Hast du davon noch mehr?«

Franz Stollwerck lachte leise. »Ich muss ja zugeben, dass ich stolz bin, so gewitzte Söhne zu haben. Ihr habt euch abgesprochen! Glaubt nicht, dass ich das nicht merke.« Er zwinkerte. »Ihr seid schlau, alle drei. Aber ich bin es auch! Ich habe natürlich keinen großen Unterschied geschmeckt. Seitdem eure Mutter damals die Idee hatte, Schokolade zu fertigen und gemeinsam mit unseren Bonbons zu verkaufen, werden unsere Waren ehrlich produziert, von Hand gerieben und gerührt. Bei mir explodiert kein Dampfkessel mehr, das wisst ihr doch.« Er seufzte. »So, und jetzt raus mit euch. Ich habe ein Unternehmen zu führen!«

Er stand auf, scheuchte sie nach draußen und wirkte dabei wie ein alter Mann, der teils amüsiert, teils angestrengt eine Horde Schuljungen bändigt.

Nikolaus biss die Zähne zusammen und kämpfte um seine Beherrschung. Da begegnete ihm Peters Blick, der ganz leicht mit dem Kopf schüttelte. Sie wussten alle, dass es besser wäre, nun erst mal locker zu lassen. Dann würde ihr Vater vielleicht noch einmal allein darüber nachdenken.

»Nun gut. Belassen wir es dabei …«, brummte Nikolaus und kratzte sich die Nase. »Wir machen einen kleinen Spaziergang zum Dom, die Bauarbeiten kann man sich dieser Tage gar nicht oft genug ansehen. Aber denk darüber nach, Papa. Glaub mir, wir haben uns nicht abgesprochen.«

Und als Nikolaus sich im Türrahmen noch einmal umdrehte, sah er, wie sein Vater innehielt und nachdenklich auf den dritten, leeren Teller schaute. Dann fiel die Tür zwischen ihnen ins Schloss.



»Sieh dir das an!«, rief Apollonia und fasste Maria am Unterarm. Mit der freien Hand hielt sie ihre Schute fest. Sie legte den Kopf in den Nacken und sah an der mit Ornamenten, Figuren, Mustern und Türmchen geschmückten Fassade des Kölner Doms hinauf.

»Ist das nicht unglaublich? Schau, wie hoch die Männer dort oben hämmern! Siehst du sie? Wie Köln von dort wohl aussieht? Stell dir vor, was passiert, wenn sie den Halt verlieren!«

»Entsetzlich!«, rief Maria schrill. »Komm weiter, es ist noch ein ganzes Stück.«

Die Mädchen waren auf dem Weg zum Neumarkt, wo sie für Tante Barbara Arznei holen sollten. Außerdem durften sie sich für die neue Schule im Schreibwarenladen Papier und Federn kaufen. Sie hatten nicht viel Zeit, bevor es Abendessen geben sollte, doch wie so oft konnte Apollonia ihren Blick nicht lösen. Sie liebte diesen Ort. Wann immer sie konnte, kam sie zur Westfassade, um die Bauarbeiten zu beobachten. Oder sie ging um den halbfertigen Dom herum und betrachtete den Centralbahnhof, der hier

1859 eröffnet worden war. Mitten in die Stadt fuhren seitdem dampfend und krachend Eisenbahnen und spuckten Fahrgäste aus fremden Städten aus. Sie liebte die Geräusche an diesem Ort: das Zischen und Rattern der Züge, das Gemurmel und Getrappel der Menschen, das Hämmern und Sägen der Domarbeiter, die Geschäftigkeit, die Veränderung, das Wachsen und Gedeihen dieser Stadt. Wenn sie könnte, wäre sie ständig mittendrin und würde ihre eigenen Gedanken kommen und gehen sehen. Manchmal, an ihren mutigsten Tagen, träumte sie davon, selbst in einem der Seile zu hängen, die Füße an der Fassade, ausgestattet mit Hammer und Meißel. Diesen Dom, ja, die Stadt mitzugestalten. Und dann musste sie über ihre eigene Dummheit lachen. Was hatte sie nur manchmal für absurde Gedanken? Sie blieb doch leider ein Mädchen.

Ganz oben über ihrem Kopf thronte der mittelalterliche Domkran, darunter hingen unzählige Arbeiter in Seilen, standen auf Gerüsten und schlugen auf die Fassade ein. In den letzten Jahren war der Dom so schnell in die Höhe geschossen, dass die Kölner immer wieder mit großen Augen davorstanden und es kaum fassen konnten. Auch jetzt waren Apollonia und Maria nicht die einzigen Schaulustigen an der Westfassade.

»Nun komm schon!«, rief Maria noch einmal, doch Apollonia rührte sich nicht.

»Gleich, nur einen Augenblick noch.«

»Erstaunlich, nicht wahr?«, fragte neben ihr eine tiefe Männerstimme.

»Allerdings«, antwortete Apollonia.

»Oh, Apollonia!«, wisperte Maria. »Du warst doch gar nicht gemeint.« Und in eine andere Richtung viel freundlicher: »Guten Tag, die Herren.« Maria zog an ihrem Arm. »Jetzt komm schon, Apollonia.« Und Apollonia zwang sich, endlich den Blick zu lösen. Erst schaute sie Maria, dann die drei Männer an, die neben ihnen standen. Einer von ihnen sah sie amüsiert an: Er war breit gebaut, hatte eine große, gebogene Nase, auf der ein Zwicker saß, und einen schwarzen Schnauzbart. Irgendwie kam er ihr bekannt vor.

»Ein beeindruckendes Schauspiel, nicht wahr?«, fragte er.

»Und wie! Ich könnte den Männern stundenlang zusehen.«

»Apollonia!«, zischte Maria und versuchte erneut, die Schwester mit sich zu ziehen.

»Sehr verständlich, Fräulein …?«

»Krusius. Ich heiße Apollonia Krusius.«

»Ah, Sie sind ja die Fräuleins von nebenan!«, warf ein etwas schmalerer Mann ein. »Dachte ich mir doch, dass wir uns kennen. Sehr erfreut!« Er war glatt rasiert und fuhr sich verwegen durch seine gewellten Haare. Erst auf den zweiten Blick bemerkte Apollonia, dass seine Augen unterschiedliche Farben hatten.

Etwas irritiert sah sie ihre Schwester an. Das konnten doch nicht die Stollwerck-Söhne sein?

»Vielleicht erinnern Sie sich nicht mehr. Mein Name ist Peter Stollwerck. Das ist mein großer Bruder Nikolaus, und Heinrich hier ist unser Nesthäkchen.«

Heinrichs Augen verengten sich, dann schmunzelte er unter seinem dichten Bart. »Ich bin ein Jahr jünger als er – hören Sie bitte nicht auf ihn.«

Apollonia riss die Augen auf. Hatte sie richtig gehört? Stollwerck? Die Stollwercks,

von denen die Schwestern zwei Brüder heiraten sollten? Gerade erst hatte Onkel Joseph ihr davon erzählt. Früher hatte sie die drei noch häufig gesehen, sie waren schließlich Nachbarn gewesen. Sie hatte sie als Jungen mit ungewöhnlich ernsten Gesichtern in Erinnerung gehabt. Doch dann waren sie aufs Internat gegangen, und nun standen plötzlich breitschultrige junge Männer vor ihnen. Wieso nur passierten ihr immer solche Sachen? Wenn sie keinen Schirm dabei hatte, regnete es; wenn sie ein neues Kleid kaufte, zerriss schon am ersten Tag der Saum; wenn sie etwas fallen ließ, ertappte sie immer Tante Barbara, und wenn sie ihren Lieblingsplatz in Köln besuchte, begegneten ihr ausgerechnet die Stollwercks! Sie spürte, wie ihr die Wärme in die Wangen stieg.

Sie öffnete den Mund, um sie ebenfalls zu begrüßen, doch da murmelte Heinrich Stollwerck bereits: »Wie ungewöhnlich, dass sich unsere Nachbarin für Bauarbeiten interessiert!«

»Oh, und wie ich mich dafür interessiere! Es ist unvorstellbar, was hier geleistet wird. Der Baumeister heißt Ernst Friedrich Zwirner. Er muss ein brillanter Kopf sein! Und all diese Männer dort oben setzen seine Anweisungen um, ist das zu glauben? Da muss jeder Handgriff sitzen, jeder Zentimeter ist aufeinander abgestimmt, alles wird ständig überprüft.« Apollonia wunderte sich selbst ein wenig darüber, was da aus ihr heraussprudelte. So ging es ihr oft: Meist traute sie sich vor Fremden überhaupt nicht, den Mund aufzumachen, und wenn es ihr dann doch passierte, drängten die Worte so stürmisch über ihre Zunge, als wären sie dort seit Wochen eingesperrt gewesen. Dabei sollten Fräuleins doch gar nicht so viel reden. Das hatte ihr schon ihre Mutter immer wieder eingebläut. *Egal, was dein Vater sagt, du bist nun mal ein Mädchen, und irgendwann möchtest auch du einmal heiraten. Also musst du dich auch dementsprechend verhalten*, hatte sie gemahnt.

»Apollonia!«, zischte Maria schon wieder, und schnell schloss sie die Lippen. Sie hatte ja recht.

»Wir müssen dann mal. Auf Wiedersehen, die Herren«, sagte Apollonia, nickte ihnen zu und ging mit ihrer Schwester die Straße hinunter.

## 3. Kapitel

Kaspar Rockstroh wusste nicht mehr, welcher Tag heute war. Oder welches Jahr. Seine Augen suchten auf dem Meer nach irgendeinem Anhaltspunkt, doch die Wasseroberfläche lag glatt da wie ein Spiegel. Da war nichts, an dem sich sein Blick festhalten könnte. Keine Felsen, an dem sich Wellen brechen würden, weit und breit kein Land, das den Horizont vom Himmel trennte, keine Sonne, sondern nur diese graue, konturlose Wolkenmasse, die sich im Meer spiegelte und die Welt verschwinden zu lassen drohte. Er würde so gern wie früher in den Himmel schauen, die unterschiedlichen, sich wandelnden Farben bewundern und sich in die Ferne träumen. Doch da war nichts als Grau, das ihn einhüllte. Was blieb zu träumen übrig, wenn man die Ferne längst erreicht hatte?

Kaspar hing in den Seilen, ihm war heiß und kalt gleichzeitig, und Übelkeit lag ihm bitter auf der Zunge.

»Hee, alles gut, Mann?«, rief Eddi zu ihm herüber.

»Ja, ja«, brummte er, löste sich von den Tauen und taumelte zur Reling hinüber. Er starrte auf seine Hand. Was war nur mit seiner Hand? Da tauchte plötzlich, wie von Poseidon heraufbeschworen, der Kölner Hafen vor ihm auf! Kaspar sah wieder die Käsetürme, Zuckersäcke und Tuchhändler, die er damals, vor so vielen Jahren, gesehen hatte, die Stadtmauer und dahinter den halbfertigen Dom. Er erinnerte sich wieder daran, wie inständig er gehofft hatte, Emma Mertens würde doch noch am Hafen auftauchen. Er hatte sich vorgestellt, sie würde durch das Stadttor und quer über den Platz rennen, um dann in den Rhein zu springen und zu ihm aufs Schiff zu kommen. Natürlich war das Unfug. Stattdessen rannten lediglich die Polizisten über den Platz, die Victor Mertens auf ihn gehetzt hatte. Emmas Halbbruder hatte ihn, den einfachen Kutscher, mit ihr zusammen erwischt. Was wäre wohl passiert, wenn er sich den Polizisten gestellt hätte? Ob sie ihn wirklich ins Gefängnis geworfen hätten? Vielleicht wäre alles auch ganz anders ausgegangen. Möglicherweise hätte Emma ein gutes Wort für ihn einlegen können, sie hätten weiterhin gemeinsam in einer Stadt gelebt und sich heimlich gesehen. Er hätte dort bleiben sollen! Was war er nur für ein Feigling gewesen?

»Wartet!«, schrie er. »Halt, ich muss zurück!«

Doch der Rhein floss immer schneller, riss das Schiff mit sich, und der Hafen wurde kleiner und kleiner. Kaspar hielt sich an der Reling fest. Seine Hand, dachte er, war nicht irgendetwas mit seiner Hand? Und dann sah er, dass seine Finger sich nicht um die Reling krallten, sondern um ein Stück Brot.

»Lass mich, das ist meins!«, rief er und erkannte sich selbst nicht wieder. Er war plötzlich in einer Scheune, in der es nach Schweiß, Urin und Exkrementen stank. Er konnte es riechen, obwohl er durch den Mund atmete, so beißend war die Luft. Um ihn herum drängten sich Menschen dicht an dicht, wohin er auch schaute. Sie hockten auf und unter Holzpritschen, berührten die Rücken und Ellenbogen der anderen, ohne es zu

wollen, und stierten auf das bisschen Essen, das einzelne von ihnen ergattert hatten.

»Wenn du mir dein Brot gibst, lass ich dir beim nächsten Schiff den Vortritt«, bettelte ein ausgemergelter Mann.

»Das wirst du nicht tun«, gab Kaspar leise zurück. Er meinte es nicht böse, es war einfach eine Feststellung. Wenn das nächste Schiff Auswanderer mitnähme, würden sich die Massen über den Steg drängen, und niemand würde wegen eines Brots zurücktreten. Außerdem musste Kaspar dringend essen. Seit Tagen hatte er kaum etwas bekommen. Sämtliche Scheunen und Dachböden am Hafen waren voller Menschen, die von Amerika träumten und sogar schon Fahrkarten in den Taschen hatten, aber noch auf einen Platz auf einem der Segelboote warteten. Verpflegung gab es kaum. Außerdem hatte Kaspar so viel Geld für Emmas und seine Plätze auf dem Schiff ausgegeben, dass er sparsam sein musste.

Während er abbiss und kaute, fragte er sich mal wieder, ob er Emmas Karte nicht verkaufen sollte. Sie würde ja doch nicht mehr kommen.

»Feuer!«, schrie irgendjemand, und Kaspar wirbelte herum. Er stand wieder an der Reling, doch es war ein anderes Schiff, die Segel waren eingeholt, der Himmel blau – bis auf die schwarze Rauchwolke, die hinauf drängte. Die Flammen sah er erst später. Sie züngelten aus dem Bottich voller Teer, mit dem das Deck desinfiziert werden sollte. Die Cholera war bereits in der zweiten Woche der Überfahrt nach Amerika mit einer solchen Heftigkeit ausgebrochen, dass die Besatzung zu drastischen Maßnahmen griff.

»Feuer!«, schrien die Menschen wieder und wieder, panisch begannen sie, Wasser zu schöpfen.

»Nein!«, schrie Kaspar. »Teer kann man nicht mit Wasser löschen!«

Doch es war zu spät, es spritzte bereits auf die Flammen zu und fachte sie weiter an. Schon züngelten sie an einem dicken Mast empor, und auf Deck fraß sich die Glut von Planke zu Planke. Die Schreie der Passagiere, die gerade noch von einem neuen Leben geträumt hatten, übertönten das Knistern und Explodieren des Brandes, bis ein zusammengerolltes Segel hoch oben in der Luft Feuer fing und ein Mast brach. Er fiel, es krachte und schepperte, Kisten brachen entzwei, Seeleute wurden begraben. Panisch drängten immer mehr Menschen an Deck und zu den Rettungsbooten, und Kaspar ahnte, dass er nicht nach Amerika kommen würde. Nicht mit diesem Schiff. Nicht in diesem Leben. Er kletterte auf die Reling, sah noch einmal ins Feuer, dann weit aufs Meer hinaus und nah unter sich, wo gerade eines der Rettungsboote zu Wasser gelassen wurde.

»Hau-ruck, Hau-ruck«, rief ein Matrose, doch die Männer dachten gar nicht daran, auf ihn zu hören, sondern ließen es schnell und unkontrolliert hinab. Kaspar musste sich beeilen.

»Was zur Hölle!« Ein kräftiger Arm riss ihn zurück. »Was soll das?«

Kaspar taumelte. Sein Blickfeld verengte sich, der Himmel war plötzlich wieder grau, das Schiff brannte nicht mehr, es war viel kleiner als vorhin noch. Ein anderes, dachte er. Es war ein ganz anderes Jahr. Die Wolken schienen zu flackern wie eine Kerze – die plötzlich erlosch.

Als Kaspar wieder zu sich kam, lag er auf dem Rücken. Er schaute in das breite Gesicht von Smutje Osmar. Sein grauer Bart wuchs ihm kreuz und quer im Gesicht, er schien sogar aus seinen Ohren und seiner Nase zu wuchern.

»Was machst du denn hier?«, fragte Kaspar auf Portugiesisch. Der humpelnde Schiffskoch verließ die Kombüse doch so gut wie nie. Erst einen Moment später fiel Kaspar auf: Das hatte Osmar auch diesmal nicht getan.

»Nein, nein, mein Freund. Ich bin, wo ich sein sollte. Die Frage ist doch eher: Was machst du hier bei mir?«, antwortete er, ebenfalls in seiner Landessprache. »Kippst an Deck einfach aus den Latschen! Beek und Eddi haben dich zum Glück sofort hergetragen – du kannst froh sein, dass der Kapitän nichts gemerkt hat! Liegst einfach auf der faulen Haut! Der hätte dich noch gekielholt, das sag ich dir!«

Leise ächzend richtete Kaspar sich auf. Er lag auf dem Holzboden vor Osmars Feuerherd, zwischen Tisch und Topfregal. Wieso nur war ihm so schwindelig?

»Mir … ist nicht gut«, sagte er und sank schon wieder zurück. Seine Hand, dachte er. Sie brannte wie Feuer! Langsam hob er sie vor die Augen und verzog das Gesicht. Quer über die Innenfläche zog sich ein tiefroter Striemen, aus dem gelbliche Flüssigkeit quoll. Die Wunde hätte längst verheilen müssen. Mittlerweile war es Wochen her, dass er die Segel hatte einholen müssen und ihn eine Welle von den Füßen gehoben hatte. Er hatte sich am Tau festgehalten, doch seine Haut war von den vielen Monaten auf hoher See, von der salzigen Luft, der Hitze und der Kälte, von dem Essen, das in letzter Zeit nur noch aus altem Brot und getrockneten Linsen bestanden hatte, so trocken geworden, dass sie nicht hielt. Wie altes Papier riss sie unter dem Seil. Erst schwoll sie an, so dass er die Finger nicht mehr ohne Schmerzen bewegen konnte. Dann sprang die Wunde erneut auf, blutete, nässte und eiterte. Nun schien sie um sich zu greifen, seine Finger waren schon rot, sein Arm war heiß, und das Fieber musste in seinem Kopf angekommen sein. Er atmete tief durch. Wieso nur musste er sich immer wieder so deutlich an die vergangenen zehn Jahre erinnern? Daran, wie seine Träume von einem Leben mit Emma in der neuen Welt gescheitert und in Flammen aufgegangen waren? Er hatte seinen Grashalm ausgespuckt, seinen alten Schlapphut in einem Sack verstaut und als Seejunge auf einem Frachtschiff angeheuert, die Böden gewienert, die Schlachttiere unter Deck versorgt, über die Reling gekotzt und Säcke voller Kaffee und Kakao aus den Kolonien geschleppt. Eine Rückkehr war für ihn ausgeschlossen gewesen. Sicherlich hatte Emmas Halbbruder sie so schnell wie möglich verheiratet. Kaspar könnte es nicht ertragen, in ihrer Nähe zu sein, ohne sie sehen zu dürfen. Die Jahre waren vergangen, aus dem unerfahrenen Seejungen war ein Seemann geworden, dessen früher so naseweises Gesicht von der Luft und der Sonne braun gegerbt worden war. Nur noch selten schaute er hier in den Himmel. Als Bauernjunge in seinem alten Dorf hatte er ständig die Farben der Natur bewundert und war dabei gegen Schubkarren gelaufen oder hatte Melkhocker umgeworfen. Doch von diesem einst so verträumten, naiven Jungen war kaum etwas übrig. Die wenigen Male, in denen er Gelegenheit hatte, in einen Spiegel zu schauen, erschreckten ihn. Falten zogen sich durch Stirn und Schläfen, seine Augen schauten stechend blau in die Welt – oder eher

an der Welt vorbei – und die Wangen waren verdeckt von seinem sonnenbleichen Vollbart.

Er hatte sich mit dem schlauen Eddi und dem kräftigen Beek angefreundet, spielte stundenlang Karten mit dem alten Osmar, um nicht zu viel nachdenken zu müssen, freute sich auf die wenigen Landgänge in Amsterdam, Bremerhaven oder in den Kolonien, doch trotz der Ablenkung blieb die Sehnsucht nach Emma Mertens.

Mit aller Macht kämpfte er dagegen an, nicht auch noch an Lina zu denken. An seine Tochter, die ihm vor so vielen Jahren, in einem anderen Leben, entrissen worden war. So lange hatte er sie gesucht und doch nicht gefunden. Er hatte für sie einen Mord begangen, seine Heimat verlassen und ganz Köln durchkämmt. Langsam krempelte er mit der gesunden Hand seinen Ärmel hoch und starrte auf die Innenseite seines Unterarms. Die Tätowierung hatte er sich an einem fremden Hafen machen lassen, vor vielen Jahren. Aus Angst, er könnte ihr Kindergesicht vergessen. Nun strich er mit dem Daumen über die trotzig herabhängenden Mundwinkel, die neugierigen Augen und das schwarze Muttermal über der Lippe, das er sich tief unter die Haut hatte stechen lassen.

»Du musst etwas essen«, brummte Osmar.

Noch einmal versuchte Kaspar, sich aufzurichten, und sah, wie der Schiffskoch sich an einer Blechdose zu schaffen machte.

»Oh, bitte nicht schon wieder den Schiffszwieback!«, stöhnte Kaspar.

»Ich hab nur noch den. Und Linsen. Wir hätten schon vor Tagen in São Tomé ankommen müssen …«

Er nahm das doppelt gebackene, schon vor Wochen ungenießbar gewordene Brot aus der Büchse, klopfte ein paar Mal mit einem Löffel dagegen, so dass die ersten Maden herausfielen. Dann brach er ein Stück ab und warf es in eine Schüssel Kaffee.

Kaspar verzog das Gesicht. »Ich kann es nicht mehr sehen!«

»Du musst es ja auch nicht angucken. Nur essen.«

Osmar holte den weichen Schiffszwieback wieder heraus, schöpfte die Maden, die herausgekrochen waren, ab und gab Kaspar das weiche Brot in die gesunde Hand.

Kaspar seufzte, doch ihm war noch immer so schwindelig, dass er wohl besser auf Osmar hören sollte. Er stopfte sich den Zwieback in den Mund und versuchte, nicht allzu lang zu kauen, um den modrigen Geschmack schnell wieder loszuwerden.

»Lass mich deine Hand ansehen.« Osmar kniete sich zu ihm hinunter und griff nach Kaspars Arm. »Herrgott noch eins!« Er schüttelte den Kopf. »Du brauchst dringend einen Arzt. Hoffentlich gibt es zumindest sowas Ähnliches auf São Tomé!«

»Ich gehe zu José. Er ist ein guter Freund von mir, er bringt mich zu einem Arzt auf der Kakaoplantage, weißt du noch?«

Wieder packte Kaspar der Schwindel, und müde sank er zurück auf den Holzboden.

Die Tage, bis sie endlich den Hafen der Insel erreichten, erlebte Kaspar im Dämmerzustand. Eddi und Beek schafften ihn in die Logis und hievten ihn gemeinsam in seine Hängematte. Sogar der Kapitän sah kurz nach ihm, um sich zu vergewissern, dass

er tatsächlich nicht mehr an Deck zu gebrauchen war.

»Liegt hier auf der faulen Haut und frisst unsere letzten Vorräte weg!«, knurrte er, doch Eddi, Beek und Osmar hielten ihn davon ab, Kaspar einfach über Bord werfen zu lassen. Stattdessen dämmerte er in seiner Hängematte dahin, schaukelte mit den Wellen, spürte die Hitze, die unter Deck beinahe unerträglich wurde, roch den Mief der stinkenden Mannschaft und hörte ihre portugiesischen und englischen Seemannslieder, die sie beim Ziehen, Abpumpen oder Entspannen sangen.

Abends brachte ihm Beek Schiffszwieback, mischte die Karten und fragte ihn, wie er sich fühlte.

»Wenn wir ankommen und du José nirgends siehst, setzt du mich einfach in den Zug«, sagte Kaspar. »Zur *Roça Rio do Ouro*. Sie liegt im Norden, mitten in den Wäldern. Dort arbeitet er, kannst du dir das merken?«

Beek zuckte mit den gewaltigen Schultern und schob die aufgeplatzte Unterlippe vor. »Ich kann kein Portugiesisch, das weißt du.«

Kaspar blinzelte ein paar Mal, um die richtige Karte zu erkennen und ablegen zu können. »Du fährst seit fünf Jahren zwischen Portugal und Saõ Tomé hin und her!«

»Ja und? Hauptsache, ich verstehe die Kommandos an Deck.«

Kaspar musste grinsen. Beek war bereits an seiner Seite gewesen, als sie noch zwischen Bremerhaven und Portugal segelten, und er hatte mit ihm mehr aus Treue zu Kaspar als aus Abenteuerlust auf der *Renita* angeheuert, die weiter gen Süden fuhr. Eddi hatte sie am Hafen angesprochen und von der Reise überzeugt. Der Hamburger fuhr schon länger Saõ Tomé an und schwor auf dieses afrikanische Paradies. Und irgendwie waren dann auch Kaspar und Beek auf der *Renita* hängen geblieben.

»Wie heißt diese *Roça* noch mal?«, fragte Beek nun.

»*Rio do Ouro*. Quelle des Goldes.«

»Was soll denn so ein Name?« Wieder kratzte Beek sich den Kopf. Seife war auf dem Schiff längst aufgebraucht, und mittlerweile juckte es die gesamte Besatzung an zahlreichen Körperstellen.

»Sie bauen dort Kakao an. Der ist für die Pflanzer goldwert. In Europa wird Schokolade immer beliebter.«

»Wieso weißt du so etwas? Ich gehe in Saõ Tomé an Land, genehmige mir ein paar ordentliche Mahlzeiten, gucke mir die schönen Frauen an und genieße das Leben. Und bevor wir den Anker hissen, wuchte ich die Kakaosäcke ins Schiff. Warum zur Hölle kannst du hier so klugscheißen?«

»Wegen José«, sagte Kaspar und stach mit seinem Blatt das von Beek. Der stöhnte auf und sammelte die Karten ein.

Kaspar hatte José im ersten Jahr in der Schenke am Hafen kennengelernt, die die Inselbewohner nur *pousada* nannten. Er war ein feiner Kerl. Halb Portugiese, halb Afrikaner. Er war als Sklave geboren worden, aber sein weißer Vater hatte ihn aus den Baracken geholt und als Zugführer angestellt. Er fuhr zwischen der größten Kakaoplantage des Landes und dem Hafen hin und her.

»Wenn er hört, dass die *Renita* anlegt, kommt er zum *pousada,* um mit mir ein *cerveja*

zu trinken.«

»Könntest du bitte einfach Wirtshaus und Bier sagen?« Beek verschränkte die Arme.

»Zwei Wörter kannst du schon.« Kaspar nickte in gespielter Anerkennung. »Er hat mir viel erzählt von dieser Insel. Sie war lange unbewohnt. Bis die Portugiesen gekommen sind, um dort mit Sklaven zu handeln und Plantagen für Zuckerrohr, Kaffee und Kakao anzulegen.«

»Gut, gut, genug Klugscheißerei für heute, mein Freund. Du musst schlafen.«

Kaspar nickte. Das Gespräch und das Kartenspiel hatten ihn ein wenig von seinen Schmerzen abgelenkt, doch sein ganzer Arm pulsierte. Beinahe augenblicklich fiel er wieder in einen unruhigen, fiebrigen Schlaf.

Erst die Schreie der Besatzung brachten Kaspar wieder zur Besinnung. Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, er hörte nur die Erleichterung und zugleich die Müdigkeit in den Stimmen über sich.

»Land in Sicht!«

»Seht ihr das?«

»Es ist das verdammte Paradies, schaut euch diese grünen Wälder und weißen Strände an!«

»Dieser Berg!«

»Das ist ein Vulkan, Dummkopf!«

»Endlich wieder Fleisch! Und sauberes Wasser! Und Weiber! Ich kann sie schon riechen!«

»Da gibt’s nur Wilde, das weißt du?«

»Umso besser!«

Die Matrosen lachten schallend, und Kaspar verzog das Gesicht. Er hasste diese Stimmung der Männer. Es war, als wollten sie die Brutalität der See, die sie in den vergangenen Monaten erfahren hatten, nun mit an Land nehmen. Er schaute sich um: Ihre wenigen Sachen hatten sie wohl schon bei sich. Sie würden ihn hier unten doch nicht vergessen? Kaspars Zustand hatte sich in den letzten Tagen so sehr verschlechtert, dass er nicht wusste, wie lang er noch durchhalten würde. Er schaute zur Treppe hinauf, doch keines der zerschundenen Paar Stiefel trat in sein Blickfeld.

»Eddi?«, rief er. »Beek?«

Über ihm hörte er nur lautes Lachen. Mühsam richtete Kaspar sich auf, schob mit aller Kraft die Beine über die Hängematte und ließ sich hinunter gleiten. Er taumelte – und fiel Osmar in die Arme.

»Dachte ich’s mir doch! Die sind völlig von Sinnen da oben. Komm, ich helfe dir.«

Die Sonne war so hell, dass Kaspar sich den gesunden Arm vor die Augen hielt. Es roch nach frischem Fisch und dunkler Erde.

»O verdammt! ’Tschuldige, Mann!« Eddi und Beek hasteten gerade über den Steg zurück auf sie zu. »Fast hätten wir dich vergessen!«

»Niemals hätte uns das passieren können. Glaub Beek kein Wort, wir … mussten nur schon mal kurz gucken, ob wir José irgendwo sehen!«, rief Eddi und löste Osmar ab, der

ihn bis an Deck gestützt hatte.

»Und? Habt ihr ihn gefunden?«

»Noch nicht, mein Freund. Aber sicher gleich.«

Er legte sich Kaspars Arm über die Schultern, Beek nahm den anderen, und gemeinsam wuchteten sie ihn über den schmalen Holzsteg an Land.

Osmar, Eddi und Beek grüßten die wenigen Weißen, die am Hafen an ihnen vorbeikamen, und fragten nach José. Die meisten schüttelten nur den Kopf.

»Wer soll das sein?«, fragte ein portugiesischer Kaufmann achselzuckend. »Wir haben hier einige Josés.«

»Er ist Zugführer von dieser *Roça*. Wie heißt sie noch gleich?«

»*Rio do Ouro*«, krächzte Kaspar.

»Fragt doch mal drüben beim Bahnhof nach.«

Also schleppten die Männer Kaspar in die Richtung, in die der Kaufmann gezeigt hatte. Dort trafen sie endlich auf einen kleinen Mann, der nicht sofort den Kopf schüttelte. Er hatte dunkle Haut und ein trauriges Lächeln auf den Lippen.

»Ihr sucht José?« Er schüttelte langsam den Kopf.

»Kennen Sie ihn nicht?«, fragte Eddi auf Portugiesisch.

»Was sagt er?« Beek runzelte die Stirn.

»Die Insel ist klein, natürlich kenne ich ihn, den armen Kerl.«

»Er ist mein Freund. Was ist mit ihm?« Kaspar bemühte sich, dem Mann ins Gesicht zu schauen und sich auf den Füßen zu halten.

»Er war ein guter Mann. Aber er hätte Imani nicht so sehr lieben sollen.«

Kaspar schluckte. Dass José seit vielen Jahren heimlich ein Verhältnis mit einer Sklavin der *Roça* hatte, wusste er. Doch bisher war das Paar immer vorsichtig gewesen.

»Was hat er getan?«

»Sie war wieder schwanger. Vielleicht wollten die beiden deswegen wegrennen. Doch die Turmwache hat sie gesehen, und natürlich hat sie geschossen.«

In Kaspars Ohren rauschte es. »Geht es ihm gut?«

»Imani haben sie noch nicht erwischt. Aber José war sofort tot.«

Und in diesem Moment versagten Kaspar die Knie.

## 4. Kapitel

»Dieses Theater hat seine besten Tage wirklich hinter sich«, sagte Onkel Joseph und schüttelte den Kopf.

Apollonia wusste nicht so recht, was er meinte. Auf sie wirkte das Gebäude in der Kölner Bayenstraße nach wie vor herrschaftlich. Mit offenem Mund betrachtete sie die doppelten Säulen, die in geschwungenen Bögen zusammenliefen, die reich geschmückte Fassade, die Torbögen, in denen exotische Palmen ausgestellt waren, den riesigen, sechszackigen Stern und den geschwungenen Schriftzug unter dem spitzen Dach: »Königshalle«.

»Es sieht doch phantastisch aus«, sagte sie.

»Ach, ihr wisst ja gar nicht, wie das früher war! Vor zehn Jahren hat Franz ein Kaffeehaus mit Theater betrieben. Das waren noch Zeiten … Leider ist es damals abgebrannt. Ich hatte so gehofft, dass die Königshalle ein ähnlich inspirierender Ort werden könnte wie das Deutsche Kaffeehaus. Doch zuerst ist die Bühne zusammengebrochen, und dann ist das Interesse der Stadt an Franz' Schauspieltruppe gesunken. Vielleicht ist die Halle einfach zu groß geraten. Es macht doch nicht viel Freude, in einem halb leeren Theaterhaus zu sitzen. Und schaut, überall bröckelt der Putz.«

»Ach Joseph, lass uns bitte den Abend genießen!« Tante Barbara tätschelte ihm den Unterarm.

»Du hast ja recht. Sicherlich wird es etwas ganz Besonderes, bei diesen exotischen Gästen!«

Apollonia hatte sich bereits seit Tagen auf heute Abend gefreut. Immer wieder hatte sie den Namen der Akrobaten vor sich hingeflüstert, die heute auftreten sollten: die *Japanischen Automaten*. Es kribbelte in ihrem ganzen Körper, wenn sie nur daran dachte. Sie hatte noch nie einen Japaner gesehen, schließlich hatte sich Japan erst vor wenigen Jahren für die Außenwelt geöffnet. Zwar war eine japanische Delegation vor Kurzem durch Köln gereist, doch Apollonia und Maria hatten währenddessen Klavierunterricht gehabt und dieses Schauspiel verpasst. Hinterher hörten sie die wildesten Behauptungen: Die Menschen seien so klein wie Kinder, und ihre Haut sei so gelb wie die Sonne!

Doch noch mehr als den ersten Teil des Namens interessierte Apollonia der zweite: *Automaten*. Wie sehr sie die Vorstellung faszinierte, diesen Akrobaten könnte etwas Mechanisches innewohnen. Eine Logik, eine Verlässlichkeit, die sie an ihrem eigenen, immer verwirrender werdenden Körper so sehr vermisste. Wie wunderbar es wäre, wenn der Körper einer höheren Macht gehorchte, wenn es Wissenschaft wäre, die ihn lenkte, und nicht die Absurdität der eigenen Gefühle.

Sie hakte sich bei ihrer Schwester Maria unter. »Ist das nicht aufregend?«, flüsterte sie.

»O ja.« Maria lächelte, dann hob sie schnell ihren Fächer vors Gesicht. Sicher wollte

sie damit wieder mal ihre Nase verdecken.

»Ach, lass doch das blöde Ding«, sagte Apollonia. »Du siehst heute Abend besonders hübsch aus.«

Maria senkte den Blick und ging weiter. »Meinst du, die Stollwercks sind auch da?«

»Vielleicht. Über die *Japanischen Automaten* spricht die Stadt seit Wochen. Wenn sie immer noch in Köln sind, werden sie sich bestimmt blicken lassen. Außerdem glaube ich nicht, dass Franz Stollwerck unserem Onkel ohne Grund vier Eintrittskarten geschenkt hat.«

Kurz sah Maria sie an, und Apollonia glaubte, hinter dem Fächer tiefrote Wangen aufblitzen zu sehen.

»Bist du aufgeregt?«

Maria lachte schrill auf. »Keineswegs. Was soll schon passieren? Wenn du uns nicht wieder blamierst.«

Apollonia zog die Augenbrauen hoch. »Was meinst du denn damit?«

»Na, dein Verhalten am Dom! Das war schon sehr unangenehm.«

»Ich habe doch überhaupt nichts gemacht.«

Apollonia spürte, wie nun ihre Wangen heiß wurden und ihr Mund trocken.

Maria schüttelte Apollonias Arm ab. »Geplappert hast du, wie ein dummes Kind! Welcher Mann will sich schon stundenlang dein Gerede anhören?«

Apollonia verlangsamte ihren Schritt. Ihre Schwester musste wirklich sehr nervös sein, sagte sie sich. Andernfalls wäre sie nicht so gemein zu ihr.

»Kommst du endlich?« Maria fächerte sich Luft zu, während sie mit den Augen rollte.

»Natürlich«, sagte Apollonia leise, raffte ihre Röcke und folgte der Schwester durch die zweiflügelige Tür in das Innere des Gebäudes.

Der Theatersaal der Königshalle war noch größer, als Apollonia ihn in Erinnerung hatte. Dank der riesigen Fenster leuchtete die Abendsonne auf die langen Tische, die von edlen, weißen Tischdecken geschmückt wurden. Sie alle schienen auf den wichtigsten Punkt der Halle zu zeigen: die von Vorhängen verborgene Theaterbühne, vor der einige Reihen mit Samt bezogener Stühle für die Ehrengäste bereitstanden.

»Wie wunderbar!«, entfuhr es Tante Barbara.

Apollonia konnte nur nicken.

»Dort!«, flüsterte Maria und berührte aufgeregt ihren Ellenbogen. »Sie sind da!«

Apollonia sah zur Bühne. »Aber es ist doch noch viel zu früh.«

»Die Brüder, nicht die Japaner«, zischte Maria, und Apollonia konnte förmlich hören, wie ihre Schwester wieder die Augen verdrehte.

»Wo?«

»Auf ihren Ehrenplätzen an der Bühne. Aber sieh jetzt bloß nicht hin!«

Noch bevor Maria zu Ende gesprochen hatte, hatte sich Apollonia schon auf die Zehenspitzen gestellt. Tatsächlich, auf der rechten Seite der Bühne, in der ersten Reihe, saßen die Männer, die sich am Dom als Nikolaus, Peter und Heinrich vorgestellt hatten. Sollte sie tatsächlich eines Tages einen von ihnen heiraten? Sie konnte es sich

überhaupt nicht vorstellen! Hoffentlich lag dieser Tag noch in weiter Ferne.

»Apollonia!«, zischte Maria.

»Ich schau doch nur!«

»Das ist viel zu auffällig!«

Gerade wollte sie sich wieder zu ihrer Schwester umdrehen, da fing sie einen Blick auf. Der Stollwerck mit der großen Nase und dem Schnäuzer, Nikolaus, wenn sie sich nicht täuschte, drehte sich in ihre Richtung und sah ihr direkt ins Gesicht. Sie schluckte.

»Na bravo«, flüsterte Maria und versteckte sich hinter ihrem Fächer.

Was sollte Apollonia nun machen? Einfach wegschauen? Das wäre doch ziemlich unhöflich.

»Hallo!«, sagte sie also unbeholfen, obwohl er sie dort vorn sicher nicht hören konnte. Besser sie hob noch eine Hand. Antwortete er? Ja, sie glaubte, dass er mit seinen Lippen ebenfalls ein »Hallo« formte. Dann hob auch er die Hand zu einem Gruß. Überrascht sah der Jüngste von ihnen, Heinrich, zu seinem Bruder hinüber, suchte die Menschenmenge mit den Augen ab und entdeckte Apollonia ebenfalls. Mittlerweile musste sie puterrot im Gesicht sein. Sie lachte verlegen und grüßte auch ihn mit einem Winken.

»Apollonia, was tust du da?«, zischte Tante Barbara. »Willst du uns alle blamieren?« Sie fasste Apollonia am Arm und zog sie zwischen zwei Stuhlreihen hindurch zu ihrem Tisch. Sie hatten vier Plätze gleich vor Kopf, von denen aus sie einen hervorragenden Blick auf die Bühne hatten – und auf die Stollwercks. Doch Apollonia starrte nun schamvoll auf die Tischdecke.

»Hab ich es nicht gesagt?« Maria schüttelte langsam den Kopf, und Apollonia konnte es ihr nicht verdenken.

Erst als unter leisem Trommelwirbel der Vorhang aufging, vergaß sie ihre Scham. Ein Orchester, das sie zwischen den Ehrenplätzen und der Bühne zunächst gar nicht bemerkt hatte, begann zu spielen, und schon wirbelten zwei Frauen über die Bühne. Sie hatten schwarze, hochgesteckte Haare, ihre Haut war ganz und gar nicht gelb, sondern strahlend weiß geschminkt, und ihre Körper bogen sich in sämtliche Richtungen. Noch nie hatte sie so wundersame Bewegungen gesehen, eine solche Eleganz und Leichtigkeit. Sie sprangen auf ihre Hände, zurück auf ihre Beine, und schon wirbelten sie wieder von der Bühne. Wie sollte sie diese Aufführung nur in all ihrer Herrlichkeit genießen, wenn sie so flüchtig war?

»Guten Abend, meine Damen und Herren!«, rief ein Mann mit dunkler Stimme, breitem Kreuz und noch breiterem Lächeln, der gerade auf die Bühne trat. Er hatte ein lustiges Grübchen am Kinn, und seine Augenbrauen zeigten amüsiert nach oben. »Mein Name ist Franz Stollwerck, und ich heiße sie herzlich in meinem Ausflugslokal willkommen. Wie schön, dass Sie heute hier sind, denn gemeinsam werden wir ein einzigartiges Schauspiel erleben. Noch nie waren sie in Köln zu Gast, niemand hat hierzulande je ihre Kunstfertigkeit gesehen. Erleben Sie die *Japanischen Automaten*!«

»Da«, flüsterte sie Maria zu. »Oh, wie aufregend!«

Die *Japanischen Automaten* betraten die Bühne, nein, besser gesagt: Sie fuhren auf der Bühne ein wie eine Eisenbahn! Ganz in silbergrau waren sie gekleidet, und sie rollten zwei große Eisenräder mit sich. Eine junge Frau lag in den Armen der anderen und wurde geschwungen wie eine Kuppelstange, die die Räder antrieb. Apollonia strahlte.

Plötzlich löste sich das Gebilde auf, die Akrobaten machten Handstände auf dem Rad, überschlugen sich und ordneten sich neu. Einige von ihnen stapelten sich längs, hielten das Rad hoch und machten zischende Geräusche.

»Eine Dampfmaschine!«, flüsterte Apollonia. Kurz musste sie an ihren Papa und an das furchtbare Unglück vor zwei Jahren denken, doch dann lenkte das Bühnengeschehen sie glücklicherweise wieder ab. Denn nun schien es, als würde eben diese Dampfmaschine die Akrobaten antreiben. Immer mehr von ihnen, Männer und Frauen, kamen mit dem Brodeln in Berührung und bewegten sich plötzlich hart und mechanisch. Die Schultern losgelöst vom Kopf, die Arme wie an Schnüren gezogen, sogar ihre Hüften und Beine schienen fremdgesteuert zu sein. Anfangs noch leicht, dann immer heftiger. Sie wirbelten durch den Raum wie kleine Maschinen, und Apollonia versuchte, kein einziges Detail dieses wunderbaren Schauspiels zu verpassen.



»He, wo starrst du denn die ganze Zeit hin?« Walter Mertens trat seinen Bruder Julius, der ihm gegenüber saß, unterm Tisch gegen das Schienbein.

»Lass das«, zischte der und sah schnell zurück zur Bühne.

Die Familie Mertens saß am Rande der Königshalle, im hinteren Drittel einer der langen Tische. Um auf die Bühne zu sehen, musste Julius den Kopf stark drehen – er hatte wirklich den schlechtesten Platz der Familie erwischt. Doch die meiste Zeit über drehte Julius den Kopf kaum. Er schien jemanden zu beobachten, der am rechten Rand der Bühne saß.

Walter wandte sich um und versuchte herauszufinden, wer es sein könnte. Was hatten sie sich alle herausgeputzt, um in dieser stinkenden Halle herumzusitzen, Wein zu trinken und zu tuscheln! Dabei fiel das Gebäude, wenn man genau hinsah, doch bald in sich zusammen. Das hatte Papa jedenfalls gesagt. Papa sagte, überall seien Risse in den Glasfenstern und den Säulen, die Stühle seien schon ausgesessen, die Bühne abgenutzt. Und die feinen Herrschaften hier täten so, als würden sie im größten Prunk sitzen! Lächerlich, hatte Papa gesagt. Walter fragte sich, warum Papa überhaupt herkommen wollte. Noch nie hatte er so etwas Langweiliges gesehen wie diese gelben Japsen auf der Bühne! Was zur Hölle wollten sie darstellen? Nervensägen? Sie machten Geräusche wie Affen und verrenkten sich auf die merkwürdigste Weise. Und dafür hatte Papa so viel Geld gezahlt?

Wieder beobachtete Julius den rechten Rand der Bühne, und Walter folgte seinem Blick. Begaffte er etwa die Stollwercks, wie sie da aufgeplustert in Reih und Glied nebeneinander saßen? Wie sehr Walter diese Familie verabscheute! Papa hatte ihm viel über Franz Stollwerck erzählt. Vor einigen Jahren hatte Victor Mertens eine große

Fabrik an der Stadtmauer errichtet und Franz Stollwerck ein Angebot gemacht, um ihm seine Bonbonsparte abzukaufen. Doch der hatte abgelehnt. Papa blieb also nichts anderes übrig, als in Konkurrenz zu den Stollwercks zu treten und seine Bonbons zusätzlich auf den Markt zu bringen. Daraufhin hatten die Stollwercks in der ganzen Stadt böse Lügengeschichten über die Bonbons erzählt. Anders konnte Papa sich nicht erklären, warum sein Unternehmen so scheiterte. Schließlich waren die Bonbons so lecker gewesen! Kurz darauf verlor Walters Opa, Abraham Schaaffhausen, das Vertrauen in seinen Schwiegersohn Victor. Anstatt ihn zum Geschäftsführer der Bank zu machen, setzte er den Mann seiner Schwägerin ein, dem Papa nun ständig Bericht erstatten musste. Seine Zuständigkeit war einzig auf die Zuckerraffinerien beschränkt, die die Familie Schaaffhausen besaß. Kein Wunder, dass er ein verbitterter Mann wurde, dachte Walter – und fühlte sich zugleich schuldig für diesen Gedanken. Aber Papa hatte es ja auch nicht leicht gehabt im Leben. Schließlich hatte Mutter der Familie schon früh den Rücken gekehrt. »Eigentlich hat deine Mutter dich nie gewollt, Walter, weißt du das?«, sagte sein Vater manchmal zu ihm. Und obwohl Walter diese Geschichte hasste wie nichts auf der Welt, erzählte Papa sie ihm immer wieder: »Sibylle hatte uns schon verlassen. Nur selten ist sie meiner Bitte nachgekommen, deine älteren Geschwister zu besuchen. Bei einer dieser Besuche wurdest du uns geschenkt. Aber meinst du, deine Mutter hätte sich gefreut? Nein, dieses böse alte Weib hat geheult wie eine Sirene! Ich musste dich ihr aus den Armen reißen, ich weiß nicht, was sie sonst mit dir gemacht hätte.«

Walter fühlte, wie sein Gesicht bei dieser Erinnerung heiß wurde. Er beugte sich über den Tisch. »Abscheulicher Anblick, nicht wahr?«, zischte er seinem Bruder zu und deutete mit dem Kopf auf die aufgeblasenen Stollwerck-Söhne.

»Mmh«, machte Julius.

»Wie ich sie alle hasse. Sogar die Weiber sind hässlich! Guck dir das dünne Gerippe da vorn an! Die sieht doch richtig krank aus mit ihren riesigen Augen. Und die Kleine daneben ist jetzt schon irgendwie fett, oder? Was wird die mal für eine Matrone, wenn die erwachsen ist!«

»Mmh«, machte Julius wieder.

Kurz hielt Walter inne. Hatte sein Bruder etwa tatsächlich eine der Stollwerck-Töchter beobachtet?

Walter senkte die Stimme: »Ich glaube, Papa plant irgendetwas. Guck ihn dir an. Wenn er eine Idee hat, sieht man das an seinen Augen.«

»Kann sein, ja. Aber du solltest jetzt wirklich leise sein, Walter«, wisperte Julius.

»Gestern habe ich gehört, wie er mit Onkel Ferdinand gesprochen hat. Er meinte, er habe herausgefunden, wie man bei Stollwercks einen Fuß in die Tür kriege.«

»Tatsächlich?«

Endlich sah Julius ihn an. Warum musste er nur so glatte Haut, so perfekt geformte Augenbrauen und so dichte Wimpern haben? Niemand würde denken, dass Julius wirklich ein Mertens war! Ganz im Gegensatz zu Walter, der nach seinem Vater kam. Er war zwar erst zwölf Jahre alt, wurde aber genauso schnell rot wie Papa. Hinzu kamen

seine schlechte Haut und sein immer etwas offen stehender Mund.

»Ja, ich schwöre es! Er sagte, die Stollwercks könnten was erleben. Und mit dem, was er im Sinn hätte, würden sie niemals rechnen.«

»Kinder, könntet ihr bitte leise sein?«, zischte es hinter ihm. Walter drehte sich um und musterte den Mann mit dem strengen Scheitel und den abstehenden Locken. Plötzlich klappte dem Fremden der Mund auf. Er setzte ein höfliches Lächeln auf und säuselte in Victors Richtung: »Oh, bitte entschuldigen Sie, Herr Mertens. Sie sind das! Ich wusste ja nicht … Und das Fräulein Tochter, Wilma, habe ich recht? Ah, und Julius und Walter, sehr erfreut!«

Papa lächelte ihn säuerlich an. »August Arkenberg – na so ein Zufall. Und Ihre reizende Gattin Elise Arkenberg. Die Freude ist ganz meinerseits.« Er wandte sich zu Walter und Julius um und sagte in einem so freundlichen Ton, wie er ihn zu Hause niemals anschneiden würde: »Würdet ihr euch bitte benehmen?«

Applaus brandete auf, und Apollonia konnte sich vor Begeisterung kaum auf ihrem Stuhl halten. Sie sah zu Maria hinüber.

»War das nicht wunderbar? Ich freu mich schon so auf die zweite Hälfte des Abends!«

Maria lächelte dünn. »Nun, es war schon etwas … speziell …«

»Diese Japaner!« Barbara schüttelte strahlend den Kopf. »Sie sind so … exotisch!«

Apollonia wusste nicht so recht, was das heißen sollte, aber sie stimmte aus Begeisterung einfach mal zu. Während der Vorhang herabfiel, wurde Champagner serviert, und Onkel Joseph hob prostend sein Glas. Immer wieder legte Apollonia den Kopf in den Nacken, um an den hohen Fenstern und den herrschaftlichen Säulen hinaufzusehen. In kleinen Erkern standen überall Palmen, auf den Tischen wurden Kerzen entzündet, und ihr Licht spiegelte sich in den blank polierten Gläsern. Gelächter hing in der Luft, Zylinder wurden grüßend gehoben und Hände geschüttelt.

»Ah, Franz!« Onkel Joseph sprang auf und klopfte seinem Freund, der gerade zu ihnen trat, auf den Rücken. »Ein herrliches Schauspiel hast du da nach Köln geholt, gratuliere! Meine Familie kennst du ja bereits?«

»Natürlich! Barbara, Apollonia und Maria, habe ich Recht?« Franz Stollwerck lächelte jede von ihnen herzlich an, und in dieser Sekunde entschied Apollonia, dass sie ihn mochte. Er hatte dicke Koteletten und strahlte eine Zuversicht aus, die ihr imponierte.

»Guten Tag, die Damen! Schön, dass Sie heute hergekommen sind. Und danke, mein lieber Joseph. Ich bin selbst sehr beeindruckt. Erinnerst du dich noch an meine Söhne?«

Apollonia sah kurz zu Maria hinüber und unterdrückte ein Grinsen. Sie hatte es doch gewusst! Ihre Schwester hielt den Fächer wieder hoch über ihre Nase, doch die Röte ließ sich nicht verstecken.

»Mein Ältester, Nikolaus«, sagte Franz und schob den größten seiner Söhne zu ihnen an den Tisch. Nikolaus fuhr sich mit Zeigefinger und Daumen über den schwarzen Schnauzbart und deutete mit dem Oberkörper eine Verbeugung an. Er sah ihr direkt in die Augen. Täuschte sich Apollonia, oder hielt er ihren Blick besonders lang fest?

Möglichst würdevoll knickste Apollonia und versuchte, nicht genauso rot zu werden wie ihre Schwester.

»Und das ist Peter. Er ist gerade erst aus Paris heimgekehrt. Nikolaus und er sollen eines Tages das kaufmännische Geschäft leiten. Und Heinrich, der Jüngste, wird zum Mechaniker ausgebildet, um sich um unsere Maschinen zu kümmern. Wir haben nämlich große Pläne mit unserer Schokoladenfabrik. Ich verspreche euch: Es dauert nicht mehr lang, und im ganzen Land wird man von uns sprechen.« Franz zwinkerte Apollonia zu.

»Wir planen, in Dampfmaschinen zu investieren. Davon haben meine Söhne mich überzeugt. Und mein Heinrich hier wird die Maschinen persönlich prüfen.«

Heinrich schob die Hände in die Hosentaschen, während er seinen Vater anschaute. Apollonia mochte die steile Denkerfalte, die nun zwischen seinen Brauen erschien.

»Ja, Vater, natürlich«, sagte er langsam, als wäre es das Erste, was er hörte. Dann drehte er den Kopf und nickte Maria und Apollonia zu.

»Wie aufregend«, sagte Apollonia, senkte den Blick und faltete ihre Hände im Schoß.

»Finden Sie, Fräulein Krusius?«

Als Heinrich sie so direkt ansprach, musste sie natürlich zu ihm aufsehen – alles andere wäre unhöflich gewesen.

»Natürlich. Ich stelle es mir wunderbar vor, Dampfmaschinen für eine Schokoladenfabrik zusammenstellen zu dürfen.«

*Und jetzt schweig,* befahl Apollonia sich selbst. Sonst hätte sie am Ende noch hinzugefügt, dass sie viel lieber genau diese Aufgabe übernehmen würde, als eines Tages eine Ehefrau sein zu müssen.

»Das sehe ich ganz genauso. Es gibts nichts Faszinierenderes als die Maschine, finden Sie nicht? Stellen Sie sich das einmal vor … Sie leiten Wasserdampf in die richtigen Bahnen und schon bewegt sich das Unbewegliche!«

Kurz sah Apollonia zu ihrer Schwester hinüber, die sie warnend ansah. Doch sie konnte sich nicht länger zurückhalten. »Wie recht Sie haben, Heinrich! Mein Vater hat Dampfmaschinen hergestellt und mir ihre Funktionsweise genau erklärt – es war das Schönste, das ich je gesehen habe! Ist es nicht erstaunlich, wie wir den Dingen mithilfe von Wissenschaft Leben einhauchen können? Was die Menschen alles erreichen werden, mithilfe der Maschinen! Irgendwann wird es vielleicht gar keine Grenzen mehr geben! Genau das habe ich vorhin auf der Bühne gesehen: Mensch und Maschine wachsen zusammen, und ich glaube, eines Tages werden sie eins sein.«

»Apollonia«, zischte Maria, und Joseph hüstelte gekünstelt.

»Diese Frauenzimmer haben eine Phantasie«, sagte ihr Onkel glucksend. Er holte Luft – sicher, um das Thema zu wechseln –, doch Heinrich unterbrach ihn mit nachdenklicher Stimme: »Ein spannender Gedanke, liebe Apollonia. Ich kann mir ebenfalls eine Zukunft denken, in der wir in allen Alltagsbereichen von Maschinen unterstützt werden.«

»Als ich letztens Marmelade gekocht habe, dachte ich mir: Wie gut wäre es, könnte man eine Kochmaschine entwickeln, die sich selbst auf die richtige Temperatur bringt

und stundenlang rührt, bis die Marmelade dick ist. Wie viel Arbeit das den Köchinnen ersparen würde.«

Jetzt umspielte Heinrichs Mundwinkel ein Lächeln. »Wunderbar. Genau so eine Maschine bräuchten wir auch für die Schokolade. Wissen Sie, die Bohnen müssen nämlich …«

Franz Stollwerck räusperte sich. »Aber Heinrich, du willst doch nicht in der Öffentlichkeit Geheimnisse über unser Schokoladenrezept ausplaudern?« Er zwinkerte Apollonia zu, als hätte er nur einen Scherz gemacht. Doch Heinrichs Blick verriet, wie ernst es seinem Vater war. Er hob erstaunt die Augenbrauen und schüttelte dann den Kopf.

»Da hast du mich gerade noch gebremst, Vater.« Kaum merklich blinzelte er in Apollonias Richtung.

»Wir müssen leider weiter, Joseph, aber es war mir eine Freude, deine Familie kennenzulernen.« Franz schaute noch einmal freundlich in die Runde, die Herren verabschiedeten sich, und während Heinrich und Apollonia »Auf Wiedersehen« sagten, glaubte sie für einen Augenblick, es würde wärmer werden im Saal. Und wenn schon, sagte sich Apollonia. Ja, er war nett. Sie sprach gerne mit ihm über Maschinen. Doch das bedeutete nicht, dass sie ihn gleich heiraten wollte.

Nikolaus versuchte, tief durchzuatmen. Zu seiner Rechten entdeckte er Koloman Witt, einen Bekannten seines Vaters, zusammen mit seiner Frau Emma. Ein seltsames Paar, dachte er zum wiederholten Male. Mit ihren blonden Locken und den roten Lippen war sie ausgesprochen attraktiv. Er hingegen ging stark gekrümmt und auf seinen Stock gestützt, als wäre er ein Greis. Sein Vater hatte ihm einmal erzählt, dass Koloman krank war. Früher waren sie einmal gute Freunde gewesen, doch dann hatte er ihn verraten. Heute grüßten sie sich nur noch höflich.

Als Nikolaus noch ein paar Schritte weitergegangen war, bemerkte er, dass er die Hände zu Fäusten geballt hatte. Gerade wollte er sie ausschütteln, als er hinter sich die Stimme seines Bruders hörte.

»Diese Apollonia ist wirklich ein erstaunliches Mädchen. Gerade mal 15 Jahre alt und schon so interessiert.«

Nikolaus schloss kurz die Augen – doch er konnte sich nicht beherrschen. »Gehen wir einen Moment nach draußen«, zischte er seinen Brüdern zu. Dann lief er voran, durch die weit geöffnete Flügeltür auf die Straße, damit sie zumindest einen kurzen Moment lang ungestört reden konnten. Bei Nacht wirkte die Königshalle tatsächlich noch sehr herrschaftlich. Beinahe könnte man vergessen, warum Peter sie gern feixend *Königsfalle* statt *Königshalle* nannte. Bei Tageslicht hingegen war der Verfall deutlich zu sehen. Papa würde sich bald entscheiden müssen, ob er sein Ausflugslokal gründlich ausbessern oder doch lieber aufgeben sollte. Verglichen mit dem Gewinn durch die Brustbonbons und dem langsam steigenden Umsatz der Schokolade war das Einkommen durch die Abendveranstaltungen verschwindend gering. Die *Königsfalle*

verschlang für Heizkosten, Gagen und Gehälter viel zu viel Geld, als dass sich der Betrieb wirklich lohnen würde. Doch Papa hing noch immer seinen Ideen und Erinnerungen an sein Vaudeville-Theater im Deutschen Kaffeehaus nach. Wie gern er davon sprach, dass in seinen Hallen einst die gescheiterte Revolution geplant worden sei! Wie stolz ihm dabei die Brust schwoll! Wenn er doch nur etwas rationaler handeln würde, dachte Nikolaus bitter. Dann zwang er sich, Heinrich anzusehen.

»Ich sag es dir nur ein einziges Mal, hörst du?« Er sprach ganz leise, doch seine Stimme duldete keinen Widerspruch. »Ich werde Apollonia Krusius heiraten.«

Heinrich starrte ihn überrascht an. Die Falte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte sich, doch er schwieg.

»Vater hat sie als meine Ehefrau vorgesehen. Natürlich hat er das, sie ist schließlich die Ältere der beiden Schwestern, und ich bin der älteste Bruder. Also hör auf, meiner zukünftigen Frau den Hof zu machen. Sie ist noch ein Kind, Herrgott!«

Heinrich senkte den Blick, und Nikolaus war sich sicher, dass er ins Schwarze getroffen hatte. Seit einigen Tagen wussten die Brüder, dass ihr Vater es gern sähe, wenn sie die Krusius-Schwestern heirateten. Schließlich hatten sie ein stattliches Erbe, auch ihre Zieheltern waren gut situierte, treue Investoren und Partner der Stollwerck-Familie. Anfangs hatte er sich noch gesträubt, schließlich wollte Nikolaus seine zukünftige Frau gern selbst wählen. Doch seitdem er Apollonia am Dom wiedergesehen hatte, war er dieser Idee nicht mehr so abgeneigt. Sie war in den letzten Jahren eine schöne junge Frau geworden, mit der er sich in Gesellschaft sehen lassen konnte. Seit ihrer Begegnung hatte er häufig an sie gedacht. An ihr hübsches Gesicht, den kleinen Mund und die großen Augen. An ihre dunklen Haare, die rechts und links ihrer Stirn nach hinten geflochten waren und in dicken Locken in ihrem Nacken auf und ab hüpften.

»Natürlich wollte ich nicht …«, brummte Heinrich nun, ohne ihn anzusehen.

»Du wolltest! Und das vor aller Augen – weißt du, wie lächerlich du dich gemacht hast? Wer von euch Maria heiratet, könnt ihr gern beizeiten unter euch ausmachen. Vielleicht verwächst sich das mit der Nase ja noch. Aber von Apollonia lasst ihr beide gefälligst die Finger, verstanden?«

Peter hob abwehrend beide Hände. »Ich hab diesbezüglich gar keine Ambitionen.« Er lachte. »Ihr könnt beide Mädchen gern haben, lasst mich da bloß raus! Und jetzt lasst uns zurück in den Saal gehen.«

Nikolaus sah Heinrich noch einmal streng an, dann drehte er sich um und ging voran.

Später an diesem Abend, als sich Nikolaus den Frack abstreifte und das Hemd aufknöpfte, musste er noch einmal an das Gespräch mit seinem Bruder denken. Der stille, nachdenkliche Heinrich hatte in dieser Familie immer alles bekommen, was er sich gewünscht hatte. Ihn, den Erstgeborenen, hatte Vater hingegen besonders streng behandelt. Grund genug, auf seine Rechte als Erstgeborener zu bestehen.

Er stand in seinem Schlafzimmer im Haus seines Vaters und konnte es kaum erwarten, seinen eigenen Hausstand zu gründen. Zwar hatten die Brüder heute einen

Teilerfolg errungen – Vater würde sich auf die Dampfmaschinen einlassen. Doch Nikolaus glaubte nicht daran, dass damit alle Probleme gelöst wären. Seit Theresias Tod hatte sich zwischen Vater und Söhnen etwas verändert. Er schien misstrauisch. Immer wieder warf er Nikolaus vor, zu aufbrausend zu sein. Peter fand er zu unbedarft, und Heinrich zu verbissen. Auf den ersten Blick war er stolz auf sie, doch wer genau hinsah, erkannte, dass sie es ihm nie vollends recht machen konnten. Als hätte er Angst, die Kontrolle zu verlieren, sobald die Söhne am Zug wären.

Wenn Nikolaus mit ansah, wie Franz die Firma führte, wurde ihm manchmal ganz anders. In so vielen Belangen arbeitete er völlig ineffizient, verschwendete Gelder und ignorierte die neuesten Methoden. Er war leidenschaftlich bei der Sache, doch leider auch sehr sprunghaft. Wenn Nikolaus nicht wüsste, dass seine Mutter früher die Buchhaltung geführt und mit ihm gemeinsam wichtige Unternehmensentscheidungen getroffen hatte, würde er kaum begreifen, wie es die ehemals kleine Bäckerei in so wenigen Jahren zu einem so großen Fabrikunternehmen hatte bringen können. Die Stringenz und Wirtschaftlichkeit des Unternehmens hatten sie vor allem Anna Sophia zu verdanken. Wie sie wohl all die Arbeit hatte schultern können, während sie sechs Kinder bekommen und den immer größer werdenden Haushalt geleitet hatte? Bei dem siebten, dem kleinen Ludwig, hatte sie dann beschlossen, sich aus dem Geschäft zurückzuziehen. Zu diesem Zeitpunkt war Nikolaus bereits 17 Jahre alt gewesen, und sogar er hatte bemerkt, dass Anna Sophia kaum noch eine Nacht durchschlief. Immer wieder schlafwandelte sie und erwachte an den ungeheuerlichsten Orten: mitten in der Fabrik oder weit außerhalb des Stadtkerns. Tagsüber schien sie nie richtig wach zu sein. Sie begann, Unterlagen zu verwechseln, Schichtpläne durcheinander zu bringen und wirr zu sprechen. Seitdem sie in der Firma kürzer trat und sich wieder auf ihre Kräuter, Tees und Tinkturen konzentrierte, ging es ihr sichtlich besser. Nur manchmal erzählte sie noch sehnsuchtsvoll von den Anfangszeiten des Unternehmens, in denen sie noch selbst ihre köstlichen Bonbons gekocht hatte …

Sicher hatte sie gehofft, dass Nikolaus ihrem Mann schon bald zur Hand gehen könnte. Doch nun ließ ihn sein Vater einfach nicht ans Ruder!

Es wurde höchste Zeit, dass er ihn und die Brüder in die Geschäftsleitung aufnahm. Doch wie sollte er ihn nur dazu bringen? Er war zwar ein gutmütiger Mann, aber auch ein sturer alter Holzkopf.

Nikolaus atmete tief durch und stellte sich vor, er würde in ein paar Jahren Apollonia Krusius heiraten. Sie würden ein elegantes Paar abgeben. Apollonia mit ihrer kunstvollen Flechtfrisur, Nikolaus mit seinem stattlichen, dunklen Bart und den wachen Augen. Nach seiner Hochzeit könnte er endlich in ein eigenes Haus ziehen, und vielleicht könnte er seinem Vater dann klar machen, dass er ihm auch in der Firma mehr zutrauen musste.

Er stieg aus seiner Hose – und stutzte. Hatte ihm diese Hure vor ein paar Wochen etwa ein Andenken hinterlassen? Das kleine Knötchen, das er schon vor Tagen bemerkt, aber ignoriert hatte, war angeschwollen und zu einem Geschwulst geworden.

Er sollte in Zukunft auf den Besuch von Dirnen verzichten. Es war schließlich eine

Sünde, das wusste er nur zu gut. Warum hatte Gott die Huren nur so verführerisch gemacht? Oder schickte sie der Teufel, um ihn auf die Probe zu stellen? Ein Freund im Internat hatte ihm einmal flüsternd erklärt, dass die Huren überhaupt erst Schuld seien an den sündigen Bedürfnissen der Männer. Wenn das stimmte, dann hätte Nikolaus diese Gefühle vielleicht nie in solcher Intensität gehabt, wäre in seiner Ausbildung kein Parisaufenthalt inbegriffen gewesen. Dort standen sie nämlich an jeder Straßenecke, beugten sich aus Fenstern, ja, sie posierten sogar hinter mannshohen Schaufensterscheiben. Was sollte man da machen? Und im Grunde war es vielleicht gar nicht so verkehrt, zu den Huren zu gehen, fand er. Damen seines Standes wie Apollonia Krusius und ihre Schwester Maria wussten schließlich rein gar nichts von diesen Dingen. Sie konnten keine Lust empfinden, sie mussten Beischlaf lediglich über sich ergehen lassen, um Kinder zu bekommen. Es war von höchster Wichtigkeit, ihre Unschuld so gut als möglich zu erhalten. Sie würden Schmerzen erleiden müssen und sich etwas schämen, doch leider konnte man ihnen das nicht ersparen, wenn es um den Nachwuchs ging. Doch Männer hatten nun mal Bedürfnisse, und die sollten sie bei den Huren stillen. Das war das Beste für alle, denn eine Hure war keine normale Frau.

Noch einmal besah sich Nikolaus sein Geschwulst. Ob er Doktor Baader mal draufschauen lassen sollte? Der Familienarzt war zwar schon immer etwas verwirrt gewesen und mittlerweile mit seinen 63 Jahren wirklich bald zu alt, um zu praktizieren. Aber Nikolaus vertraute ihm, schließlich behandelte er seine Mutter schon, seitdem sie ein kleines Mädchen gewesen war. Er befühlte das Geschwulst vorsichtig – und spürte keinen Schmerz.

Ach, es war sicher nicht so schlimm. Er wartete erst mal ab, beschloss er, und kleidete sich für die Nacht an.

## 5. Kapitel

Kaspar Rockstroh erwachte und hob langsam seine Hand vor die Augen. Jemand hatte sie mit Verband umwickelt. Sie tat zwar noch weh, doch der Schmerz war leichter auszuhalten. Langsam richtete er sich auf und sah sich um. Er lag auf einem von bestimmt zwanzig oder dreißig Feldbetten, die in zwei Reihen an den Wänden einer großen Halle aufgestellt waren. Weit über die Hälfte war belegt. Einige Kranke schliefen, andere stöhnten leise.

»Ah, du bist wach«, sagte eine sanfte Stimme auf Portugiesisch, und Kaspar drehte den Kopf. Eine Frau trat an sein Bett. Sie hatte ihre grauen Locken hochgebunden, ihre braune Haut war an Stirn, Kinn und Augen von feinen Falten durchzogen, und ihre Pupillen umgab ein weißer Schimmer. Noch nie hatte Kaspar ein so trauriges und zugleich schönes Lächeln gesehen.

»Bitte entschuldigen Sie – wo bin ich?«

»Im Krankenhaus der *Roça Rio do Ouro*. Tomás hat dich zu mir gebracht. Er sagte, du seist ein Freund von José.«

Mit geübten Bewegungen wickelte die Frau seinen Verband ab und besah seine Wunde. »Die Schwellung ist zurückgegangen. Ich trage noch etwas Salbe auf.«

»Die *Roça* hat ein eigenes Krankenhaus?«, fragte Kaspar. José hatte zwar angedeutet, dass die Kakaoplantage groß sei und dass es hier einen Arzt gebe, doch mit einem solchen Bau hatte er nicht gerechnet. Traurig sah die Frau Kaspar in die Augen. »Sie hat, was sie braucht«, flüsterte sie.

»Warum helfen Sie mir? Ich dürfte nicht hier sein, ich habe gar kein Geld.«

»Du bist hier, weil José dein Freund war. Und meiner.«

Entschieden griff sie in ein kleines Schüsselchen aus Ton, das neben dem Bett bereitstand, holte ein wenig Salbe hervor und verteilte sie vorsichtig auf Kaspars Wunde.

»Wie heißt du?«, fragte die Fremde.

»Kaspar.«

Sie nickte. »Lucía.«

»Woher kanntest du José?«, fragte er.

Fast glaubte er, sie hätte ihn nicht verstanden, so lange schwieg sie. Doch dann antwortete sie: »Er hat meine Tochter geliebt. Imani und er wollten weg von hier. Ich habe ihnen immer wieder gesagt, dass es zu gefährlich ist, aber sie wollten nicht auf mich hören! Kaspar, ich sage dir, Imani lebt noch. Sie ist irgendwo da draußen, und ich bete jede Stunde zu Gott, dass sie niemand findet. Sie ist schlau. Sie kann es schaffen.«

»Sei vorsichtig!«, zischte es vom Bett hinter ihr. Erst jetzt sah Kaspar, dass eine junge Frau mit dunkelbrauner Haut darin lag. Ihr rechtes Auge wurde von einem Verband verdeckt, das linke Auge sah Lucía weit aufgerissen an. Die Frau sagte etwas in einer Sprache, die Kaspar nicht verstand.

Lucía nickte ihr langsam zu und wandte sich dann wieder zu Kaspar um. »Sie will

mich beschützen. Erst gestern haben sie ihr das Auge genommen.«

Kaspar klappte der Mund auf. »Wer tut so etwas?«

»Sie ist eine Sklavin«, sagte Lucía, als wäre das die Antwort auf seine Frage.

Plötzlich flog die Tür an der anderen Seite des Raums auf, und ein weißer älterer Mann stürmte herein. Im nächsten Moment erstarb das Stöhnen und Keuchen in den Betten. Die Frau neben Kaspar schloss das gesunde Auge, Lucía senkte den Blick.

»Legt ihn hier hin!«, rief der Weiße. Ihm folgten zwei dunkelhäutige Männer, die sich Tücher um den Kopf gewickelt hatten. Gemeinsam schleppten sie eine Trage. Die nackte Gestalt, die darauf lag und heftig zitterte, gab kein einziges Geräusch von sich. Den Kopf verbarg sie unter gefesselten Armen. Überall war Blut. Es quoll aus Schulter, Ellenbogen, Hüfte. Dunkel und schwer tropfte es von der Trage auf den Boden.

»Adisa«, flüsterte die Frau neben Kaspar voller Schrecken.

Kaspar richtete sich auf. Er wollte aus dem Bett steigen und helfen. Doch noch bevor er auf die Füße kam, zog ihn Lucía unsanft an der Schulter und drückte ihn zurück ins Kissen.

»Schhht«, machte sie leise, aber so bestimmt, dass Kaspar unwillkürlich gehorchte.

»Lucía, eine Wasserschüssel, sofort!« Der Ruf des Mannes gellte durch die Halle, und Lucía rannte los.

Mit zusammengezogenen Brauen beobachtete Kaspar, wie der Arzt versuchte, die Blutung mit Tüchern zu stoppen. Schon kam Lucía mit einer Schüssel zurück, und das Wasser schwappte über den Rand.

»Wir können die Wunde nicht waschen, sie blutet zu stark«, murmelte der Weiße. »Nun nimm ihm endlich die Fesseln ab, Herrgott! Er hat seine Lektion gelernt.«

Wieder wollte Kaspar aufstehen, um zumindest irgendetwas zu tun, doch diesmal war es die Frau im Nachbarbett, die ihn mit entschiedener Hand zurückhielt. Eindringlich sah sie ihn an und schüttelte den Kopf.

Lucía stellte die Schüssel ab. Es dauerte unerträglich lange, bis sie die festen Knoten um Adisas Handgelenk gelockert hatte. Während sie das Seil abwickelte, erkannte Kaspar, dass die Haut des Mannes von blutigen Striemen durchzogen war. Kaspar konnte den Anblick kaum ertragen.

»Er stirbt, Herr«, rief Lucía. »Wir müssen etwas tun.«

»Gott entscheidet, Lucía, hast du das schon wieder vergessen? Was soll ich tun? Ein Aderlass ist wohl kaum noch nötig.«

Der Stoff in seinen Händen hatte sich bereits mit Blut vollgesogen. Die Frau neben Kaspar schluchzte leise.

»Ich könnte eine Paste aus Kräutern anrühren, um die Blutung zu stillen.«

Der Mann verdrehte die Augen. »Gott, bewahre uns vor deiner Hexerei!«

Einen Moment schaute er dem sterbenden Mann ins Gesicht, dann legte er die Tücher beiseite und richtete sich auf. Er ließ seinen Blick durch die Halle schweifen, während er sagte: »Es ist zutiefst bedauerlich. Nein, es ist wirklich ärgerlich. Herr Fernandes hat eine wertvolle Arbeitskraft verloren – wegen Untreue und Verrat. Seht euch Adisa gut an. Er hat es gewagt, Lebensmittel zu stehlen. Ihr wisst, welche Strafe auf Diebstahl

steht? Man hat ihn auf dem Weg in die Stadt an ein Pferd gebunden. Merkt euch Adisas Anblick gut, dann war sein Tod vielleicht nicht umsonst.«

Kaspar konnte nicht glauben, was er da hörte. Er öffnete den Mund, um zu protestieren. Doch da begegnete ihm Lucías warnender Blick, und er hielt sich zurück. Warum nur ließ er sich an diesem Ort ein ums andere Mal bremsen? Als junger Mann hätte ihn nichts davon abgehalten, das Richtige zu tun. Doch nun war er alt und starr geworden, und die Welt erschien ihm fremder und grausamer als je zuvor.

Vielleicht lag es aber auch an den Blicken dieser Frauen. Darin lag eine so erschreckende Weisheit, dass er gar nicht anders konnte, als ihnen zu vertrauen und zu schweigen.

Schon drehte sich der Arzt um und sah die Männer an, die vorhin die Trage geschleppt hatten. »Schafft ihn weg«, sagte er und zeigte auf Adisa.

»Aber er lebt noch!«, protestierte Lucía.

Ohne ein weiteres Wort wollte der Arzt die Halle verlassen. Da flüsterte Lucía eindringlich: »Martim«, und Kaspar war überrascht, wie weich ihre Stimme mit einem Mal klang. Der Arzt drehte sich um und starrte sie an. Einen Moment lang schienen sämtliche Menschen im Raum die Luft anzuhalten.

»Martim, er kann es schaffen«, wiederholte Lucía und trat einen Schritt auf den Arzt zu. »Wir können ihn retten.«

Unvermittelt hob der Arzt seine Hand und gab ihr eine so harte Ohrfeige, dass es schallte und ihr Kopf zur Seite wirbelte.

Nun konnte Kaspar nicht mehr anders: Er fuhr entschlossen hoch – doch ein plötzlicher Schwindel bremste ihn. Er schwankte, taumelte und hielt sich am Bett fest. Noch bevor sich Kaspars Kreislauf beruhigt hatte, fiel die Tür hinter ihm ins Schloss.

»Wo haben sie den Mann hingebracht?«, fragte Kaspar wenig später Lucía. Seitdem er gesehen hatte, wie sie Adisa weggetragen hatten, war ihm übel.

Lucía wischte sich den Schweiß von der Stirn und sah ihn nachdenklich an. »Ich kann es dir zeigen. Es liegt sowieso auf deinem Weg.«

Sie hielt ihm die Hand hin und half ihm hoch.

Es dauerte einen Moment, bis Kaspar den Schwindel überwunden hatte, dann folgte er ihr auf allmählich sicherer werdenden Beinen. Sie gingen an den vielen Verletzten vorbei, stiegen eine Treppe hinunter und erreichten eine Säulenhalle, in der wie oben zahlreiche Betten standen. Auch hier lagen überall Kranke und Verletzte, und in der hinteren Ecke sah Kaspar den Arzt.

»Es wird höchste Zeit, dass du wieder an die Arbeit gehst«, rief er gerade, und ein Junge von vielleicht sechs Jahren taumelte aus dem Bett.

»Natürlich, Herr«, sagte der Junge, wobei Kaspar für einen kurzen Moment sehen konnte, dass eine seiner Augenbrauen höher und geschwungener war als die andere.

»Nuno«, flüsterte Lucía. »Er ist doch noch gar nicht soweit …« Sie sah Kaspar an. »Komm mit.« Sie wollte ihn mit sich zur Tür ziehen, doch der Arzt rief durch die Halle: »Lucía, was machst du da?«

Augenblicklich blieb sie stehen.

»Ich möchte nach meinem Enkel sehen, Martim.«

Täuschte sich Kaspar, oder war aus ihren Worten sämtliche Unterwürfigkeit verschwunden? Beinahe höhnisch klang es, wie sie nun *Martim* statt *Herr* sagte. Der Arzt kam auf die beiden zu, und Lucía sah ihm mit gehobenem Kinn entgegen.

»Es geht ihm gut«, sagte er.

Lucía antwortete nicht, sondern funkelte ihn nur wütend an.

»Wer ist das?«, fragte Martim dann und zeigte auf Kaspar.

»Er hatte eine entzündete Wunde.«

»Ich hab nicht gefragt, was er hatte, Lucía. Du weißt genau, dass wir Fremde nicht aufs Gelände lassen können, auch nicht mit einer entzündeten Wunde!«

»Er ist ein Freund von José, deswegen habe ich ihm geholfen.«

Der Arzt senkte den Blick und fuhr mit den Fingern an seinem Kinnbart entlang. »José war ein guter Mann.«

»Er wollte nur das beste für Nuno.«

»Du weißt, dass ich es nicht war, der geschossen hat?«

»Darf ich jetzt bitte nach Nuno sehen, Herr?« Wieder dieser sarkastische Unterton.

Mit gerunzelter Stirn sah Kaspar zwischen den beiden hin und her. Er verstand beim besten Willen nicht, welches Verhältnis der Arzt und Lucía hatten.

»Geh schon. Und bring den Fremden vom Gelände, sonst gibt es Ärger.«

Draußen war es heiß. Die Sonne brannte Kaspar auf die Stirn und blendete seine Augen, so dass er sie mit der gesunden Hand abschirmen musste. Er drehte sich noch einmal zum Krankenhaus um: Ein gewaltiges Gebäude mit großen Fenstern, eleganten, weißen Fensterrahmen und einem roten Ziegeldach erhob sich in den blauen Himmel. Hinter der Balustrade führte eine breite, schnurgerade Straße an armselig wirkenden Hütten vorbei. Kaspar sah nackte Bretterverschläge, verhangen mit Tüchern und ausgestopft mit Stroh, dazwischen staubige Erde und Wäscheleinen, an denen zerrissene Lumpen in der Sonne trockneten. Der kleine Ort war menschenleer.

»Wo sind die Bewohner?«, fragte Kaspar.

»Komm mit.« Lucía führte ihn über eine Treppe auf einen schmalen Weg, der am Ort vorbeiführte. Er lag so weit oben, dass man die Hütten und dahinter die Plantage im Blick hatte.

»Von hier aus können die Herren die Arbeiter jederzeit beobachten«, erklärte sie.

»Gehörst du auch zu den Arbeiterinnen?«

Lucía nickte. »Eigentlich schon. Aber Martim gestattet mir gewisse Freiheiten, um mich um die Kranken kümmern zu können …«

Sie liefen ein paar Schritte, bis Kaspar die ersten Menschen sah. Aus dem Wald am Rand der *Roça* traten Arbeiter, die geflochtene Körbe auf ihren Köpfen balancierten. Ihr Ziel war eine Menschengruppe weiter unten. Sie saßen im Kreis um einen großen Haufen von Kakaofrüchten herum, auf dem Korb um Korb ausgeleert wurde, so dass er stetig weiter wuchs. Mit den leeren Behältern liefen sie zurück in den Wald. Erst bei

genauerem Hinsehen erkannte Kaspar, dass sie keinen wilden Urwald betraten, sondern zwischen Reihen dicht an dicht stehender Kakaopflanzen verschwanden. José hatte ihm solche Bäumchen schon einmal in der Nähe des Hafens gezeigt: Sie waren klein, hatten dicke Äste, die manchmal direkt aus dem Boden, manchmal aus kurzen Stämmen wuchsen und voller großer, ovaler Früchte hingen. Der Gedanke an José versetzte ihm einen Stich, und er versuchte, sich ganz auf das Geschehen unter ihm zu konzentrieren. Vielleicht könnte er dann endlich diese bittere Übelkeit loswerden, die ihm seit den schrecklichen Worten des Arztes im Magen lag.

Lucía und er kamen nun auf Höhe der Arbeiter an, die im Kreis um die frisch geernteten Früchte saßen. Eine nach der anderen nahmen sie in die Hände, schlitzten sie mit kleinen Messern auf, brachen sie, pulten weiße Körner hervor und warfen sie in die Körbe. Und daraus sollte eines Tages Kakao werden?, fragte sich Kaspar stirnrunzelnd.

Neben den Arbeitern standen drei weiße Männer, stützten sich auf ihre Gewehre und rauchten Pfeife.

»Schneller!«, rief einer.

»Nicht träumen!«, ein anderer.

Der dritte verschluckte sich am Pfeifenrauch.

»Da ist er«, sagte Kaspar und zeigte auf einen kleinen Jungen. Nuno kam gerade auf dem Platz an und warf sich einer jungen Frau in die Arme. Sofort ließ diese ihre Kakaofrucht fallen und streichelte ihm das Haar.

»Oh, Gott sei Dank!« Lucía trat einen Schritt vor und hielt sich an der Balustrade fest, die den Weg säumte. »Sie ist Imanis Freundin.«

»Hee, weitermachen!«, rief einer der Weißen gerade und fasste an seinen Gürtel, in dem der Knauf einer Peitsche steckte.

Die Frau ließ von Nuno ab. Sie brach eine Kakaofrucht in zwei Teile und gab sie dem Kind, damit es die Bohnen herausholen und in den Korb fallen lassen konnte.

»Sie ist eine gute Frau. Sie wird sich um meinen Nuno kümmern … Ich gehe später zu ihm. Erst mal bringe ich dich zum Ausgang«, beschloss Lucía.

Ein Stückchen liefen sie schweigend nebeneinander, und die Sonne brannte auf Kaspars Schultern. Irgendwann fragte er: »Warum war Nuno im Krankenhaus?«

Tief atmete Lucía durch, dann begann sie zu erzählen: »Es war die dunkelste Nacht, die ich je gesehen habe, als Imani und José wegliefen. Sogar der Mond ist für sie auf Reisen gegangen. Natürlich haben sie Nuno mitgenommen. Imani hätte ihn niemals zurückgelassen. Und sobald mein Enkel müde wurde, hat José ihn getragen. So war es bestimmt, denn José war ein guter Junge. Doch sie müssen sich im Wald verlaufen haben. Der Morgen graute bereits, als sie den letzten Wachturm passierten. Zehn Kugeln haben die Weißen abgefeuert. Sie alle trafen Josés Körper, keine einzige traf Nuno oder Imani. Er hat mein Mädchen zwischen die Bäume gestoßen und Nuno unter sich begraben. So hat er beiden das Leben gerettet. Doch ich fürchte, Imani weiß das nicht. Sie muss denken, mit José wäre auch Nuno im Morgengrauen gestorben. Ansonsten hätte sie sich den Weißen bestimmt gestellt. Sie würde immer bei ihm sein

wollen.« Ihr lief eine einzelne Träne die Wange hinunter. Schnell wischte sie sie weg und sah an Kaspar vorbei. »Es ist besser, dass sie es nicht weiß. Besser für Imani.«

Kaspar öffnete den Mund, doch er fand keine Worte für diesen Schrecken und diese himmelschreiende Ungerechtigkeit. Wie grausam musste dieser Ort sein, wenn es besser für Imani war, vom Tod ihres Kindes auszugehen als zurückzukehren? Und dann sah Kaspar seinen armen, lieben Freund José wieder vor seinem inneren Auge. José mit den lustigen, schwarzen Locken, José mit dem glucksenden Lachen und seinem Lieblingsspruch: »Man wirft nur Steine auf Bäume, die Früchte tragen.« Wie fröhlich er dabei immer gezwinkert hatte. Konnte es wirklich sein, dass dieser Kerl, der Kaspar bei seinen Landgängen stets mit ausgebreiteten Armen begrüßt hatte, tot war? Dass sie ihn erschossen hatten, als wäre er gar kein Mensch? Der alte Kaspar hätte vor Wut und Traurigkeit wahrscheinlich die Balustrade am Weg zerschlagen und sich auf den nächsten Sklaventreiber gestürzt. Doch der neue fühlte sich seltsam taub und machtlos.

»Nuno hat tagelang kein Wort gesprochen und sich nicht gerührt, deswegen war er im Krankenhaus. Erst heute früh kam er wieder zu sich. Er sagt, er könne sich an nichts erinnern. Ich hoffe, es stimmt.« Lucía atmete tief ein und wieder aus. »Eigentlich würde Imani nun dort hinten mit den Frauen sitzen und Kakaofrüchte öffnen. Ich bete, dass sie es in die Stadt geschafft hat, in dieser Sekunde auf ein Schiff steigt und all dem für immer den Rücken zukehrt.«

Kaspar nickte. Was sollte er auch sagen? Dass im Hafen kein Schiff lag, das Passagiere mitnehmen würde, schon gar keine Frauen? Das könnte er seiner Retterin nicht antun.

Weiter unten sah er nun unzählige flache Holzwannen. Und in jeder Wanne stand ein Mann mit nacktem Oberkörper und langem Rechen.

»Was passiert dort?«, fragte er leise.

»Die Kakaobohnen werden getrocknet. Wenn sie noch frisch sind, sind sie weiß und weich. In der Sonne werden sie hart und dunkel. Die Männer drehen die Bohnen immer wieder, damit sie von allen Seiten gleichmäßig trocknen.«

»Wie lange stehen sie da schon?«

»Seit Sonnenaufgang. Und sie werden es tun, bis die Sonne untergeht. Oder bis sie umfallen und ins Krankenhaus kommen.«

Kaspar schluckte. Dann murmelte er: »Und du sie behandelst.«

»Und ich sie behandele.«

»Deswegen gibt es das Krankenhaus.«

Lucía nickte. »Die Arbeiter sollen auf dem Gelände gesund werden, damit sie so schnell wie möglich weiterarbeiten können. Sie kommen entweder wegen Erschöpfung oder wegen Verletzungen zu Martim.«

»Sie verletzen sich bei der Arbeit?«

Lucía lachte freudlos auf. »Du warst noch nie auf einer *Roça*, oder? Sie verletzen sich, weil sie nicht schnell genug arbeiten. Die häufigsten Verletzungen kommen von den Peitschenhieben.«

Kurz schloss Kaspar die Augen. Sein Magen rumorte immer heftiger. Auch er hatte als

Arbeiter in Mertens' Zuckerfabrik vor Jahren schlimme Zustände erlebt, doch er hatte nicht gewusst, was sich Menschen noch alles antun können. Ob diese *Roça* wohl besonders schlimm war? Oder ob es in vielen Plantagen so zuging? Kaspar hatte schon manche gesehen und von vielen gehört: Zucker-, Kaffee- und Kakaoplantagen in den portugiesischen, englischen, französischen Kolonien. Doch nie war er mittendrin gewesen.

Er sollte verschwinden. Er könnte keinem dieser Menschen hier helfen. Nächste Woche würde die *Renita* wieder ablegen. Und dieser Arzt hatte deutlich gesagt, dass er nicht hierher gehörte. Am Ende bekam Lucía noch Probleme, weil sie ihn herumführte. Welches Risiko ging sie eigentlich ein? Sie sollte aufhören, so offen ihm gegenüber zu sein!

»Du wolltest wissen, wohin sie Adisa gebracht haben.« Lucía ging weiter. Kaspar hätte sie gern aufgehalten, sie gebeten, von nun an zu schweigen, doch er brachte kein Wort hervor. Er folgte ihr, vorbei an einem Meer von getrockneten Kakaobohnen, zwischen denen Frauen saßen, emsig Bohne um Bohne von ihrer Schale befreiten und die braunen Körner, die hier *Gold* genannt wurden, in Körbe warfen. Einige hatten Säuglinge auf dem Schoß oder auf ihre Rücken gebunden. Die Kinder schrien oder starrten vor sich hin, die Frauen schälten und schälten.

»Dort hinten, Kaspar. Siehst du?«

Sie waren nun beinahe am Ende der länglich aufgebauten *Roça* angekommen. Lucías Finger zeigte auf eine tiefe Grube am Rand des Anwesens. Davor standen die beiden Männer, die Kaspar schon im Krankenhaus gesehen hatte. Sie schwangen die Trage zwischen sich hin und her, und auf *Drei* warfen sie einen Körper in die Grube. Jetzt wallte die Übelkeit so heftig in ihm auf, dass er sich beinahe übergeben hätte. Er zwang sich zur Beherrschung. »Aber er war doch gar nicht …«

»Mittlerweile schon«, sagte Lucía und tätschelte ihm den Arm, als müsste sie ihn trösten. Wie musste sie sich erst fühlen, wenn er diesen Ort nicht einmal wenige Minuten ertragen konnte?

»Lucía!«

Beide drehten sie sich nach der halblauten Stimme um, die gerade gerufen hatte. Zwischen der breiten Hauptstraße und zwei kleinen Baracken trat der Arzt aus dem Schatten und sah zu ihnen hoch.

»Ja, Herr?« Lucía reckte das Kinn.

»Du musst ihn endlich hier weg schaffen, verstanden?« Er deutete auf Kaspar.

»Ich bringe ihn zum Ausgang, wie du siehst.«

»Gut. Ich erwarte dich in dreißig Minuten in meinem Haus. Und sei pünktlich, ich habe nicht viel Zeit.«

Damit drehte er sich um, trat auf die Hauptstraße und ging zurück in Richtung Krankenhaus, das von hier aus noch herrschaftlicher über der *Roça* zu thronen schien. Wie eine gewaltige Warnung sah es aus, dachte Kaspar. Dann schaute er auf seine Fußspitzen. Er musste an das denken, was José einmal zu ihm gesagt hatte: »Wie viele weiße Frauen hast du auf dieser Insel gesehen?« José hatte traurig mit den Schultern

gezuckt. »Die weißen Männer denken, es stünde ihnen zu. Sie nehmen sich, was ihnen gefällt. Manchmal ist es Liebe. Meistens aber ist es Macht.«

Dass es bei José, dem Sohn eines Portugiesen und einer Nigerianerin, Liebe war, die er für Imani empfunden hatte, das hatte er bewiesen. Martim hingegen trieb bestimmt ein anderes Gefühl an, wenn er Lucía in sein Haus bestellte.

»Komm, ich bring dich jetzt zur Eisenbahnstation.« Lucía lächelte ihm traurig zu.

In der Ferne sah er eine kleine Hütte, in deren Schatten einige Kakaosäcke lagerten, und dahinter ein schmales Paar Gleise. Einige Männer hievten gerade Sack um Sack in eine Eisenbahn mit offenen Waggons.

»Wie oft fährt der Zug?«

»Du hast Glück, es dürfte nur noch zwei oder drei Stunden dauern, bis die frische Ernte fertig verladen ist. Du kannst mitfahren, Tomás kennt dich ja schon.«

Kaspar nickte. Er würde sich neben die Gleise ins Gras setzen, einen Halm pflücken und darauf herum kauen, bis er endlich von den Schienen zurück in die lebendige Stadt mit ihren kleinen Märkten fahren, etwas Ordentliches essen und sich vergewissern konnte, dass die Welt noch die gleiche war. Dass sie einen Himmel hatte und eine Erde, ein Meer, hinter dem irgendwo seine Heimat lag. Er würde die Segel hissen und wieder einholen und dabei einzig und allein seinen Körper spüren, nicht sein Herz.

Plötzlich hörte er, wie Lucía aufschrie. »Nein!«, brüllte sie und rannte auf eine kleine Menschengruppe zu, die gerade aus dem Wald trat. Drei weiße Männer in luftigen, hellen Anzügen und mit auf den Schultern lehnenden Gewehren kamen ihnen entgegen. Auf ihren Lippen ein Lächeln und in der Hand des einen die Locken einer stolpernden Frau. Sie war an den Händen gefesselt, und ihr Kleid war zerrissen. Achtlos zerrten sie sie hinter sich her, und Kaspar wusste sofort, dass sie Imani war, Lucías Tochter, Josés Geliebte.

»Imani, mein Schatz! O meine Liebe, Imani …« Lucía schluchzte. »Lasst sie los, sofort, sie muss ins Krankenhaus!«

Als Imani versuchte, sich aufzurichten und ihre Mutter anzusehen, rieb sich Kaspar fassungslos über das Gesicht. Imanis Bauch war kugelrund! Bis zur Geburt dürfte es nur noch wenige Wochen dauern.

»Lasst mich ihr helfen!«, schrie Lucía, doch einer der Männer stieß sie heftig zur Seite.

»He!«, hörte Kaspar auf einmal seine eigene Stimme. Er konnte sich keine Sekunde länger zurückhalten. »Was soll das?« Er hastete vorwärts, schob Lucía hinter sich und versuchte, einen der Männer von Imani wegzuziehen, doch der andere stieß ihn heftig zurück und zielte mit seiner Waffe auf ihn.

»Wer ist der Kerl? Das hier geht dich nichts an, hörst du? Hände weg von den Sklavinnen«, knurrte er und trat mehrere Schritte auf ihn zu. Langsam hob Kaspar beide Hände und stolperte rückwärts.

»Ihr da!«, rief der andere Mann in Richtung der Arbeiter, die gerade noch die Eisenbahn beladen hatten. »Ruft alle zusammen, sofort!«

Kaspar starrte zwischen den Rücken zweier weißer Männer hindurch, die ihn von dem Geschehen abschirmten. Er hatte ihnen erklärt, dass er ein Seefahrer war, der hier verarztet worden war, und dass es ihn schockierte, wie mit Imani umgegangen wurde, doch sie hatten nur abgewinkt und ihm gesagt, dass er mit dem nächsten Zug wegfahren müsse. So lange behielten sie ihn im Auge. Wenn er nur einmal zuckte, zeigten sie schon auf ihre Gewehre.

Sämtliche Sklaven und Pflanzer der *Roça* hatten sich im Halbkreis um Imani und die drei weißen Männer versammelt. Mittlerweile hatte man ihr das Kleid vom Leib gerissen. Wie konnte man einem Menschen nur so etwas antun?

»Eine Schaufel«, sagte einer der Männer, und ein Arbeiter reichte ihm eine.

»Dummkopf, soll ich etwa selbst graben?« Er schlug ihm auf den Hinterkopf. »Mach schon.«

Also beugte sich der Arbeiter hinunter und begann, eine Grube auszuheben. Sollte das etwa Imanis Grab werden? Doch der Weiße rief: »Reicht!«, als sie sogar für einen Kakaosack zu klein war, und nahm eine Peitsche in die Hand.

»Hinlegen.«

Langsam streckte sich Imani flach auf der Erde aus, und nun begriff Kaspar, wofür die Grube gedacht war: Sie war gerade so groß, dass Imanis Bauch hineinpasste. Er durfte bei dem, was nun folgte, keinen Schaden nehmen. Die flüchtige Frau sollte bestraft werden, das Kind wollte man aber schützen. Es würde einmal eine kostenlose Arbeitskraft sein. Wie konnten Menschen so unfassbar kalt und grausam sein? Und welche Angst musste diese arme Frau erleiden – um sich und um ihr Kind?

Plötzlich beugte sich Kaspar hinunter und übergab sich auf den staubigen Boden.

»Keiner sieht weg!«, befahl ein weißer Mann gellend. Die Bewohner der *Roça* waren gezwungen zu beobachten, wie nun der Aufseher mit Peitsche in der Hand an die am Boden liegende Frau herantrat. Entsetzt schaute Kaspar sich um – er musste irgendetwas tun! Doch er sah so viele Aufseher, die ganz offensichtlich zu allem bereit waren. Kaspar bräuchte nur eine falsche Bewegung zu machen, und sie würden ihm mit ihren Gewehren eins überziehen, wenn nicht Schlimmeres.

Selbst wenn sich in diesem Moment alle Schwarzen gegen die Weißen verbündeten – wie weit würden sie kommen? Schon am Hafen würde man sie mit Waffengewalt zurück auf die Plantage drängen. Zwar gab es auf dieser Insel mehr Schwarze als Weiße, doch waren die Sklaven unterernährt und schwach, während die Pflanzer bis an die Zähne bewaffnet waren. Die Menschen hier hätten keine Chance.

Lucías Stimme riss ihn aus seinen sinnlosen Überlegungen. »Nein!«, schrie sie, kurz bevor der Pflanzer das erste Mal zuschlagen konnte. »Lasst mich das machen.«

Der Weiße gab Lucía die Peitsche. Und auf ihrem Gesicht glitzerten Tränen, während sie ausholte.

## 6. Kapitel

Apollonia hatte sich die Höhere Töchterschule anders vorgestellt. Sie hatte gehofft, einen Lehrer wie ihren Vater vor sich zu haben und Bücher auf ihrem Tisch zu stapeln. Nachmittags wollte sie in einer großen Bibliothek verschwinden, vergessen, dass sie in ein paar Jahren heiraten sollte, und nach Stunden des Studiums klüger wieder herauskommen. Doch schon am ersten Schultag wurde ihr klar, dass dieser Ort hier ganz anders war und dass es keine Bibliothek gab, nur einen kleinen Raum gefüllt mit Bibeln und religiösen Studien.

Da Köln keine Schule für höhere Töchter hatte, hatte Onkel Joseph sie in die Mädchenschule der Ursulinen nach Düsseldorf geschickt. Hier wohnten sie und Maria zu zweit in einer kleinen Kammer, die Wände waren aus dunklem Stein, und nachts knirschte das Gebälk. Besonders gruselte sich Apollonia vor Schwester Friederike. Sie war so schmal, als hätte sie jemand an Füßen und Kopf gepackt und erbarmungslos in die Länge gezogen. Ihre Augen standen so schräg, dass sie beinahe hochkant aus ihrem blassen Gesicht herausstarrten. Schwester Friederikes Unterricht bestand darin, ihnen aus der Bibel vorzulesen. Hin und wieder wies sie die Schülerinnen an, selbst vorzulesen oder mitzuschreiben, was gelesen wurde, und dankbar beugte sich Apollonia dann über das Papier, um wenigstens etwas zu tun zu haben.

Bibelunterricht gab es täglich. Viel seltener war Rechnen an der Reihe. Und Apollonia wünschte sich, sie könnte die Zeit bis zur nächsten Stunde mit dem klugen Fräulein Baum einfach überspringen. Zwar hatte es in den ersten Wochen, in denen Apollonia diese Schule besuchte, noch nicht eine Rechnen-Stunde gegeben, in der sie etwas Neues gelernt hätte, doch es machte ihr Spaß, zumindest wieder Zahlen zu sehen und mit ihnen umgehen zu können. Außerdem war Fräulein Baum eine Wucht. Die runde Dame mit den weiten Röcken kicherte gern und freute sich unbändig, wenn Apollonia mal wieder etwas beantwortet hatte – oder den anderen anstelle der Lehrerin sogar neue Themenfelder erklärte.

»Inspirierend, Fräulein Krusius!«, rief sie dann und drehte sich mit wirbelndem Rock zur Tafel um.

Wenn Apollonia Glück hatte, konnte sie Fräulein Baum gegen Ende ihrer Stunde sogar in ein tiefergehendes mathematisches Gespräch verwickeln. Während sie Formeln hinterfragte und neue Methoden vorschlug, schüttelte Maria nur den Kopf und seufzte leise.

»Dass du dich immer so in den Vordergrund drängen musst«, zischte sie hinterher.

»Lass mich doch ein wenig Freude haben, Maria!«

»Hauptsache, du behelligst damit später nicht die Stollwercks. Hinterher fällt das auf mich zurück!«

»Wieso musst du immer so ein Griesgram sein?«

Glücklicherweise freundete sich Maria bald mit zwei anderen Mädchen an, die im Unterricht lieber schwiegen und sich auf Handarbeit und Haushaltsführung freuten.

Zwar warfen die drei Apollonia missbilligende Blicke zu, sobald sie sich am Unterricht beteiligte, und hin und wieder hörte Apollonia sie darüber sprechen, wie seltsam sie die Lesebrille fanden, die Apollonia im Unterricht aufsetzen musste. »Guck dir nur diesen Bogen über der Nase an! Und wie riesig ihre Augen dahinter aussehen!«, flüsterten sie. Dabei brauchte Apollonia sie doch, um ordentlich schreiben und gut lesen zu können. Außerdem erinnerte sie sie stets an ihren lieben Vater, der mit einer ganz ähnlichen Brille jeden Tag stolz herumgelaufen war.

Doch zumindest ließ Maria sie dank dieser Mädchen nun häufiger in Ruhe. So konnte Apollonia Fräulein Baum bald sogar nach der Stunde abfangen und nach Büchern fragen.

»Mein Vater hat Dampfmaschinen gebaut, wissen Sie? Ich würde gern mehr über den aktuellen Fortschritt auf diesem Gebiet erfahren.«

Überrascht öffnete sich der Mund der Lehrerin. Dann sah sie Apollonia nachdenklich an. »Leider kann ich Ihnen da nicht weiterhelfen, Fräulein Krusius. Solche Literatur werden wir auf einer Mädchenschule sicherlich nicht finden …«

Apollonia seufzte. »Ich hatte es befürchtet.«

»Aber ich habe vielleicht eine andere Idee … Lassen Sie mich mal machen.«

Sie zwinkerte ihr zu und ging dann mit wippenden Hüften davon.

Die ganze Woche wartete Apollonia gespannt. Sie zählte die Tage, bis sie wieder Rechnen hatte. Als es endlich soweit war, saß sie aufgeregt im Klassenraum, sah immer wieder über ihre Schulter zur Tür, ob Fräulein Baum endlich hereinkäme – und blickte in das lange Gesicht von Schwester Friederike.

»Schlagt die Bibeln auf!«, rief sie. »1. Thimoteus 2, 9 bis 14!«

Sofort wirbelten die Mädchen herum und taten wie ihnen geheißen. Nur Apollonia sah sich verwirrt um, zwirbelte nachdenklich die eingedrehten Locken in ihrem Nacken und hob dann zögerlich eine Hand.

»Ah, Apollonia. Willst du vorlesen?«, sagte Schwester Friederike, sobald sie an der Tafel angekommen war.

»Nein, ich … hätten wir jetzt nicht eigentlich Rechnen?«

»Heute fällt Rechnen aus. Also, lies vor.«

Apollonia schlug die Bibel auf. »Wo sagten Sie noch gleich …«

»Darf ich, Schwester Friederike?« Maria hob eine Hand.

»Na, mach schon.«

»*1. Thimoteus, 2, 9: Desgleichen, dass die Frauen in schicklicher Kleidung sich schmücken mit Anstand und Besonnenheit, nicht mit Haarflechten und Gold oder Perlen oder kostbarem Gewand, sondern, wie sich’s ziemt für Frauen, die ihre Frömmigkeit bekunden wollen, mit guten Werken.*«

»Hört es euch an, Mädchen.« Scharf musterte sie die Schülerinnenschaft – und Apollonia hob noch einmal die Hand.

»Apollonia! Was ist denn?« Tadelnd starrte die Lehrerin sie an.

»Geht es Fräulein Baum nicht gut?«

»Ihr geht es hervorragend. Maria, bitte fahr fort.«

Maria räusperte sich und las: »*Eine Frau lerne in der Stille mit aller Unterordnung.*«

»Ganz genau, Maria.« Schwester Friederike ließ ihren kalten Blick über die Schülerinnen schweifen.

Doch Apollonia konnte sich noch nicht zufriedengeben. Wieder meldete sie sich. »Aber warum kommt Fräulein Baum dann nicht zum Unterricht? Nächste Woche ist sie doch wieder da?«

Die Schwester drehte den schwarz behängten Kopf in ihre Richtung und seufzte. »Nein, Apollonia. Fräulein Baum wird nicht mehr wiederkommen.«

Apollonia riss die Augen auf. »Aber … wieso denn nicht?«

»Weil sie nun verlobt ist.«

Ein Gemurmel ging durch die Reihen.

»Ihr habt noch Zeit genug, um euch für sie zu freuen, aber jetzt Ruhe!«, entschied Schwester Friederike. »Maria, fahr fort.«

»*Einer Frau gestatte ich nicht, dass sie lehre, auch nicht, dass sie über den Mann herrsche, sondern sie sei still.*«

Apollonia runzelte die Stirn. Nun machte sie sich nicht mehr die Mühe, sich zu melden. Leise sagte sie: »Aber was verändert denn das Verlobtsein? Eine Frau war sie doch schon vorher – und Sie lehren doch auch …«

Die Schwester unterbrach sie mit scharfer Stimme: »Noch ein Wort und ich muss dich des Raumes verweisen, Apollonia! Maria, bitte.«

»*Denn Adam wurde zuerst gemacht, danach Eva*«, sagte Maria so laut, als wollte sie Apollonia übertönen. »*Und Adam wurde nicht verführt, die Frau aber wurde verführt und übertrat das Gebot.*«

Mit hängenden Schultern lief Apollonia an diesem Tag über den Hof, um in ihre Kammer zu gehen. Sie dachte an das Fräulein Baum, an ihr Kichern und ihre Freude über Apollonias Antworten. Noch ein halbes Jahr sollte sie auf dieser Schule bleiben – allein unter lauter Nonnen und braven Schülerinnen wie ihrer Schwester. So sehr hatte sie sich auf die Zeit hier gefreut, die Vorfreude hatte sie in der Trauer um ihre Eltern getröstet und die Angst vor der Ehe gelindert. Und jetzt? Wie sollte sie das nur aushalten? Da stand Fräulein Baum plötzlich vor ihr und strahlte übers ganze Gesicht. »Fräulein Krusius, wie gut, dass ich Sie noch einmal sehe!«

Apollonia lächelte sie tapfer an. »Wir haben es gerade erfahren, Fräulein Baum. Es heißt, wir sollen uns für Sie freuen. Deswegen: Herzlichen Glückwunsch. Aber ehrlich gesagt bin ich ziemlich betrübt.«

»Das habe ich mir schon gedacht.« Das Fräulein seufzte.

»Es ist doch eine fürchterliche Regel, dass Frauen nur Lehrerinnen sein dürfen, wenn sie unverheiratet sind«, entfuhr es Apollonia. »Und dass sie überhaupt keinen anderen Beruf ausüben dürfen, in dem sie ihr Gehirn benutzen. Wieso denn bloß?«

»Es heißt, eine verheiratete Frau aus gutem Hause habe keine Zeit für einen Beruf …«

»Mir will nicht in den Kopf, warum das eine das andere ausschließt«, murmelte

Apollonia.

Fräulein Baum sah sie einen Moment lang nachdenklich an. Dann rief sie: »Die hier habe ich im Müll meines Verlobten gefunden.«

Sie griff in ihre Tasche, holte ein großes Heft hervor und überreichte es Apollonia. In geschwungenen Lettern stand darauf: *Zeitschrift des Vereines Deutscher Ingenieure*.

Apollonia riss die Augen auf. »Ist die … für mich?«

»Er wird sie sicher nicht vermissen.«

»Oh, das ist ja wundervoll, ich danke Ihnen von Herzen!«

»Aber verstecken Sie sie gut. Wenn Sie die Nonnen damit erwischen …«

Apollonia nickte geistesabwesend, während sie vorsichtig die Seiten umblätterte.

»Sie sollten darüber nachdenken, ebenfalls ein Lehrerinnenseminar zu besuchen«, sagte Fräulein Baum. »Es ist eine wunderbare Möglichkeit für Frauen, sich zu bilden.« Kurz zuckte sie mit den Schultern. »Nun ja, zumindest ist es die einzige …«

»Ich weiß, Fräulein Baum. Aber leider soll ich auch eines Tages heiraten.« Ganz kurz blitzte bei diesen Worten das Bild von Heinrich Stollwerck vor ihrem inneren Auge auf. Sie erinnerte sich an seinen aufrichtig interessierten Blick und sein freundliches Schmunzeln. Seitdem sie auf dieser Schule war, passierte ihr das immer mal wieder. Viel zu oft musste sie an diesen jungen Mann denken. Was für ein Unsinn, schalt sie sich selbst. Sie wollte überhaupt niemanden heiraten, auch nicht diesen Heinrich. Schnell schob sie das Bild zur Seite. »Und selbst wenn ich nicht heiraten müsste …«, sie befeuchtete ihren Zeigefinger, um erneut umzublättern, »dann würde ich ja ehrlich gesagt viel lieber Erfinderin werden …«

## 7. Kapitel

Es war gespenstisch still in Quasts Zigarrenladen. Alle starrten stumm auf die Tür. Wann würde der erste Kunde hereintreten? Luana hasste diese Warterei. Nicht zu wissen, wen sie heute bedienen würde und was ihr bevorstand … Der Besitzer namens Quast stand neben ihr und stützte sich auf den Tresen. Er war ein uralter Mann mit buschigen Augenbrauen und lüsternen Augen. Wie sehr sie ihn verabscheute … Bald löste er den Blick von der Tür und musterte Luana abschätzig. Als wäre es allein ihre Schuld, dass noch immer niemand gekommen war! Sie strich sich die langen, schwarzen Haare mit beiden Händen gleichzeitig hinter die Ohren und ließ den Blick durch den kleinen, engen Raum schweifen. An der Wand türmten sich in hohen Regalen vergilbte Zigarrenetuis, die Tabak-Kisten auf der Kopfseite des Raums rührte kaum jemand an, und das kleine Regal an der schmalen Holztreppe, in dem Pfeifen ausgestellt waren, verstaubte zusehends. Auf den Stufen hockten gelangweilt zwei junge Frauen und wickelten sich die halboffenen Haare um die Finger.

In diesem Moment klingelte endlich das Glöckchen über der Tür. Sofort wühlte Quast geschäftig in seinen Papieren, die Mädchen huschten die Treppe hinauf, und Luana setzte ihr schönstes Lächeln auf.

Ein junger Mann trat ein und blickte sich nervös um. Er war nicht unattraktiv, fand Luana. Seine dunkelblonden Haare waren gewellt, seine Wangen rasiert, und sein Blick hatte trotz seiner Unsicherheit etwas Spitzbübisches.

»Herzlich willkommen«, säuselte Quast. »Suchen Sie nach erlesenen Zigarren? Oder darf ich Ihnen stattdessen diese exotische Schönheit vorstellen?«

Schon griff er nach Luanas Arm und zerrte sie ein Stück in den Raum hinein. Luana versuchte, sich ihren Ärger nicht anmerken zu lassen und strahlte den Eintretenden möglichst verheißungsvoll an.

Der Fremde räusperte sich. »Nun, ich … also Zigarren suche ich nicht …« Er hüstelte.

»Ich verstehe. Sie waren noch nie hier, habe ich Recht?«

»Sie wurden mir … nun, ich habe von diesem … Etablissement gehört.«

Der Alte entblößte grinsend seine drei verbliebenen Zähne. »Über Empfehlungen freuen wir uns immer sehr. Seitdem die Stadt mal wieder sämtliche Hurenwirtschaften geschlossen hat, haben wir es nicht mehr so leicht. Alles muss unter strengster Verschwiegenheit stattfinden, ein furchtbares Versteckspiel, Sie kennen das sicher. Gott sei Dank haben wir so treue, zufriedene Kunden, nicht wahr, Luana?«

Er lachte und gab ihr einen Stoß, so dass sie prompt in den Armen des Fremden landete. Glücklicherweise stank dieser junge Mann nicht.

»Luana ist unser Schmuckstück, direkt aus China.«

»Genauer gesagt komme ich aus …«, wollte Luana einwerfen.

Doch Quasts Miene verfinsterte sich, er schlug auf die Theke und brüllte: »Wirst du wohl deinen Mund halten?!«

Luana zuckte zusammen, und ohne es zu wollen, versteifte sie sich in den Armen des

Fremden. Kurz herrschte Stille.

»Ich glaube, ich sollte …«, stammelte der Mann.

»Aber, lieber Herr, nur mit der Ruhe! Wenn Sie kein Interesse an einer Exotin haben, kann ich das nur zu gut verstehen. Aber ich habe noch mehr Schmuckstücke in diesem Laden, glauben Sie mir. Ich kann Ihnen auch eine Blonde vorstellen, eine Rothaarige, ja, für die ganz ausgefallenen Wünsche hab ich sogar eine Taubstumme bei mir!« Wieder dieses Lachen – Luana kämpfte gegen den Ekel an.

»Nein, bitte entschuldigen Sie mich, ich sollte …«

Doch in diesem Moment entdeckte der Fremde auf der schmalen Holztreppe im hinteren Teil des Raumes Luanas Freundin Paula. Sie trug hohe Schnürschuhe aus Leder und einen gelben, kurzen Rock. Der Mann ließ Luana los und machte einen Schritt auf sie zu. Er schaute erst auf ihre eng geschnürte Taille und dann auf ihr üppiges Dekolleté und ihre nackten Schultern. Paula war tatsächlich ausgesprochen schön: Ihre Mundwinkel hingen hinab, was ihren Blick trotzig wirken ließ, die Augen waren groß und stechend blau, und über der Oberlippe prangte ein schwarzes Muttermal.

»Ah, komm hierher, schnell«, rief Quast und winkte Paula herbei.

Der Mann starrte sie an. Quast nannte ihm die Stundenpreise, doch er schien kaum zuzuhören. Abwesend griff er in seine Tasche und holte das Geld hervor.

»Luana, sag ihr, dass sie das rote Zimmer nehmen soll«, befahl Quast, dann lief er in Richtung Tür, wo in diesem Moment der zweite Freier dieses Abends eintrat.

Luana wandte sich Paula zu und machte mit den Händen ein paar Zeichen in der Luft.

»Was …?«, fragte der Fremde verwirrt, doch Luana beobachtete zunächst Paulas Antwort. Erst, als die Freundin fertig war, erklärte Luana ihm: »Sie ist taub. Genau wie mein Bruder. Ich hab ihr die Gebärden beigebracht. Sehen Sie, das hier heißt *rot*«, sie streichelte sich kurz das eigene Kinn, »und das heißt *Zimmer.*« Sie beschrieb einen Kreis in der Luft.

»Sie … ist taub?«, fragte der Mann.

»Ja. Sie kann ein wenig Lippen lesen. Aber sie versteht nur, was sie verstehen will, das sag ich Ihnen!« Luana schüttelte den Kopf und kicherte.

Sie kannte die Freundin schon seit vielen Jahren. Gerade mal 13 Jahre waren sie alt, als sie sich in Quasts Bordell auf der Großen Sandkaul kennengelernt hatten. Damals war es noch nicht verboten gewesen, sein Geld als Hure zu verdienen, und Quast hatte großspurig in der ganzen Stadt herumerzählt, dass bei ihm fast zeitgleich zwei besonders junge Dirnen angefangen hatten.

Tatsächlich war Paula schon vor Luana da gewesen. Niemand wusste, wie sie hieß oder woher sie kam. Sie stand einfach da, sagte kein Wort und wartete. Keiner wusste, worauf. Quast hatte ihr einen Namen verpasst, und Paula hatte ihn akzeptiert.

Luana hatte das Mädchen zwei Nächte lang beobachtet, hatte gesehen, wie sie auf Ansprache nur dann reagierte, wenn die Menschen in ihrem Blickfeld waren, wie sie konzentriert auf ihre Münder schaute und nur nickte oder mit dem Kopf schüttelte, statt mit Worten zu antworten. Dann war ihr klar geworden, was mit Paula los war. Sie

kannte die Anzeichen, schließlich konnte auch ihr kleiner Bruder nicht hören. Paula die Gebärdensprache ihrer eigenen Familie beizubringen, war leicht gewesen – sie hatte in den Straßen sowieso schon hin und wieder taubstumme Bettler dabei beobachtet, wie sie sich miteinander verständigten. Und bald mochten sich die beiden Mädchen sogar so gern, dass sie aus den Gebärden des Bruders, den Handzeichen der Straße und ihren eigenen Ideen eine Gebärdensprache entwickelten, die ganz allein Luana und Paula gehörte. Ihre eigene Geheimsprache, dachte Luana manchmal voller Stolz.

»Wie heißt du wirklich?«, hatte sie irgendwann gefragt.

»Ich habe viele Namen«, hatte Paula geantwortet. »Selma. Trine. Mädchen. Dirne.«

»Und welcher ist dein eigener?«

Paula schüttelte mit dem Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Woher kommst du?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich erinnere mich, dass ich als Kind in einem Dorf gearbeitet habe, bei einem Bauern. Er hat mich gehasst, also bin ich weggelaufen. Ich habe es bis nach Köln geschafft, doch schon in der ersten Nacht hat ein anderer Mann mich mitgenommen. Er hatte einen runden Kopf und böse Augen. Für ihn habe ich viele Stunden lang Spitze geklöppelt. Bis zu der Nacht, in der die Frau kam.«

»Die Frau?«

Paula fixierte einen weit entfernten Punkt hinter Luana. »Sie kam mitten in der Nacht. Sie trug nur ein Nachthemd unter ihrem Mantel. Der Mann wurde sehr wütend, da haben sie ihn mitgenommen.«

»Wer hat ihn mitgenommen?«

»Die Polizisten. Er war mehrere Jahre fort. Es waren gute Jahre, die Arbeit bei seiner Frau war leichter. Doch dann kam der Mann mit dem Kugelkopf zurück. Er erzählte mir, dass er einmal beinahe ausgebrochen wäre. Doch ein einfacher Fabrikarbeiter *mit einem Grashalm im beschissenen Mund* habe ihn aufgehalten. Er glaubte, ich könnte ihn nicht verstehen, doch er hat es so oft gesagt, dass ich es irgendwann ganz deutlich auf seinen Lippen lesen konnte: *mit einem Grashalm im beschissenen Mund*. Ständig hat er geflucht und geschworen, dass er den Arbeiter töten würde, würde er ihn je in die Finger kriegen. Doch das hat er nicht. Eines Tages wurde er so wütend, dass ich wieder weglaufen musste.«

»Wohin bist du gelaufen?«

»Hierhin.«

»Du bist vom Kugelkopf hierher gelaufen?«

Paula zuckte mit den Schultern. »Ich habe ein Talent für Zufluchtsorte.« Sie zwinkerte, doch ihr Blick war traurig. »Warum bist du hier?«

»Weil Mama tot ist und mein Bruder Essen braucht.«

Luana schob die Erinnerung beiseite. Sie wollte nicht an ihren Bruder denken, der kurz darauf ebenfalls gestorben war.

»Sagen Sie ihr, dass ich Peter heiße?«, bat der Fremde sie. Luana übersetzte.

»Luana, hierher mit dir!«, schrie Quast plötzlich. Sie zuckte zusammen, drückte Paula noch kurz die Hand und eilte zu dem neu eingetretenen Mann. Aus den Augenwinkeln

sah sie, wie Paula Peter die Holztreppe hinaufzog.

Von diesem Tag an sah Luana Peter beinahe jede Nacht. Immer wieder kam er in Quasts Zigarrenladen und verschwand mit Paula in einer der kleinen Kammern. Paula erzählte ihr hinterher, dass er sich nicht verhielt wie die meisten anderen Freier, sondern dass er sie verliebt ansah, voller Leidenschaft mit ihr schlief und sein Mund vorher, währenddessen und danach kaum stillstand.

»Ich glaube, er genießt es, plappern zu können, ohne dass ihn jemand hört«, überlegte Paula kichernd. »Ich bin mir nicht sicher, aber möglicherweise plaudert er in unserer Kammer sämtliche Familiengeheimnisse aus.«

Luana entging nicht, dass ihre Freundin einen sanften Gesichtsausdruck hatte, während sie ihre Worte in die Luft malte. Normalerweise machte sie sich gern mit einem frechen Grinsen über sämtliche Freier lustig. Doch diesen Peter schien sie zu mögen.

Eines Morgens brach Paula zu einem Spaziergang auf und kehrte nicht wieder zurück. Schon wenige Stunden später war Luana besorgt. Es sah Paula nicht ähnlich, so lange wegzubleiben.

Luana musste an diesen Peter denken. Wenn einer Frau etwas geschah, steckte meistens ein Mann dahinter, der ihr nah stand. Doch abends kam er wie immer in Quasts Zigarrenladen.

»Ich möchte zu Paula«, rief Peter.

»Die ist seit zwei Tagen nicht mehr aufgetaucht«, erklärte Quast.

»Wie, sie ist nicht mehr aufgetaucht?«

»Was soll ich da groß erklären, sie ist weg!«

Peter wusste ganz offensichtlich nicht, was er tun sollte, und fuhr sich verwirrt durch die Haare. »Kommt sie denn wieder?«

»Woher soll ich das wissen?«, brummte Quast. »Du weißt doch: Diese Weiber sind unberechenbar. Kann ich dir eine andere empfehlen?«

Er deutete auf Luana. Sie lächelte Peter traurig zu und hob die Hand zu einem Gruß.

Entschuldigend schüttelte Peter den Kopf. »Lass mal«, murmelte er. »Tschüss, Luana.« Dann trat er hinaus auf die Straße.

Luana hasste Samstage. Sie überquerte den Neumarkt, ließ die Apotheke hinter sich, bog in die Spinnmühlengasse ein und steuerte auf das neue Depot zu. Ihr Körper tat noch weh von letzter Nacht, und trotzdem musste sie sich in aller Früh ins Untersuchungshaus schleppen. Schließlich war es heute kostenlos. Sie warf sich die langen Haare über die Schulter und stapfte voran. Was Paula in diesem Moment wohl tat? Sie vermisste die Freundin schmerzlich. Erst gestern hatte sie Quast wieder gefragt, ob er irgendwas von ihr gehört habe, doch er fuhr sie nur an, sie gehe ihm mit ihrer Fragerei gehörig auf die Nerven. Sie solle sich besser um ihre Freier kümmern und ihn in Ruhe lassen. Mittlerweile war es schon über eine Woche her, dass Paula verschwunden war …

Die Schlange vor dem Depot war heute überschaubar. Nur wenige Frauen warteten

darauf, eingelassen zu werden.

»Morgen«, murmelte Luana, während sie sich einreihte.

»Ach, die Chinesin«, rief eine ältere Frau. »Oder was hast du dir diese Woche ausgedacht?« Sie grinste ihr zu.

»Ich komme aus Russland, ein Wanderzirkus hat mich hierher gebracht, merk dir das!« Luana feixte.

»Ach, natürlich!«

»Habt ihr Paula irgendwo gesehen?«

»Paula? Die Taubstumme? Die kommt doch nie zu den Untersuchungen«, winkte die Ältere ab.

»Wartet, von wem redet ihr?«, mischte sich nun eine kleine Frau mit roten Löckchen ein. »Meint ihr diese Hübsche mit dem Muttermal? Die hab ich Mittwoch hier gesehen. Ich hab mich schon gewundert, Mittwochs kostet es doch 1,50 Mark. Aber vielleicht hatte sie es nötig.«

Luana runzelte die Stirn. Warum sollte Paula an einem Mittwoch ganz allein ins Depot gehen? Die ältere Frau und die Rothaarige wurden herein gewinkt.

»Grüß mir die anderen Seiltänzerinnen.« Wieder lächelte die Ältere, bevor sie im Untersuchungshaus verschwand.

Nachdenklich beobachtete Luana den schmächtigen Kerl, der vor ihr stand und die Frauen grinsend musterte. Wochentags trieb er sicherlich das Geld für die Untersuchungen ein. Samstags hatte er wenig zu tun und konnte als Extralohn ein paar kostenlose Klapse auf fremde Hinterteile abstauben. Finster sah Luana ihn an, und nun fiel ihr auf, dass er einen kugelrunden Kopf hatte.

Er bemerkte ihren Blick, spuckte vor ihr auf die Straße und zog einen Mundwinkel hoch. Hinter seinen spröden Lippen lugte ein schwarzer Zahn hervor. »Ihr könnt rein«, rief er, zeigte auf die geöffnete Tür, und während Luana eintrat, kniff er ihr fest in den Hintern. Kurz schloss sie die Augen. Normalerweise würde sie herumwirbeln und ihn so laut anschreien, dass sämtliche Passanten auf ihn und seine hässliche Visage aufmerksam würden und dass alle Frauen in der ganzen Umgebung vor ihm gewarnt wären. Doch sie hatte eine solche Szene in einem Depot schon einmal bitter bereut. Am Ende des Tages war ihr Gesicht blau gewesen, und es hatte Tage gedauert, bis Quast sie wieder seinen Kunden anbieten wollte. Also akzeptierte sie den Ekel, der von ihr Besitz ergriff, und nahm ihn mit ins Depot. Sie ging in den Raum rechts, während das andere Mädchen die Tür links wählte.

»Freimachen, hinlegen«, wies sie ein alter Mann an, ohne sie anzuschauen. Er saß auf einem Stuhl neben einer Pritsche, hinter ihm stand sein schmächtiger Assistent. Beide schauten nur in ihre Unterlagen. »Hast du Beschwerden? Juckreiz, Brennen, Sonstiges?«

»Nein, Doktor«, murmelte Luana, während sie seinen Anweisungen Folge leistete. Die Holzpritsche war trocken und ausgelegen. Sie versuchte, sich keinen Splitter zuzuziehen, während sie sich hinlegte, den Rock hochzog und die Knie spreizte. An der Decke entdeckte sie ein besonders großes Spinnennetz und hängte ihren Blick hinein,

während der Doktor sie mit seinen kalten Fingern und seltsamen Instrumenten untersuchte.

»Name?«, fragte der Assistent.

»Luana Wegener«, murmelte sie.

Nach einigen Minuten, die sich unangenehm dehnten, sagte der Arzt endlich: »Gut, du kannst gehen.«

Sofort sprang sie auf. Manchmal fragte sie sich, was entwürdigender war: diese Untersuchung, die zwar sämtlichen Huren der Stadt jede Woche vorgeschrieben war, aber keinem einzigen Freier. Oder Männer wie der Kugelkopf am Eingang, die einen nicht einmal wie einen Menschen behandelten.

Plötzlich hielt sie inne. Wie hatte sie ihn gerade im Stillen genannt? Hatte Paula nicht so auch einmal den Mann bezeichnet, vor dem sie einst weggelaufen war? Während sie hinausging, zischte er ihr zu: »Suchst du die Taubstumme?«

Sie wollte weitergehen und ihn ignorieren. Doch dann dachte sie an Paulas fragende Augen, ihr trauriges Lächeln und ihre Hände, die doch mit niemandem so gut sprechen konnten wie mit ihr. Wo auch immer sie war – sie brauchte ihre Freundin. Also blieb Luana dann doch stehen.

»Ich sag dir, wo sie ist. Für eine kleine Gegenleistung«, wisperte er hinter ihr.

Luana schloss die Augen. Atmete tief durch. Dann flüsterte sie: »Wann hast du Pause?«

Sie wartete in der schmalen Gasse hinter der Apotheke auf ihn und schob die Haare hinter die Ohren, wie andere ihre Ärmel hochkrempelten. Hoffentlich würde sie ihm nicht sofort vor die Füße kotzen, dachte sie. Umso länger sie da stand, desto größer wurde die Übelkeit. Und als er dann an der Straßenecke auftauchte, konnte sie seinen Gestank nach Schweiß und Urin schon riechen.

»Erst die Information«, rief sie ihm entgegen.

Er grinste schief. »Wenn ich es mir recht überlege …«, murmelte er, während er näher kam, »brauche ich dir überhaupt nichts zu sagen.« Jetzt stand er direkt vor ihr und krallte seine Hand wie vorhin fest in ihren Hintern. »Ich kriege auch so, was ich will. Hab ich recht? Vielleicht verrate ich dir, wo das Täubchen ist, wenn du dich schön anstrengst.«

Und mit diesen Worten machte er sich an ihrem Rock zu schaffen.

»Sag es mir jetzt, oder ich schreie«, forderte Luana, während sie versuchte, ihren Rock wieder runterzuschieben. Da presste er eine Hand so fest auf ihren Mund, dass ihr Hinterkopf schmerzhaft gegen die Hauswand gedrückt wurde.

Luana versuchte mit aller Kraft, an ihre Rocktasche zu kommen, doch Kugelkopf drückte sein gesamtes Gewicht gegen ihre Hüfte.

»Ich fand es wirklich schade, dass mein Täubchen einfach eines Tages davongeflattert ist. Dabei haben meine Frau und ich uns so viele Jahre rührend um die Kleine gekümmert. Das war eine Freude, als ich sie dann plötzlich am Depot wiedergesehen habe.« Er gackerte vor Lachen. »So, reicht dir das an Informationen?«

Er öffnete seine Hose und hielt Luana gleichzeitig so fest, dass sie sich kaum rühren konnte. Sie versuchte zu schreien, doch sie war viel zu leise. In diesem Moment öffnete sich über ihr ein kleines Fenster, und eine junge Frau schaute heraus. Die Fremde holte tief Luft und schrie aus voller Kehle.

Kugelkopf zuckte heftig zusammen und legte den Kopf in den Nacken. Luana nutzte die Gelegenheit sofort. Sie zog das Messer, das ihr einst ihre Mutter geschenkt hatte, aus der Rocktasche und presste es fest gegen Kugelkopfs Hals.

»So, Freundchen«, keuchte sie. Er ließ sofort von ihr ab, unter dem Messer sprang schon die Haut auf. Rot lief es an der Schneide entlang. Luana packte ihn an der Schulter und drückte nun ihn gegen die Wand.

»Wo ist sie?«

»Lass mich los, du dreckige Hure«, keuchte er. Luana antwortete nicht, sondern drückte nur noch fester zu. Ein Tropfen seines Blutes erreichte ihren Daumen.

»Ist ja gut! Sie ist im Pützchen! Im Pützchen!«, würgte er hervor.

Luana runzelte die Stirn. So nannte man die Anstalt, in die sie Prostituierte steckten. *Detentionsanstalt*, sagten die Doktoren im Depot gern in ach-so-gescheitem Ton. Angeblich wolle man *verkommene Weibspersonen* dort *korrigieren*. »Wer nicht zu den Untersuchungen kommt, landet in der Detentionsanstalt für verkommene Weibspersonen«, sagten sie gern mit gewichtigem Nicken. Dort würde der *jeweiligen Weibsperson* dann gezeigt, was Recht und Ordnung wäre.

»Wie ist sie dahin gekommen?«

»Sie ist eine Hure, reicht das nicht?«

Luana schnaufte und schnitt ihm noch ein wenig tiefer in den Hals.

»Schon gut! Sie ist nie bei den Untersuchungen gewesen. Wahrscheinlich wusste sie, dass sie mich dort trifft. Aber dann kam sie doch. Sie glaubte wohl, ich hätte frei und niemand wüsste, dass sie schon seit Jahren eine von euch ist. Aber natürlich war ich da. Und ich weiß es schon lange.«

Luana brauchte all ihre Willenskraft, um ihm nicht die Kehle durchzuschneiden. Schließlich ließ sie ihn los und stieß ihn heftig zurück.

»Lauf!«, schrie sie. »Sonst stech’ ich dich doch noch ab.«

Kurz blieb er stehen, rieb sich den blutenden Hals und sah von Luana zu der Frau am Fenster und zurück. Dann drehte er sich tatsächlich um und ging.

Luana atmete tief durch.

»Ich danke Ihnen von Herzen«, rief sie der fremden Frau zu.

»Wie heißt du?«, fragte die mit sanfter, hoher Stimme.

»Luana«, antwortete sie. »Und Sie?«

»Ich bin Julie Müller.«

Luana überlegte in den nächsten Stunden hin und her. Sie konnte nicht einfach bis nach Bonn fahren und darum bitten, eine Freundin in der Detentionsanstalt besuchen zu dürfen. Unmöglich. Nicht nur, dass sie gar nicht wüsste, wie sie die Fahrt bezahlen sollte – es wäre auch viel zu gefährlich. Wer weiß, vielleicht würde man sie gleich mit

Paula einsperren. Nein, sie müsste klüger vorgehen. Sie brauchte einen Plan.

Sie grübelte und grübelte, doch bald musste sie sich eingestehen, dass ihr nur eine Möglichkeit einfiel. Und diese Möglichkeit hieß Peter, war so wohlhabend wie attraktiv und erkundigte sich fast täglich bei Quast, ob Paula endlich zurück sei. Dabei hasste Luana es, Männer um Hilfe zu bitten.

# Teil 2

1867–1868

## 8. Kapitel

»Guck dir das an!«, rief Apollonia. »So viele Menschen! Und sie alle sind hier, um sich die Maschinen anzusehen.«

Sie griff nach Marias Arm und zog sie hinter sich her durch die Menge, die sich vor dem neuen Gebäude der Dampfschokoladen-, Bonbons-, Dragee- und Zuckerwarenfabrik von Franz Stollwerck in der Hohen Straße 9, mitten im Kern der Stadt, gesammelt hatte. Sie alle reckten die Hälse und machten große Augen, um das Schauspiel hinter den Schaufenstern zu beobachten. Seit Tagen sprach man in der Stadt von nichts anderem als von der gläsernen Fabrik. Insgesamt zählte Apollonia neun hohe Fenster, hinter denen sich stampfend, wälzend und zischend die moderne Schokoladenfabrik präsentierte.

»Es ist unglaublich! Dort hinten ist die Dampfmaschine. Da, siehst du das große Rad und den Kessel?«, rief Apollonia im Gehen. »Sie ist ganz ähnlich wie die, von denen Papa mir erzählt hat, und sie treibt sämtliche Schokoladenmaschinen an. Sechs Stück! Komm mit!«

Doch Maria blieb abrupt hinter ihr stehen.

»Was hast …« Apollonia unterbrach sich selbst, denn Nikolaus Stollwerck stellte sich ihr in den Weg. Sie hatte ihn seit Jahren nicht gesehen. Mittlerweile erschien er ihr noch größer und breiter, sein Schnauzbart noch dunkler und dichter zu sein. Auf seiner großen, krummen Nase saß ein glänzender, sicher nagelneuer Zwicker, durch den er sie nun musterte. Fast wurde sie ein Stück kleiner. So lange hatte sie die Aussicht, eines Tages heiraten zu müssen, erfolgreich verdrängt und sich in ihre Zeitschriften geflüchtet. Doch nun, da einer der Stollwercks vor ihr stand, wurden die Ehepläne ihres Onkels furchtbar real.

»Guten Tag, die Damen. Was für eine Freude, Sie hier zu treffen«, sagte Nikolaus Stollwerck leise und deutete eine Verbeugung an.

Sofort knicksten die Schwestern, und Maria hob den Fächer vor ihre Nase.

»Guten Tag, Herr Stollwerck«, flüsterte die kleine Schwester.

Auf der Schule und auch in den Jahren danach, in denen sie bei Verwandten in Wien, Paris und London gewohnt hatten, um ihre Sprachkenntnisse und ihr gesellschaftliches Betragen weiter zu verfeinern, hatte Maria immer wieder von Nikolaus gesprochen. Sie hatte darüber fantasiert, welche Speisen er mochte, ob er wohl gern tanzte und wie ihm ihre neuen Kleider gefallen würden. Apollonia hatte es schon nicht mehr hören können. Sicherlich schlug Marias Herz jetzt, da sie ihm leibhaftig gegenüberstand, höher.

»Darf ich den Damen unsere gläserne Fabrik zeigen?«, fragte Nikolaus.

»Sehr gern, Herr Stollwerck«, sagte Maria. Doch Nikolaus sah nur sehr kurz zu ihr hinüber, dann schaute er Apollonia in die Augen, hob fragend die Brauen und bot ihr den Arm. Sie schluckte und schaute auf den schwarzen Stoff seines Frackärmels. Was sollte sie tun? Zum einen hatte sie das Gefühl, dass sie ihre alten Träume und Hoffnungen gänzlich loslassen müsste, um diesen Arm zu nehmen. Und zum anderen

wollte sie ihre Schwester nicht traurig machen. Doch Nikolaus einfach stehen zu lassen, wäre mehr als unhöflich.

»Ah, die Fräuleins Krusius!«, hörte sie da eine andere, etwas hellere Männerstimme und drehte den Kopf. Heinrich Stollwerck bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge. Sie wollte ihn genauso uninteressant finden wie Nikolaus, schließlich gehörte er zu der gleichen Familie, in die sie einheiraten sollte, und doch spürte sie, dass ihr Mund trocken und ihre Handflächen feucht wurden. Sie musste wieder an das kurze Gespräch vor fünf Jahren in der Königshalle denken. Es war ein Gespräch über die Magie der Maschinen gewesen, und einen Augenblick lang hatte Apollonia sich tatsächlich ernstgenommen gefühlt. Immer wieder hatte sie seitdem an Heinrich gedacht. Ohne es zu wollen, war sein Gesicht häufig vor ihrem inneren Auge aufgetaucht. Nun stand er leibhaftig vor ihr! Und nach den vielen Monaten in fremden Empfangssälen, in denen sie sticken, knicksen und höflich lächeln musste und nur nachts heimlich die alten Zeitschriften des Vereins Deutscher Ingenieure hervorkramte, die Frau Schmitt, wie Fräulein Baum heute hieß, ihr immer wieder zuschickte, sehnte sie sich so sehr nach einem ernsthaften Gespräch …

»Heinrich Stollwerck! Es ist schön, Sie zu sehen«, entfuhr es ihr.

»Die Freude ist ganz meinerseits. Wir kommen gerade von den ersten allgemeinen Wahlen! Es ist also sowieso schon ein großer Tag. Und dann treffen wir auch noch Sie.« Der Bart rund um seinen Mund war noch dichter geworden, und seine Augen hatten die gleiche Ernsthaftigkeit wie bei ihrer letzten Begegnung. Er blinzelte freundlich und bot nun Maria den Arm. »Hat mein Bruder Ihnen schon alles gezeigt?«

»Dazu bin ich noch nicht gekommen«, presste Nikolaus hervor, der mit noch immer angewinkeltem Arm vor Apollonia stand. Kurz sah sie zu Maria hinüber. Mit traurigen Augen starrte ihre Schwester sie an. Maria wäre sicher totunglücklich, wenn Apollonia nun mit ihrem Nikolaus herumspazieren würde. Sie musste etwas tun. Also rief Apollonia kurzerhand: »Bitte entschuldigen Sie!« Sie drehte sich weg, um ein kleines, vornehmes Niesen vorzutäuschen. Während sie sich die Nase mit ihrem Taschentuch abtupfte, ging sie wie zufällig an Maria vorbei, steckte das Taschentuch weg und lächelte Heinrich zerstreut an – zumindest hoffte sie, diesen Eindruck zu erwecken.

»Danke Ihnen«, sagte sie und hakte sich ein. Da schmunzelte der junge Mann und nickte ihr leicht zu. Für einen winzigen Moment hüpfte ihr Herz in der Brust.

Schnell nahm nun auch Maria Nikolaus' Arm. »Ich bin schon ganz gespannt auf Ihre kleine Führung, lieber Nikolaus!«

Sie warf Apollonia einen Seitenblick zu. Wirkte sie dankbar? Oder doch eher peinlich berührt? Schon führte Heinrich Apollonia näher an die Fenster heran.

»Sie waren gerade wählen? Wie aufregend!«

Heinrich nickte. »Nun, ich persönlich bin mit meinen 24 Jahren genau ein Jahr zu jung. Aber ich habe meine älteren Brüder und meinen Vater begleitet. Er hat lange auf die ersten allgemeinen freien Wahlen hingefiebert. Schon als ich noch ein Kind war, hat er mit seinen Freunden für die Demokratie gekämpft.«

»Für ihn muss es wunderbar sein, dass sich die Forderungen von damals nun erfüllt

haben.«

»Er begrüßt es sehr. Aber die Voraussetzungen zur Wahl sieht er kritisch. Wählen dürfen nur Männer, die mehr als 400 Taler verdienen oder ein Haus besitzen. Er schätzt, 80 Prozent der Kölner sind dadurch ausgeschlossen.«

Apollonia legte den Kopf schief. »Wie nobel von ihm, dass er die Wahlen gern losgelöst von Wohlstand sähe.«

Heinrich lächelte. »Da haben Sie recht. Er ist bestimmt der einzige Unternehmer der Stadt, der es so sieht.« Nun wurden seine Augen schmaler, und die Falte zwischen seinen Brauen vertiefte sich. »Auch Bismarcks Motivation, diese Wahlen einzuführen, sieht er kritisch, er hält sie für reines Kalkül … Aber, bitte entschuldigen Sie. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist – ich langweile Sie sicherlich schrecklich mit diesen politischen Details.«

»Nein, ganz und gar nicht!«

Unwillkürlich klammerte sie sich etwas fester an seinen Arm – und gleichzeitig an dieses spannende Thema, das Heinrich einfach so mit ihr besprach. Obwohl sie doch eine junge Frau war, und ihr Geschlecht von Politik bekanntermaßen nichts verstand.

»Was glauben Sie, wie die Wahlen ausgehen?«, fragte sie.

»Ich rechne dem katholischen Kandidaten Thissen große Chancen aus. Wir Kölner sind doch sehr mit unserer Kirche verbunden.«

»Natürlich. Das Vertrauen ist groß.«

»Auch die Sozialdemokratie könnte ihre Anziehung ausüben … Aber ich wollte Ihnen doch eigentlich unsere Fabrik zeigen …« Sie kamen nun am äußersten der großen Fenster an, wo Heinrich auf die gewaltige Dampfmaschine deutete. »Sehen Sie den röhrenförmigen Kessel im Hintergrund, Apollonia?«

Sie nickte mit großen Augen. »Er ist nicht zu übersehen …« Sie hatte gar nicht gewusst, wie riesig ein Kessel sein konnte!

»Ich muss zugeben: Er ist mein größter Stolz.« Heinrich blinzelte freundlich.

»Ihr Stolz?«

»Ich habe ihn selbst gebaut. Er bietet eine Heizfläche von 780 Quadratmetern und gilt als größter in ganz Europa.«

»Beeindruckend«, flüsterte Apollonia.

»Heinrich ist unser Techniker«, sagte Nikolaus über Marias Kopf hinweg. »Er ist für die Wartung der Maschinen zuständig.«

»Und für ihre Konstruktion und Produktion«, ergänzte Heinrich mit einem irritierten Stirnrunzeln.

»Ach, langweilen wir die Damen nicht mit solchen Details. Lassen Sie uns lieber auf die andere Seite gehen. Dort wird die Schokolade verpackt.«

»Sehr gern, Nikolaus«, zwitscherte Maria.

Die beiden gingen voran, doch Heinrich blieb stehen und sah Apollonia fragend an. Die schüttelte den Kopf. »Können wir einen Moment an dieser Seite stehen bleiben? Ich würde zu gern noch mehr über die Maschinen erfahren. Zum Beispiel: Werden sie alle von Ihrem riesigen Dampfkessel angetrieben?«

Kurz schaute Heinrich noch seinem Bruder und Maria hinterher, dann ging er mit Apollonia näher an die Fensterscheiben. Dabei stieg ihr sein Kölnisch Wasser in die Nase, und sie ertappte sich dabei, wie sie den Duft tief einatmete.

»Ganz recht. Sehen Sie diese dort?« Heinrich zeigte auf eine halbrunde Trommel. »Das ist meine neue Schälmaschine. Von ihr fließen die Bohnen weiter zur Mühle dort vorn und dann zur Mischmaschine weiter hinten. Darin wird das Pulver mit Zucker vermengt und schließlich zu den Walzen geleitet.«

Hinter den Fenstern sah Apollonia stampfende Metallarme, sich drehende Schalen und rüttelnde Rohre. Mit wachsamen Augen verfolgte sie den Weg der Kakaobohnen, den Heinrich ihr mit dem Finger zeigte.

»All das wird mit gesättigtem Dampf angetrieben, richtig?«

Es entstand eine kurze Pause, bevor Heinrich mit erstaunter Stimme antwortete: »Durchaus.«

In Anbetracht der Maschinen, die da in ihrer erhabenen Selbstverständlichkeit vorwärts schritten, konnte Apollonia sich nicht länger zurückhalten. »Darf ich Sie etwas fragen, Heinrich? Was halten Sie als Fachmann von den Versuchen, überhitzten Dampf für Dampfmaschinen zu nutzen? Natürlich ist mir bewusst, dass man noch keine gesicherten Erkenntnisse zum bestmöglichen Grad der Überhitzung hat, es ist vielleicht mit gewissen Risiken verbunden, aber überhitzter Dampf soll von großem Vorteil für den Brennmaterialverbrauch sein und eines Tages in sämtlichen Dampfmaschinen zum Einsatz kommen. Kennen Sie die hochspannenden theoretischen Versuche dazu von Professor Gustav Zeuner?«

Atemlos hielt sie inne. Sie wollte gern noch hinzufügen, dass sie davon in ihrer Zeitschrift gelesen hatte, und ihn fragen, ob er diese Zeitschrift auch hin und wieder lese, doch sie wusste, dass sie schon viel zu viel gesagt hatte. Sie sah Heinrich gespannt an.

»Ich habe davon in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure gelesen«, antwortete er langsam. »Eine sehr interessante Abhandlung, finden Sie nicht auch?«

Natürlich kannte er die Ausführungen, dachte Apollonia. Wie dumm von ihr, dass sie das nicht bedacht hatte. Etwas beschämt sah sie ihn an. Gleichzeitig war sie überrascht. Sie hatte mit allem gerechnet – mit einem Tadel, mit einer Korrektur, einem noch längeren Monolog, um ihr den Sachverhalt richtig zu erklären, so wie es Männer ja gern taten –, aber keinesfalls mit einer interessierten Rückfrage. »Ähm, also … durchaus«, stammelte sie. »Mir erschienen die Berechnungen äußerst valide zu sein. Man sollte sie unbedingt in der Praxis überprüfen.«

Heinrich verschränkte die Arme hinter dem Rücken und ging langsam weiter, während er ihr von seiner Idee erzählte, Maschinen nicht nur für die eigene Fabrik zu produzieren, sondern eines Tages vielleicht sogar zum Verkauf anzubieten. Die anderen Passanten ließen ihn bereitwillig durch und nickten ihm freundlich zu. Eigentlich wollte Apollonia ihrer Überzeugung Ausdruck verleihen, die Nachfrage nach Produktionsmaschinen würde in Kürze beträchtlich steigen, als ihr Blick auf eine große Granitwalze fiel, die sich in einem Kessel unaufhörlich drehte. Einen Moment lang

verlangsamte Apollonia ihren Schritt. Heinrich bemerkte es schnell.

»Ist etwas, Fräulein Krusius?«, fragte er über seine Schulter und hielt ebenfalls inne. Er folgte ihrem Blick. »Das ist unser Melangeur. Er mahlt die Mixtur fein«, erklärte er.

»Hochspannend. Ich frage mich …«

»Beeindruckend, nicht wahr?«, unterbrach sie Nikolaus. Apollonia hatte gar nicht gemerkt, dass sie beinahe wieder bei ihm und ihrer Schwester angekommen waren.

»Das Schokoladengeschäft ist für unsere Firma wirklich sehr wichtig.« Nikolaus sagte es zu Maria, doch er sprach etwas zu laut und halb in Apollonias Richtung. Ganz so, als sollte auch sie es hören.

»Das kann ich mir vorstellen«, flötete Maria.

»Aber ich halte es für ebenso wichtig, andere Segmente nicht aus den Augen zu verlieren. Daher arbeite ich gerade an der Entwicklung von speziellen Pastillen gegen Halsschmerzen.«

»Oh, wie außerordentlich interessant!« Bewundernd sah Maria zu ihm auf.

»Das ist wirklich ein schlauer Schachzug«, sagte Apollonia.

»Ganz recht. Es ist wichtig, sich breit aufzustellen, das hat mein Großvater immer gesagt. Und glücklicherweise bin ich nach ihm benannt.« Nikolaus trat einen Schritt näher an sie heran.

Verwirrt sah Apollonia ihn an.

»Oh, ja. Das … natürlich auch. Ich habe aber eigentlich von der gläsernen Fabrik gesprochen.« Sie zeigte mit einer Hand auf die Schaufenster. »Die Menschen interessieren sich brennend für die Effizienz und Präzision von Automaten. Zu zeigen, wie aus einem Rohstoff wie Kakaobohnen ein so kunstvolles Produkt wie Schokolade wird, ist klug. Sie werden hier sicherlich tagein, tagaus viele Besucher haben.«

Nikolaus schaute sie einen Moment lang an und presste die Lippen aufeinander. War er etwa ein wenig gekränkt?

»Sie haben vollkommen recht, Fräulein Krusius«, brummte sein Bruder. »An den Schaufenstern stehen tatsächlich bis in die Abendstunden die Menschen.«

Dankbar drehte sie sich zu Heinrich um. »Wie viel Schokolade fertigen Sie hier denn täglich?«

»3000 Pfund. Schauen Sie hier, da sehen Sie, wie die Masse in Formen gegossen wird. Und dort vorn werden die fertigen Stücke gelöst und verpackt.«

Wieder hielt ihr Heinrich den Arm hin. Apollonia nahm ihn, und während sie an Nikolaus und Maria vorbeigingen, genoss sie, ohne es zu wollen, wie sich der Stoff seines Fracks unter ihrer Hand anfühlte.

Finster starrte Nikolaus Apollonia und seinem Bruder hinterher. Hatte Heinrich das geplant? Genoss er es, ihm die Zuneigung des Fräuleins vorzuführen? Wie Apollonia an seinen Lippen hing …

»Der arme Heinrich«, flüsterte Maria neben ihm. Sie hob den Fächer vor ihre Nase und schüttelte mitleidig den Kopf.

»Was meinen Sie?«

Langsam schlenderten die beiden hinter Heinrich und Apollonia her, zum Ende der langen Reihe an Schaufenstern.

»Bitte verstehen Sie mich nicht falsch«, flüsterte Maria und schielte hinter vorgehaltenem Fächer zu Nikolaus hinüber. »Ich liebe meine Schwester von ganzem Herzen. Sie wissen ja, wie das mit Geschwistern ist.«

Nikolaus unterdrückte ein Seufzen. »Und wie ich das weiß …«

»Aber manchmal fürchte ich, meine Schwester ist … irgendwie anders.«

»Sie meinen, sie ist etwas Besonderes?«

»Nein.« Maria kicherte schrill. »Nein, das meine ich gerade nicht. Sie denkt aber, sie wäre etwas Besonderes. Das war schon immer so. Schon als kleines Kind ist sie davon ausgegangen, dass die Regeln dieser Welt für sie nicht gelten. Sie verhält sich, als wäre sie keine Frau! Als könnte sie etwas von Maschinen und Dampf und all diesen Dingen verstehen. Ich muss mich für sie entschuldigen, sie kann ja nichts dafür. An allem ist mein lieber Vater schuld, Gott hab ihn selig. Er war der beste Mensch, doch Apollonia hat er mit seiner ungeteilten Aufmerksamkeit wahrlich keinen Gefallen getan.«

Nikolaus zog die Stirn in Falten und schwieg. Womöglich lag Maria mit ihrer Einschätzung nicht ganz falsch. Wie Apollonia sich vorhin einfach an Heinrichs Arm gehängt hatte … Ihr Betragen warf kein gutes Licht auf sie. Andererseits gefiel sie ihm doch außerordentlich. Nachdenklich musterte er sie von hinten. Die elegante Taille, das weiß-blaue wehende Kleid und der kleine blaue Hut auf den dunklen Haaren waren hübsch anzusehen. Ein starker Ehemann könnte ihr die Allüren vielleicht noch austreiben …

»Der Mann, der sich einmal für sie entscheidet, wird es nicht leicht haben«, fuhr Maria leise fort, als könnte sie seine Gedanken lesen. »Onkel Joseph und sämtliche Lehrerinnen und Verwandte haben sich an ihr schon die Zähne ausgebissen. Apollonia ist unendlich stur.« Maria seufzte. »Und der arme Heinrich wird sich gerade sicherlich so einiges von ihr anhören müssen. Wenn Apollonia einmal anfängt zu reden, dann hört sie nicht mehr damit auf.«

»Vielen Dank für Ihre Offenheit«, murmelte Nikolaus. Maria nickte und zog sich noch weiter hinter ihren Fächer zurück. Dabei hätte Nikolaus sie gern etwas näher betrachtet. Sie war kunstvoll frisiert: Einige ihrer blonden Haare waren eingedreht, geflochten und am Hinterkopf elegant festgesteckt. Ihre Haut war auffallend hell und errötete schnell – jedenfalls die Partien, die hin und wieder über und unter dem Fächer hervorblitzten. Ihre Arme erschienen kräftig und ihre Schultern rund. Sie wäre sicherlich eine ähnlich gute Partie wie Apollonia. Doch es gefiel ihm nicht, wie sie über ihre Schwester sprach. Auch er ärgerte sich häufig über Heinrich und Peter. Sogar die Kleinen, Ludwig und Carl, brachten ihn manchmal zur Weißglut. Doch nie würde er vor anderen ein schlechtes Wort über seine Geschwister verlieren. Niemals. Sie waren schließlich eine Einheit.

»Und diese Mädchen wickeln den ganzen Tag Schokoladentafeln ein?«, hörte er nun Apollonia ausrufen.

»Hach«, seufzte Maria. »Das muss doch wirklich eine angenehme Arbeit sein.« Sie trat näher ans Schaufenster heran.

»Mmh, ich weiß nicht«, entgegnete Apollonia. »Wenn dich dabei sämtliche Kölner anschauen?«

Nikolaus folgte ihrem Blick und betrachtete die jungen Arbeiterinnen, die allesamt weiße Kleider trugen und sorgfältig frisiert waren. Natürlich hatte sein Vater nur die adrettesten und reinlichsten Stollwerckmädchen für diese Arbeit im Schaufenster ausgewählt. Sie trugen weiße Hauben auf ihren gewaschenen Haaren, saßen in Reih und Glied an langen Tischen, an denen von allen Seiten unentwegt metallene Formen voll mit fest gewordener Schokolade ankamen. Mit gepflegten Händen trennten sie die Schokolade heraus und wickelten sie in glänzendes Stanniol ein. Ihre Bewegungen waren fließend und schnell, sie hatten eine Selbstverständlichkeit, wirkten beinahe automatisch, so dass sie auf Nikolaus eine beruhigende Wirkung ausübten. Manchmal kam er nach einer Meinungsverschiedenheit mit seinem Vater oder einem anstrengenden Tag einfach so an diesen Ort, nur um den Mädchen geistesabwesend zuzuschauen und sich zu beruhigen. Die letzten Jahre waren aber auch geschäftig und anspruchsvoll gewesen! Er hatte gemeinsam mit Heinrich und Peter die neue, moderne Schokoladenfabrik eingerichtet. Heinrich hatte die Maschinen zusammengestellt, während Nikolaus und Peter gemeinsam den völlig neuen Arbeitsablauf entwickelt hatten, durch den sie Zeit und Kosten einsparten. Statt der ungelernten Arbeiter, die stundenlang Kakaobohnen zerstoßen hatten, brauchten sie nun gelernte Schlosser für die Wartung der Maschinen, Gehilfen, die die Maschinen unter Anweisungen bedienen konnten, Schreiner, um neue Verpackungskisten zu zimmern, ja, sogar Buchdrucker, um professionelle Etiketten zu erstellen. Sie warben all diese Menschen an, kalkulierten ihre Löhne und die Preise für die Dampfschokolade.

Um hin und wieder durchzuatmen, stand er mittlerweile gern hier. Egal, worüber er sich geärgerte hatte – hier ging alles seinen Weg, und mit jeder Minute wurden weitere Produkte der Familienfirma verpackt. Manche der Mädchen kannten ihn schon und lächelten ihm heimlich zu. Andere waren ihm fremd. Die junge Frau ganz links zum Beispiel. Sie musste neu sein – an ihr Gesicht hätte er sich sicherlich erinnert. Ihre blonden Haare lugten unter der Haube hervor, ihre Züge waren ebenmäßig, die Mundwinkel hingen trotzig hinab, und über dem einen prangte ein dunkles Muttermal. Ihre Hände erschienen ihm besonders flink, ihre Arme stark. Unwillkürlich stellte er sich vor, sie würde sie um seinen Hals schlingen. Wie ihr Haar wohl roch?

»Jeder Mensch braucht doch etwas Abwechslung, oder?«, hörte er Apollonia sagen.

»Ach, es gibt aber auch einfach gestrickte Menschen, denen Abwechslung nicht gut tun würde«, entgegnete Maria. Nikolaus holte schon Luft, um sie zu bestätigen – da sah die Fremde mit dem Muttermal plötzlich auf und schaute ihm direkt in die Augen. Und für einen kurzen Moment blieb ihm die Luft weg. Wie unfassbar hübsch sie war!

»Nikolaus, ist dir nicht gut?«, fragte Maria.

»Doch, doch, alles bestens«, sagte Nikolaus. Dabei raste sein Herz. Und mit einem Stirnrunzeln stellte er fest, dass das Stollwerckmädchen den Blick abgewendet hatte

und schon zur nächsten Tafel griff. Ganz so, als wäre nichts gewesen.



Apollonia erwachte mitten in der Nacht, weil es an ihrer Tür geklopft hatte. Einen Moment lang lag sie stumm in der Dunkelheit und lauschte. Hatte sie das nur geträumt? Nein, da war es wieder, ein leises, aber eindeutiges Klopfen. Und kurz darauf ein Schniefen.

»Maria?«, flüsterte Apollonia in die Dunkelheit, und langsam öffnete sich die Tür. Dahinter erkannte sie die hell gekleidete Gestalt ihrer Schwester im Türrahmen. Und im Mondlicht, das durch das geöffnete Fenster hereinfiel, glitzerten die Tränen auf ihren Wangen.

»Oh nein, Maria. Was hast du? Komm rein«, flüsterte Apollonia, schlug ihre Decke zurück und setzte sich auf.

»Es tut mir so leid, Apollonia. Ich sollte das nicht mehr machen, ich bin kein Kind mehr. Ich bin längst erwachsen, ich weiß, bitte verzeih mir.«

Sie schluchzte, während sie hereinschlich.

»Ach, alles gut, Maria. Zum Traurigsein ist man nie zu alt. Komm her.«

Doch wenn Apollonia ehrlich zu sich selbst war, dann war sie doch ein wenig überrascht. Früher war Maria häufig nachts, wenn sie nicht schlafen konnte oder sich ängstigte – vor einem bösen Traum, dem nächsten Tag oder dem ganzen Leben – zu ihr gekommen. Angefangen hatte es, als Maria noch ganz klein war. Damals begannen die Alpträume und das Bettnässen. Während sie älter wurde, kam sie immer seltener, bis ihre Eltern kurz nacheinander starben. Ab da wurde Maria wieder jede Nacht von Schlaflosigkeit geplagt, und nichts konnte sie beruhigen, außer Apollonia, die ihre Bettdecke zurückschlug und ihr erlaubte, sich an sie zu kuscheln.

Doch während ihrer Zeit in Düsseldorf und danach bei den Verwandten hatte sie kein einziges Mal mehr an ihre Tür geklopft. Fast hatte Apollonia geglaubt, mittlerweile wäre eine solche Distanz zwischen den Schwestern gewachsen, dass sie sich ihr niemals mehr anvertrauen würde, doch da stand sie nun vor ihr und weinte.

»Ich habe etwas Schreckliches getan, Apollonia«, schluchzte sie.

Apollonia runzelte die Stirn. »Na komm, setz dich erst mal hin.«

Maria schniefte, ließ sich dann langsam auf die Bettkante sinken und sah sie an.

»Darf ich unter deine Decke?«

Apollonia nickte. »Du zitterst ja.«

Sie hob ihre Decke an, und Maria kroch darunter. Mit dem Rücken schmiegte sie sich an die Schwester, das Gesicht vergrub sie in den Händen.

»Was ist passiert?«, flüsterte Apollonia.

Einen Moment lang hörte sie Maria nur leise weinen, dann sagte sie: »Ich war ein Monster.«

»Ach, Unsinn«, sagte Apollonia, dabei konnte sie sich schon vorstellen, dass Maria die Wahrheit sagte. Wie sie Apollonia in der Schule einfach für ihre neuen Freundinnen links liegen gelassen oder auch vor Verwandten über ihre Neugier den Wissenschaften

gegenüber die Augen verdreht hatte … Allerdings gab es da auch die verletzliche, liebevolle Seite, die einen immer wieder überraschen konnte.

»Ich war in letzter Zeit nicht nett zu dir. Und du bist mir gegenüber immer lieb!«

Kaum konnte Apollonia sie verstehen, so sehr nuschelte sie. »Kannst du die Hände vom Gesicht nehmen?«, bat Apollonia. Maria tat ihr den Gefallen und atmete tief durch.

»Ich weiß, dass das …«, sie schluchzte, »nicht in Ordnung ist. In der …«, wieder das Schluchzen, »Schule habe ich mich über dich … lustig … gemacht. Du hattest gar keine … Freundinnen, weil alle Mädchen … meine Freundinnen … geworden waren.«

Apollonia runzelte die Stirn und legte den Kopf schief.

»Und ständig verdrehe ich … die Augen, weil du so klug und anders bist als ich. Das hat Papa schon immer gesagt. Immer sagte er, du wärst das klügste Mädchen, das er kennt. Mit mir hat er nie geredet … Und trotzdem sollte ich nicht immer die Augen verdrehen!« Ganz langsam schien sie sich zu beruhigen. »Und dann gestern, als wir die Herren Stollwerck getroffen haben … Nachdem Nikolaus dir seinen Arm angeboten hat … da war ich so unendlich traurig! Und schrecklich eifersüchtig. Ich war von Eifersucht richtig zerfressen, Apollonia! Niemals … sollte ein Fräulein so etwas fühlen!«

»Ach, Maria! Man kann nichts für seine Gefühle. Ich weiß doch, dass Nikolaus dir gut gefällt. Deswegen habe ich auch einen Trick angewendet und bin zu Heinrich hinübergelaufen.«

Jetzt schluchzte Maria wieder laut auf. »Jaaa! Das war so nett von dir! Und was habe ich böses, niederträchtiges Weib getan?« Umständlich zog Maria ihr Stofftaschentuch aus ihrem Ärmel und tupfte sich die große Nase damit ab. »Ich habe schlecht über dich gesprochen! Vor *Nikolaus Stollwerck*. Ich habe ihm böse Dinge über dich gesagt. Ich habe gesagt, du wärst vorlaut, und ein Mann hätte es schwer mit dir.«

Apollonia lächelte. »Das ist nun mal deine ehrliche Meinung.«

Kurz hielt Maria inne. Dann knuffte sie Apollonia liebevoll in die Seite. »Wie kann dir jetzt nach Scherzen zumute sein, wenn ich so etwas getan habe?«

Apollonia hob eine Hand und streichelte ihrer Schwester die Schulter, so wie früher. Mit einem Mal hatte sie wieder das Bedürfnis, sie zu beschützen. »Vielleicht war das gar nicht so dumm, Maria«, sagte sie langsam.

»Wie meinst du das?«

»Du magst Nikolaus doch, ich kann mir ein Leben mit ihm hingegen wirklich nicht vorstellen.«

Augenblicklich hörte Maria auf zu weinen. Hoffnungsvoll schaute sie über ihre Schulter in Apollonias Gesicht. Und Apollonia erkannte in ihren feuchten Augen keine Spur von Berechnung oder Gemeinheit. Sie sah nur ein junges Mädchen, das verliebt war und erschrocken darüber, wozu dieses Gefühl sie verleiten konnte.

»Dir gefällt Heinrich viel besser, nicht wahr?«, flüsterte Maria.

Apollonias Augen weiteten sich. »Mir gefällt überhaupt niemand«, erklärte sie, hoffte, dass sie nicht rot würde, und dachte dann, dass Maria es in der Dunkelheit ja sowieso nicht erkennen würde. Zwar hatte sie sich gern mit Heinrich unterhalten, und sie mochte die Art und Weise, wie er sie ansah und mit ihr sprach – doch sie würde die

Wissenschaft, mit der sie sich nur noch heimlich beschäftigen konnte, immer spannender und verlockender finden als jeden Mann der Welt. Daran bestand kein Zweifel, entschied sie und schob den Gedanken schnell beiseite.

»Heinrich mag dich auch, das sehe ich!«, flüsterte Maria.

»Unsinn!«

Maria lachte leise. Apollonia freute sich über ihre aufkeimende Fröhlichkeit, und so kicherten die beiden Frauen, als wären sie kleine Mädchen.

»O Gott, wie albern wir sind!« Maria wischte sich über die nassen Wangen.

»Vielleicht haben wir das vor der gläsernen Fabrik gar nicht so schlecht gemacht«, fuhr Apollonia fort.

»Du willst Nikolaus wirklich nicht, oder?«, fragte Maria noch einmal.

»Nein, ganz und gar nicht.«

»Wir halten zusammen, ja?«

»Das tun wir, Maria.«

»Versprochen?«

»Versprochen.«

Maria atmete erleichtert aus und sank noch tiefer in Apollonias Umarmung.

## 9. Kapitel

Cartharina Stollwerck war schwindelig. Es war einer ihrer schlechteren Tage, sie war kurzatmig, fühlte sich ganz flau und hasste ihren Körper dafür. Und all die vielen fremden Passanten um sie herum schienen ihre Schwäche zu bemerken. Wie gern wäre sie eine unscheinbare Fußgängerin, die kein Aufsehen erregte. Doch von überallher trafen sie sorgenvolle und mitleidige Blicke. Wie gern wäre sie in diesem Moment einfach unsichtbar! Für einen kurzen Augenblick klammerte sie sich an das metallene Brückengeländer, bei dem sie gerade ankam, versuchte zu atmen und starrte dabei zuerst auf das dunkle Wasser des Rheins hinunter, dann auf ihren glänzenden Rock. Sie hatte es geschafft, schon auf dem kurzen Weg hierher den Saum zu verdrecken. Trotz ihres Befindens stahl sich bei diesem Gedanken ein Lächeln auf ihre Lippen.

»Liebes, ist dir nicht gut?« Besorgt blinzelnd sah ihre Mutter sie an, während sie Cartharina an den Schultern fasste. Sie hatte eine umwerfend schöne Mutter, dachte sie mal wieder. Anna Sophia trug ihr violettes Festkleid mit den Rüschen an den Oberarmen, ihr Haar war aufgetürmt, und eine Strähne fiel ihr in die Stirn. Gleichzeitig umgaben sie Wärme, Geborgenheit und Stärke, und nichts – so fand Cartharina – konnte einen Menschen schöner machen als das.

»Hast du heute Morgen den Nelkenwurztee getrunken, den ich dir ans Bett gestellt habe?«, fragte Anna Sophia.

»Ja, leider! Er war scheußlich, Mama.« Bei der Erinnerung schüttelte es Cartharina, aber gleichzeitig musste sie schmunzeln. Auch Anna Sophia unterdrückte sichtlich ein Grinsen. Sie liebte die Überzeugung ihrer Mutter, es gäbe für jedes Leiden das richtige Kraut, für jeden Tag den passenden Tee und für jedes Problem eine lösende Tinktur. Zwar konnte sie selbst nicht so recht daran glauben – aber sie war sich sicher, dass ihr Anna Sophias Zuversicht schon oft zumindest ein wenig Schmerz genommen hatte. Sie ergriff die Hand ihrer Mama und drückte sie kurz.

»Mit Stolz enthüllen wir daher heute nun die meisterhaften Reiterstandbilder, geschaffen von Friedrich Drake und Victor Bläser«, ertönte es in diesem Moment, doch Cartharina konnte den Sprecher hinter all den sich reckenden Menschen nicht erkennen.

Gemeinsam mit ihrer Mutter, ihrem Vater und ihrem Bruder Heinrich stand Cartharina auf dem kleinen Platz vor der erst wenige Jahre alten Eisenbahnbrücke, die Deutz mit Köln verband. *Muusfall* wurde sie im Volksmund genannt, weil sie mit ihrer prächtigen Balustrade und der durchgängigen Decke wie ein Tunnel aussah. Heute wurden die neuen Statuen der preußischen Könige feierlich enthüllt, und Cartharina hatte unbedingt mitkommen wollen. Seit Tagen hatte sie ihre Mutter darum gebeten. Und wie immer war sie anfangs dagegen gewesen.

»Du bist so blass, Cartharina«, hatte Anna Sophia gesagt. »Und kurzatmig! Dort werden zahlreiche Menschen sein. Ich bin mir nicht sicher, ob es für dich das Richtige …«

»Aber sicherlich ist es für mich auch nicht das Richtige, jahrelang zu Hause zu bleiben, Mama! Ihr nehmt eher Elisabeth mit als mich, dabei ist sie fast noch ein Kind! Ihr könnt mich doch nicht für immer einsperren, nur weil ich ein bisschen blass bin!« Natürlich wusste sie, dass sie nicht einfach nur blass war. Nach diesem Ausbruch musste sie sich am Türgriff festklammern, um den aufkeimenden Schwindel niederzuringen. Ihr war der Schweiß ausgebrochen, und ihr Atem beruhigte sich nur langsam wieder. Körperlich ging es ihr seit Tagen schlechter. Sie hatte noch weiter abgenommen, den ganzen Tag lang fühlte sie sich müde und abgeschlagen. Doch wenn sie schon krank war und diesen Zustand aushalten musste, dann wollte sie ihn lieber draußen in der Welt aushalten, den Himmel sehen, etwas erleben, als drinnen in ihrem Bett zu liegen, an die Decke zu starren und über die Ungerechtigkeiten des Lebens zu grübeln. Also war sie tapfer aus der Kutsche gesprungen, hatte so tief wie möglich eingeatmet und bei jedem Schritt in Richtung Brücke mit Genugtuung beobachtet, dass der Saum ihres Kleides staubig wurde.

»Wir präsentieren: Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.!«, rief jemand hinter all den Menschen. Cartharina legte den Kopf in den Nacken und sah, wie zwei Tücher von großen Statuen gerissen wurden, die auf dem Dach der Brücke thronten. Zum Vorschein kamen maßstabsgetreue Pferdefiguren mitsamt ihrer berühmten Reiter. Die Menge applaudierte.

»Hat Nikolaus schon mit dir gesprochen?«, hörte Cartharina ihren Vater in Heinrichs Richtung brummen.

»Mit mir gesprochen? Ah, du meinst, über die Emser Pastillen? Ich halte sie ebenfalls für eine gute Investition. Auch wenn die Produktion …«

»Nein, das meine ich nicht. Ich spreche über eure Ehen. Ich war durchaus überrascht, dass er nun doch davon absehen möchte …«

Doch Franz unterbrach sich selbst, denn in diesem Moment trat ihm der Mann mit der verbeulten Nase entgegen, den Cartharinas Schwester ihr einmal in der Königshalle gezeigt hatte. Victor Mertens, wenn sie sich recht erinnerte. Er wirkte schon etwas klapprig, wie er sich da auf seinen Stock stützte. Doch seine Augen funkelten noch wach und böse. »Der Alte war es damals, der uns in die Insolvenz treiben wollte«, hatte ihr Elisabeth in der Königshalle zugeflüstert und verstohlen quer durch den Raum zu seinem Tisch geschaut. »Papa glaubt, dass das Kaffeehaus auf sein Geheiß hin abgebrannt ist. Er wollte Mamas Bonbonrezept stehlen, und er hat sogar zahlreiche Prozesse gegen uns geführt!« Cartharina wusste noch, wie dreist sie und Elisabeth es gefunden hatten, dass er nach allem dennoch so selbstverständlich in der Königshalle herumsaß.

Wie an dem Theaterabend war er auch jetzt von seinen Söhnen umgeben: ein kleiner breitschultriger mit etwas offenem Mund auf der einen Seite sowie ein arrogant wirkender, großer Schönling mit Locken auf der anderen. Als sich ihre Blicke kurz trafen, erschrak Cartharina. Das war schon einmal passiert, erinnerte sie sich. Auch in der Königshalle hatten sie einander zufällig in die Augen gesehen, und damals hatte Cartharina vor Schreck vergessen, sofort wieder wegzugucken. Den Fehler machte sie

sicher nicht noch einmal. Sofort schaute sie auf die holprigen Pflastersteine zu ihren Füßen. Sie hatte lang nicht mehr an diesen seltsamen Moment gedacht, doch nun wurde ihr mit einem Mal ganz heiß.

»Ah, wen haben wir denn hier?«, säuselte Victor Mertens. »Franz Stollwerck! Hat man Sie und ihre Familie wohl nicht durchgelassen? Zu schade, Sie haben hier hinten doch überhaupt nichts gesehen!«

»Ich kann mich nicht entsinnen, um ein Gespräch mit Ihnen gebeten zu haben, Herr Mertens.« Vater spuckte den Namen des Mannes beinahe auf die Straße. Cartharina ahnte, dass seine Hände, die in den Hosentaschen steckten, bereits zu Fäusten geballt waren.

»Diese Verbohrtheit …«, Victor lachte leise und schüttelte den Kopf, »die wird Ihnen eines Tages noch das Genick brechen, Stollwerck. Oder haben Sie mittlerweile über mein Angebot nachgedacht? Meine Familie hält über 90 Prozent der städtischen Zuckerraffinerien. Wollen Sie sich weiterhin weigern, mit mir zusammenzuarbeiten, und dafür lieber einen höheren Preis in Kauf nehmen? Bedenken Sie, wie viel günstiger Sie mit meinem Zucker produzieren könnten … die Gewinnmarge wäre gewaltig.«

»Ich verhandle nicht mit … Erpressern und Monopolisten.« Franz' Kiefer malmte.

»Ach, Sie sind frustriert. Ich verstehe das – gerade auf einer Veranstaltung wie dieser. Man will Sie einfach nicht in den Kreis der ehrbaren Kölner aufnehmen, ganz egal, was Sie tun … Dabei bemühen Sie sich so sehr, Sie betteln ja beinahe darum. Oh, es ist wirklich ungerecht.« Er grinste. Franz ging einen Schritt auf ihn zu.

»Was erlauben Sie sich …«, knurrte er.

»Lass gut sein, Papa«, flüsterte Heinrich und legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Wir gehen.«

Doch Vater rührte sich nicht. Er starrte Victor Mertens unablässig an.

»Ts, ts. Er wird noch immer schnell fuchsig, der Herr Stollwerck. Nur zu verständlich, an einem solchen Tag, für den sich die liebe Gattin eigens herausgeputzt hat.« Victor musterte Anna Sophia von oben bis unten mit hochgezogenen Augenbrauen. »Die Jahre machen es einer Frau wirklich nicht immer leicht, nicht wahr, Anna Sophia? Ach, jammerschade. Ich erinnere mich noch an ganz andere Zeiten …«

Sein breitschultriger Sohn gluckste, und der Schönling hob seinen Hut, um sich durch die Haare zu fahren.

»Was erlauben Sie sich?«, presste Anna Sophia zwischen ihren Zähnen hervor. Beeindruckt sah Cartharina sie an. Wie stolz und aufrecht sie diesem Widerling die Stirn bot!

Dennoch trat Heinrich nun schützend vor sie. Auch Cartharina wollte irgendetwas tun, doch in diesem Moment wurde ihr schwindelig. Erschrocken klammerte sie sich ans Brückengeländer.

»Oh, wen haben wir denn hier?« Leicht verschwommen nahm Cartharina wahr, dass Victor Mertens nun sie in Augenschein nahm. »Na, du bist bestimmt der ganze Stolz deiner Eltern, kleines Fräulein.« Vor ihrem Auge schien er hin und her zu schwanken, während er säuselte: »Was ein hübsches Ding, ein bisschen blass und dünn, das schon,

da ist ja wirklich wenig dran, aber diese Augen …«

Plötzlich packte Franz ihn am Kragen und zog ihn von Cartharina weg. Gleichzeitig wurde es an den Rändern ihres Blickfelds immer dunkler. Sie atmete tief durch und versuchte, gegen die sich ankündigende Ohnmacht anzukämpfen.

»Wenn du meine Tochter noch einmal mit deinen schmierigen Blicken ansiehst, dann kannst du etwas erleben, haben wir uns verstanden?!«, presste Franz hervor und stieß dabei beinahe mit seiner Nase gegen die von Mertens.

»Sofort loslassen!«, polterte der breitschultrige Sohn. Sein Mund stand sperrangelweit offen, und für Cartharina sah es aus, als würden seine Zähne, seine weit auseinanderstehenden Augen und die pulsierende Ader an seinem Hals immer wieder miteinander verschwimmen. Er stieß Franz zurück und trat zwischen ihn und seinen Vater.

»So, wir beruhigen uns jetzt alle«, knurrte Heinrich und versuchte wiederum zwischen Franz und den Grobschlächtigen zu gelangen. Er hob beschwichtigend beide Hände. »Sie gehen dort entlang, wir hier, und jeder kümmert sich um seine eigenen Belange.«

»Ja, das könnte Ihnen so passen! Stollwerck hat meinen Vater auf offener Straße grundlos angegriffen! Das wird Konsequenzen haben, das verspreche ich Ihnen.«

Cartharinas Hände krallten sich noch fester um das Geländer. Sie sollte dringend etwas sagen. Sie wollte rufen, dass sie ein Glas Wasser bräuchte und eine Sitzgelegenheit. Ihr Korsett war eng. Die Sonne heiß. Die Welt so laut und voll, sie drehte sich immer schneller. Cartharina keuchte und rang nach Luft. Kurz fing sie noch einen Blick auf – was für blaue Augen das waren, schön, stechend und gefährlich – dann griffen die schwarzen Ränder ihres Blickfelds um sich und alles wurde dunkel.

Als Cartharina zu sich kam, schaute sie wieder in dieses bartlose Gesicht. Die Brauen waren schnurgerade, die Nase elegant. Und die Augen sahen so tief und interessiert in ihre, als müssten sie nur noch einmal blinzeln, um Cartharinas vollständiges Wesen erfasst zu haben. Gleichzeitig lag eine Herausforderung in diesem Blick – und eine Warnung. Sie könnte sich viel zu leicht in ihm verlieren. Noch nie in ihrem Leben war sie so angesehen worden.

Nur langsam wurde ihr bewusst, dass sie auf der Straße lag, das Kleid wahrscheinlich völlig verdreckt. Der Schönling hielt ihren Kopf in seinen Händen, und sie spürte seine Wärme durch ihr Haar. Ihre Familie hatte wohl noch nicht bemerkt, dass sie umgekippt war. Ganz entfernt hörte sie, wie ihr Vater und ihr Bruder, Victor und der Grobschlächtige, auf dessen Namen sie einfach nicht kam, beinahe aufeinander losgingen.

Nur dieser junge Mertens hatte es gesehen. Er hockte neben ihr, hielt sie fest und fragte leise: »Wie fühlen Sie sich, Fräulein Stollwerck?« Seine Stimme war viel samtiger, als sie es gedacht hätte.

»Es geht gleich wieder«, flüsterte sie.

»Sicher ist es die Hitze. An Tagen wie diesen kommt so eine Ohnmacht schon mal

vor.«

Sie schwieg.

»Das … Verhalten meines Vaters ist mir unangenehm. Ich weiß nicht, wie ich mich dafür entschuldigen soll.«

»Es ist nicht Ihre Aufgabe, sich für ihn zu entschuldigen, Herr Mertens.«

Kurz sah er an ihr vorbei, als würde er über ihre Worte nachdenken, dann nickte er und befeuchtete sich die Lippen. »Ich bin Julius.«

Sie lächelte. »Ich heiße Cartharina.«

»Oh, mein Mädchen!«, rief in diesem Moment ihre Mutter. »Was hast du? Wir müssen sie sofort nach Hause bringen. Heinrich, hol die Kutsche. Franz, hilf ihr hoch! Cartharina, kannst du mich hören?«

Doch sie konnte nicht antworten, ihre Mutter noch nicht beruhigen. Denn ein paar Sekunden lang wollte sie noch in Julius' gefährliche Augen schauen.

Zu Hause in ihrem Bett fiel sie sofort in einen erschöpften Schlaf. Sie träumte von dem arroganten Schönling, von seinen wilden Locken und der Art und Weise, wie er sich die Lippen befeuchtet und sie dann angesehen hatte. Es war ein Traum, der ein warmes Gefühl in ihrer Brust auslöste.

»Es … nun ja … sieht leider wirklich nicht besonders gut aus, Frau Stollwerck.«

Irgendwo hinter Julius' Gesicht konnte sie diese Worte hören. Doch sie waren zu weit weg, zu leise, um Cartharina vollends aufzuwecken.

»Es macht mir … große, ja, Sorgen, wie sich der Zustand Ihrer Tochter in den letzten Tagen entwickelt hat. Große Sorgen!«

Sicher schob sich Doktor Baader gerade die zu langen Haare rechts und links hinter seine Ohren, während er mit Anna Sophia sprach. Ganz langsam wachte Cartharina auf, doch sie wollte die Augen geschlossen halten, dem Gespräch nicht richtig zuhören, sondern noch ein wenig länger in Julius' Traumgesicht schauen.

»Sie wissen ja schon seit Jahren … nun, dass Ihre Tochter nicht besonders lang … Wollen Sie ihr nicht vielleicht doch die Wahrheit über ihre Krankheit sagen?«

»Nein, Doktor Baader. Sie soll nichts davon hören. Ich möchte, dass meine Tochter ein ganz normales Leben führen kann.«

In diesem Moment verschwand Julius' Gesicht vor Cartharinas innerem Auge. Zurück blieb eine viel zu helle Dunkelheit. Sie bräuchte nur die Augen zu öffnen, um dieses Gespräch zu beenden, um vielleicht niemals zu erfahren, was der Doktor meinte. Doch sie tat es nicht.

»Aber kann sie das wirklich … unter diesen Umständen …?«

»Natürlich! Sie hat gute, starke Tage! Sie sollten sie einmal sehen! Dann sprüht sie vor Energie und genießt das Leben in vollen Zügen! Sie soll Tage wie diese haben dürfen, ohne sich jede Minute … vor dem Tod zu fürchten.« Die letzten Worte sprach sie ganz leise aus. Cartharina schluckte lautlos. Sie atmete ein, und sie atmete aus. »Sie kennen meine Ansichten über die Macht der Voraussagen, Doktor Baader«, fuhr Anna Sophia fort. »Würde ich es ihr erzählen, dann hätte ich sie damit bereits verloren. Nein.

Niemals werde ich meinem Kind sagen … es müsste sterben. Niemals.«

Ihre Mama flüsterte, während sie das sagte, doch Cartharina konnte es trotzdem hören. Sie hörte jedes einzelne Wort. Und obwohl sie es schon geahnt hatte, all die Jahre, fühlte es sich dennoch an, als wäre sie in einen eiskalten Fluss gestiegen. Sie war nicht einfach nur krank, sie war todkrank. Und eines Tages, viel früher als die meisten Menschen, würde sie an ihrer Krankheit sterben. Sie suchte verzweifelt nach Julius' Traumgesicht hinter ihren geschlossenen Lidern – doch sie war bereits hellwach.



»Julius, auf ein Wort«, flüsterte Walter Mertens. Der Vater stieg schon die breite Treppe zu Schaaffhausens Stadtpalast hinauf und ließ sich oben angekommen vom Hausmädchen in Empfang nehmen.

»Ich bin müde, Walter«, brummte Julius, doch Walter zog seinen großen Bruder in den Seitenweg, um noch ein Stück mit ihm durch den Park der Familie zu schlendern. Er musste so schnell wie möglich mit Julius sprechen, und weder Vater noch Emma, ihr klappriger Mann oder das neugierige Personal durften auch nur ein Wort davon hören. Denn Walter hatte eine Idee.

Als sie weit genug zwischen die getrimmten Büsche und Bäume gelaufen waren und niemanden mehr sehen konnten, fuhr sich Julius durch die Locken und fragte ungeduldig: »So, was ist nun?«

»Ich habe eine Idee, eine verdammt gute Idee«, erklärte Walter ein wenig atemlos. Er musste sich bemühen, nicht wie ein kleiner Junge auf und ab zu springen.

»Nun spuck es schon aus«, knurrte Julius.

Kurz fragte sich Walter, warum der große Bruder ihn eigentlich so wenig leiden konnte. Ständig war er genervt, rollte mit den Augen und wollte allein sein. Julius sollte ihn endlich ernst nehmen.

»Wie du vorhin diese dürre Stollwerck-Tochter festgehalten hast – erst dachte ich ja, jetzt bist du völlig wahnsinnig geworden. Aber dann habe ich es verstanden.« Er zwinkerte möglichst vielsagend. »Du hast vorausschauend gedacht, habe ich recht?«

Julius legte den Kopf schief und sah Walter nachdenklich an. War der Bruder wirklich so naiv, oder tat er nur so?

»Sicher hast du bei der Kleinen jetzt einen Stein im Brett. Das ist sehr gut, das können wir nutzen.«

»Wofür nutzen, Walter?«

»Na, Vater will Stollwerck doch dazu bringen, über uns Zucker zu beziehen. Noch stellt sich der alte Bock quer. Aber wenn du an sein kleines Mädchen rankommst …«

Jetzt zog Julius die Augenbrauen hoch. »Du meinst …?«

»Ganz genau. Du machst ihr schöne Augen, bandelst mit ihr an. Im besten Fall kannst du aus dem ehrbaren Fräulein vielleicht sogar ein weniger ehrbares machen … und nebenbei bekommst du Informationen über Stollwerck – über seine Pläne, Rezepte und Maschinen –, die Vater gegen ihn nutzen kann. Und schneller als Stollwerck gucken kann, ist er dazu gezwungen, unseren Zucker zu verwenden und jeden Preis dafür zu

zahlen, den wir ihm diktieren.« Walter grinste breit. »Was hältst du von meiner Idee? Ist sie gut? Nun sag schon.«

Einen Moment lang sah Julius ihn noch mit diesem durchdringenden Blick an. Dann grinste er. »Sie ist gut, Walter.« Langsam klopfte er ihm auf die Schulter. »Sie ist sogar außerordentlich gut.«

## 10. Kapitel

Eigentlich wollte Kaspar niemals wieder auf diese Insel zurückkehren. So gern würde er vergessen, was er dort vor fünf Jahren erlebt hatte – die Schandtaten auf der *Roça*, die Grausamkeit der Weißen, die Verbrechen, die seine alte Heimat bereitwillig unterstützte, um Kakao trinken zu können.

Doch die Schiffe fuhren nun mal zu Plantagen, sie suchten Matrosen, und Kaspar, Beek und Eddi suchten Arbeit.

»Ach, komm schon«, rief Eddi. »Sie zahlen gut. Ob du Zuckerrohr von irgendeiner anderen Plantage oder Kakao aus Saõ Tomé verschiffst, juckt doch am Ende niemanden. Die Säcke kommen so oder so übers Meer. Auch wenn du mit deinem dürren Arsch im Hafen rumhängst und zum Säufer wirst! Außerdem ist es vielleicht gar nicht mehr so schlimm auf der Insel. Die Amerikaner haben die Sklaverei vor zwei Jahren abgeschafft. Es hat sich bestimmt vieles verändert.«

Also hatte sich Kaspar breitschlagen lassen. Doch sobald er an Land taumelte – wieder einmal beinahe wahnsinnig geworden vom Hunger und der Sonne –, bereute er es schon. Die Luft schien vor Ungerechtigkeit zu flirren. Die Vögel schrien Josés Namen, und wohin er auch schaute, glaubte er, Imanis verzweifeltes Gesicht zu sehen.

Den ersten Menschen, dem er begegnete, fragte er, wo die Arbeiter nun lebten, die hier als Sklaven hatten schuften müssen.

»Was meinst du?«, fragte der junge portugiesische Hafenarbeiter. »Die Sklaven sind dort, wo sie hingehören.«

»Und wo gehören sie hin?«

»Die meisten arbeiten auf der *Roça*.«

»Aber anders als früher, oder? Werden sie jetzt bezahlt?«

Der Mann runzelte die Stirn. »Wofür sollte man Sklaven bezahlen?«

Kaspar starrte ihn finster an. »Hat sich denn gar nichts verändert? Der Bürgerkrieg in Amerika ist doch vorbei.«

Der Arbeiter zuckte mit den Schultern. »Was haben wir hier mit dem Bürgerkrieg zu schaffen?«

Er nickte Kaspar noch zu, lud sich einen Sack auf den Rücken und stapfte weiter.

Kaspar versuchte, so viel *cerveja* zu trinken, dass er all das vergessen konnte, und zählte zum ersten Mal in seinem Leben die Tage, bis er endlich Kakaosäcke in den Schiffsbauch laden und wieder abreisen dürfte.

Einen Tag, bevor es endlich soweit war, spazierte er leicht angetrunken auf dem kleinen Markt am Hafen umher. Dabei fiel sein Blick auf einen runzligen Mann, dessen Stand über und über mit Holzfiguren gefüllt war.

»Was ist das?«, fragte Kaspar auf Portugiesisch.

Der Mann sah ihn an und grinste schief. »Das sind Holzfiguren.«

Kaspar nickte ergeben und brummte: »Stimmt. Aber haben sie irgendeine Bedeutung?«

Er nahm eine in die Hand und betrachtete sie genauer. Sie hatte einen großen Kopf, geschlossene Augen und Arme, die sich vor dem Bauch miteinander verbanden.

»Natürlich. Sie bedeuten: Du musst mich kaufen, wenn du mich anfasst.« Sein Grinsen wurde noch breiter, und Kaspar konnte nicht anders, als leise zu lachen. Der Kerl hatte etwas an sich, das er mochte.

»Hast du die alle geschnitzt?«

Der Alte nickte. Dann beugte er sich zu ihm vor, sah sich verstohlen um und flüsterte: »Aus Kakaoholz. Ich denke, die Bäume gehören uns allen, nicht nur den Sklaventreibern auf der *Roça*.«

Kaspar kaute auf dem sonnengetrockneten Grashalm, den er vorhin gefunden hatte, und nickte.

»Ich nehme eine«, sagte er und kramte nach seinen Münzen.

Die Holzfigur steckte in seiner Hosentasche, während er endlich die Kakaosäcke verladen konnte. Allerdings drehte es ihm den Magen um, als er sah, wer sie ihnen aus der Eisenbahn hieven musste: drei Jungen von höchstens elf oder zwölf Jahren. Ihre Gesichter und ihre dünnen, nackten Oberkörper waren die von Kindern, doch ihre schwieligen Hände schienen die alter Männer zu sein.

»Wo gehts denn hin, *Senhor*?«, fragte einer, während Kaspar sich von ihm einen Sack auf die Arme wuchten ließ.

»Nach Bremerhaven.« Kaspar ruckte den Sack so zurecht, dass er ihn besser halten konnte.

»Was ist Bremerhaven?«

»Eine deutsche Stadt. Da komm ich her.«

Mit schweren Schenkeln stapfte Kaspar zum Schiff und wieder zurück. Dort traf er den Jungen wieder.

»Der Kakao geht auf eine weite Reise«, sagte der Junge jetzt. »Ist es schön dort?«

Eine seiner Augenbrauen stand viel höher als die andere, fiel Kaspar auf. Kurz fragte er sich, an wen ihn dieser Junge erinnerte … Dann spürte er das Gewicht des nächsten Sacks, den das Kind auf seine Arme lud, und unterdrückte ein Keuchen.

»Nein.« Kaspar schüttelte den Kopf. »Aber es ist besser als hier.«

Die beiden begegneten sich noch einige Male, während die Säcke verladen wurden. Dabei erzählte Kaspar, dass es in Deutschland kälter sei als hier, dass es öfter regne, aber dass es keine Sklaven gebe, sondern eine andersartige Grausamkeit. Und der Junge sagte ihm, dass er gern mitkommen wolle. Grausamkeit gebe es bestimmt an jedem Ort. Aber anders sei vielleicht besser. Und hier sei nicht nur seine Mutter gestorben, sondern auch seine Oma, die er sehr geliebt habe. Kaspar schluckte und wusste nicht, wie er ihm erklären könnte, dass er ihn nicht mitnehmen durfte.

»He, was gibt es denn da hinten zu flüstern?«, schrie ein Aufseher.

»Alles gut«, rief Kaspar zurück. Er fing den wild funkelnden Blick des Sklaventreibers auf und reckte ihm das Kinn entgegen. »Hast du irgendein Problem?«, knurrte Kaspar – und war ein wenig überrascht von sich selbst und dieser alten Kraft, die er plötzlich

wieder in sich spürte. Kurz taxierten sich die Männer mit ihren Blicken, dann wandte sich der Fremde ohne ein weiteres Wort ab.

»Wie heißt du, Junge?«, fragte Kaspar noch, kurz bevor er aufs Schiff stieg.

»Ich heiße Nuno, *Senhor*. Nuno Dias«, antwortete der.

Kaspar dachte noch lange an Nuno mit den ungleichen Augenbrauen. An das Kind, das er schon von seinem ersten Besuch auf der Insel kannte. Nun hatte der Junge also auch noch seine Mutter und seine Großmutter verloren. Wie furchtbar musste es ihm gehen, ganz allein auf der Roça? Kaspar drehte es den Magen um. Er lag in seiner Hängematte in der Logis, die Matte schaukelte, einige Männer schnarchten, Kaspar war wach und drehte die Figur aus Kakaoholz in seinen Händen. Er dachte an das Krankenhaus voller Verletzter, an die Berge von Kakaobohnen, die langsam in der Sonne trockneten, und an die Grube, in die sie die Toten warfen. Und dann dachte er wieder an die liebevolle Lucía und daran, wie ihre arme Tochter aus dem Wald geschleift worden war … Mittlerweile lebten beide nicht mehr. Wie sie wohl gestorben waren? Wie sehr sie noch hatten leiden müssen? Er rieb sich über das Gesicht und versuchte, die traurigen Bilder und Fragen dabei wegzuwischen. Doch es tauchten immer wieder neue auf. Wie viele Jahre würde der arme Nuno wohl noch auf der *Roça* überstehen? Wie konnte es sein, dass er so leben und sterben musste und niemand etwas dagegen tat, auch Kaspar nicht?

»Was hast du vor, wenn wir in Bremerhaven sind?«, flüsterte Beek in der Dunkelheit. Nur eine kleine Petroleumlampe flackerte an der Treppe zum Deck. »Fährst du weiter zur See? Wirst du wieder mit uns mitkommen?«

Kaspar drehte die Figur in seinen Händen. »Ich weiß nicht, Beek«, brummte er. »Vielleicht suche ich mir Arbeit am Hafen. Ich kann diesen Schiffszwieback nicht mehr sehen.«

Dann drehte er sich zur Wand und versuchte zu schlafen.

In der ersten Nacht hatten sie noch nichts gehört. Da war sich Kaspar ganz sicher, denn er war nur hin und wieder in einen unruhigen Schlaf verfallen. Auch in der zweiten Nacht war es still geblieben.

Doch nun, in der dritten Nacht, war da ein leises Schaben und Rascheln in der Dunkelheit.

»Hee, Eddi, hörst du das?«, flüsterte Kaspar.

»Lass mich schlafen, Mann«, brummte der zurück. Dann schlief er ein, und Kaspar hörte es wieder. Ein Rieseln vielleicht, als würde jemand mit der Hand in einen Sack Kakaobohnen greifen. Es würde doch niemand von der Besatzung Kakao stehlen? Und wenn schon, dachte Kaspar. Das ging ihn nichts an. Der Kakao gehörte ihm nicht. *Die Bäume gehören uns allen*, hatte der runzlige Mann auf dem Markt gesagt. Also drehte sich Kaspar um und schlief weiter.

Doch in der nächsten Nacht hörte er es wieder. Beek und Eddi interessierten sich nicht dafür, sie wollten nachts ihre Ruhe. Kaspar aber lag in der Dunkelheit und hörte hin. Ob sie vielleicht einen Geist auf dem Schiff hatten? Einen Fluch vielleicht, den sie

mit den Kakaosäcken auf ihr Schiff geladen hatten und der mit ihnen die alte Welt erreichen sollte?

In der fünften Nacht, in der er wegen dieser Geräusche wieder nicht schlafen konnte, stand er endlich auf.

»Was machst du, Mann?«, flüsterte Beek.

»Ich geh pinkeln«, log Kaspar.

Dann ging er dem Geist entgegen. Er glaubte, das Rieseln käme aus dem Lagerraum. Um dorthin zu gelangen, musste er die Logis verlassen, den schmalen Gang, der auch zur Kombüse führte, hinunterlaufen und dann die Luke am Ende öffnen.

Einen Moment lang lauschte er. Es war vollkommen still. Es wäre Irrsinn, mitten in der Nacht dort hinunterzusteigen, dachte er. Was erhoffte er sich davon? Niemand wusste, wo er war. Wenn dort unten etwas passierte, würde man ihn erst viele Wochen später, wenn sie in Bremerhaven ankämen, wiederfinden. Außerdem war es im Lagerraum stockdunkel. Sollte er besser wieder gehen? Da war es wieder. Diesmal ganz nah. Kaspar nahm die Laterne neben dem Kombüseneingang von der Wand. Ihr Licht war nicht besonders hell, aber es würde schon reichen. Er leuchtete in den Lagerraum hinunter. Vor ihm erstreckte sich ein Meer aus Kakaosäcken. Sie waren in zehn oder zwölf Reihen aufeinander gestapelt und reichten bis fast unter die Decke. Kaspar sprang hinunter – tief war es schließlich nicht – und stieg gebückt darüber. Was hoffte er, zu finden? Ratten? Würmer? Den Fluch der *Roça*? Einmal raschelte es noch, ganz nah an Kaspars Ohr, dann war es still.

»Hallo?«, flüsterte Kaspar. »Ist da jemand?«

Doch er sah nur das graubraune Leinentuch der Säcke und den schwarzen Aufdruck darauf: *Cacau*.

Kaspar sollte besser wieder schlafen gehen. Die Nächte waren kurz und die Tage rau. Vielleicht hatte er sich diese Geräusche auch nur eingebildet. Er wurde möglicherweise langsam verrückt nach all den Jahren auf hoher See.

Da glaubte er, jemanden atmen zu hören, und hielt inne.

»Ich tu dir nichts«, flüsterte Kaspar, obwohl er nicht wusste, ob es stimmte. Sein Messer hatte er schließlich immer in der Tasche.

»Hab keine Angst, komm raus.«

Am Ende des Lagerraums bewegte sich etwas in der Dunkelheit. Sollte er die Leiter besser wieder hochsteigen und nach Beek und Eddi rufen? Nein, am Ende würde er auch sie in Gefahr bringen.

»Wer ist da?«, knurrte Kaspar. Er hielt die Laterne vor sich ausgestreckt – und im Flackerlicht sah er ein Gesicht. Wenn Kaspar ehrlich war, dann hatte er es geahnt. Er hätte schon viel früher nach dem Jungen sehen und sich kümmern müssen.

»Ich habe Durst«, flüsterte Nuno Dias.

Kaspar verzog das Gesicht und streckte den Nachttopf weit von sich weg, während er die Treppe zum Deck hinaufstieg. Es war eine Sache, seinen eigenen Unrat über Bord zu kippen. Aber eine ganz andere, wenn es eines anderen Unrat war.

An Deck blies ihm der kalte Wind die zu lang gewordenen Haare aus der Stirn, doch sein Hut saß fest. Seinen Schlapphut hatte er vor ein paar Jahren gegen die Kopfbedeckung der Seemänner getauscht, die man Plattingshut nannte. Es war ihm schwergefallen, seinen alten Begleiter in seinen Sack zu stopfen. Aber er war längst über und über mit Flicken versehen, und eine einzige Windböe hatte ausgereicht, um Kaspars Kopf kalt und nass werden zu lassen. Seinen Plattingshut konnte er hingegen mit Teer wasserdicht machen. So behielt er an Bord wenigstens einen trockenen Kopf, während sich seine Unterarme, die aus seinen hochgekrempelten Ärmeln hervorschauten, sofort nass anfühlten.

Er sah sich kurz um – niemand der Besatzung achtete auf ihn. Also lief er direkt zur Reling, öffnete den Topf und entleerte ihn ins Meer. Einen Moment lang sah er auf die Gischt unter ihm – wie hell sie auf den dunklen Wellen schäumte!

»Junge, Junge«, hörte er hinter sich Beek ausrufen. »Ist das heute nicht schon der zweite?« Er grunzte vor Lachen. »So viel kann ein Mann doch gar nicht scheißen!«

Kaspar riss sich vom Anblick der Wellen los und kratzte sich grinsend am Kopf. »Was soll ich sagen?«, brummte er.

Beek klopfte ihm auf die Schulter und wollte gerade schon weitergehen, als sich ihm ein Paar schwerer Lederstiefel in den Weg stellte.

»Kaspar Rockstroh«, knurrte der Kapitän. Neben ihm stand der rothaarige Otto, der sich gern aufführte wie sein Hündchen. Meistens wollte er Lob und Aufmerksamkeit – für sein Herrchen würde er aber auch ohne zu zögern schnappen. Jetzt grinste er Kaspar böse an.

»Was hast du hier oben zu suchen? Deine Schicht beginnt erst in vier Stunden. Bist du krank?«

»Nein, Kapitän.«

»Otto hier sagt, er sieht dich ständig mit diesem Nachttopf … Nun gut, ruh dich aus. Oder hast du heute Nacht Wachdienst?«

Kaspar schüttelte den Kopf.

»Dann unter Deck mit dir.«

Kaspar drehte sich um. Er war schon fast an der Luke angekommen, als der Kapitän ihm noch hinterher rief: »Ah, Kaspar Rockstroh! Eine Frage.«

Kaspar wandte sich erneut um und blieb breitbeinig stehen. Er versuchte, möglichst sicher und gelassen auszusehen.

»Unsere Essensrationen gehen schneller als sonst zur Neige. Wir müssen bald die Portionen verkleinern, dabei ist sich der Koch sicher, dass er die Vorräte richtig berechnet hat. Hast du eine Idee, woran das liegen könnte?«

»Nein, Kapitän«, brummte Kaspar.

Der Kapitän und Otto musterten Kaspar forschend. »Ich behalte dich im Auge, Kaspar Rockstroh.«

Kaspar fasste sich zum Abschied an den Hut und stieg dann über die Treppe unter Deck.

Kurz blieb er im leeren Gang stehen und sah über seine Schulter. Da ihm niemand

folgte, schlich er an der Logis mit ihren Hängematten vorbei, an der Kombüse, in der gerade einige Matrosen zusammensaßen und ein Seemannslied grölten, tiefer in die Dunkelheit hinab.

Noch einmal schaute er zurück – nichts. Also öffnete er die Luke zum Lagerraum. Nuno brauchte schließlich seinen Nachttopf, sonst würde er so viel Kakao verunreinigen, dass er spätestens bei ihrer Ankunft auffliegen würde. Er holte Luft, um nach Nuno zu rufen, doch da hörte er Ottos leise, hohe Stimme hinter sich: »Na, was haben wir denn vor?«

Kaspar hielt inne. Wie hatte er nur so dumm sein können? Natürlich hatte sich das Hündchen vom Kapitän unauffällig an seine Fersen geheftet. Wahrscheinlich hatte es sich im Schatten zwischen den Laternen vor Kaspars Blicken verborgen.

»Ich dachte, ich hätte etwas gehört, und wollte nachsehen. Aber anscheinend sind es ja deine Schritte gewesen.«

Otto legte den Kopf schief. »Hast du so schlechte Ohren, dass du vorne nicht von hinten unterscheiden kannst? Komm, tritt zu Seite. Ich gucke selbst nach.«

Einen Moment lang stand Kaspar stocksteif da. Sein Kiefer mahlte, seine Gedanken rasten. Den Gang hinunter hörte er die Seeleute »*There once was a ship that put to sea / The name of the ship was the Billy of Tea*« singen.

Er dachte an den kleinen Nuno, der dank der Vorräte, die Kaspar in den Lagerraum geschmuggelt hatte, wieder zu Kräften gekommen war und schon ein paar Brocken Deutsch von Kaspar gelernt hatte. Er begann sogar, in der fremden Sprache kleine Späße mit Kaspar zu machen. Seitdem er mit dem Jungen unter einer Decke steckte, hatte die Welt wieder begonnen, bunter zu werden. Es war, als brächte dieses Kind in ihm den Jungen zum Vorschein, der er ganz früher gewesen war. Einen Bauernjungen, im Herzen genauso alt wie Nuno, der viel zu verträumt, nachdenklich und weich war für sein Dorf, ja, für diese ganze raue Welt.

Und dann traf Kaspar eine Entscheidung. Er ließ Otto durch.

»Du wirst nichts finden«, knurrte Kaspar, stellte den Nachttopf auf dem Boden ab und schob eine Hand in die Tasche. Otto betrat die erste Stufe der Leiter und bückte sich, um in den Lagerraum zu schauen.

»Leuchte mir«, befahl er.

Mit der freien Hand ließ Kaspar die Laterne neben Otto hinab baumeln. Einen Schritt sollte Otto noch hinuntersteigen. Dann wäre es ganz leicht. Er könnte seinen Körper tief zwischen den Säcken verbergen. Der Geruch wäre das größte Problem, doch darum würde er sich kümmern, wenn es soweit war. Vielleicht hätte er nachts einmal die Gelegenheit, ihn über Bord zu werfen …

Otto stieg noch tiefer, Kaspar zog sein Messer hervor und holte aus.

»Kaspar, bist du das?«, rief Beek hinter ihm.

Otto wirbelte herum, und Kaspar versuchte, das Messer in seiner Hand zu verbergen, doch es war schon zu spät. Otto riss die Augen noch weiter auf und keuchte. Mit ausgestrecktem Finger zeigte er auf Kaspar. »Er … er wollte mich gerade abstechen! Beek, hast du das gesehen?«

Beek legte den Kopf schief und kratzte sich die Stirn. »Gesehen? Was soll ich gesehen haben?«

Kaspar fing seinen Blick auf. Fragend sah der große, breite Kerl ihn an. Kaspar versuchte, den Kopf so leicht zu schütteln, dass Otto es nicht bemerkte, Beek aber schon – was kaum möglich war.

»Ich sehe, dass ihr zwei ins Lager runter wollt … Oder was meinst du?«, brummte Beek.

»Da, das Messer!« Otto keuchte und hielt Kaspars Handgelenk umklammert. Er versuchte, ihm das Messer aus der Hand zu nehmen, doch Kaspar stieß ihn mit der anderen Hand zurück. Er hatte kaum Kraft aufgewendet, trotzdem schlug Otto mit dem Rücken gegen die Falltür, so dass es schepperte und Otto mit einem erschrockenen Schrei ins Lager hinabstürzte.

»Ist nicht so schlimm«, sagte Beek, als hätte Kaspar gerade ein Glas fallen gelassen. Er grinste und kratzte sich wieder an der Stirn. Dann kam er bei Kaspar an und beugte sich mit ihm über die Luke.

»Alles gut da unten?«, rief Kaspar in den Lagerraum hinab. »Tut mir leid, Otto. Das war keine Absicht.«

Einen Moment lang blieb es still, und Kaspar musste daran denken, wie er vor langer Zeit den grausamen Bauern Wilhelm in den Steinbrunnen geworfen hatte. In gewisser Weise war es der Anfang vom Ende einer besseren Zeit gewesen … Ottos Stimme wischte die Erinnerungen beiseite.

»Leuchtet mir«, befahl er.

»Komm doch hoch«, knurrte Kaspar. »Hier ist Licht.«

Erneut herrschte Schweigen, bis Ottos helle, scharfe Stimme die Stille durchschnitt: »Nein, ihr kommt runter. Sofort. Hier ist etwas.«

Beek runzelte die Stirn und sah zu Kaspar hinüber.

»Was soll denn da sein, Otto?«, brummte Beek. »Lass uns einfach zu den anderen gehen, ich bin müde.«

Kaspar blinzelte Beek dankbar zu. Einen Moment lang hörten sie nichts.

»Keiner von uns geht«, entschied Otto dann. »Hier ist etwas. Beek, du behältst Kaspar im Auge. Ihr kommt runter, und das Messer bleibt gefälligst in der Tasche. Oder soll ich gleich den Kapitän dazu rufen?«

Am liebsten hätte Kaspar die Luke einfach geschlossen und Otto da unten verrotten lassen. Wenn dort nicht Nuno zwischen den Kakaosäcken hocken und sich gerade vor Angst in die Hose machen würde …

Verdammter Mist, dachte er. Warum war Beek nur hier aufgetaucht? Mit Otto wäre er leicht fertig geworden. Andererseits durfte er Nuno auch nicht verraten. Er hatte schon einmal ein Kind im Stich gelassen – nie wieder würde ihm das passieren. Zum Glück hatte Kaspar die Laterne. Langsam kletterte er voran. Mit tastenden Schritten stiegen die drei Männer über die Kakaosäcke; nur ein kleiner Kreis um die Laterne herum wurde erhellt. Wohin man auch blickte: Säcke, nichts als Säcke, Staub und Dunkelheit.

»Was willst du hier gehört haben, Otto?«, fragte Beek wieder und seufzte.

»Ein paar Ratten wahrscheinlich«, knurrte Kaspar, während er so unauffällig wie möglich einen Bogen um die Ecke hinten links machte, in der sich Nuno in diesem Moment bestimmt zusammenkauerte.

»Seid still.« Plötzlich blieb Otto mit ausgestreckten Armen stehen. Aus Nunos Ecke drang ein leises Rascheln, dann ein kaum wahrnehmbares Wimmern. »Da, hört ihr das?«

Beek stöhnte wieder auf. »Ich höre nichts. Können wir jetzt wieder gehen?«

Kaspar konnte kaum glauben, dass Beek nichts mitbekam. Er sah zu dem Freund hinüber – hatte dieser grobschlächtige Mann etwa Angst hier unten in der Dunkelheit?

»Psst!« Otto legt seinen Zeigefinger an die Lippen. Er bewegte sich nicht, nur seine Augen huschten hin und her. Kaspar räusperte sich und kratzte sich dann noch so laut wie möglich am Knie. »Kaspar, was bitte verstehst du an *Seid still* nicht?«, zischte Otto.

Entschuldigend hob er einen Arm, sah zu Beek hinüber und verzog das Gesicht zu einer Grimasse. Wieder lauschten sie, doch diesmal war es vollkommen ruhig. Langsam atmete Otto aus.

»Na gut«, sagte er so gönnerhaft, als hätte er beschlossen, Kaspar vorm Galgen zu retten. »Vielleicht waren es wirklich nur die Ratten. Aber dich, Freundchen …« Er griff nach Kaspars Laterne und leuchtete ihm damit ins Gesicht. »… dich werde ich im Auge behalten.«

»Du kannst mich nicht leiden, ich weiß schon.«

Otto schnaufte. »Pass gut auf … Und jetzt los, zur Leiter.«

Mit großen Schritten stiefelte er voran, und Kaspar atmete erleichtert aus, während er ihm folgte. Otto hielt sich mit der freien Hand an der obersten Sprosse fest und stellte schon den ersten Fuß auf die Leiter, als es hinter ihnen leise klirrte.

Beek sog scharf die Luft ein. »Wartet, verdammt!«, presste er hervor.

Kaspar schloss für einen Moment die Augen. *Bitte, lieber Gott*, dachte er. *Ich flehe dich an …*

»Was ist das?«

Kaspar drehte sich zu Beek um und machte eine schneidende Bewegung an seinem Hals. *Lass es*, sollte das heißen. *Sei still und komm mit*. Doch Beek achtete nicht auf seine Zeichen. Er bückte sich und hob einen Kaffeebecher auf.

»Was hat ein Kaffeebecher hier zu suchen?« Seine Stimme klang für seine Verhältnisse beinahe schrill.

Hatte Kaspar den Becher hier vergessen, als er Nunos Geschirr ausgetauscht hatte? Plötzlich riss Beek Otto die Laterne aus der Hand und leuchtete wild um sich. Und da ertönte aus der Ecke hinten links ein leises, erschrockenes Wimmern.

»Hallo!«, brüllte Beek. »Ich kann dich hören! Komm raus da, sofort. Zeig dich! Na los, du Mistkerl! Wer versteckt sich hier?«

»Was redest du da, Beek?«, sagte Kaspar, klang aber wenig überzeugend. »Was soll denn da sein? Hast du etwa Angst im Dunkeln?« Er stieß Beek mit dem Ellenbogen an.

»Hier versteckt sich ein blinder Passagier. Hast du es immer noch nicht begriffen?«

»Ich hab es doch gewusst!« Otto kreischte fast. »Los, Beek, hol ihn aus seinem

Versteck.«

Nun war das Keuchen aus der Ecke so laut, dass es keinen Sinn mehr hatte, es zu leugnen.

»Da hinten ist er, Beek. Los!«, rief Otto und zeigte genau in die Richtung, in der Beek Nuno finden würde.

»Na warte, Mistkerl. Ich steche dich ab, darauf kannst du Gift nehmen«, brüllte Beek.

Kaspars Augen wanderten zwischen Otto und Beek hin und her. Otto wäre kein Problem, aber Beek war ein Bär. Mit beiden gleichzeitig konnte er es keinesfalls aufnehmen.

»Beek, warte!«, rief Kaspar in scharfem Ton.

Sofort blieb Beek stehen und sah ihn an.

»Es ist meine Schuld«, sagte Kaspar. »Der Junge kann nichts dafür.«

»Der Junge?« Ottos Stimme überschlug sich.

»Ich hab ihn aufs Schiff geholt. Er … ist mein Sohn.«

»Kaspar, was redest du da für einen Unsinn? Du hast keine Kinder.«

»Doch, Beek. Ich habe zwei Kinder. Das eine heißt Lina, ich habe sie immer bei mir – tätowiert in meinen Arm. Das andere ist Nuno. Und keines von ihnen werde ich im Stich lassen. Ich sterbe, bevor ihnen etwas passiert. Nuno, komm raus.«

Kaspar nahm Beek die Laterne ab und ging langsam in Nunos Ecke. »Ich pass auf dich auf. *Naõ tenha mega*, hab keine Angst, Nuno.«

Auf dem hintersten Kakaosack lagen zwei Zwieback, daneben stand eine Kanne Kaffee. Nuno sah er jedoch nicht. Hätte Kaspar die Füße doch stillhalten sollen? Wären sie ohne ihn möglicherweise niemals auf Nuno gestoßen?

»Du kleine Ratte!«, schrie Otto hinter ihm.

Kaspar wirbelte herum und sah im Dämmerlicht, wie Nuno sich mit einem verzweifelten Schrei auf Otto stürzte.

Sofort hechtete Beek auf ihn zu und riss den Jungen von Otto herunter. »Was fällt dir ein?«, brüllte Beek und drehte ihm die Arme auf den Rücken, so dass Nuno keuchte vor Schmerz.

»Lass ihn los, Beek! Er gehört zu mir!« Kaspar versuchte, ruhig und bestimmt zu klingen.

»Das soll dein Sohn sein?« Beek runzelte die Stirn, während er den zappelnden Jungen in seinem Arm betrachtete. »Das ist ein Sklave! Ein Wilder!«

»Er ist mein Kind.«

»Aber, Kaspar …«

»Wer weiß, zu was diese Eingeborenen in der Lage sind.« Otto reichte Beek ein Stück Seil. »Hier, fessele ihn. Wir bringen ihn zum Kapitän«, erklärte Otto.

»Ich sag doch, er gehört zu mir. Wenn ihn jemand zum Kapitän bringt, dann bin ich das.« Kaspar ging einen großen Schritt auf Beek zu und funkelte ihn wütend an. »Beek, mein Freund«, presste er hervor. »Lass. Ihn. Los.«

Beek schaute zwischen Otto und Kaspar hin und her, dann nickte er kaum merklich. »Aber halt ihn gut fest«, flüsterte er und schob Nuno zu Kaspar herüber.

Kaspar drückte den kleinen Kopf des Kindes sanft gegen seine Brust. Er war ganz warm, seine Wangen trocken. Der Hals starr und steif vor Angst.

»Scht«, machte Kaspar. Auf Portugiesisch sagte er leise: »Ich werde mich darum kümmern. Keine Angst, Nuno. Verlass dich auf mich.«

Otto schnaufte, und Beek starrte Kaspar verständnislos an.

»Das wird ein Nachspiel haben, Kaspar Rockstroh, verlass dich drauf«, zischte Otto.

»Du hast *was*?« Die Stimme des Kapitäns schlug Kaspar ins Gesicht wie Wellen gegen den Bug.

»Ich hatte keine Wahl, Kapitän. Er ist mein Sohn.«

»Du hast einen Sohn mit einer Sklavin?«

»Ja, Kapitän.«

»Und warum ist das unser Problem?«

»Ich konnte ihn nicht dort lassen.«

Der Kapitän sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an. »Er gehört dir nicht! Oder hast du wenigstens für ihn bezahlt?«

»Er ist ein Mensch!«

Der Kapitän schnaufte. »Er hätte auf der *Roça* sicher noch einige Jahre Arbeit geleistet. Wenn herauskommt, dass meine Männer Sklaven verschleppen, dann schadet uns dieser Wilde nicht nur auf unserer Überfahrt, er zerstört auch das Vertrauen der Plantagenbesitzer! Hast du darüber auch nur eine Sekunde nachgedacht?«

»Nein, Kapitän.«

»Das war mir klar.« Er seufzte. »Nun gut. Über Bord mit dem Wilden.«

Sofort stellte sich Kaspar vor Nuno, der mit gesenktem Kopf dastand. »Nein, Kapitän.« Er verschränkte die Arme vor der Brust und sah den Kapitän entschlossen an. »Ich nehme seine Strafe auf mich. Was auch immer ihr ihm antun wollt – tut es mir an. Ich war es schließlich, der die Regeln gebrochen und die Mannschaft in Gefahr gebracht hat. Nehmt ihn also an meiner Stelle mit nach Bremerhaven. Er ist zwar noch jung, aber er kann hart arbeiten. Gebt ihm zwei Tage, und er ist ein besserer Seemann, als ich es je sein könnte.«

Einen Moment lang erwiderte der Kapitän Kaspars Blick. Dann ging er zwei Schritte zur Seite, um einen Blick auf Nuno zu werfen.

»Er zittert wie Espenlaub.«

»Gebt ihm meine Kleidung. Dann erträgt er das raue Seewetter bald besser als ich.«

»Hört nicht auf diese Schlange. Einem Lügner sollte man nie glauben«, mischte sich Otto ein.

Der Kapitän sah ihn nicht an, stattdessen lief er mit schweren Schritten um Nuno herum und musterte ihn.

»Man sagt, die Schwarzen würden weniger Schmerzen empfinden, sie könnten Arbeit aushalten, die wir Weißen uns niemals zumuten würden. Ist es nicht so, Beek?« Er kniff Nuno in den Oberarm, als wollte er diese These direkt überprüfen.

Kurz flackerte Nunos Blick in Kaspars Richtung, doch dann tat er, als würde er nichts

spüren. Der tapfere kleine Kerl, dachte Kaspar, und zwang sich dazu, dem Kapitän nicht von hinten eins auf die Mütze zu geben.

»Natürlich, Herr Kapitän. Das sagt man so«, behauptete Beek.

Kaspar biss die Zähne zusammen. Er dachte daran, wie sehr Nuno sein Leben lang wegen genau dieser Sätze, die Kaspar für grausame Lügenmärchen hielt, gelitten hatte. Doch wenn er nur einen seiner wütenden Gedanken aussprechen würde, würde er Nunos Leben in Gefahr bringen.

»Deswegen ernten sie ja auch den Kakao. Ein Weißer würde das bei der Hitze nicht schaffen. Schon möglich, dass ein solcher Arbeiter auch für uns nützlich wäre … nicht wahr, Beek?«

Obwohl ihm schlecht wurde, als er das hörte, sah Kaspar seinen Freund flehend an.

»Natürlich, Kapitän«, erwiderte Beek ungerührt.

Dann fasste der Kapitän dem Jungen in die Haare und zog daran. »Fest wie Rosshaar.«

»Aber, Kapitän! Wir könnten ihm doch niemals trauen!«, wandte Otto ein.

Der Kapitän hob eine Hand, ohne seine Blicke von Nuno zu lösen. Und trotz Ottos Worten sagte er schließlich: »Kaspar, freu dich. Du darfst seine Strafe auf dich nehmen.«

Kaspar, Nuno, Beek und Otto schlichen zurück in die Logis, wo manche der Männer, die vorhin noch gesungen hatten, in erschöpften Schlaf gefallen waren und nun laut schnarchten. Kurz überlegte Kaspar, ob er Nuno in eine der freien Matten legen sollte. Doch würde ein Matrose aus der Kombüse oder vom Deck hinunterkommen und einen Fremden darin entdecken, würde er ihn möglicherweise sofort erstechen. Also nahm er Nuno mit in seine Matte. Sie lagen Rücken an Rücken – anfangs spürte Kaspar noch das heftige Zittern des Kindes, bis es ganz langsam nachließ. Sobald auch Beek und Otto schnarchten, begannen Kaspar und Nuno sich leise flüsternd zu unterhalten.

»Was werden sie mit dir machen?«, fragte Nuno.

»Ich bin mir nicht sicher.« Kaspar dachte kurz nach, dann sagte er: »Du wirst vielleicht ohne mich nach Bremerhaven fahren.«

Kurz war Nuno still.

»Sie werden dich töten«, flüsterte der Junge.

»Du musst versuchen, nach Köln zu kommen. Merk dir das gut. Dort lebt eine alte Freundin von mir. Ich kann mir vorstellen, dass sie dir helfen wird.«

Wieder schwieg Nuno einen Augenblick lang. Dann sagte er: »Es ist meine Schuld, dass du stirbst.«

»Nein«, sagte Kaspar schnell. »Ich sterbe nicht wegen dir. Solche Dinge passieren nicht, weil ein Kind auf ein Schiff steigt. Sie passieren, weil die Welt, durch die dieses Schiff fährt …« Kaspar suchte nach einem Wort, das ein Elfjähriger verstehen würde. »… weil diese Welt kaputt ist.«

»Wie ein zerbrochener Rechen?«

»So ähnlich.«

»Wie eine Tür, die nicht mehr schließt?«

»Ja, vielleicht.«

»Oder ein Dach, durch das es reinregnet!«

»Genau so.«

Wieder schwieg Nuno. Dann sagte er: »Die Welt ist so kaputt, dass es reinregnet.«

Kaspar musste lächeln. »Das ist sie.«

»Wenn unser Dach kaputt war, ist Mama hochgeklettert und hat es neu gedeckt. Wir könnten es versuchen.«

»Ich weiß nicht, ob das hilft, Nuno. Kurz vielleicht. Aber irgendwann wird man die ganze Hütte einreißen müssen und eine neue bauen.«

»Eine neue Welt?«, fragte Nuno leise.

»Das wäre schön«, sagte Kaspar. »Eine neue Welt.«

## 11. Kapitel

Apollonia saß am Klavier und wusste nicht weiter. Sie schlug C-Dur an. Und noch einmal. Wie ging dieses Stück noch gleich? Sie spürte, wie ihr Gesicht ganz heiß wurde.

»Und jetzt D-Moll«, erklärte Christina.

Apollonia versuchte es, doch ihre Finger fanden den richtigen Akkord einfach nicht.

»Sie hatten keine Gelegenheit zu üben, habe ich recht?«, fragte die Klavierlehrerin. Ihre Augen starrten farblos in zwei verschiedene Richtungen, ihr Kinn ruhte auf der Brust.

»Es tut mir wirklich leid, ich verschwende Ihre Zeit.« Apollonia seufzte und rieb sich die Stirn. Sie hatte die Übungen am Klavier die ganze Woche vor sich hergeschoben und stattdessen in jeder freien Minute heimlich in der neuen Zeitschrift geblättert, die Frau Schmitt, das einstige Fräulein Baum, ihr zugeschickt hatte. Die beiden unterhielten noch immer einen regen Briefverkehr, und Apollonia wusste gar nicht, wie sie sich bei der früheren Lehrerin für ihre Mühen bedanken sollte.

»Vielleicht sollten Sie lieber mit Maria üben.«

Maria saß mit geradem Rücken auf dem Sofa am Fenster und stickte gerade ein Vogelmotiv auf ein Deckchen.

»Ach Unsinn, Apollonia«, rief Maria, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen. »Du brauchst einfach ein wenig mehr Durchhaltevermögen.«

Apollonia seufzte und versuchte es von Neuem, schlug zwei Akkorde an, hörte, dass ein Finger auf die falsche Taste gerutscht war, und gab wieder auf.

»Haben Sie bei den Stollwercks auch so hoffnungslose Fälle wie mich?«

Christina kicherte leise. »Nun ja, Sie sind wirklich einzigartig, Fräulein Krusius.«

Überrascht holte Apollonia Luft, doch als sie den amüsierten Blick der Klavierlehrerin sah, musste sie selbst lachen. Christina hatte ja so recht!

»Ich wünschte, es wäre anders.«

»Ach, Fräulein Krusius. Das kenne ich zu gut …« Mit einem Mal glaubte Apollonia, ein wenig Traurigkeit in Christinas Worten mitschwingen zu hören.

In diesem Moment klopfte es an der Tür, und die Haushälterin kam herein. »Bitte entschuldigen Sie die Störung. Herr Wolff bittet Fräulein Krusius nach unten, Herr Franz Stollwerck ist da.«

Wie angestochen sprang Maria auf und ließ das Stickzeug fallen, so dass die Nadel leise auf dem Boden klirrte.

»Mich?«, fragte sie schrill.

»Oh, bitte entschuldigen Sie. Nein, ich meinte …« Kurz huschte ihr Blick zu Apollonia herüber, dann sah sie betreten zu Boden.

Apollonias Herz begann heftiger zu schlagen und gleichzeitig rasten ihre Gedanken. Wenn Franz Stollwerck anwesend war und nach ihr verlangte, konnte es nur um die Hochzeit mit einem seiner Söhne gehen. Sie hatte so sehr gehofft, sie hätte noch Zeit. Vielleicht noch Jahre. Wenigstens noch ein paar Monate. Sie dachte, der erste Sohn, den

er verheiraten würde, wäre sicherlich Nikolaus, der Älteste. Und der würde doch hoffentlich Maria wählen, so wie sie es versucht hatten, vor der gläsernen Fabrik einzufädeln. Doch wenn Franz Stollwerck nun nach Apollonia verlangte …? Ihr wurde flau im Magen. Die Ehe an sich war für Apollonia schon schlimm genug. Und ein Mann wie Nikolaus würde sicherlich niemals akzeptieren, dass sie mehr über Dampfmaschinen und Automation lernen wollte als übers Klavierspielen. Und dass sie davon träumte, einmal selbst eine Maschine zu bauen.

Sie sah zu Maria hinüber, die sie mit aufgerissenen Augen anfunkelte. Einen Moment lang hielt sie Apollonias Blick fest, dann schien sie sich zu besinnen und hob das Stickzeug auf. Ohne ein Wort setzte sich Maria wieder hin.

»Bitte entschuldigen Sie mich, Christina«, flüsterte Apollonia, senkte das Kinn und ging zur Tür.

Onkel Joseph und Franz Stollwerck saßen in der Stube. Joseph hatte seinen Sessel nah an die Chaiselongue gestellt, so dass er sich direkt mit dem ihm gegenübersitzenden Franz Stollwerck unterhalten konnte. In ihren Mündern hingen qualmende Zigarren und auf dem Tisch standen dampfende Tassen.

Erst auf den zweiten Blick sah Apollonia den jüngeren Mann, der am Fenster stand und bei ihrem Eintreten noch nachdenklich hinausschaute. Draußen war es längst dunkel geworden. Vielleicht betrachtete er die Königshalle, die die Stollwercks vor Kurzem aufgegeben hatten und die nur noch schemenhaft von den Gaslaternen am Wegesrand beleuchtet wurde.

»Meine liebe Apollonia, komm doch näher.«

»Guten Tag, die Herren.« Apollonia machte einen kleinen Knicks und spürte, wie ihre Anspannung weiter wuchs. Kaum wagte sie es, zum Fenster hinüberzusehen. »Sie wollten mich sprechen?«

Franz erhob sich zu einem Gruß. Sein volles Haar war bald weiß und sein Gesicht wirkte gräulich, doch sobald er lächelte, hoben sich seine Augenbrauen lustig an, und Apollonia konnte den jungen, dynamischen Franz in seiner Mimik erkennen, der eines Tages beschlossen hatte, seinen Söhnen ein stattliches Unternehmen zu hinterlassen.

»Guten Tag, Fräulein Krusius, es ist mir eine große Ehre.« Er nickte ihr zu, bevor er sich wieder auf die Chaiselongue sinken ließ.

»Setz dich doch«, sagte Joseph. »Franz hat uns Stollwerck-Kakao mitgebracht. Möchtest du auch eine Tasse?«

»Gern, vielen Dank.« Umständlich lief sie um das Sofa herum und ließ sich nieder, während Joseph sich schwerfällig vorbeugte und ihr einschenkte.

»Du ahnst sicher, worum es geht?« Onkel Joseph lächelte sie an. Gleichzeitig zog der Duft von Kakao durch den Raum – warm und süß. Sie nahm die Tasse entgegen und hielt ihre Nase in den beruhigenden Dampf. »Franz und sein Sohn sind heute zu uns gekommen und haben bei mir um deine Hand angehalten.«

Apollonia hielt sich an ihrem Becher fest, obwohl er beinahe zu heiß war. Am liebsten würde sie erklären, warum sie lieber nicht heiraten wollte. Sie würde von ihrem Vater

erzählen und seinen Visionen ihrer Zukunft. Sie wollte sagen, dass sie sich nicht vorstellen könnte, eines Tages eine Mutter zu sein, dass sich Maria aber genau das wünschte. Doch das stand ihr nicht zu. Stattdessen nahm sie einen Schluck Kakao. Er war süß und herb zugleich, ein Locken und ein Warnen.

»Mein Sohn ist Ihnen sehr zugeneigt, Fräulein Krusius. Ich muss gestehen, ich war etwas überrascht – ich habe damit gerechnet, dass Nikolaus sich zuerst vermählen möchte. Doch nun war Heinrich schneller.« Er gluckste vergnügt.

In diesem Moment löste sich Heinrich vom Fenster, und beinahe ließ Apollonia ihre Tasse fallen. Sie hatte geglaubt, Nikolaus dort stehen zu sehen. Doch der Mann am Fenster war ein wenig kleiner, seine Haare heller und sein Blick nachdenklicher.

»Guten Tag, Fräulein Krusius.«

Beim Klang seiner Stimme bekam sie eine Gänsehaut. Er war tatsächlich hergekommen, um ihr einen Antrag zu machen! Dieser kluge Mann, der eine gewaltige Dampfmaschine bauen konnte und an den sie seit Jahren immer wieder denken musste … Heinrich schmunzelte unter seinem Bart, und seine Augen verengten sich ein wenig, während er sie betrachtete – so, als versuchte er, ihr Gesicht so scharf wie möglich zu sehen. Er nahm die Hände aus den Taschen und setzte sich auf einen Sessel neben Onkel Joseph.

»Bitte entschuldigen Sie, dass wir Sie hier so überfallen.«

»Ach, alles gut …« Beinahe hätte sie vor lauter Verwirrung und Nervosität erzählt, dass sie gerade nur ihre abendliche Klavierstunde hatte und sowieso niemals eine passable Musikerin werden würde, dass ihre Schwester viel besser spielte als sie, und dass Maria auch die bessere Wahl für jeden Mann wäre. Apollonia hingegen wäre einfach nicht als Ehefrau und Mutter geeignet. Doch all das würde die Herren nicht interessieren. Damit ihr kein Wort davon entschlüpfte, führte sie vorsichtshalber ihren Becher zum Mund. Sie hatte wieder Marias Stimme im Ohr: *Plappere nicht so viel!*

»Franz erweist uns eine große Ehre. Er würde dich gern als Gattin seines Sohnes Heinrich sehen.«

Apollonia nahm gleich mehrere Schlucke auf einmal. Gerade hatte ihr dieser Gedanke noch geschmeichelt, doch als ihr Onkel dieses Wort aussprach – *Gattin* – da klang es mit einem Mal schal und gefährlich. Mit dem Geschmack von Schokolade im Mund sah sie zwischen den Herren hin und her. Wie sie da saßen mit ihren Zigarren und sie durch den Qualm hinweg ansahen. Heinrich schien auf ihre Reaktion zu warten – dabei kam es darauf doch gar nicht mehr an, dachte sie plötzlich bitter. Sein fragender Blick war reine Formsache.

Sie musste an ihren Papa denken. An den kleinen Mann mit dem unendlich langen Schnäuzer, den er gern provokant weit nach rechts und links zwirbelte. »Wer weiß, vielleicht wirst du eine der ersten Frauen überhaupt sein, die promovieren werden«, hatte er einmal gesagt. »Die meisten Professoren, die ich kenne, sind zwar davon überzeugt, ein Studium würde die Gesundheit der Frau erheblich beeinträchtigen, und sie könnte schon die Gymnasialvorbereitung nicht ohne Schaden überstehen, doch ich denke, du bist etwas ganz Besonderes, Apollonia. Du bist anders. Ja, du könntest es

schaffen. Ich fürchte nur, dass du dich eines Tages wirst entscheiden müssen: die akademische Laufbahn – oder die Ehe.«

Was er wohl sagen würde, wenn er wüsste, dass es am Ende mitnichten ihre Entscheidung war? Heinrich gefiel ihr, das konnte sie nicht leugnen. Doch ihr alter Lebenstraum hatte ihr noch besser gefallen. Einen Moment lang stellte sie sich vor, sie würde tatsächlich Nein sagen. Sie würde einfach laut und deutlich verkünden, dass sie leider ablehnen müsse. *Es tut mir leid, aber Wunderkinder heiraten nicht*, würde sie sagen, Joseph ihre Tasse wieder in die Hand drücken und den Raum verlassen. Wie die Herren da gucken würden! Sicher würden ihnen die dicken Zigarren aus den Händen fallen und hässliche Brandlöcher im Teppich verursachen. Doch der Moment des Triumphs wäre nur kurz. Anschließend würde Joseph wahrscheinlich schallend lachen und rufen: »Eine Phantasie haben sie, diese Weiber!« Und dann würden sie die Hochzeit trotzdem planen. Die horrende Mitgift, die aus ihrem Erbe bestand, würde dennoch bezahlt. Ihre Koffer würde man für sie packen lassen und den Pfarrer informieren. Onkel Joseph würde sie züchtigen und es als Teil der notwendigen Erziehung betrachten. Sie war zwar schon 20 Jahre alt, doch sie würde erst dann wahrlich vom Kind zur Frau werden, wenn sie einem Ehemann übergeben würde.

Sie holte Luft und sagte leise: »Es ist mir eine Ehre, Heinrich. Ich freue mich außerordentlich.«

»Oh, wie wundervoll, herzlichen Glückwunsch«, rief Maria und schlang ihre Arme um Apollonias Hals. »Weißt du schon einen Termin? Sollen wir zusammen dein Kleid nähen? Du bist darin ja immer so ungeschickt, ich helfe dir!«

Apollonia senkte den Blick. Ihr Körper fühlte sich ganz taub an. »Vielleicht überlassen wir das einfach einem Schneider …«

»Ach, es ist so aufregend! Ich bin so glücklich, dass du deinen Heinrich bekommst! Ihr werdet ein wunderbares Ehepaar sein, ich sehe es schon vor mir! Und dann wird doch sicherlich Nikolaus …«

In dem Moment trat Joseph Wolff ins Klavierzimmer und lachte.

»Eine Freude, euch Mädchen so zu sehen! Es ist doch ein großer Moment für eine junge Frau, nicht wahr?«

»Der größte, Onkel Joseph!«, rief Maria aus. »Ich bin ganz überwältigt. Sag, war auch die Rede von Nikolaus? Habt ihr auch schon über unsere Hochzeit gesprochen?«

Joseph wiegte mit dem Kopf. »So weit sind wir noch nicht, mein liebes Kind.«

Ganz langsam wurde das Lächeln auf Marias Lippen kleiner.

»Seid ihr nicht?«

»Nikolaus hat sich noch nicht entschieden. Er bittet um weitere Bedenkzeit.«

Einen Moment lang stützte sich Maria auf das Klavier. Mit der anderen Hand holte sie ihren Fächer hervor – diesmal wollte sie sich wohl nicht nur dahinter verstecken, sie brauchte offensichtlich wirklich ein wenig frische Luft.

»Ich … nun … bitte entschuldigt mich kurz«, sagte sie leise, und ging dann mit flatterndem Fächer an ihnen vorbei zur Tür.

»Männer, hört alle her!«, rief der Kapitän, während er sich auf das Steuerrad stützte. Sein Kinn und seine Nase reckte er in die Luft, seine schweren Stiefel zeigten selbstbewusst nach rechts und links. Um ihn herum hockte und stand die komplette Besatzung. Es war beinahe windstill, Kaspar hörte nur das Schniefen und Spucken der Seeleute.

»Es wird euch nicht entgangen sein, dass uns letzte Nacht ein blinder Passagier ins Netz gegangen ist!«

Sofort brummte und knurrte die Menge wie ein Wachhund.

»Ein kleiner Sklave!«, rief einer. »Warum lebt er überhaupt noch?«

»Werft ihn über Bord!«

»Das kann nur Unglück bedeuten!«

Kaspar legte den Arm um Nuno. Durch die Jacke hindurch, die er Nuno gegeben hatte, spürte er, wie stocksteif das Kind dastand.

»Das Strafmaß für ein solches Vergehen heißt: Kielholen.«

Die Männer jubelten. Noch nie hatten sie erlebt, dass jemand gekielholt wurde. Es war eine der schlimmsten Strafen auf hoher See. Die vielleicht grausamste Foltermethode – und man sagte, dass es schier unmöglich sei, sie zu überleben.

Kurz dachte Kaspar an das Messer in seiner Tasche. Er hatte schon einmal jemandem den Hals aufgeschlitzt. Würde er es genauso schaffen, wenn es sein eigener wäre? Nein, sicherlich wäre er nicht schnell genug.

»Fesselt ihn!«, schrie einer. »Los, macht schon!«

Sofort wollte ein anderer nach Nuno greifen, doch der entwischte den großen Pranken blitzschnell und versteckte sich hinter Kaspar.

»Langsam, langsam«, sagte der Kapitän. »Ihr könnt gern einen fesseln, aber nicht den kleinen Wilden. Den brauchen wir noch.«

Verwirrt und überrascht sahen die Männer sich an.

»Kaspar Rockstroh hat sich angeboten – dafür, dass wir das Kind als Seejungen mit nach Bremerhaven nehmen«, erklärte der Kapitän.

Kurz wurde es ganz still an Deck. Dann begann ein plötzlicher und lautstarker Protest.

»Einen Wilden mitnehmen?«, schrie einer entrüstet.

»Seid ihr wahnsinnig?!«

»Da kann doch keiner mehr ruhig schlafen!«

Mit mehr Angst als Wut in der Stimme rief Eddi dazwischen: »Wartet, ihr könnt doch nicht unseren Kaspar kielholen …! Ich meine, das … ist Kaspar!«

Ungerührt fuhr der Kapitän fort: »Er will den großen Retter spielen … Ich sage: Lassen wir ihn! Schließlich war er es, der unseren blinden Passagier tagelang versteckt und durchgefüttert hat. Mit *unseren* Vorräten! Auf *unserem* Schiff! Wir werden ihn bestrafen und sehen, ob Gott ihn verschont oder nicht.«

Nun drehten sich sämtliche Köpfe in Kaspars Richtung. Eddi und Beek rissen ungläubig die Augen auf.

»Na, fesselt ihn schon«, drängte Otto. »Ihr da: Holt ein Tau, lauft zum Bug und lasst es unter dem Schiff durch! Eddi und Beek, ihr klettert auf den Mast, damit ihr das Tau an den Rahnocken befestigen könnt.«

Beek wischte sich über das Gesicht und sah Kaspar fassungslos an. Erst als Kaspar ihm zunickte, packte er Eddi widerwillig am Ellenbogen und lief mit ihm zum Mast. Ein weiterer Matrose trat auf Kaspar zu und riss an seinen Armen.

»Wartet.« Und mit einem ekelerregenden Lächeln im Gesicht sagte er: »Lasst den Jungen das machen.«

Kaspar atmete lange aus. Wie konnte ein Mann so grausam sein? Der Matrose trat von Kaspar weg und warf Nuno die Seile vor die Füße. Das Kind stand mit schlaffen Armen da. Hinter seinem Rücken spannten zwei Männer ein langes Tau und ließen es vor dem Bug ins Wasser, so dass das Schiff darüber glitt. Dann liefen sie los, sprangen zu Eddi und Beek hinauf, die die beide Enden entgegennahmen und sie an der Rah festknoteten.

Nur Nuno rührte sich nicht.

»Tu es«, flüsterte Kaspar auf Portugiesisch.

Als Nuno noch immer nicht reagierte, begann Otto, mit dem Fuß einen Rhythmus zu stampfen, und nach und nach fielen sämtliche Matrosen mit ein. Laut und immer lauter stampften sie. Es fehlte nur noch, dass Otto mal wieder anfing zu singen, dachte Kaspar. Auf Deck wurde ständig gesungen. Immer wieder ertönten Seemannslieder mit manchmal träumerischen, hoffnungsvollen Texten, manchmal mit schmutzigen Witzen. Der leidenschaftlichste Sänger von allen war Otto. So dünn seine Sprechstimme war, so klar und kräftig war seine Gesangstimme. Häufig rief er »*What shall we do with the drunken sailor*?« Und die Mannschaft antwortete: »*Put him in a bed with the Captain's daughter*.«

Das Stampfen dröhnte Kaspar in den Ohren, die Holzdielen an Deck bebten, und plötzlich sang Nuno mit klarer, heller Stimme: »*The gun went a boo-loom, Lord, Lord, Lord / And down came the grey goose, Lord, Lord, Lord*.«

Die Matrosen stampften etwas leiser und tauschten irritierte Blicke. Doch Nuno sang nur noch lauter: »*He was six weeks a-fallin', Lord, Lord, Lord / He was six weeks a-findin' Lord, Lord, Lord*.«

Während er gleichzeitig die Seile aufhob und Kaspar um die Fußgelenke wickelte, begannen die Matrosen, von denen die wenigsten Englisch sprachen, von denen sich die meisten aber gern vom Rhythmus mitreißen ließen, »*Lord, Lord, Lord*« am Ende der Verse mitzusingen.

»*An' he put him on de wagon, Lord, Lord, Lord / An' he taken him to de white house, Lord, Lord, Lord*.«

Das Stampfen wurde wieder lauter, die Matrosen begannen zu grinsen. »Zumindest kann er singen!«, rief einer und grölte begeistert mit.

»*They was a six weeks a pickin', Lord, Lord, Lord / An' they put him on to boilin', Lord, Lord, Lord / He was six months a boilin', Lord, Lord, Lord / An' they put him on de table, Lord, Lord, Lord / An' the knife wouldn't cut him, Lord, Lord, Lord*.«

Singend fesselte Nuno Kaspars Handgelenke.

»*Now, the fork wouldn’t stick him, Lord, Lord, Lord / An’ they throwed him in the hog-pen, Lord, Lord, Lord / An’ the hog couldn’t eat him, Lord, Lord, Lord / An’ he broke de the hog’s teeth out, Lord, Lord, Lord*.«

Nun sangen die Matrosen so laut, dass Nunos Stimme kaum noch nötig war. Sie riefen die Sätze und Wörter, die sie gerade gehört hatten, abwechselnd durcheinander.

»Du sprichst Englisch?«, flüsterte Kaspar Nuno im lauten Gesang zu.

»Nein. Das Lied hat meine Großmutter aus Amerika mitgebracht. Wir haben es auf der Plantage gesungen.«

»Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe, ja?«, fragte Kaspar leise.

Nuno nickte. »Köln.«

»Genau. Geh zu Anna Sophia Stollwerck, versprich es mir.«

Nuno sah ihn eindringlich an. Dann flüsterte er: »Wir gehen zusammen«, während er auf die Fesseln an seinen Füßen zeigte. Fragend hob Kaspar die Augenbrauen, doch Nuno stand auf und sang: »*An’ the last time I seen him, Lord, Lord, Lord / He was flyin’ across the ocean, Lord, Lord, Lord*.«

Kaspar versuchte, tief einzuatmen, während er auf die See schaute. Wie ein großer Haufen Scherben sahen die Wellen aus. In jeder Kante spiegelte sich die Sonne – funkelnd, tiefgrün und betörend schön. Er sagte sich, dass es in Ordnung war. Er hatte genug gelebt und gelitten, er war oft genug gescheitert, so häufig hatte er versagt. Auf diese Weise wäre sein Tod wenigstens zu irgendetwas gut. Und möglicherweise würde er Lina auf der anderen Seite der Meeresoberfläche wiedersehen. Wenn er doch nur einen Grashalm hätte, auf dem er zur Beruhigung kauen könnte …

»Fertig?«, schrie der Kapitän.

»Bereit!«, antwortete Otto.

Kaspar konnte froh sein, dass sie ihn nur quer kielholten, nicht längs, dachte er. Doch der Gedanke an die messerscharfen Seepocken, die am Schiff klebten und seine Haut in wenigen Minuten zerfetzen würden, verschlug ihm den Atem. Er durfte nicht auch noch an die Haie denken, die von seinem Blut angelockt werden würden. Nicht an das Salzwasser, das ihm in die Kehle dringen würde. Nicht daran, ob er ertrinken, gefressen oder, was am Wahrscheinlichsten wäre, gerade noch lebend herausgezogen würde, um später an seinen Verletzungen zu sterben.

Mitten in die Gischt hinein ragte wie ein Riss das Tau, das die Männer unter dem Schiff hindurchgeführt hatten. Otto knotete es an die Seile an seinem Handgelenk und grinste.

»Jetzt hört schon auf damit!«, schrie Beek, der noch immer auf dem Mast hockte. »So eine verdammte Scheiße!« Hatte er etwa bis vorhin gehofft, der Kapitän wollte Kaspar nur zur Strafe einen Heidenschrecken einjagen und ihn jetzt wieder vom Haken lassen? Da kannte er diesen grausamen Mann wohl schlecht.

»Kaspar ist ein guter Kerl! Lasst ihn los!« Eddi, der nun auf das Deck hinuntersprang, sah gehetzt hin und her, als würde er sich seit Minuten das Gehirn nach einer Lösung

zermartern – aber einfach keine finden.

»Wer hat sich diesen Mist überhaupt ausgedacht?«, schrie Beek, doch Otto stieß Kaspar schon vorwärts auf die Planke, die über das Meer ragte.

Noch ein letztes Mal sah Kaspar zu Nuno hinüber. Der Junge wirkte vollkommen ruhig. Als er Kaspars Blick auffing, zeigte er noch einmal auf seine Füße.

Kaspar runzelte die Stirn, sah auf die Fesseln – doch bevor er schlau aus Nunos Zeichen wurde, spürte er schon den Ruck. Jemand musste auf der anderen Seite des Schiffes kräftig am Tau gezogen haben, denn es riss ihn von den Füßen. In hohem Bogen und mit dem Kopf zuerst donnerte Kaspar ins Wasser. Es war so kalt, dass er beinahe geschrien hätte. Schnell schloss er den Mund, um kein Wasser in die Lunge zu bekommen. Er zappelte, spürte, dass der Zug des Seils nachließ, und versuchte, vom Schiff wegzukommen. Doch mit seinen gefesselten Gliedmaßen konnte er nicht schwimmen. Da ging der nächste Ruck durch das Seil. Es riss ihn an den Armen nach vorn, gleichzeitig strebten seine Füße Richtung Wasseroberfläche, so dass sein Bauch heftig gegen die Unterseite des Schiffes prallte. Er kämpfte gegen die Panik an und versuchte, ruhig zu bleiben. Mit den Händen drückte er sich vom Schiffsrumpf ab. Doch der nächste Ruck kam so plötzlich, dass Kaspar kaum reagieren konnte. Seine Hände und Knie scheuerten über das mit Teer bestrichene Holz und rissen auf. Gleißend hell durchzuckte ihn der Schmerz. Er unterdrückte ein Keuchen. Wie schlimm würde es erst werden, wenn er die Seepocken erreichte? Während sein Blut ins Wasser sickerte, spürte Kaspar, wie seine Lunge zu protestieren begann. Und noch war der tiefste Punkt des Schiffs, der Kiel, nicht erreicht.

Seine Hände brannten im Salzwasser, er brauchte dringend Luft, und der nächste Ruck presste ihn noch enger an das Schiff. Jetzt konnte er unter seinen Fingerspitzen auch schon die ersten Seepocken spüren. Hart und scharf saßen sie am Holz fest. Eine einzige von ihnen könnte ihm den ganzen Arm aufschlitzen. Und am Kiel gab es davon unzählige. Er zappelte – und spürte plötzlich, wie sich die Fesseln an seinem Fuß lockerten. Ungläubig strampelte er heftiger, schaute nach unten und sah, dass sie einfach davon schwammen! Mit einem Mal blitzte vor seinem inneren Auge Nunos Blick wieder auf. Kaspar reckte den Hals, so dass er auf seine Hände schauen konnte. Die Fesseln sahen tadellos aus, doch als er sie nun dank der neuen Freiheit seiner Beine mit den Zähnen fassen konnte, reichte ein kleiner Ruck an der Schlaufe, damit auch dieser Knoten sich löste! Hatte Nuno etwa Knoten gemacht, wie man sie benutzte, um Pferde anzubinden? Den nächsten Tauruck der Matrosen spürte er noch, doch beinahe riss das Seil seine Fesseln ganz von seinen Händen. So schnell er konnte, griff er danach. Würde es ohne Kaspar aus dem Wasser gezogen, würden sie Nuno, der die Knoten gemacht hatte, zur Strafe mit Sicherheit auch noch kielholen. Dann begann er, zu schwimmen. Mit kräftigen Zügen kämpfte er sich vorwärts. Die nun freien Füße strampelten, die Arme pflügten das Wasser, damit er so schnell und weit wie möglich unter das Schiff, weg von den tödlichen Seepocken kam. Das Tau ließ er locker durch seine Hände gleiten, um sich besser vom Schiff entfernen zu können. Doch umso tiefer er geriet, desto stärker wurde der Druck auf seinen Ohren. Erst war es, als würde jemand sein

Gehirn zusammenpressen. Dann stach es so heftig zwischen seinen Ohren, dass Kaspar die Augen vor Schmerz zusammenkniff. Er ließ etwas Luft aus der Lunge. Und noch ein wenig. Sie drohte zu platzen. Da! Endlich konnte er wieder die Wasseroberfläche sehen, die diese Welt hier unten von der da oben trennte. Beinahe war er auf der anderen Seite des Schiffs angekommen. Ein Schwimmzug, noch einer … Doch bis dort oben, wo das Licht funkelte, war es noch immer ein weiter Weg. Und aus seinen Lungen war schon alle Luft gewichen. Plötzlich wusste er mit einer seltsamen, ruhigen Klarheit: Wenn er überleben wollte, musste er das Seil loslassen. Dann durfte er nicht auf das langsame Tauziehen der Matrosen da oben warten, sondern sollte auf direktem Weg und so schnell wie möglich hochschwimmen. Doch was hieße das für Nuno? Er dachte an Lina, die er vor so vielen Jahren dem Tod überlassen hatte. An Emma, die er für immer verloren hatte. Er verdiente den Tod so viel mehr als der unschuldige Junge dort oben. Also schlang er das Seil mit letzter Kraft mehrfach fest um beide Handgelenke und umklammerte es noch mit den Fingern. Er schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dass die Konstruktion halten würde und sie seinen toten Körper an diesem Seil hinaufziehen könnten. Und dann atmete er das Meer ein.

Cartharina fühlte die Klaviertasten unter ihren Fingern und lauschte der Musik, die durch das neue Haus der Stollwercks in der Hohen Straße mitten in der Kölner Altstadt floss. Sie erklang in der geräumigen Stube mit den mächtigen Polstermöbeln, drang den langen Flur, die hohen Schlafzimmer, die mit weichem Teppich belegte Treppe hinunter bis in den mit Blumen geschmückten Empfangssaal, die Küche und die Kammern der Dienstmädchen. Vielleicht könnte man das Klavierspiel sogar ganz leise in Vaters Büro hören, hinter seinen kreuz und quer gestapelten Papieren, oder in der dahinter gelegenen Schokoladenfabrik mit den großen, hohen Glasfenstern, an denen sich tagein, tagaus die Passanten die Nasen platt drückten. Ach nein, dachte Cartharina. In der Fabrik wären die Dampf-, Misch- und Mahlmaschinen sicherlich zu laut.

Cartharina versuchte, an nichts als die Melodie zu denken. Nicht an die Worte ihrer Mutter, die sie unfreiwillig mitgehört hatte, nicht an ihre Krankheit, die sie niederringen wollte, nicht an das Gesicht von Julius Mertens. Immer fester griffen ihre Finger in die Tasten. Die Klavierlehrerin wäre stolz auf sie, dachte Cartharina. Sie stellte sich Christinas verträumtes Lächeln vor – und plötzlich löste sie sich von der vorgegebenen Melodie. Sie schloss die Augen und ließ der unbändigen Kraft freien Lauf, die ganz tief in ihr wohnte. Immer chaotischer klangen die Töne, stark und zerstörerisch, mitreißend und wild.

Als sie beinahe atemlos die letzten Töne anschlug und innehielt, setzte ein einzelner, aber entschiedener Applaus ein. Cartharina drehte sich um und sah, dass Betty mit ihrem hohen Dutt und dem faltigen Hals in der Tür stand. Sie starrte sie mit vollkommen überwältigtem Blick an.

»Cartharina … So etwas Wunderschönes habe ich noch nie gehört …«, sagte sie leise.

Cartharina versuchte, ihren Atem zu beruhigen und die Haarsträhnen wieder in

Ordnung zu bringen, die sich gelöst hatten.

»Sie sollten Konzerte geben!«

Die tiefe Überzeugung in Bettys Stimme rührte Cartharina. Und doch brachte sie nur ein trauriges Lächeln zustande.

»Mama würde das nie erlauben. All die Aufregung, die Menschen. Sie will lieber, dass ich mich so lange in meinem Zimmer einsperre, bis ich dort vor Langeweile irgendwann tot umfalle.« Um ihre Worte zu unterstreichen, klappte sie den Klavierdeckel mit einem lauten Knall zu.

Das Hausmädchen verzog den Mund. »Sagen Sie so etwas nicht! Das ist Unsinn, das wissen Sie doch. Ihre Mutter will nur, dass es Ihnen gut geht.«

Cartharina seufzte. Sie war froh, dass Anna Sophia Betty vor Jahren ins Haus geholt hatte. Auch wenn der Hintergrund dieser Entwicklung ein trauriger war. Anscheinend hatte der Mann von Cartharinas Tante Elise, August Arkenberg, sie aus dem Haus gejagt. Betty hatte ihr nie erzählt, was in Mamas Elternhaus vor sich gegangen war, doch ihr Gesicht verdunkelte sich, sobald die Apotheke zur Sprache kamen. Auch Cartharinas Tanten wirkten, wenn sie in seltenen Fällen einmal zu Besuch waren, ein wenig verschroben. Elise schien lange vor ihrer Zeit gealtert zu sein, hatte tiefe Tränensäcke und dicke graue Strähnen in den Haaren und sah die Menschen stets viel zu lange an. Sobald sie ein lautes Geräusch hörte, zuckte sie zusammen. Cartharina mochte ihre Tante Julie lieber. Manchmal sah sie noch immer aus wie ein Kind, dabei war sie mit ihren 36 Jahren eigentlich nicht mehr die Jüngste. Sie hatte weit abstehende Ohren, bunte Kleider und ein liebevolles Lächeln. Sie behauptete, die Zukunft vorhersehen zu können. Heiraten sei daher für sie nicht nötig, sagte sie. Sie verdiene ja ihr eigenes Geld mit dem Wahrsagen. Anfangs hatte August Arkenberg ihr verboten, ihre Kundinnen im Wohnhaus am Neumarkt zu empfangen. Doch als sie ihre Dienstleistungen stattdessen auf dem Baumstumpf vor der Apotheke anbot, wo sie großes Aufsehen erregte und sämtliche Kunden der Apotheke abschreckte, gab er nach und überließ ihr Bettys alte Kammer im Hinterhof über dem Pferdestall. Dort veranstaltete sie nun inmitten von Kerzen, seltenen Kräutern und bunten Tüchern Sitzungen, die Vater schmunzelnd »kluge Scharlatanerie« nannte, über die sich Mutter aber nicht weiter äußern wollte. Einmal hatte sie Cartharina gesagt, Julie sei keine Lügnerin. Und früher, als Kind, habe sie häufig diese Träume gehabt … Cartharina konnte sich nicht so recht vorstellen, dass Julie wirklich die Zukunft vorhersehen könnte. Doch sie glaubte daran, dass die Tante ihren Kundinnen tatsächlich helfen konnte. Denn sobald sie sich mit Julie unterhielt, ihre Ohren dabei so lustig abstanden und ihr Blick so liebevoll war, hatte sie das Gefühl, ihre Sorgen würden an Gewicht verlieren.

»Ah, fast hätte ich es vergessen«, rief Betty nun. »Sie haben doch ihre Handtasche zum Waschen abgegeben. Dabei haben die Dienstmädchen einen Zettel gefunden.«

Cartharina runzelte die Stirn. »Einen Zettel?«

Betty kam zu ihr herüber und reichte ihn ihr.

»Das ist nicht meiner«, sagte Cartharina und wollte ihn gerade schon zurückgeben, da

fielen ihr die schwungvollen Buchstaben »J. M.« in der unteren Ecke auf. Mitten in der Bewegung hielt sie inne.

»Ah, dann entschuldigen Sie bitte. Ich nehme ihn wieder mit …« Betty streckte die Hand aus.

Cartharina biss sich auf die Lippen und legte den Kopf schief. »Warte, Betty. Wenn ich mir das genau ansehe … vielleicht gehört er mir doch.«

Sie steckte den Zettel schnell weg und lächelte die Haushälterin an. »Dankeschön!«

»Sehr gern, Cartharina.« Betty nickte und verließ dann das Klavierzimmer.

Cartharina wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann holte sie das Papier wieder hervor und faltete es auseinander.

*Schiffsbrücke, Montag, 11 Uhr. J. M.,* stand darauf. Cartharina drehte und wendete den Zettel in ihrer Hand. Wem könnte er gehören? J. M., las sie erneut … Julius Mertens? Ihr Herz begann, schneller zu klopfen. War es sein Zettel? Dann war er vielleicht nicht zufällig in ihrer Handtasche gelandet. Wollte er sich mit ihr treffen? Ach, so ein Unsinn, dachte sie. Er hasste sie und ihre Familie mit Sicherheit genauso sehr, wie sie die Mertens hasste. Vielleicht gehörte der Zettel auch einem ihrer Brüder. Doch eigentlich kannte sie doch die Schrift von Nikolaus, Heinrich und Peter. Und diese Schrift hier hatte sie noch nie gesehen.

»Cartharina, du hast aufgehört zu spielen – ist dir nicht gut?« Elisabeth streckte den Kopf ins Zimmer und sah sie wie immer besorgt an. Cartharina konnte es nicht mehr hören, sie verdrehte die Augen und rang die Hände.

»Elisabeth!«, herrschte sie die Schwester an. »Wenn ich aufhöre zu spielen, heißt das nur, dass ich *aufhöre zu spielen*! Sonst nichts! Es geht mir gut!«

Elisabeth hob beschwichtigend beide Hände. »Ich wollte ja nur … Hast du Schmerzen? Sonst reagierst du doch nie so gereizt.«

Cartharina starrte sie mit offenem Mund an. Dann sprang sie auf. »Raus hier! Sofort!«, schrie sie und zeigte mit ausgestrecktem Arm in Richtung Flur. Erschrocken wich Elisabeth zurück, bevor ihr Cartharina die Tür vor der Nase zuknallte.

Tief atmete sie durch. Noch nie hatte sie ihre Schwester so laut angeschrien. Sie wusste, wie schrecklich gemein und ungerecht das von ihr war. Gleichzeitig fühlte sie wieder diese lodernde Kraft in sich, die sich bereits beim freien Klavierspiel in ihr gerührt hatte. Es fühlte sich so gut an, die Regeln zu übertreten und die eigene Wut und Verzweiflung rauszulassen. Später würde sie sich bei Elisabeth entschuldigen, und sicher würde die ihr verzeihen. Doch noch nicht jetzt. Jetzt musste sie erstmal hier raus. Sie sah noch einmal auf den Zettel. *Schiffsbrücke, Montag, 11 Uhr*. Wahrscheinlich bedeutete es gar nichts, aber ein Spaziergang kam ihr jetzt gerade recht. Sie schaute aus dem Fenster, beugte sich weit hinaus, um die Kirchturmuhr zu erkennen, und erschrak. Sie war schon fast zu spät dran!

Für einen Morgen Ende März war die Luft schon erstaunlich warm, doch der Gestank, der im Sommer beinahe unzumutbar wurde, war noch zu ertragen. Fast schwitzte Cartharina in ihrem Frühlingsmantel, den sie über ihr türkisblaues Kleid gezogen hatte.

Sie befühlte ihre dunkelblonden Haare und hoffte, dass sie einigermaßen nett aus ihrer Schute hervorschauten. Sie hatte keine Zeit gehabt, um in den Spiegel zu sehen.

Mit großen Schritten schob sie sich an der Menschentraube vorbei, die sich wie immer vor der gläsernen Fabrik gebildet hatte und die Hohe Straße verstopfte. Der Weg war von buntem Treiben bestimmt: Überall fuhren Kutschen und Karren, liefen gut gekleidete Bürger und zerrissene Gestalten umher. Bis zur Schiffsbrücke war es nur etwa zehn Minuten Fußweg – quer durch die Altstadt und hinunter zum Rhein. Doch Cartharina wusste, dass sie dieses Tempo nicht lang durchhalten könnte. Schon an der nächsten Straßenecke raste ihr Herz. Also atmete sie tief durch, betrachtete das frisch aufgerissene kleine Loch in ihrem Rock – wo hatte sie sich das denn geholt? – und zwang sich dazu, etwas langsamer weiterzugehen. Sie sollte für diesen Zettel wirklich kein Risiko eingehen. Wahrscheinlich hatte sie einen halben Satz aus einer Gesprächsnotiz irgendeines Geschäftsfreundes ihrer Brüder gefunden. Und dafür rannte sie nun wie angestochen durch die Stadt, um dann wahrscheinlich an der Schiffsbrücke mal wieder in Ohnmacht zu fallen. Oh, wie sie ihre eigene Verletzlichkeit hasste. Sie wollte kein schwaches, sanftes Mädchen sein, das ein falscher Luftzug aus dem Gleichgewicht brachte. So gern würde sie einfach losrennen, um die anderen Passanten und die Kutschen herumhüpfen, sich auf dem Weg am Brückengeländer der Eisenbahnbrücke festhalten und dann aus lauter Übermut auf die Überdachung klettern. Sie lachte leise über die eigene Phantasie. Wie Köln da gucken würde, wenn ein blasses Fräulein wie sie plötzlich auf dem Brückendach stünde! Oder sich gar hinter Friedrich Wilhelm IV. auf den steinernen Pferderücken schwänge! Sie würde einmal mit der Zunge schnalzen, und da würde das Pferd sich langsam aus seiner steinernen Starre befreien.

»Wo darf’s denn hingehen?«, würde der König unter seinem hohen, mit Fransen geschmückten Helm fragen.

»Schiffsbrücke, Montag, 11 Uhr«, würde Cartharina vornehm antworten und der König würde, im Gegensatz zu Cartharina, sofort verstehen.

Cartharina lachte noch lauter und schüttelte den Kopf. Ob ihre Krankheit mittlerweile wohl auch ihr albernes Gehirn befallen hatte?

Wie aufregend diese Stadt war, wenn man sie nicht nur vom Zimmerfenster aus betrachtete, sondern mitten hindurch tanzen konnte! All die Gestalten, die Gesichter, die Tiere, sogar den Gestank fand sie aufregend! Sie beobachtete die kleine Gruppe von Schweinen, die ein Metzger an der nächsten Straßenecke vor sich hertrieb, um eine geeignete Stelle zum Schlachten zu finden, ein Milchmädchen, das dem Hund zu trinken gab, der den Milchkarren zog, und einen vornehmen Herren, der sich aus dem Fenster einer Kutsche beugte.

Langsam beruhigte sich Cartharinas Atem, und als sie noch ein Stück weiterging, hörte sie schon die Rufe der Schiffsmänner und das Rauschen des Flusses.

In der Ferne sah sie ein Dampfschiff, und auf den Wellen schaukelten zwei Segelboote. Eines von ihnen klappte gerade seinen Mast um, damit es unter der Eisenbahnbrücke hindurchfahren konnte.

Sie atmete tief durch. Hier unten am Rhein erschien ihr die Luft ein wenig frischer zu sein, so als wäre sie mit dem Wasser aus der Ferne herangerauscht. Sie hielt die Nase hinein, genoss die Strahlen der Frühlingssonne auf ihrem Gesicht und lief wieder ein klein wenig schneller. Sie verlangsamte ihren Gang erst, als sie ihn sah. Zwei Schritte ging sie noch voran, dann blieb sie wie angewurzelt mitten auf dem Gehweg stehen. Am Eingang der Schiffsbrücke, ein Stückchen vor dem Kassenhäuschen, stand er tatsächlich: Julius Mertens. Er hob seinen Hut an, um sich durch die kurzen Locken zu fahren, schob beide Hände in die Hosentaschen und bewegte mit der Schuhspitze ein kleines Steinchen hin und her. Noch hatte er sie nicht gesehen. Sie könnte sich einfach umdrehen und zurück nach Hause gehen. Der Spaziergang hatte ihr gut getan, mehr bräuchte sie doch gar nicht. Vor allem keinen Julius Mertens. Vielleicht war es auch Zufall, dass er jetzt dort stand. Sein Vater wäre darüber doch bestimmt ebenso erbost wie ihrer.

O Gott, ihr Vater, dachte sie da unwillkürlich. Sie sah schon, wie sein breiter Kiefer malmen würde, wenn er erführe, dass sie allein hergekommen war, zu einem Mertens! Wie er mit schweren Schritten in seinem Arbeitszimmer auf und ab stiefeln würde. Die Familie Mertens war zwar nicht häufig Thema bei Stollwercks – wenn das Gespräch aber doch einmal zufällig auf sie kam, veränderte sich die Stimmung augenblicklich. Ihr Vater wurde dann missmutig und zornig, ihre Mutter erschien ihr angespannt und übermäßig streng, und ihre Brüder stellten eine ihnen sonst eher fremde Arroganz und Ablehnung zur Schau. Cartharina wusste nicht viel über Victor Mertens, sie wusste nur, dass er dieser Familie schon viel Böses angetan hatte. Dafür konnte Julius vielleicht nichts, allerdings war er nun mal der Sohn eines schrecklichen Menschen. Sie sollte sofort wieder gehen. In diesem Moment sah sie, wie er in seine Westentasche griff, eine kleine, goldene Taschenuhr herauszog und sie aufklappte. Er hob noch einmal seinen Hut an, um sich durch die Haare zu fahren, dann drehte er sich um und lief los.

Er gab auf! Er glaubte, sie käme nicht mehr! Cartharina schnaufte. Natürlich hatte sie als Frau keine Uhr bei sich – wo hätte sie die auch reintun sollen? Die allermeisten Kleider hatten ja keine Taschen, und nicht zu jedem Kleid passte eine Handtasche. Doch sie war sich sicher, dass er höchstens 15 Minuten gewartet hatte. Was könnte man schon von einem erwarten, der nicht mehr Geduld aufbrachte? Sie sollte wirklich nach Hause gehen und dort – ja was? Weiter Klavier üben? Elisabeth und ihre Mutter beruhigen und ihnen mal wieder erzählen, es gehe ihr prächtig? Nelkenwurztee herunterwürgen und sich dann von den Strapazen des Tages ausruhen? Sie seufzte und sah auf Julius Mertens’ Rücken. Es war ein guter Rücken, dachte sie. Ein langes, elegantes V. Langsam entfernte er sich immer weiter. Und irgendwie verstand sie Julius ja. Schließlich konnte er nicht ahnen, dass sie seinem Vorschlag tatsächlich gefolgt und hierher gekommen war. Es war auch zu absurd, welches Fräulein würde so etwas tun? Und wenn sie nun schon mal hier war – und er auch …

Plötzlich lief sie los.

»Also wirklich!«, rief sie, sobald sie bei ihm ankam und ihn an der Schulter berührte. »Sind Sie immer so ungeduldig?«

Sie keuchte und versuchte, trotz ihres Korsetts genug Luft in die Lunge zu bekommen.

Er sah sie mit leicht geöffnetem Mund an, ganz so, als könnte er gar nicht glauben, was er da sah.

»Fräulein Stollwerck, geht es Ihnen gut?«

Cartharina verdrehte die Augen. »Mir würde es viel besser gehen, wenn ich diese Frage nie wieder hören müsste.«

Überrascht zog er die Augenbrauen hoch. Trotzdem bot er ihr einen Arm, auf dem sie sich abstützen konnte, bis sich ihr Atem wieder beruhigt hatte.

»Sie sind tatsächlich gekommen«, murmelte er dann, und über seine Lippen huschte die Andeutung eines Lächelns. Wahrscheinlich hat er in seiner Familie selten was zu lachen, überlegte Cartharina, und nun wunderte er sich vielleicht über seine eigene Mimik.

»Ich kann kaum glauben, dass Sie meine Notiz richtig verstanden haben«, sagte er. »Ich war so in Eile. Ich habe sie schnell auf ein Stück eines zerrissenen Briefumschlags geschrieben, während Ihre Familie noch auf die Kutsche gewartet hat.«

Cartharina nickte langsam. »Beim nächsten Mal nehmen Sie vielleicht besser die Post.«

Da legte Julius den Kopf leicht schief und – lächelte! Er lächelte tatsächlich, und zwar so richtig: Um die Augen entstanden viele kleine Fältchen, genauso um seine Mundwinkel. Sie konnte rechts und links sogar ein wenig Zahnfleisch sehen, so amüsiert schien er über ihre Antwort zu sein. Hatte sie seinen Blick vor Kurzem wirklich noch gefährlich gefunden? Mit einem Mal erschien er ihr sanft und freundlich!

»Guter Einwand, Fräulein Stollwerck.«

»Ich war neugierig und wollte sowieso einen Spaziergang machen.« Sie rückte ihre Schute zurecht, sah in die Ferne und hoffte, es würde vornehm aussehen. »Da dachte ich, ich schau zumindest mal, was J. M. um 11 Uhr an der Schiffsbrücke vorhat.«

Nun sah er ihr direkt in die Augen. »J. M. wartet hier auf C. S. Weil C. S. beim letzten Zusammentreffen leider das Bewusstsein verloren hat.«

Cartharina nickte ergeben.

»Verlieren Sie eigentlich jedes Mal das Bewusstsein, wenn Ihnen ein gut aussehender Mann begegnet?« Er grinste jetzt noch breiter, und gleichzeitig nahm sein Gesicht einen herausfordernden, frechen Ausdruck an.

Cartharina lachte überrascht auf und schüttelte den Kopf. »Nein. Nur wenn er schrecklich von sich überzeugt und unangemessen arrogant ist.«

»Ja. Die Reaktion kann ich gut verstehen. Ich würde auf meinen Vater auch gern täglich so reagieren. Und dann haben Sie auch noch mich getroffen.« Er schmunzelte und biss sich auf die Lippen.

Wieder lachte Cartharina. »Dass ein Herr Mertens arrogant ist, habe ich durchaus erwartet. Aber nicht, dass er über sich selbst und seine Familie lachen kann.«

Julius zuckte mit den Schultern. »Manchmal ist Humor der einzige Ausweg.«

»Glücklich die, für die es immer einen Ausweg gibt …«

»Was haben Sie gesagt?« Sein Lächeln wurde etwas kleiner und sein Blick etwas tiefer.

»Nicht so wichtig.« Sie konnte nicht anders, als ihm ebenfalls in die Augen zu sehen. Wie vor ein paar Tagen, als er ihren Kopf gehalten hatte. Sie würde seine Hände gern wieder in ihren Haaren fühlen. Was, um Gottes Willen, hatte sie da für Gedanken?

»Ich … sollte gehen«, stammelte sie und schaute sich um. Was, wenn einer ihrer Brüder sie sah?

»Ihr Zettel … dieses Treffen … wollten Sie noch irgendetwas, J. M. …?«, fragte sie, nun etwas leiser.

»Ich wollte Sie sehen, C. S.«

»Vielen Dank.« Sie nickte ihm zu und drehte sich um.

Da hörte sie seine Stimme etwas lauter hinter sich: »Darf ich Ihnen wieder schreiben? Auf sicherem Wege?«

Amüsiert zog sie einen Mundwinkel nach oben. »Sie dürfen.«

## 12. Kapitel

Während Apollonia Krusius »Ja« sagte, hatte sie viel eher das Gefühl, »Nein« zu sagen. Nein zu dem Wunderkind, das sie einmal gewesen war, zu dem Leben, das ihr Vater ihr gewünscht hatte. Nein zu seinem Traum, sie könnte eines Tages studieren und Ingenieurin werden. Nein zu dem Haus ihres Onkels, zum Zusammenleben mit ihrer Schwester – wobei das bei deren schlechter Laune in letzter Zeit noch am besten zu verkraften war –, Nein zu dem Nachnamen ihrer Eltern. Apollonia Krusius sagte »Ja«, und sobald dieses unfassbar kurze Wort im hohen Raum der Kirche verklungen war, war sie eine andere. Eine Frau, eine Gattin, eine Stollwerck.

Heinrich nickte kaum merklich, seine Augen waren eng und forschend, und dann berührten seine Lippen zum ersten Mal ihre. Der Kuss war kurz und keusch, und Apollonia war überrascht: Unangenehm war er nicht. Trotz allem.

Sie sah den Tag durch ihren Schleier. All die Menschen, die sie noch nie gesehen hatte und die ihr dennoch gratulierten, erschienen ihr verschwommen. Die glänzenden Pralinen und bunten Bonbons, die in edlen Schälchen die Tische zierten, die Speisen und Torten, der Champagner, die Fracks, die göttinnenhaften Kleider. Apollonia hatte schon früher die riesigen Krinolinen gesehen, mit denen die Frauen der Gesellschaft sich in diesen Tagen schmückten, doch heute erschien es ihr, als wäre diese grenzenlos anmutende Mode aus dem Rokoko eigens für ihre Hochzeit wieder auferstanden. Ein wenig gefiel ihr das. Denn um die vielen Volants, all den Tüll und den teuren Stoff der Röcke so erstaunlich weit vom Körper abstehen zu lassen, benutzte man Metallgestelle. Unter den glänzenden und leuchtenden Farben, die sich nur wohlhabende Kölnerinnen leisten konnten, mussten sie also alle aussehen wie Kreuzungen aus Mensch und Maschine. Durch Apollonias Schleier betrachtet, erschienen sie aber auch ein wenig wie kopfstehende, bauschige Heißluftballons.

Apollonia beobachtete eine der Damen: Die junge Frau mit den großen, rötlich umrandeten Augen, der weißen Haut und der schmalen Figur unter ihrer Krinoline wirkte wunderschön und anmutig – und zugleich völlig entrückt. Sie tanzte mit ausgestreckten Armen in der Menge mit einem jungen Mann, und war doch für sich. Denn die Stoffmengen und das Metallgestell ließen keinen zu ihr durch. Man bewunderte sie aus der Ferne, eine fast unmenschliche, an Perfektion grenzende Schönheit, und niemand konnte ihr nah kommen. Hin und wieder stieß sie mit ihrem harten Rock gegen einen Stuhl, einen Kerzenständer oder eine Vase, die scheppernd zu Bruch ging. Dennoch tanzte die Frau weiter, als wäre nichts geschehen. Erst als sie erschöpft näher kam, erkannte Apollonia, dass es ihre Schwägerin war. Cartharina Stollwerck hielt sich kaum zwei Meter von ihr entfernt an einer Säule fest. Sicher war das Kleid einige Kilogramm schwer, und Cartharina wirkte nicht wie jemand, die besonders schwer tragen sollte.

»Gefällt dir die Feier, Apollonia?«, fragte sie, während sie nach Atem rang.

»Natürlich. Der Saal ist so prächtig geschmückt, und alle sind sehr freundlich.«

Cartharina hob den Blick und sah ihr einen Moment lang direkt in die Augen. Dann huschte ein kleines Lächeln über ihr Gesicht. Sie drückte ihren Rock mit beiden Händen nach hinten, um zumindest ein wenig näher an Apollonia herantreten zu können, und flüsterte: »Ich an deiner Stelle hätte auf all das auch keine Lust.«

Apollonia spürte, dass sie rot wurde. Konnte man ihr die Traurigkeit so deutlich ansehen?

»Diese vielen Onkel, Tanten, Vetter und Geschäftspartner. Du kennst doch sicher kaum jemanden.«

»Meine Schwester, mein Onkel, meine Tante und ein paar Cousinen und Cousins sind auch da!«

Wieder sah Cartharina sie einen Moment lang an. »Heinrich ist ein guter Mann«, sagte sie dann. »Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Du hast Glück gehabt.«

»Natürlich. Ich mag ihn sehr gern.«

Jetzt wurde Cartharinas Lächeln noch etwas breiter. »Weißt du, was mir gefällt? Du bist tadellos höflich, aber immer hört man, dass hinter den Floskeln ganz andere Sätze lauern, die du zurückhältst.«

Apollonia hielt sich die Hand vor den Mund. »O nein«, flüsterte sie. »Den Eindruck wollte ich nicht vermitteln!«

Cartharina winkte ab. »Die meisten hören doch sowieso nicht richtig hin. Aber ich kenne dieses Gefühl … Wenn einem das eigene Leben irgendwie fremd vorkommt.«

Apollonia schluckte. Wie konnte dieses junge Mädchen sie ansehen, ein paar Worte mit ihr wechseln und schon solche Dinge wissen und verstehen? Einen Moment lang wollte sie ihre Hände nehmen und fest drücken. Danke sagen. Sie ihre neue Freundin nennen. Die Aussicht, dass in den ersten Wochen ihrer Ehe, in denen sie noch im Haus der Schwiegereltern wohnen würde, bis Heinrichs Anwesen einzugsbereit wäre, zumindest Cartharina in ihrer Nähe wäre, erschien ihr sehr tröstlich.

Doch sie sollte nun besser das Thema wechseln und ein wenig plaudern, wie es sich gehörte. Sie könnte über Cartharinas beeindruckendes Kleid oder über die löblichen Eigenschaften ihres frisch angetrauten Ehemannes sprechen. Sie holte Luft, doch dann kam ihr ein anderer Satz über die Lippen: »Denkst du auch manchmal darüber nach, dass das Leben voller Regeln ist?«

Cartharina klappte der Mund ein wenig auf. »Jeden Tag. Es macht mich wahnsinnig.«

Und da gab es für Apollonia kein Halten mehr. Sie erzählte Cartharina von ihrem Vater, der in ihr ein Wunderkind gesehen hatte, von ihrer breiten Bildung im Kindesalter, vom Tod der Eltern, und dass sich seitdem alles verändert hatte. Von ihrem Onkel, ihrer Tante und der Schule. Selbst von Fräulein Baum, die Frau Schmitt geworden war, berichtete sie, und beinahe hätte sie sogar die Zeitschriften erwähnt, die sie heimlich las, doch gerade noch rechtzeitig bremste sie sich. Sie keuchte, als wäre sie gerannt.

»Es tut mir leid, das passiert mir manchmal. Ich habe mich hin und wieder nicht im Griff.«

Cartharina nahm ihre Hand, und gemeinsam liefen sie zu zwei Stühlen am Rande des

Saals. Apollonia ließ sich zuerst nieder, anschließend Cartharina, damit sie den Rock der Krinoline teils auf Apollonias Schoß ablegen konnte. Dann offenbarte ihr die Schwägerin, dass sie zwar einen schwachen Körper habe, aber auch eine unbändige Lust auf das Leben. Dass ihre Mama sie gern Tag und Nacht ins Bett stecken würde, um sie zu beschützen.

»Aber ich will gar nicht beschützt werden, verstehst du? Ich will dieses Leben genießen, ich will so richtig unvorsichtig und frei sein.« Sie lachte und schüttelte den Kopf. »Selbst, wenn dabei etwas kaputt geht oder dreckig wird! Und mir passiert ständig so etwas. Ich bin ein leidenschaftlicher Tollpatsch.« Dabei strich sie mit einer Hand über ein großes Loch in ihrem Kleid, das Apollonia noch gar nicht aufgefallen war. Sie musste irgendwo mit dem Stoff hängen geblieben sein. »Wenn ich immer nur beschützt werde, dann ist da doch nichts, was es wert wäre, beschützt zu werden. Welches Leben soll das sein, an dem ich gehalten werden soll? Da ist kein Leben, da ist nichts und wieder nichts, wenn ich gar nicht richtig leben darf, und am Ende hängen all die schönen Kleider wie neu im Schrank. Als hätte ich sie nie getragen!«

Apollonia beugte sich zu ihr vor. »Du glaubst gar nicht, wie gut es tut, mit einer so klugen Frau zu sprechen!«

Cartharina winkte ab. »Unsinn. Ich bin eine dumme Gans. Was weiß ich schon?«

Apollonia legte den Kopf schief. »Mein Papa hat immer gesagt: Das Leben ist voller Regeln. Aber wir dürfen nie vergessen, dass wir Menschen es sind, die sich diese Regeln ausdenken. Dass man sie auch ändern kann. So wie Maria von Schürmann. Hast du von ihr gehört? Es heißt allgemein, die Körperkräfte einer Frau reichen für ein ernstes Studium nicht aus. Doch Maria von Schürmann hat trotzdem studiert – und zwar schon vor über zweihundert Jahren! Da saß sie in Utrecht in einem von Vorhängen verdeckten Holzverschlag, um die männlichen Studenten nicht abzulenken, und nahm an Vorlesungen sämtlicher Fakultäten teil! Verstehst du, was ich meine?«

Langsam nickte Cartharina. »Jedes einzelne Wort.«

»Wenn du Wasser erhitzt, entsteht Dampf, der diesen und jenen Kolben bewegt. Und wenn du jahrhundertelang behauptest, Frauen seien zu schwach für echte Bildung, dann wird die Frau, deren Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, deren Tanten und Großtanten schon ungebildet waren, eben auch glauben, schwach zu sein. Das eine folgt aus dem anderen, verstehst du?«

Cartharina sah sie mit gerunzelter Stirn an. »Ich bin mir nicht sicher, ob du recht hast, Apollonia. Das Gehirn der Frauen ist doch ein ganz anderes als das der Männer. Aber du scheinst mir eine Ausnahme zu sein.«

Sofort schüttelte Apollonia den Kopf. »Und genau das glaube ich nicht. Ich bin keine Ausnahme. Du zum Beispiel …«

Fragend sah Cartharina sie an.

»… Du hast vielleicht nicht die Bildung der Männer genossen. Aber du bist so viel intelligenter als die meisten, die ich kenne.«

Cartharina kicherte verlegen. »Unsinn, Apollonia. Ich plappere nur unwichtiges Zeug vor mich hin.«

»Nein, glaub mir. Es gibt Gespräche, nach denen man klüger ist als zuvor. Die das eigene Denken in andere Bahnen lenken, die Welt und die eigene Person in ein anderes Licht rücken. In denen man sogar selbst Dinge sagt, die man vorher noch nicht wusste! Diese Gespräche hatte ich selten mit Männern. Aber ein solches Gespräch habe ich gerade mit dir.«

Jetzt wurde Cartharinas sonst so blasses Gesicht von einer sanften Röte überzogen.

»Und ich mit dir«, flüsterte sie. »Ich bin sehr froh, dass wir nun Schwägerinnen sind.«

»Freundinnen«, korrigierte sie Apollonia.

Sie saßen noch lange dort und unterhielten sich, bis Cartharina irgendwann auf die Idee kam, Apollonia ihre Tanten vorzustellen.

»Ich bin mir sicher, du wirst sie lieben! Und sie dich. Papa und meine Brüder finden sie etwas seltsam, und vielleicht sind sie das auch, aber sie sind auch sehr klug.«

Gespannt folgte Apollonia ihrer neuen Freundin durch den Saal, vorbei an der Kapelle bis zu einem kleinen, runden Tisch in der Ecke, an dem drei Frauen saßen. Bisher kannte sie nur eine davon: Anna Sophia Stollwercks graue Haare waren hoch aufgetürmt und sie trug ein elegantes, aber schlichtes Kleid. Einen Moment lang betrachtete Apollonia ihre Halskette mit dem Anhänger in Form einer kleinen Spirale. Freundlich und wohlwollend blinzelte Anna Sophia Apollonia entgegen.

»Ah, die wunderschöne Braut!« Sie stand auf und umfasste Apollonia sanft an den Schultern. »Geht es dir gut, meine Liebe?«

»Sehr, Frau Stollwerck. Ich hatte ein wunderbares Gespräch mit Ihrer Tochter.«

»So? Wie schön! Wo ist denn mein Sohn?« Während Anna Sophia sich umsah, sagte eine der Frauen am Tisch: »Es geht doch nichts über ein gutes Gespräch unter Frauen.«

Die Fremde trug ein blassgelbes Kleid, das ihre dunklen Haare elegant hervorstechen ließ. Ihr Gesicht war trotz ihres fortgeschrittenen Alters ebenmäßig schön, nur ihre Augenbrauen erschienen streng. Sie musste jünger sein als Anna Sophia, vielleicht Mitte 40.

»Er spricht mit einem Freund meines Onkels, Frau Stollwerck«, erklärte Apollonia.

»Ich verstehe. Aber bitte sag doch Anna Sophia zu mir.«

»Sehr gern. Dankeschön.« Als Apollonia in die warmen Augen ihrer Schwiegermama sah, fühlten sich die Sorgen, die sie seit der Verlobung hatte, plötzlich viel leichter an.

»Meine Liebe, darf ich dir meine Schwestern vorstellen?«

Anna Sophia zeigte auf die Frau im blassgelben Kleid. »Das ist Wilhelmine Müller, sie lebt in Bonn.«

»Sehr erfreut, Frau Stollwerck«, sagte Wilhelmine.

Wie seltsam das klang, dachte Apollonia. Frau Stollwerck …

»Die Freude ist ganz meinerseits, Frau Müller«, antwortete sie. Kurz schien Wilhelmine, als wollte sie etwas sagen, doch dann lächelte sie nur.

»Und das hier ist Julie Müller, meine jüngste Schwester.«

Kurz hielt Apollonia inne. Wie konnten sie beide den gleichen Nachnamen haben? Waren sie vielleicht mit Brüdern verheiratet? Oder war es einfach Zufall? Dieser Name

war schließlich keine Seltenheit.

»Guten Tag, Frau Müller.« Apollonia knickste, doch dann hielt sie überrascht inne, denn Julie Müller schüttelte mit dem Kopf.

»Fräulein Müller«, korrigierte sie. »Fräulein durch und durch.«

»Bitte entschuldigen Sie.«

Die Dame sah mit ihren weit abstehenden Ohren, den aufmerksamen Augen und den hellen Haaren tatsächlich noch sehr jugendlich aus. Wahrscheinlich war sie eine späte Nachzüglerin in der Familie gewesen. Zwei Locken fielen ihr aus der Frisur, an den Ohren trug sie große, mit bunten Steinen besetzte Ohrringe, und auch ihr Kleid war auffällig bunt. Wenn Apollonia genauer hinsah, musste sie feststellen, dass sie ein solches Kleid noch nie gesehen hatte. Der Mode entsprach es jedenfalls nicht, mit seinen verschiedenen, aneinander gesetzten Stoffen, dem hohen Kragen und der locker sitzenden Taille. Moment – trug sie etwa kein Korsett?

Peinlich berührt sah Apollonia wieder weg und betrachtete die bunt verzierten Süßigkeiten, die in der Mitte des Tischchens drapiert waren: Mit Nüssen oder Zuckerkörnern besetzte Pralinen, leuchtend grüne Bonbons und dunkle Stückchen der Stollwerckschokolade lagen auf einer kleinen Glasplatte.

»Nehmt doch Platz.«

Anna Sophia deutete auf zwei freie Stühle.

»Dieses Kleid ist doch viel zu schwer für dich«, murmelte sie, während sie ihrer Tochter half, sich mit ihrer Krinoline niederzulassen.

»Nein, Mutter. Mir gefällt es außerordentlich gut.«

»Du bist ganz klamm. Hast du heute deinen Tee getrunken? Ich habe ein Beutelchen Fichtennadeln mitgebracht, ihr Geruch ist belebend, möchtest du …?«

»Ich brauche nichts, danke, Mama.«

»Wenn es dir zu viel wird, dann kann ich dich …«

»Mama!«

Nun legte auch Wilhelmine Müller ihre Hand auf Anna Sophias Schulter. »Lass das Mädchen«, sagte sie leise. »Herzlichen Glückwunsch zur Vermählung, Frau Stollwerck«, wandte sie sich dann an Apollonia.

»Ach, nennen Sie mich doch bitte Apollonia, das wäre mir viel lieber.«

»Gerne. Aber nur, wenn Sie Wilhelmine zu mir sagen!«

Julie Müller hob eine Hand, als wäre sie in der Schule. »Julie hier, hallo. Ich mache auch mit.«

Apollonia musste lächeln. »Sehr erfreut.«

Einen kurzen Moment war es still am Tisch, dann sagte Cartharina: »Wie schade, dass Tante Elise nicht auch kommen konnte.«

Julie schnaufte leise. »August würde ihr niemals erlauben, ohne ihn ein gesellschaftliches Ereignis zu besuchen.«

Anna Sophia stieß verächtlich Luft aus der Nase. »Ich bin doch sogar über meinen Schatten gesprungen und habe ihn eingeladen – damit ich unsere Schwester sehen kann!«

Julie seufzte. »Hast du auch nur eine Sekunde geglaubt, er würde in Betracht ziehen zu kommen? Nie im Leben. Du weißt doch, wie er ist.«

»Wie geht es Tante Elise?«, fragte Cartharina.

Julie schob sich eine Locke hinter die weit abstehenden Ohren und sah einen Moment in die Ferne. »Es geht ihr so schlecht, wie es einer Frau in der Ehe nur gehen kann. August wird immer grober. Ich sehe sie selten ohne blaue Flecke. Seltsam, dass er mich nicht anrührt, wo er doch noch immer mein Vormund ist.«

»Nicht heute, Julie«, wies Anna Sophia sie streng zurecht.

Apollonia sah auf ihre Hände. Sie hatte nicht gewusst, dass solche Dinge passierten. Und wenn, dann durfte man bestimmt nicht darüber sprechen. Sie musste kurz an die Regeln denken, über die sie gerade noch mit Cartharina diskutiert hatte. Julie schien auf irgendeine Weise darüber zu stehen.

»Es tut mir leid, dass du das hören musstest, Apollonia«, sagte Anna Sophia.

»Sie ist kein Kind mehr, und sie sollte es früh genug erfahren«, wandte Julie ein. »Als Ehefrau wird auch sie ihrem Mann vollkommen ausgeliefert sein. Wem hilft es, darüber nicht zu sprechen? Doch nur den Männern, oder nicht?«

Anna Sophia schüttelte entschieden mit dem Kopf. »Glücklicherweise sind längst nicht alle Männer wie August, Julie«, sagte sie.

»Ich bin mir sicher, dass mein lieber Bruder Heinrich niemals so etwas tun würde«, stimmte Cartharina ihrer Mutter zu und legte Apollonia die Hand auf den Unterarm. »Er ist ein guter Mann.«

»Außerdem hast du Cartharina, nicht wahr?« Jetzt lächelte auch Julie Apollonia aufmunternd an, und in ihrem mädchenhaftem Gesicht war etwas, das Apollonia innehalten ließ. Eine ihr ganz eigene, geheimnisvolle Nachdenklichkeit … »So wie Elise mich hat. Ich werde dieses Haus nicht verlassen, das habe ich ihr versprochen. Das ist einer der Gründe, warum ich niemals heiraten werde. Elise braucht mich dort. Und ich weiß, dass August nicht für immer damit durchkommt.« Julie lächelte. »Ich hatte einen Traum.«

»Du und deine Träume …« Wilhelmine stöhnte leise auf, doch auf ihrem Gesicht lag ein liebevolles, fast schon bewunderndes Lächeln.

»Ich habe ihn hängen sehen. An einem dicken Seil von der Decke, und sein Gesicht war ganz blau.«

»Julie!« Jetzt wurde Anna Sophia laut und funkelte ihre Schwester böse an. »Noch ein Wort, ich warne dich!«

Die beiden sahen sich tief in die Augen. Es war ein stummer Kampf, dachte Apollonia. Alle am Tisch schienen den Atem anzuhalten. Bis Julie endlich sagte: »Entschuldige bitte, liebe Schwester. Ich bin zu weit gegangen. Das ist kein Thema für eine Feier.«

Leise atmeten alle aus.

Kurz war es wieder still am Tisch. Dann drehte Apollonia den Kopf in Wilhelmines Richtung. »Wie erstaunlich, dass Sie auch Müller heißen, Wilhelmine.«

Wilhelmine sah sie unter ihren markanten Augenbrauen neugierig an. »Ist es das?«

»Wo es doch anscheinend auch ihr Mädchenname war …«

Doch schon als sie es ausgesprochen hatte, wurde Apollonia klar, dass sie etwas ziemlich Dummes gesagt haben musste. Cartharina biss sich auf die Lippen, Anna Sophia verzog kaum merklich das Gesicht, und Julie hielt sich die Hand vor den Mund, um ihr Kichern zu verbergen.

»Es ist noch immer mein Mädchenname, liebe Apollonia. Auch ich bin unverheiratet.«

Sofort wurde Apollonia rot. Wie konnte sie so schnell ins Fettnäpfchen treten? Wilhelmine war doch sicher schon 40, und sie wirkte so vornehm und selbstbewusst, dass Apollonia niemals angenommen hatte, sie könnte Jungfer sein.

»Bitte entschuldigen Sie«, flüsterte Apollonia.

»Ach, das macht doch nichts. Ich bin wie Julie sehr zufrieden.«

Apollonia hörte, dass Cartharina Luft holte. »Sag, wie … stehen die Dinge in Bonn?«

»Sibylle und mir geht es gut, falls du das meinst.« Wilhelmine zwinkerte. »Sie lässt euch herzlich grüßen und sagt, ihr müsst uns unbedingt mal wieder besuchen kommen.«

Unauffällig sah Apollonia von einer zur anderen und überlegte, wer wohl Sibylle war und wie sie zur Familie stand. Eine weitere Schwester vielleicht? Oder eine Cousine? Sie streckte die Hand aus und nahm sich ein Bonbon. Während sie Wilhelmine zuhörte, genoss sie den belebenden Kräutergeschmack auf ihrer Zunge. Sie hatte die Stollwerckschen Brustkaramellen mit ihrem unverwechselbar süßen Geschmack schon immer geliebt. Unglaublich, dass sie nun Teil dieser Familie wurde, überlegte sie.

»Sibylles Salons sind mittlerweile weit über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt. Aber sie leidet sehr darunter, dass ihre Tochter abgetaucht ist«, fuhr Wilhelmine fort.

»Meinst du Wilma Mertens?«

»Nein, sie hat noch eine weitere Tochter, mit der sie ein gutes Verhältnis hatte und die … nicht bei Victor gewohnt hat. Es ist kompliziert. Jedenfalls konnte sie das Mädchen von einem auf den anderen Tag nicht mehr erreichen.«

»Eine schreckliche Vorstellung …«, murmelte Anna Sophia und tastete nach Cartharinas Arm, wurde aber von dem Stoff und den Metallstäben der Krinoline gebremst.

»Hier bist du«, hörte Apollonia plötzlich ein freundliches Brummen in ihrem Rücken. Sie fuhr herum und sah Heinrich hinter sich stehen.

»Ich hätte mir ja denken können, dass meine Tanten dich in Beschlag nehmen.« Er reichte Apollonia die Hand. »Darf ich bitten?«

Auf der Tanzfläche wiegte Heinrich Apollonia sanft hin und her, schob sie in eine Drehung nach der anderen und sah sie zwischendurch immer wieder liebevoll an. Dann fragte er: »Wie gefällt dir unsere Hochzeit?«

Sie wollte ihm sagen, dass sie seltsame Tanten getroffen und überraschende Gespräche mit ihrer Schwägerin geführt hatte, dass eine Ehe vor ihr lag, die ihr Angst machte und die sie nie gewollt hatte. Doch stattdessen antwortete sie: »Dieser Tag gefällt mir außerordentlich. Und dir?«

»Du gefällst mir außerordentlich, Apollonia Stollwerck«, flüsterte Heinrich, und

überrascht stellte Apollonia fest, dass sie eine Gänsehaut bekam.

Es war schon spät, und Heinrich sah immer wieder auf seine Taschenuhr, als Apollonia von ihrer Schwiegermama beiseite genommen wurde.

»Auf ein Wort, meine Liebe«, flüsterte sie, legte eine Hand auf ihren Rücken und schob sie sanft zum hinteren Ende des Raumes. Anna Sophia sah immer wieder über ihre Schulter, wie um sich zu vergewissern, dass ihnen niemand zuhörte.

»Ich frage mich, ob deine Mutter oder … vielleicht deine Tante jemals mit dir über … die Hochzeitsnacht gesprochen haben?«

Apollonia runzelte die Stirn. Den Begriff hatte sie schon mal irgendwo gehört. Doch sie konnte sich nichts weiter darunter vorstellen, als dass es die Nacht nach einer Eheschließung war. So wie die Osternacht die Nacht an Ostern war.

»Ich denke nicht.«

Kurz schloss Anna Sophia die Augen und atmete leise aus. »Das habe ich mir gedacht. Ich möchte nicht, dass du heute Nacht fürchterlich erschrickst, Angst bekommst oder glaubst, mein Sohn würde dir wehtun wollen.«

Bei diesen Worten schnürte es Apollonia die Kehle zu. Was um Gottes Willen hatte Heinrich vor?

»Das möchte er selbstverständlich nicht. Was er tun wird, ist notwendig, um Kinder zu bekommen. Von uns Frauen wird erwartet, dass wir uns darauf einlassen, verstehst du?«

Apollonia verstand gar nichts, also schwieg sie besser.

»Mich hat vor vielen Jahren unsere Haushälterin Betty vorgewarnt. Und ich habe so oft an ihre Worte gedacht, sie haben mir sehr geholfen. Sie sagte: Beim ersten Mal kann es unangenehm sein. Aber unter bestimmten Umständen kann es dir sogar gefallen. Und ich möchte noch eine Sache hinzufügen, die mir viele Sorgen genommen hätte: Es ist keine Sünde, wenn es dir gefällt.«

Apollonia sah sie völlig verwirrt an.

»In der Kirche wird dir erzählt, dass Frauen sich einzig dem Willen der Männer beugen sollen und dass sie daran keine Freude haben dürfen. Doch das glaube ich nicht. Hörst du? Ich glaube nicht, dass Freude Sünde sein kann.«

Apollonia schluckte und nickte dann langsam. Sie hatte es gehört, doch verstanden hatte sie es nicht.

Voller Angst legte sie sich an diesem Abend ins Ehebett.

»Ich werde vorsichtig sein«, flüsterte Heinrich, während er sich neben sie legte. »Ich will dir nicht wehtun. Wenn dir irgendetwas, was ich nun tue, unangenehm ist, sag es mir bitte.«

Wovon sprachen die alle plötzlich? Ihr ganzes Leben lang hatte nie jemand erwähnt, ein Mann könnte seiner Frau wehtun – und plötzlich sollte es notwendig sein?

Er küsste sie auf den Mund, und diesmal war es ein anderer Kuss als in der Kirche. Er war weicher, seine Lippen öffneten ihre, und dann fühlte sie seine Zunge. Sie war überrascht, doch umso länger es dauerte, desto mehr entspannte sie sich. Hatte ihre

Schwiegermama etwa diese Küsse gemeint? Dann hatte sie recht. Sie waren anfangs etwas unangenehm, aber dann doch sehr schön. Umso länger er sie küsste, desto besser fand sie es. Und sie durfte es sogar schön finden, dachte sie. Anna Sophia hatte das schließlich noch betont. Doch dann begann Heinrich, ihr weißes Nachthemd Stück für Stück hochzuziehen. Sie sog die Luft ein und starrte ihn an. Warum tat er das? Am liebsten würde sie seine Hand wegschieben.

»Darf ich?«, flüsterte er dann aber in so höflichem Ton, dass sie sich nicht traute, abzulehnen.

»Wie schön du bist«, sagte er und streichelte ihren Oberschenkel. Sie verkrampfte sich. Was würde als Nächstes passieren?

Wieder küsste er sie, sie schloss die Augen und spürte, wie ihre Anspannung etwas nachließ. Auch er schien es zu fühlen und legte sich nun langsam auf sie.

»Warte!«, brach es plötzlich aus Apollonia heraus. Sofort ließ er von ihr ab und rückte ein Stück weg.

»Bitte entschuldige«, sagte er. »Ich möchte dich nicht in Verlegenheit bringen.«

»Das tust du aber«, sagte Apollonia und richtete sich auf. »Ich will nicht unfreundlich sein, aber sag mir bitte erst, was du tun wirst, wo das hier hinführt, und warum. Ich verstehe das nicht, und es macht mir Angst.«

Mit hochgezogenen Brauen sah Heinrich sie an. Er war sicher genauso erstaunt wie sie selbst über diese plötzliche Ehrlichkeit. Die Situation war schon unendlich seltsam, ohne darüber zu sprechen. Indem Apollonia nun auch noch dieses scheinbar undurchdringliche Schweigen brach, verletzte sie sicherlich jede Anstandsregel. Heinrich lehnte sich gegen einen Bettpfosten, legte einen Arm auf sein aufgestelltes Knie und sah sie nachdenklich an. Ob er wohl überlegte, wie er sie am besten zurechtweisen könnte? Sicherlich würde er ihr gleich eine Standpauke halten, dachte sie. Eine Frau sollte nicht zu viele Fragen stellen … Er holte Luft – doch dann begann er, ihr langsam alles zu erklären. Seine Stimme war leise und etwas dunkler als sonst, sein Blick in ihre Augen war respektvoll und höflich. Er benutzte Wörter, die eine schamvolle Hitze in jeden Winkel ihres Körpers schickten, doch er sprach sie aus wie »Dampfmaschine« oder »Walzenstuhl« – mit einer Selbstverständlichkeit, die ihr imponierte. Wenn Anna Sophia sie vorhin nicht mit diesem Blick in den Augen angesehen und sie vorgewarnt hätte – wahrscheinlich hätte sie ihren frisch angetrauten Ehemann für wahnsinnig gehalten, hätte ihm kein Wort geglaubt und wäre davongerannt.

»In der Hochzeitsnacht soll es das erste Mal passieren«, schloss er seine Ausführungen. »Allerdings müssen du und ich niemandem Rechenschaft ablegen. Für dich wird das alles neu und seltsam sein. Und was ich sagte, stimmt: Ich werde dir nicht wehtun.«

Immer wieder nickte sie. Einmal mehr fühlte sie sich an ihrer eigenen Hochzeit nicht wie eine erwachsene Frau, sondern wie ein kleines Kind.

»Wieso weißt du das alles und ich nicht?«

Heinrich zuckte die Schultern. »Man will junge Frauen vor solchen … Gedanken

schützen, um ihre Unschuld zu bewahren. Es ist die Aufgabe der Männer, es ihren Frauen zu erklären, sobald es nötig ist.«

»Man will uns beschützen …« Sie unterdrückte ein Seufzen. »Und deswegen schickt man uns dumm wie Gänse in diese Nacht?«

Heinrich schwieg und hob nur einmal langsam die Schultern.

Einen kurzen Moment lang musste sie an den distanzierten, schroff wirkenden Nikolaus denken. Wie wäre ihre Hochzeitsnacht wohl abgelaufen, wenn sie ihn statt Heinrich hätte heiraten müssen? Hätte er ebenso offen und ehrlich mit ihr gesprochen? Hätte er ihre Sorgen ebenso ernst genommen?

Zum Glück saß da Heinrich vor ihr, der sie entspannt musterte und einfach abwartete. Er würde die ganze Nacht so warten, da war sie sich sicher. Und er würde sie einfach schlafen lassen, wenn sie es wollen würde. Sie legte den Kopf schief. Leise fragte sie: »Küsst du mich noch mal?«

»Jederzeit«, sagte er und beugte sich zu ihr vor.

In dieser ersten Nacht passierte noch nicht viel mehr als das. Apollonia schlief neben Heinrich ein, sie hatte seinen Geruch in der Nase und fand schon diese Nähe zu einem ihr fast fremden Mann ungeheuerlich. Am Morgen fühlte sie sich weniger unsicher. Sie schlug die Augen auf und blickte direkt in seine. Er hatte sich auf die Seite gedreht, den Kopf in die Hand gestützt und beobachtete sie. »Du bist schön, wenn du schläfst.«

Apollonia musste lachen und die Hände aufs Gesicht legen. Doch ihr gefiel die Art und Weise, wie er das sagte: leise, mit fast schon kratziger Stimme, und doch so klar und anständig.

Die kommenden Tage und Nächte vergingen wie ein Hochzeitstanz: Sie waren laut, aufregend und ungewohnt, und ständig wurde Apollonia in ungeahnte Drehungen geführt.

Zu ihrer eigenen Überraschung genoss sie die Wochen im Haus der Schwiegereltern in vollen Zügen. Bei jeder Gelegenheit tauschte sie sich mit Cartharina aus und verdrehte gemeinsam mit ihr die Augen über die brave, ständig um sie besorgte Schwester Elisabeth. Mit Erstaunen beobachtete sie, dass die 18-Jährige, die seit Kurzem die höhere Töchterschule abgeschlossen hatte und anscheinend sehr verlässlich war, im Büro ihres Vaters aushelfen durfte: Sie heftete seine Korrespondenzen ab, überprüfte seine Rechnungen und versuchte, Ordnung in das Chaos zu bringen. Allerdings war ihr Vater stets schneller darin, wiederum neues Chaos zu verursachen.

Cartharina versuchte Apollonia nun gemeinsam mit der Lehrerin Christina das Klavierspielen beizubringen, beide schmunzelten über ihr Scheitern und lachten über Apollonias Idee, stattdessen einen Musikapparat zu erfinden, der ganz von allein Klavier spielte.

Sie mochte ihre Schwiegermama mit jedem Tag lieber: Anna Sophia kochte ihr täglich Tee für gute Laune, gegen schlechte Träume, für mehr Energie oder zur Entspannung. Mit ihrem Schwiegervater hatte sie zwar weitaus weniger zu tun, doch bei den Mahlzeiten machte er gutmütige Witze, er war unterhaltsam und höflich. Doch hin und

wieder spürte Apollonia Spannungen in dieser Familie. Manchmal versteifte sich Nikolaus ganz plötzlich und widersprach seinem Vater in einer Weise, die Apollonia sich nie getraut hätte und die sogar seine Brüder Heinrich und Peter innehalten ließ. Dann sagte er: »Diese Methode der Buchhaltung ist doch auch vollkommen veraltet, Papa, kein Wunder, dass du diese Zahlungen aus dem Blick verloren hast!« oder »Wir sollten uns noch stärker auf die Dampfschokolade konzentrieren. Lass doch dieses Kölnisch Wasser endlich sein, schau doch nur einmal auf die Zahlen!«

Franz ließ nicht selten seine Gabel sinken und presste die Hand flach auf den Tisch. Dann sprang Anna Sophia ein und mahnte mit sanfter Stimme: »Nikolaus, zeig bitte ein bisschen Respekt. Du weißt, wie gut unsere Methoden diesem Unternehmen immer gedient haben. Wo wären wir heute ohne sie, mmh?«

»Oder willst du etwa sagen, das Unternehmen, das wir euch eines Tages hinterlassen werden, ist in keinem guten Zustand?«, presste Franz hervor.

»Nein, Franz, das hat er nicht gesagt«, widersprach Anna Sophia. »Er macht Vorschläge. Und das ist auch richtig und wichtig. Wenn ihr alle an einem Strang zieht, könnt ihr noch Großes erreichen, das weiß ich. Seitdem ihr zusammenarbeitet, ist der Umsatz beträchtlich gestiegen! Denkt immer daran – umso harmonischer ihr zusammenarbeitet, desto mehr Erfolg habt ihr.«

Bisher schaffte es Anna Sophia auf diese Weise immer zu vermitteln, so dass die Situation nicht in Streit ausartete. Manchmal könnte man die Spannungen daher schon fast übersehen. Doch Apollonia entgingen sie nie – sie hatte ein besonderes Gespür für Konflikte. Immer wieder beschlich sie bei Tisch ein leichtes Unwohlsein. Sie sah dann betreten auf ihren Schoß, hoffte, dass es vorüberginge, und überlegte fieberhaft, ob sie selbst helfen könnte.

Früher, als Mama und Papa noch gelebt hatten, hatte Apollonia stets versucht, Streitereien zwischen den beiden aufzulösen. Und auch Maria, die häufig bei Familie und Personal aneckte, hatte sie beruhigen können. Doch bei den Stollwercks war es etwas anderes. Sie wusste, dass sie sich nicht in diese fremden Angelegenheiten einmischen sollte. Also schwieg sie und aß weiter.

Gemeinsam mit Heinrich richtete sie ihr eigenes kleines Wohnhaus in der Brückenstraße ein, nur zwei Straßen von der Hohen Straße entfernt, in der ihre Schwiegereltern lebten. Sie wären also innerhalb weniger Gehminuten an der gläsernen Fabrik, so dass es Heinrich zur Arbeit nicht weit hätte, würden aber dennoch ihr eigenes Reich haben. Heinrich hatte das Haus mithilfe von Apollonias Mitgift erstanden, und mit jedem Raum, der sich füllte, mochte Apollonia es lieber: Heinrichs eigenes kleines Büro mit den hohen Bücherregalen, Apollonias gemütliches Klavierzimmer, in dem sie sich mit Cartharina zurückziehen konnte und wo die Sitzecke mit der grünen Chaiselongue mehr Platz einnahm als das Klavier selbst, der große, sich im Zentrum befindende Salon und die hübschen Schlafzimmer in der oberen Etage.

Gleichzeitig wuchs auch ihre Zuneigung zu Heinrich. Seit Wochen ließ er ihr schon Zeit, bedrängte sie nicht und erzählte ihr sogar von den Maschinen, an denen er gerade

arbeitete. Vor dem Einschlafen berichtete er ihr manchmal von den Walzenstühlen, den Röst- und Schälmaschinen, und am liebsten würde sie ihm dabei stundenlang zuhören. Immer detaillierter fragte sie nach, immer mehr Einwände und Vorschläge brachte sie an, bis er irgendwann sagte: »Wie kann es sein, dass eine Frau wie du über die aktuellen Diskussionen unter Ingenieuren auf dem Laufenden ist?«

Sie biss sich auf die Lippen, und dann entschied sie, dass das der richtige Moment war. Sie öffnete ihre Nachttischschublade, zog ihre aktuelle Zeitschrift hervor und gab sie ihm.

»Ich lese sie regelmäßig.«

Gespannt sah sie Heinrich an, der das Heft mit langsamen und ruhigen Bewegungen entgegennahm.

Er runzelte die Stirn. »Wo … hast du sie her?«

»Meine ehemalige Lehrerin hat sie mir gegeben.«

»Und wofür?«

Kurz überlegte Apollonia, was die kürzeste und akzeptabelste Version ihrer Geschichte war. Sie öffnete den Mund – und konnte sich wiedermal nicht stoppen. Schon erzählte sie ihm alles: Sie berichtete von der Sache mit dem Wunderkind, von ihren Träumen und Leidenschaften. »Ich dachte viele Jahre, ich würde nicht heiraten, sondern studieren. Dass nun alles anders gekommen ist, fühlt sich noch immer … seltsam an«, gestand sie.

Kurz war es still im Raum. Ihre ungeheuerlichen Gedanken hingen allesamt in der Luft.

»Nun, wenn das so ist …« Heinrich strich über die Zeitschrift. »… kannst du Frau Schmitt mitteilen, dass sie dir nicht länger die Ausgaben schicken soll.«

Apollonias Augen weiteten sich. »Aber … Ich möchte doch so gern …«

Sein Schmunzeln unter seinem dichten Bart unterbrach sie. »Schließlich können wir beide uns mein Abonnement auch teilen.« Seine Augen funkelten.

Apollonia klappte der Mund auf. »Das heißt … du gestattest mir …?«

»Ich wüsste nicht, warum meine Frau nicht die gleiche Lektüre haben sollte wie ich.«

Und in diesem Augenblick verliebte sich Apollonia in ihren Mann. In seinen tiefen, nachdenklichen Blick, in seine Aufrichtigkeit und in den Respekt, den er ihr entgegenbrachte. Mit einem Mal war da ein unsichtbares Kraftfeld zwischen ihnen. Ihr Herz schlug schneller und ihre Handflächen wurden feucht. Sie konnte den Blick nicht mehr von ihm lösen, wollte ihm nah kommen und immer näher, und zugleich fürchtete sie, etwas Dummes zu sagen oder zu tun. Schüchtern lächelte sie ihn an. Schweigend musterte er sie, als wäre sie die letzte Erfindung, die er noch nicht vollends begriffen hatte. Und dann übernahm ihr Körper die Kontrolle. Kaum wusste sie, was sie tat, als sie Heinrichs Nacken mit einer Hand umfasste, ihn sanft an sich zog, die Augen schloss und ihn küsste. Überrascht lächelte er, während er ihren Kuss erwiderte. Doch er stellte keine Fragen und löschte nicht das Licht. Erst half er ihr aus ihren Kleidern, dann entledigte er sich seiner eigenen, und sie genoss seine Wärme, die Sicherheit und Entschiedenheit seiner Hände, den Geruch seiner Haut. Kurz dachte sie noch an Anna

Sophias Worte: Es ist keine Sünde, wenn es dir gefällt … Und dann verschwanden alle Gedanken aus ihrem Kopf.

Später war sie sich nicht sicher, ob es wirklich schon in der ersten Nacht passiert war – oder in einer der darauffolgenden. Möglicherweise geschah es auch erst in der ersten Woche im eigenen Haus. Sie wusste nur: In ihrem Bauch wuchs ein neues Wesen heran. Es war Anna Sophia, der sie es als Erstes erzählte. Ihre Augen glänzten, sobald sie es hörte, sie drückte Apollonia fest, und dann öffnete sie ihren Kräuterschrank für sie, um sie mit den besten Tees und Tinkturen zu unterstützen. Apollonia ließ sich von den Gerüchen umhüllen und hoffte, dass sie mit Anna Sophia, Heinrich und Cartharina an ihrer Seite auch eines Tages eine Mutter sein könnte.

## 13. Kapitel

»Ich weiß, das Thema behagt dir nicht, aber ich muss dennoch mit dir darüber reden. Joseph Wolff hat mich erneut angesprochen«, sagte Franz. Er saß hinter seinem mal wieder schrecklich unordentlichen Schreibtisch und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Ja, Vater?« Nikolaus schob die Finger in seine Westentasche.

»Er wüsste gern, wer von euch nun Maria heiraten wird, Peter oder du. Und wann.«

Nikolaus sah an seinem Vater vorbei aus dem Fenster. »Ich brauche noch Zeit.«

»Ich verstehe dich ja, es ist keine leichte Entscheidung und sie verändert vieles.« Franz seufzte. »Aber Joseph ist ein guter Freund und ein wichtiger Investor. Ich kann ihn nicht ewig hinhalten.«

»Maria ist erst 24. Es drängt also nicht.«

Franz schüttelte kaum merklich den Kopf. »Eure Mutter war vier Jahre jünger, als ich sie geheiratet habe.«

»Die Zeiten ändern sich, Papa. Ich weiß, dass du das nicht gern hörst, aber so ist es.«

»Was möchtest du damit andeuten?«

Nikolaus sah seinen Vater an. Wie er da hinter seinem großen Sekretär saß – den Bauch vorgeschoben, die Beine überkreuzt, die Finger aneinander gelegt – wirkte er beinahe wie ein großer Patriarch. Glaubte er wirklich, dieses Haus, dieses Unternehmen, alles um ihn herum wäre allein sein Erfolg? Ohne Mama und ihre Bonbons wäre er niemals so erfolgreich gewesen. Schon allein dieser Raum wäre ein Desaster, wenn Elisabeth nicht täglich seine Papiere ordnen würde. Seine Schokoladenfabrik wäre vollkommen veraltet und würde noch Handarbeit verrichten, wenn Nikolaus und seine Brüder nicht die Dampfmaschinen durchgesetzt hätten. Die marode Königshalle würde weiterhin ihr Geld fressen, und diese Firma wäre längst insolvent.

»Du hast mich auf diese Schule und dann ins Ausland geschickt, damit ich die neusten Kenntnisse und Methoden erlerne«, sagte Nikolaus langsam. »Doch jetzt, wo ich zurück bin, versperrst du dich gegen jede Idee.«

»Sprichst du wieder von den Emser Pastillen?«

»Ich sehe in ihnen großes Potenzial. Sie passen hervorragend zum Bild unserer Firma. Stollwerck ist berühmt für seine wohltuenden Brustbonbons. Erweitern wir dieses Angebot um die Emser Pastillen! Die Thermalquelle in Ems ist weit über ihre Grenzen hinaus für ihre Wirkung bekannt, auch Adlige und berühmte Künstler besuchen die Bäder. Vor ein paar Jahren haben die Emser angefangen, das Salz zu wohlschmeckenden Pastillen zu pressen. Aber sie brauchen einen Geschäftspartner, der mit diesem Potenzial umzugehen weiß. Ich habe schon einmal formlos bei der Emser Kurverwaltung wegen des Patents angefragt, und man hat sehr positiv …«

»Du hast was?« Nun veränderte sich Franz’ Stimme. War sie zuvor noch verständnisvoll, so wurde sie nun scharf. Mit beiden Händen griff er nach seinen Armlehnen. »Ohne mich einzuweihen?«

»Es war zunächst eine unverbindliche Anfrage, Papa.«

Langsam erhob sich Franz, kam hinter seinem Schreibtisch hervor und baute sich vor Nikolaus auf. Doch Nikolaus wich keinen Millimeter zurück. Er hatte schließlich nichts Falsches getan!

»Ich war mir nicht sicher, ob sie überhaupt Interesse haben würden, und wollte mich nicht grundlos mit dir überwerfen. Um des lieben Friedens Willen.«

»Aber für die Emser Pastillen lohnt es sich?«

Nikolaus schnaufte. »Papa, ich …«

Franz winkte ab und stiefelte mit schweren Schritten durch den Raum. »Habe ich dir nicht immer wieder gesagt, dass unsere größte Stärke die Familie ist? Der Zusammenhalt? Die Transparenz und Offenheit? Habe ich dir nicht von klein auf beigebracht, ehrlich zu sein und die Familie an erste Stelle zu setzen?«

»Das hast du, Vater«, presste Nikolaus hervor.

»Ich wurde einmal verraten, du erinnerst dich?«

»Koloman Witt, ja. Er war wie ein Bruder für dich …«

»Er war einer meiner besten Freunde, doch irgendwann waren wir nicht mehr aufrichtig zueinander. Das war der Anfang vom Ende. Bis er versuchte, mich zu bestehlen. Hinter meinem Rücken hat er mit Mertens paktiert! In eurer Erziehung war es mir wichtig, euch zu ehrbaren und treuen Söhnen zu erziehen und euch beizubringen, immer aufrichtig zu sein. Wir sind eine Mannschaft. Da sollte nicht einfach einer von uns im Alleingang losziehen und mit Ems sprechen!«

Nikolaus kratzte sich die Nase. So hatte er das noch nicht betrachtet. »Ich wollte ja nicht …«

»Dann haben wir das ja geklärt.« Franz blieb mitten im Raum stehen, mit dem Rücken zu Nikolaus. Er wollte gerade gehen, da drehte sein Papa sich doch noch mal langsam um. Er lächelte erschöpft.

»Gut, dass wir uns einig sind. Manchmal bin ich etwas schroff, das merke ich selbst. Du wirst es bestimmt verstehen, wenn du selbst eines Tages Söhne hast. Ich will ja nur, dass wir die gleichen Werte teilen und zusammenhalten.«

»Das tun wir, Vater.« Nikolaus konnte nicht anders, als dieses immer wärmer werdende Lächeln seines Vaters zu erwidern.

»Schon bald möchte ich schließlich mit euch über den Eintritt in die Firma sprechen. Über die Emser Pastillen werde ich nachdenken und dir meine Entscheidung dann mitteilen. Du kannst gehen.«

»Danke, Vater.«

Nikolaus drehte sich um, doch da hörte er, wie sein Vater zum Fenster lief, hinausschaute und seufzte. »Was für ein schöner Spätsommertag.«

Mit der Hand auf der Türklinke hielt Nikolaus inne und runzelte die Stirn. »Papa, es ist März.«

Zerstreut sah sein Vater ihn an. »Tatsächlich? Aber war nicht gerade noch …« Er rieb sich das Kinn und schaute nachdenklich in den blauen Himmel. »Wie schnell die Zeit vergeht«, murmelte er.

Nikolaus’ Schreibtisch war voll von Arbeit, außerdem musste er noch zwei Vertriebsstellen in der Innenstadt einen Besuch abstatten. Wenn er nur daran dachte, dröhnte ihm schon der Kopf. Nach seinem Gespräch mit Vater brauchte er einen kurzen Spaziergang, bevor er sich wieder an die Arbeit machte. Also trat er auf die Straße hinaus und steuerte wie immer zunächst die Schaufenster der Fabrik an. Langsam schlenderte er daran entlang und versuchte, zwischen den anderen Schaulustigen, die die mächtigen Maschinen bei ihrer filigranen Arbeit beobachteten, in die Fabrik zu sehen und das eine Mädchen zu entdecken. Da saß es: am Rand der langen Arbeitsplatte. Sofort blieb er stehen und trat näher an das Schaufenster heran. Die Haare der Fremden waren streng geflochten und hochgesteckt, ihre Haut glatt, ihre Gesichtszüge vollkommen, trotz – oder gerade wegen – ihres dunklen Muttermals und der hinab zeigenden Mundwinkel. Sie konnte nicht von dieser Welt sein, dachte er mal wieder. Wie sie die Schokoladenstücke in Stanniol wickelte – schnell und verlässlich, präzise und doch verträumt. Sie erschien ihm so perfekt wie eine von Heinrichs Maschinen. Jede Bewegung hatte einen Zweck, kein Blick war umsonst. Außer vielleicht die Blicke, die sie ihm hin und wieder zuwarf. Dabei wusste er, dass es den Mädchen eigentlich verboten war, nach draußen zu schauen. Auch jetzt sah sie ihn wieder an. Manchmal nickte sie ihm kurz zu oder schmunzelte über sein Winken. Ob sie wohl Stunde um Stunde ihres Arbeitstags darauf wartete, dass er vorbei käme? Heute war die Platte so voll von Schokolade, dass sie sich wohl keine einzige Abweichung ihres Arbeitsprozesses leisten konnte. Sie blinzelte nur kurz in seine Richtung und schaute dann wieder auf den Tisch. Doch das machte nichts. So hatte Nikolaus die Gelegenheit, sie zu beobachten. Sein Herz schlug schnell, in seinem ganzen Körper kribbelte es. Er stellte sich vor, sie wäre das einzige Stollwerckmädchen dort drin. Und er der einzige Passant. Das Schaufenster würde verschwinden, er würde vortreten und sie bitten aufzustehen. Sich auf die Arbeitsplatte zu legen und ihn dabei anzusehen. Er würde ihr sagen, dass er sie liebte. Dass er nur noch an sie dachte, Tag und Nacht, und dass sie nicht nur der Grund gewesen war, warum er Heinrich dann doch gestattet hatte, Apollonia zu heiraten. Sondern auch der, warum er noch immer unverheiratet war. Wie hätte er sich auch eine Frau nehmen sollen, die wie ein Wasserfall redete und sich für keine normale Frau hielt? Wie könnte er nun einer Maria Krusius einen Antrag machen, die ständig rot wurde, die diese Nase hatte, und die heftig über ihre eigene Schwester herzog, wenn doch in seinem Haus ein so vollkommenes Mädchen wie dieses hier arbeitete? Schon häufig hatte er mit dem Gedanken gespielt, in die Fabrik zu gehen und es zu sich zu bitten. Sie könnten gemeinsam in einer dunklen Ecke verschwinden … Doch er wusste, dass sich das nun wirklich nicht gehörte. Hatte Gott dieses schöne Weib geschickt, um ihn auf die Probe zu stellen?

In diesem Moment beobachtete er hinter der Scheibe ein Handzeichen, das eine der Frauen seinem Mädchen machte. Es schaute sich um und stand langsam auf. Klopfte sich die Schürze ab und verließ die Arbeitsplatte. Hatte es etwa Pause? Um diese Uhrzeit? Sehr unwahrscheinlich. Es ging am Tisch entlang und Nikolaus folgte ihm, so weit er konnte. Es lief um eine der Maschinen herum und steuerte auf eine halb

geöffnete Tür an der Rückseite des Raums zu. Dort stand eine Gestalt im Gegenlicht. Nikolaus trat einen Schritt vor, rückte seinen Zwicker zurecht und versuchte diesen Menschen zu erkennen. Den Hut, die Weste, die glänzenden Schuhe und die gewellten Haare. Das konnte doch nicht wahr sein! Nikolaus atmete scharf durch die Nase ein, als er sah, wie sein Bruder Peter die Hand nach dem Mädchen ausstreckte, es an der Hüfte fasste und zu sich zog. Hinter ihnen fiel die Tür ins Schloss.



»Diesmal ziehe ich dir jede Minute von deinem Lohn ab, du faule Trine, wo warst du schon wieder?«, zischte Frau Busch und schob Paula zurück zu ihrem Platz.

»Sie musste sicher nur pinkeln«, rief Luana. Kurz legte sie Paula, die sich neben sie setzte, die Hand auf den Unterarm, dann wickelte sie schnell weiter Schokolade ein.

»Wie kann es sein, dass eine wie die hier arbeiten darf?« Die Stimme, die das sagte, war leise, aber höhnisch. Luana erkannte sie sofort. Sie gehörte zu Meta mit der stark gewölbten Stirn und dem hohen Haaransatz. »Was die schon allein für Wörter benutzt … Die kommt doch von der Straße!«

»Ich kann dich hören, Meta«, zischte Luana, ohne den Kopf zu drehen. »Ich sitze fast neben dir!«

Meta zog empört die Luft ein. »Hat die gerade etwa mit mir gesprochen?«

Zwischen Luana und Meta saß Bertha, ein stilles Mädchen mit krausen Haaren, das stets über Metas Witze lachte. Lustig waren ihre Sätze eigentlich nie, doch verlässlich kicherte Bertha auch jetzt.

»Ich wette, die ist Chinesin oder Japanerin. Irgendeine Gelbe, das sieht man doch! Dass so eine hier arbeiten darf, geht doch wirklich nicht mit rechten Dingen zu«, murmelte Meta weiter.

Luana schob sich entschlossen die Haare hinter beide Ohren und gab zurück: »Ach, ihr wusstet noch gar nicht, dass ich der Bastard von Franz Stollwerck und einer nepalesischen Hexe bin? Und wenn ihr nicht aufpasst …«, sie schielte möglichst unheimlich zu ihnen hinüber, »… verwandle ich euch beide in dumme Gänse. Ach, tut mir leid. Das ist ja gar nicht mehr nötig …«

»Sehr lustig«, zischte Meta.

Luana versuchte, sich wieder aufs Einwickeln zu konzentrieren. Am Anfang des Tages hatte sie noch den herrlichen Duft von Schokolade genossen, der in der Fabrik hing, doch mittlerweile nahm sie ihn schon gar nicht mehr wahr. Wie schade, überlegte sie. Zwischendurch schaute sie immer wieder möglichst unauffällig auf die Straße. Wie jeden Tag standen da die Passanten und starrten die Stollwerckmädchen an, als wären sie exotische Tiere im Zoo. Während die da draußen gaffen durften, mussten sie hier drinnen immerzu weggucken. Sie sollten so tun, als würden sie die Menschen auf der Straße gar nicht bemerken. Denn wer wollte schon beim Gaffen beobachtet werden?

Luana schielte zu Frau Busch hinüber, die ihnen gerade den Rücken zugekehrt hatte, um die Arbeitsplatte langsam prüfend abzuschreiten. Sie war zu neugierig, um auf den Heimweg am späten Abend zu warten, also nutzte sie den Augenblick und wandte sich

jetzt an Paula. »Was wollte Peter von dir?«

Der Gesichtsausdruck ihrer Freundin verdunkelte sich. »Er kommt heute Abend vorbei, um sich zu verabschieden.«

»Wo geht er denn hin?«

»Nach Hamburg. Ich glaube, er heiratet bald. Dann ist es vorbei, für immer.«

»Ach, meine liebe Paula …« Luana seufzte.

Peter war wirklich in Ordnung, dachte sie. Kurz musste sie daran denken, wie sie ihn vor Jahren darum gebeten hatte, Paula aus dem Pützchen rauszuholen. Es dauerte tatsächlich nur wenige Tage, bis Paula die Besserungsanstalt dank ihm verlassen durfte. Dafür hatte er versichern müssen, ihr als Stollwerckmädchen eine sichere und respektable Stelle anzubieten, so dass sie nicht mehr auf der Straße oder bei Quast landen würde. Luana war sich sicher, dass die Vorsteherin Frau Busch ganz und gar nicht begeistert war, eine Taubstumme beschäftigen zu müssen. Sie hätte sicher Beschwerde bei Franz Stollwerck eingereicht, wenn Peter sie nicht mit einer saftigen Extrazahlung beschwichtigt hätte. Außerdem stellte er neben Paula auch Luana ein, damit sie zwischen Frau Busch, den anderen Mädchen und Paula vermitteln und übersetzen konnte.

Seit Jahren traf er sich heimlich mit Paula, und Luana war sich sicher, dass Paula ihn sehr in ihr Herz geschlossen hatte.

»Ich weiß ja, dass das mit ihm keine Zukunft hat. Aber diese Augen!« Paula atmete tief durch und sah zur Decke. »Er ist einfach viel zu gut aussehend, findest du nicht?« Paula zwinkerte, und Luana musste kichern. »Ich hab jetzt schon Liebeskummer! Wenn er weg ist, werde ich tagelang von nichts anderem sprechen.«

»Ach, Unsinn.« Luana schüttelte grinsend den Kopf. »Peter ist ansehnlich, ja. Und hilfsbereit. Aber wir beide wissen, dass du den Kerl nicht brauchst. Du brauchst niemanden!«

»Ich brauche nur dich«, antwortete Paula und knuffte Luana liebevoll in die Seite.

»Und ich dich.«

Luana spürte eine Wärme in ihrem Bauch aufsteigen. Es stimmte, ihre Freundschaft war viel größer als es eine Liebschaft mit einem Mann je sein könnte. Sie kannten Seiten aneinander, die sie niemandem sonst gezeigt hatten. So wusste Luana, dass Paula zwar ironisch und witzig sein konnte, dass sie aber zu einem anderen Menschen wurde, sobald sie Angst hatte. Einmal, als sie beide noch bei Quast arbeiteten und Luana einen Freier in ihrer Kammer hatte, hörte sie plötzlich nebenan Laute, die sie nicht kannte. Ein schrilles Knurren, ein gurgelndes Kreischen – sie wusste nicht, dass aus der Kehle einer Frau solche Geräusche kommen konnten. Sie stürmte in den Flur und sah gerade noch, wie ein Mann mit drei blutigen Striemen quer über dem Gesicht davonrannte. Paula hatte ihn in die Flucht geschlagen, als er sie zu Dingen zwingen wollte, von denen sie nicht einmal wagte, Luana zu erzählen. Ein andermal – das war nach Paulas Zeit im Pützchen – sahen sie auf der Straße aus der Ferne Kugelkopf, der Paula so viele Jahre lang gequält hatte. Und plötzlich wich Paula zurück und begann, wie von Sinnen zu rennen. Erst draußen, kurz vor der Stadtmauer, holte Luana sie

wieder ein. Die Panik kam nicht oft, doch wenn, dann überrollte sie Paula ohne Vorwarnung und mit voller Wucht. Gab es einen Ausweg, rannte sie wie niemand sonst. Gab es keinen, dann trat sie die Flucht nach vorn an – und dafür war ihr jedes Mittel recht.

Mittlerweile wusste Luana das und versuchte, Ruhe zu bewahren. Sie rannte ihr entweder hinterher, um sie mit ihrem Körper von der Welt abzuschirmen, sobald sie außer Atem war und langsamer wurde. Oder sie versuchte ihr alles, was zur Waffe werden könnte, aus den Händen zu nehmen, und sie langsam, aber bestimmt zurückzuziehen.

Doch es war nicht nur Luana, die für Paula da war. Oft genug war es auch anders herum. Die meisten kannten Luana als mutige Frau, die jedem, der ihr krumm kam, die Stirn bot. Ihre Stimme war laut, ihre Wortwahl ungehobelt und ihre Blicke herausfordernd. Doch manchmal, wenn die Sonne sie zu sehr blendete, das fröhliche Zwitschern der Vögel ihr in den Ohren dröhnte oder der Sternenhimmel so verdammt unendlich war, wurde sie von einer solchen Traurigkeit erfasst, dass sie kein Wort mehr hervorbrachte und von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Dann setzte sich Paula neben sie, legte ihr den Arm um die Schulter und hielt sie fest, als würde sie damit auch ihre Traurigkeit tragen.

»Weißt du, was mich aufmuntern würde?«, fragte Paula nun.

Sie lehnte sich ein wenig zurück und schielte unter den Tisch. Luana musste grinsen.

»Na gut«, sagte sie mit ihren Händen und ließ ihre Rolle Stanniol fallen. »So ein Mist!«, rief sie dann laut aus, krabbelte unter den Tisch, und ihre von der Arbeit so schnell gewordenen Finger banden in wenigen Augenblicken zuerst die Schnürsenkel von Berthas Schuhen, dann die von Metas zusammen.

»Willst du mich heute bis aufs Blut reizen?«, donnerte Frau Busch, als Luana wieder auftauchte. Schnell setzte sie sich und arbeitete weiter.

An diesem Tag sprachen Luana und Paula nicht mehr miteinander, doch immer wieder schielten sie einander an und grinsten in sich hinein bei der Vorstellung, wie lustig es werden würde, wenn Bertha und Meta später aufstünden.



»Vater hat mir den restlichen Nachmittag frei gegeben«, verkündete Heinrich und zog Apollonia vom Sofa hoch.

»Einfach so?« Apollonia strahlte. In dieser Woche war ihr furchtbar langweilig gewesen. Cartharina hatte kaum Zeit für sie gehabt, im Haushalt hatte die Dienerschaft mittlerweile alles im Griff, ohne dass sie sie kontrollieren musste, Empfänge und Feiern waren keine geplant, und dann hatte Doktor Baader Heinrich auch noch empfohlen, Apollonias Lesezeiten während ihrer Umstände zu begrenzen, um der Gesundheit des ungeborenen Kindes nicht zu schaden. Schließlich strenge das Denken den weiblichen Körper über Gebühr an. Dabei bemerkte sie ihre Schwangerschaft bis jetzt kaum. Und sehen konnte man sie erst recht nicht.

Heinrich wiegte den Kopf und sah kurz an ihr vorbei. »Möglicherweise dachte Vater,

ich hätte heute Geburtstag.«

»Wie meinst du …?«

»In letzter Zeit ist er manchmal etwas zerstreut. Doch wenn man ihn darauf hinweist, wird er wütend. Also habe ich das Geschenk besser angenommen.« Verschmitzt blinzelte er ihr zu. »Ich würde die freien Stunden gern mit dir verbringen. Worauf hast du Lust?«

Da brauchte Apollonia nicht groß nachzudenken. Aber ob es sich ziemen würde, darum zu bitten? Sie zwirbelte sich nervös an den zwei dicken, gestern Nacht eingedrehten Locken, die ihr heute über die Schultern fielen. »Würdest du mir vielleicht die Schokoladenfabrik zeigen?«, fragte sie.

Heinrichs Denkerfalte wurde tiefer. »Aber die hast du doch schon gesehen.«

»Ich meine: von innen. Führst du mich einmal hindurch?«

Einen Moment lang schien Heinrich zu überlegen, dann sagte er: »Eine Fabrik ist in der Regel kein Ort für eine … Frau.«

»Nicht?«, Apollonia schluckte. »Aber die Stollwerckmädchen gehen doch auch ein und aus.«

»Natürlich. Ich meinte auch eher, eine Frau … in deinem Zustand.«

»Oh.« Apollonia spürte, dass sie rot wurde. »Aber davon weiß doch niemand …« Sie senkte den Blick und spürte, dass ihr Mann sie musterte. Kurz sah sie zu ihm auf. Anscheinend musste sie dabei sehr enttäuscht aussehen, denn plötzlich sagte er: »Ach, du hast recht. Du bist kerngesund. Wir machen einen kleinen Rundgang. Aber sag bloß Doktor Baader nichts davon!« Er zwinkerte, und Apollonia klatschte unwillkürlich in die Hände vor Freude.

Es waren nur wenige Schritte von ihrem eigenen Wohnhaus in der Brückenstraße zum Elternhaus in der stets belebten Hohen Straße mit ihren Stoffmarkisen, den Cafés und über die Straße schwankenden Eselskarren. Sie nahmen den Hintereingang und steuerten direkt den Teil des Hauses an, in dem die Fabrik angesiedelt war. Heinrich öffnete ihr die erste Tür und Apollonia staunte. Dieser Raum der Fabrik, der von den Schaufenstern aus nicht einsehbar war, war vollkommen anders, als sie es vermutet hatte. Nur an einer Wand befanden sich Fenster, die teilweise noch von hohen Maschinen verdeckt wurden. Unter der Decke verliefen Rohre, an denen sich unablässig Räder drehten. Sie erinnerten an Kutschenräder, waren aber breiter. Am Boden standen in engen Reihen malmende, rauschende, dampfende Maschinen in Form von Trichtern, großen Schüsseln oder Walzen. Und davor Arbeiter mit hochgekrempelten Hemden und konzentrierten Gesichtern.

Heinrich führte Apollonia langsam durch die Reihen, erklärte ihr, welche Maschinen das Rösten, welche das Mahlen und Mischen übernahmen. Begierig sog sie jede der Informationen auf, während sie durch eine weitere Tür in den Maschinenraum gingen, die sie schon von der Hohen Straße aus durch das Schaufenster bewundern konnte. Er war viel heller, sauberer und aufgeräumter, außerdem hatten Mensch und Maschine deutlich mehr Platz. Sie liefen am riesigen Dampfkessel vorbei, und vor einer

schüsselförmigen Maschine blieb Apollonia stehen.

»Das ist unser Melangeur. Vater hat ihn schon vor Jahren in Betrieb genommen. Er vermengt den gemahlenen Kakao mit Zucker.«

Nachdenklich sah Apollonia hinein und beobachtete, wie ein Arm mit einer angebrachten Walze unablässig seine Runden drehte.

»Er ist recht klein«, merkte sie vorsichtig an.

»In dieser Größe hat er sich bewährt. Nicht wahr, Herr König?«

Erst jetzt sah Apollonia den kleinen Mann, der hinter der Maschine stand und sie belustigt anschaute. Trotz seines hohen Alters hatte er etwas Niedliches an sich. Seine Lippen wirkten, als hätte jemand ein kleines *u* unter seine Nase gemalt, und seine Augen blitzten vergnügt.

»O ja, Herr Stollwerck. Der Melangeur ist vom neusten Stand der Technik«, nuschelte er, ohne den Mund allzu weit zu öffnen.

»Herr König hat mir in der Fabrik vieles beigebracht, musst du wissen. Im Internat habe ich die Theorie gelernt. Das Praxiswissen habe ich aber von diesem Mann. Er ist ein hervorragender Ingenieur.«

Apollonia wusste, dass sie nur höflich lächeln und schweigen sollte, doch kaum hatte sie diesen Gedanken zu Ende gedacht, sprudelte es schon aus ihr heraus: »Das ist sehr beeindruckend, Herr König. Sie haben sicherlich schon so einige Maschinen in ihrem Leben gebaut, nicht wahr? Wie mein Vater. Er hat auch in der Schokoladenfabrik gearbeitet, als er noch lebte. Vielleicht kannten Sie ihn, er hieß Krusius.«

Kurz hing die Frage in der Luft. Herr König antwortete nicht. Stattdessen verschwand die Fröhlichkeit aus seinem Gesicht. Sicherlich fand er ihr Betragen unziemlich, dachte sie. Sie sollte jetzt besser still sein, doch sie konnte sich nicht mehr bremsen. »Ich finde den Melangeur wirklich beeindruckend, aber ich frage mich: Könnte man mit einer größeren Maschine nicht mehr Schokolade verarbeiten?«

Herr König legte seine Stirn in tiefe Falten. »Nun. Was haben Sie mit einem größeren Melangeur gewonnen? Auch die Walzen müssten dann schließlich …«

In diesem Moment hörten sie ein Kreischen. Sofort lief Heinrich in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war, und Apollonia folgte ihm. Sie erreichten eine offen stehende Tür, hinter der die Stollwerckmädchen Schokolade verpackten. Über Heinrichs Schulter spähend sah sie, dass sich eine Frau mit strenger Hochsteckfrisur vorbeugte und mit gepresster Stimme sagte: »Um Himmels Willen, was ist nur in euch gefahren?!« Vor ihr lagen zwei junge Frauen mit hochroten Köpfen auf dem Boden.

»Aber, Frau Busch, sehen Sie denn nicht? Jemand hat unsere Schnürsenkel zusammengebunden!«, rief eine von ihnen. Die andere stand zerstreut auf, versuchte, mit verbundenen Schuhen zurück zur Arbeitsplatte zu humpeln, stolperte aber prompt und fiel erneut der Länge nach hin.

»Bertha, Meta!«, rief die Aufseherin. »Ihr macht uns zum Gespött der ganzen Stadt! Wollt ihr euch wohl wieder hinsetzen?«

Heinrich wandte sich diskret ab und sah schmunzelnd auf den Fußboden, während er Apollonias Arm nahm und mit ihr zurückging. Sie biss sich auf die Lippen. Auch sie

konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, doch gleichzeitig taten ihr die Mädchen leid. Sie mussten sich hinter dem Schaufenster furchtbar schämen. Wie hielten sie es nur aus, den ganzen Tag beobachtet zu werden?

»Ah, hier seid ihr!«

Apollonia und Heinrich hoben die Köpfe. Peter lief ihnen entgegen. »Mutter fragt nach euch!«

Apollonia schielte zu ihrem Mann hinüber. Der runzelte die Stirn. »Mutter?«

»Sie muss mit euch sprechen. Vor allem mit dir, Apollonia.« Ihr Schwager sah sie mit seinem blauen und seinem braunen Auge an. Lag etwas Unheilvolles in diesem Blick? Ihre Brust zog sich leicht zusammen. »Mit mir?«

Peter nickte, und Apollonia musste an die Untersuchung denken, die der alte Doktor Baader am Morgen bei ihr und dem Kind durchgeführt hatte. Hinterher hatte er sich wie immer mit Heinrich zurückgezogen und ihm mitgeteilt, dass alles in Ordnung sei. Heinrich hatte darüber wiederum Apollonia in Kenntnis gesetzt. Anna Sophia würde doch keine anderen Informationen haben? Zwar besprach der Arzt seine Befunde normalerweise mit den Männern der Familie, die ihre Frauen dann darüber unterrichteten – oder sich entschieden, dass es besser sei, ihnen das Ergebnis nicht mitzuteilen. Doch das Verhältnis von Anna Sophia und Doktor Baader bildete eine Ausnahme. Trotz ihres Geschlechts vertraute er ihr seine Diagnosen an. Vielleicht lag es daran, dass er schon bei ihrem Vater Arzt gewesen war und sie sich daher lange kannten. Oder aber es lag am Misstrauen, das Anna Sophia Ärzten entgegenbrachte. Wenn Doktor Baader ins Haus kam, wollte Anna Sophia ihm kaum von der Seite weichen. Ständig befragte und beobachtete sie ihn. Sie hatte Apollonia anvertraut, dass vor Jahren einmal Vorwürfe gegen ihn laut geworden waren, er habe jemanden beinahe vergiftet. Um wen genau es sich gehandelt hatte, wollte sie Apollonia nicht sagen. Sie deutete aber an, sie habe Baader darauf angesprochen und er habe alles glaubhaft abgestritten. Vor allem Franz vertraue ihm.

»Der Doktor hat damals vor Gericht für uns ausgesagt. Ohne ihn wären wir heute wahrscheinlich nicht dort, wo wir sind«, erklärte sie. »Seitdem fühlt Franz sich ihm verbunden.«

Doch Apollonia wurde das Gefühl nicht los, dass Anna Sophia dem Arzt gegenüber dennoch skeptisch geblieben war. Sie zog die Behandlung durch ihre eigenen Kräuter einem Besuch von Baader stets vor.

Hatte sie ihm aus lauter Besorgnis genauere Informationen über Apollonia und das Kind entlockt? Unwillkürlich fasste sich Apollonia an den kaum gewölbten Bauch. Noch konnte sie das Kind nicht fühlen und sich nicht vorstellen, es einmal auf dem Arm zu tragen, doch jetzt bekam sie Angst.

»Mach es doch bitte nicht so spannend«, sagte Heinrich, aber Peter drehte sich schon um und bedeutete ihnen mit einer leichten Kopfbewegung, ihm zu folgen.

Apollonia und Heinrich sollten im Salon warten, Anna Sophia würde gleich kommen, sagte Peter.

Heinrich ließ sich in einem mit Samt überzogenen Sessel nieder, doch Apollonia konnte nicht still sitzen bleiben. Unruhig lief sie hin und her.

»Doktor Baader sagte doch, dem Kind geht es gut, oder?«

»Natürlich. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

Sie stellte sich ans Fenster und schaute auf das Gewusel der Hohen Straße. Vom ersten Stock aus konnte sie den Menschen dort unten auf ihre Hüte und Schuten schauen. Nachdenklich ließ sie den Blick schweifen. Ein paar Schritte die Straße hinunter stand ein Mann unbeweglich auf dem Bürgersteig und legte den Kopf in den Nacken. Wo schaute er so angestrengt hin? Um besser sehen zu können, hielt er seinen Hut in den auf dem Rücken verschränkten Händen. Von einem schnurgeraden Scheitel standen seine grau melierten Locken nach rechts und links ab, und zwischen Augenbrauen und Wange hatte er ein Monokel geklemmt. Er bewegte sich keinen Schritt, er stand nur da und starrte. Beobachtete er etwa ein anderes Fenster des Wohnhauses?

Nebenan ertönten Schritte, die Tür öffnete sich und Anna Sophia kam herein.

»Hallo, meine Lieben«, sagte sie leise. Kurz trat sie neben Apollonia ans Fenster und schaute ebenfalls hinaus. Mittlerweile war der Mann näher gekommen. Er stand nun direkt unter ihrem Fenster und schaute zu ihnen hinauf. Starrte er etwa Anna Sophia an? Langsam blinzelte Anna Sophia, schüttelte den Kopf und seufzte. Dann zog sie die Vorhänge mit entschiedenem Schwung zu.

»Es tut mir so leid, Apollonia«, sagte sie mit gesenkten Lidern.

»Was ist geschehen? Geht es meinem Kind gut?«

»Natürlich, das ist es nicht.« Sie nahm Apollonias Hände in ihre. Sie waren ganz warm. »Es ist … dein Onkel. Gerade kam die Nachricht von seinem Diener: Er ist letzte Nacht verstorben.«

Apollonia wurde schwindelig. Sie schloss die Augen und hielt sich an den Händen ihrer Schwiegermama fest. Das konnte nicht sein. Nicht Onkel Joseph, nicht er auch noch. Es war zwar nicht so, dass sie beide in den vergangenen Jahren die besten Freunde geworden wären, aber sie mochte ihn und seinen buschigen Bart, seine pragmatische Weltsicht, seine schenkelklopfende Freundlichkeit dennoch sehr. Und was vielleicht noch schwerer wog: Er war der Bruder ihrer Mutter. Eine letzte tröstliche Verbindung zu ihren Eltern, die sie noch immer so sehr vermisste, dass jeder Gedanke an sie schmerzte. Sie dachte wieder an ihren Papa mit den gezwirbelten Bartenden und dem offenen Lächeln. An ihre Mama mit den wärmsten Händen und den trockensten Witzen der Welt. Apollonia sah sie, wie sie ihre Hände ausstreckten, um Apollonia über das Haar zu streicheln, doch so sehr sie sich auch reckten – sie konnten Apollonia nicht berühren. Sie war vollkommen allein. Ihre Eltern waren gegangen und hatten sie in dieser Welt zurückgelassen. Dabei hatte ihr Vater ihr versprochen, dass er immer für sie da sein würde, dass sie etwas Besonderes sei und ein vollkommen ungewöhnliches Leben vor ihr liege. Nun stand sie hier in einem fremden Haus, bei fremden Menschen, und nichts an diesem Leben erschien ihr besonders. Haushaltsführung kam ihr absurd vor – sie wollte nicht immerzu die tadellose Arbeit anderer beobachten. Manchmal

kämpfte sie noch mit dem Klavier oder begleitete Heinrich zu Veranstaltungen, bei denen sie sich dann mit anderen Frauen zusammensetzen musste, die sich ausschließlich über lächerliche, angebliche Vergehen ihrer Dienerschaft oder ihre ach so beeindruckenden Männer unterhielten. All das war trostlos und falsch. Vielleicht würde sie in den Häusern der Stollwercks eines Tages noch an Gewöhnlichkeit ersticken. Und nun war sogar Joseph gegangen.

Da war es wieder, dieses Gefühl, das sie in den Jahren nach dem Tod der Eltern immer wieder hinabgerissen hatte. Sie hatte kein Wort dafür, doch es war kalt, schwer und dunkel, ein nicht enden wollender Schrecken, ein Schrei, der sich in ihrer Kehle verfangen hatte und dort immer größer wurde, obwohl ihn niemand hörte. Plötzlich schienen ihr Anna Sophia und Heinrich weit entfernt zu sein. So als stünden sie hinter Fensterglas. Sie schauten zu ihr hinein, mit weit geöffneten Augen und platt gedrückten Nasen. Selbst wenn Apollonia die Hände nach ihnen ausstrecken würde, würde sie nur gegen kaltes Glas stoßen.

»Meine liebe Apollonia …«, flüsterte Anna Sophia. Doch mechanisch winkte Apollonia ab.

»Alles gut«, behauptete sie mit künstlich klingender Stimme. Leiser fügte sie hinzu: »Bitte entschuldigt mich.« Dann drehte sie sich um und verließ den Raum.

## 14. Kapitel

Köln lag bereits im Dunkeln, als Nikolaus sich in den Schatten der Seitentür drückte. Die Hände schob er tief in die Hosentaschen, den Fuß lehnte er gegen die Wand. Es war acht Uhr abends – Feierabend für die Stollwerckmädchen. Heute war es soweit. Er würde sein Mädchen nun endlich allein sprechen. So oft hatte er es hinter dem Fensterglas beobachtet, sich vorgestellt, mit der jungen Frau zu reden, sie nach Hause zu begleiten, sie zu lieben. Er studierte ihre Blicke, ihre Bewegungen. Fast glaubte er schon, sie zu kennen. Sie erschien ihm sanft und fürsorglich, selbstsicher und doch naiv, gottesfürchtig und fromm.

Gottes Wege sind unergründlich, dachte er. Würde er die Prüfung des Herrn bestehen, indem er die Klasse des Mädchens erkannte, trotz der Arbeiterinnenkluft? Oder indem er ihrer verführerischen Ausstrahlung standhielte und sich dennoch eine Frau wie Maria Krusius nähme?

Seine Familie wäre sicherlich der Meinung, dass die zweite Antwort die Richtige wäre. Bei Nikolaus' Schulbildung und bei den wachsenden Erfolgen der Firma wäre alles andere für sie undenkbar. Dennoch musste sich Nikolaus eingestehen, dass er inständig darauf hoffte, Peter könnte Maria heiraten. Denn dann könnte Nikolaus die Entscheidung für seine eigene Hochzeit noch ein wenig hinauszögern. Außerdem würde Peter in diesem Fall nach seiner Rückkehr aus Hamburg hoffentlich aufhören, die Arbeiterin heimlich zu treffen. Wie unvorsichtig war sein Bruder, wenn sogar Nikolaus ihn durch das Schaufenster hatte sehen können? Nicht auszudenken, wenn Vater es erfahren würde. Das sah Peter ähnlich. Er hatte immer schon so gehandelt, als gälten die Regeln dieser Gesellschaft nicht für ihn. Schuld daran war eindeutig Mutter. Sie wurde nicht müde, bei jedem Familienfest zu erzählen, von wem ihr Lieblingssohn seine unterschiedlich farbigen Augen geerbt habe und was das bedeute: Wie die tote Großmutter sei auch Peter etwas ganz Besonderes. Nikolaus schüttelte grimmig den Kopf. Wie konnte es überhaupt sein, dass sein kleiner Bruder Kontakt zu dieser schönen Fremden hatte? Er, Nikolaus, war es doch, der immerzu an sie denken musste. Sie war seine Entdeckung!

Mehrfach hatte Nikolaus bereits versucht, sie abzufangen, wenn sie werktags um acht Uhr abends oder sonntags um zwölf Uhr mittags Feierabend hatte. Doch es war schier unmöglich, sie allein zu erwischen. Beim Herausgehen war sie von einer Traube junger, weiß gekleideter Frauen umgeben, und selbst wenn er ihr durch die Stadt zu ihrer Wohnung folgte, war sie nicht allein. Bis zur Tür dieses schäbigen Hauses am Gereonswall war die schwarzhaarige Frau bei ihr, mit der sie allem Anschein nach eine Wohnung teilte. Er musste also in den sauren Apfel beißen und sie auf offener Straße ansprechen.

Endlich hörte er hinter der Tür Schritte, dann traten die ersten Mädchen heraus. Ihre Hauben hatten sie heruntergezogen, über den weißen Kleidern trugen sie nun ihre Mäntel.

Nikolaus löste sich nicht von der Wand, er schaute nur aufmerksam eine nach der anderen an. Sobald sie ihn sahen, knicksten sie und gingen weiter. Wie müde sie aussahen, dachte er. Ihre Arbeitszeiten in Stollwercks Fabrik waren mit 84 Stunden die Woche noch vergleichsweise moderat. Dennoch hatten sie kleine Augen und hängende Köpfe. Bald waren schon über dreißig Frauen schweigend oder leise murmelnd über die Straße gelaufen, doch sie war noch immer nicht zu sehen. Da hörte er ein leises Lachen – und sah kurz darauf die Schwarzhaarige. Mit seltsam großer Geste trat sie heraus, sie fuchtelte in der Luft herum und grinste dabei über ihre Schulter – in ihre Richtung! Endlich, da war sie: sein Mädchen.

»Entschuldigen Sie bitte«, brummte Nikolaus und hob eine Hand. Doch ohne zu reagieren lief sie an ihm vorbei. Er räusperte sich. »Fräulein?«, fragte er etwas lauter.

Doch sie war schon fast auf der Straße. Wieso nur ignorierte sie ihn? Hatte sie etwa Angst?

»Entschuldigung!«, rief er erneut. Da drehte sich die Schwarzhaarige zu ihm um, sah zu seinem Mädchen und zurück zu ihm. Schon wieder fuchtelte sie in der Luft herum und deutete dann auf Nikolaus. Endlich blickte die schöne Arbeiterin über ihre Schulter. Leicht hob sie die Augenbrauen und die Mundwinkel. Sicher erkannte sie ihn. Schließlich besuchte er sie regelmäßig. Ob auch sie so oft an ihn gedacht hatte, wie er an sie? Schnell nahm er seinen Zwicker ab, schob ihn in die Westentasche und rieb sich die Nase.

»Haben Sie eine Minute?«, fragte er leise, und ohne eine Antwort abzuwarten, winkte er sie hinter sich her. Vor dem Schaufenster, ein paar Schritte von den herausströmenden Mädchen entfernt, blieb er stehen und drehte sich zu ihr um.

»Bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie hier so überfalle. Mein Name ist Nikolaus Stollwerck. Ich bin der Sohn des Unternehmensleiters und …« Nikolaus fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über seinen Schnäuzer und stockte. Wieso fiel ihm das hier so viel schwerer als gedacht? Und weshalb schaute sie ihm mit zusammengezogenen Brauen auf den Mund? Leicht irritiert fuhr er fort: »Wie soll ich sagen … Sie sind mir aufgefallen. Wie heißen Sie?«

Sie schwieg.

»Hätten Sie vielleicht am Sonntagnachmittag Zeit für einen … Spaziergang?«

Ein unsicheres Lächeln überzog ihr Gesicht, dann schüttelte sie entschuldigend mit dem Kopf, hob eine Hand zum Abschiedsgruß – und ging. Nikolaus klappte der Mund auf. Das Mädchen ließ ihn stehen, einfach so!

»Ähm«, machte er unbeholfen und ging einen Schritt hinter ihr her. Ein paar der anderen Frauen sahen ihn mit verwunderten Gesichtern an. Es war wirklich zu auffällig, nun nach ihr zu rufen. Was das für ein Gerede geben könnte. Er wollte sich schon abwenden und gehen, als er hinter sich eine leicht kratzige Frauenstimme hörte.

»Entschuldigen Sie, der Herr?«

Er drehte sich noch einmal um und sah, wie die Schwarzhaarige auf ihn zukam. »Bitte seien Sie Paula nicht böse. Sie kann sie nicht hören, sie ist taub, wissen Sie? Was wollten Sie von ihr? Soll ich übersetzen?«

Im Hintergrund sah er sein Mädchen stehen.

»Sie ist … taub?« Verwirrt leckte er sich über die Lippen, fuhr wieder über seinen Bart und schüttelte dann mit dem Kopf. »Schon gut, danke, Fräulein.«

»Luana«, rief sie ihm noch hinterher. »Einfach Luana.«

Doch er drehte sich nicht noch einmal um.

In dieser Nacht konnte Nikolaus nicht schlafen. Zunächst grübelte er über den Streit, den er mit seinem Vater am Tage gehabt hatte: Erneut hatte Nikolaus vorsichtig wegen der Emser Pastillen angefragt, doch Franz hatte sofort abgelehnt. Wahrscheinlich hätte es Nikolaus dabei belassen sollen, doch es war einfach mit ihm durchgegangen. Wütend hatte er seinem Vater vorgeworfen, mit dieser Verschlossenheit doch niemals den Eintritt der Söhne ins Geschäft in Betracht ziehen zu können. Oh, was war Franz beleidigt gewesen!

Nikolaus wälzte sich hin und her. Um nicht länger an die zu Fäusten geballten Hände seines Vaters zu denken, stellte er sich schließlich die filigranen Finger seines Mädchens vor. Paula. Immer wieder flüsterte er ihren Namen. Doch sie war taub. Sie konnte weder hören, noch sprechen. Es machte keinen Sinn, sich weiterhin in Träumereien zu verlieren, wenn sich dieses Mädchen ja noch nicht einmal mit ihm unterhalten könnte. Sie würde nichts von dem verstehen, was er ihr sagen würde. Es war unmöglich, dass sie seine Sprache lernte – kaum konnte er sich vorstellen, wie gemeinsam verbrachte Zeit überhaupt aussehen würde. O guter Gott! Wie sollte er sich verhalten? Und noch mehr Sorgen bereitete ihm die Frage: Was würde man von ihm denken, wenn jemand ihn erwischte? Taubstumme hielten manche für mehr Tier als Mensch. Konnte Paula überhaupt beten? Doch dann musste er an Peter denken – sein kleiner Bruder hatte sich trotzdem mit ihr getroffen, und mit Sicherheit hatte er sie verführt. Er hatte den Mut gehabt, eine Taubstumme zu verführen, und Nikolaus wagte es nicht?

Am nächsten Sonntagmittag fing er sie erneut vor dem Eingang der Fabrik ab. Und diesmal sah Luana ihn sofort. Sie berührte ihre Freundin an der Schulter und deutete auf Nikolaus. Er stand nur da, die Hände in den Taschen, und sah Paula entgegen. Mit unsicheren Schritten kam sie auf ihn zu.

Kurz überlegte er, ihr den Arm anzubieten, doch das würde wohl zu viel Gerede geben. Auch eine höfliche, verbale Begrüßung verkniff er sich. Er nickte nur und deutete dann mit dem Kopf den Weg hinunter.

Während sie sich langsam von den anderen Frauen entfernten, hörte Nikolaus einzig ihre Schritte auf dem Boden. Hin und wieder schielte er zu ihr hinüber, deren Augen ebenfalls hin und her huschten. Und mit einem Mal bemerkte Nikolaus, wie ihm leichter zumute wurde. Sein Gesicht entspannte sich, und seine Schritte waren langsam und federnd. Wie gut diese Stille ihm tat! An Paulas Seite schienen die Streitereien mit seinem Vater, seine Sorgen und all die Wut, die ständig in ihm aufwallte, weit weg zu sein. Während sie neben ihm schwieg, kamen auch seine Gefühle zur Ruhe. Er wollte ihr sagen, dass es angenehm war, mit ihr zu spazieren, und dass er das nun gern jeden

Sonntag tun würde. Doch er presste die Lippen aufeinander und bog um die nächste Ecke. Kurz sah er über seine Schulter und vergewisserte sich, dass niemand sie beobachtete. Dann bot er ihr endlich seinen Arm, und sie nahm ihn an. Ihre Hände waren gepflegt, die Nägel kurz geschnitten, so wie es von Stollwerckmädchen erwartet wurde. Vorsichtig legte er seine Hand auf ihre. Kurz zuckte sie zusammen. Doch sie zog sie nicht zurück. Sicher genoss sie die Wärme seiner Hände. Wieder bog er um eine Ecke, diesmal in eine ruhigere Seitenstraße. Hier konnte er noch ein wenig näher an sie heranrücken. Sie duftete nach Schokolade. Tief atmete er ein.

Und so spazierten sie auf ruhigen, abgeschiedenen Wegen, bis Nikolaus nun wirklich keine Zeit mehr hatte und sie nach Hause brachte. Glücklicherweise wusste er, wo sie wohnte. Erst an ihrer Haustür ließ sie seinen Arm los, senkte den Blick und knickste unbeholfen. Trotz ihrer Herkunft war sie anscheinend höflich und umsichtig. Er hätte sie gern in ihre Wohnung begleitet, doch er ahnte: Paula war kein solches Mädchen. Sie war unschuldig und fromm.

Und so kam er nun jede Woche sonntags, um sie abzuholen. Allerdings holte er sie nicht noch einmal vor der Fabrik ab, sondern schlich hinter ihr her und zeigte sich ihr erst an ihrer Haustür. Schon nach ein paar Schritten neben ihr verschwand die ihm eigene Wut, und sein Körper entspannte sich. Er begann, Paula hin und wieder über die Wange zu streicheln, um ihr zu sagen, wie schön sie war, ihr die Hand zu drücken, um ihr deutlich zu machen, wie gern er sie hatte, und den Arm auszustrecken, um ihr die Welt zu zeigen. Schon nach wenigen Spaziergängen war er sich sicher, sie verstünden sich auch ohne Worte. Reden brauchte er nicht, dachte er. Er redete den ganzen Tag schon viel zu viel. Er genoss es, mit ihr zu schweigen.

Es war ein besonders warmer Frühlingstag am Stadtrand, niemand war weit und breit zu sehen, als er sie zwischen zwei dichte Büsche zog und küsste. Kurz glaubte er, sie wollte sich ihm entziehen, doch dann küsste sie auch ihn. Er streichelte ihre Schultern, ihren Rücken und ließ genau rechtzeitig von ihr ab. Danke Gott, dachte er. In ihrer Gegenwart hatte er sich und seine Affekte gut im Griff, er war ganz ruhig. Er würde dieses fromme Mädchen nicht entehren.

In diesen Tagen erwachte er immer wieder aus dem gleichen Traum: Er stand vor dem Altar, er roch, dass Paula neben ihm war – ihren verführerischen Schokoladenduft – er sagte Ja, doch als er den Schleier lüftete, kam darunter nur ein riesiger Fächer und ein blonder Haaransatz auf rot angelaufener Haut zum Vorschein.

»Ich habe gute Neuigkeiten«, sagte sein Vater eines Abends beim Essen. »Peter hat aus Hamburg geschrieben. Er ist vollkommen vernarrt in Agnes Heimerdinger, könnt ihr euch das vorstellen? Er schreibt: *Sie ist eine ungewöhnliche Frau, schön und von einem ganz besonderen Temperament. Ich bin mir sicher, ihr werdet sie genauso lieben wie ich es tue.«*

»Oh, wie wunderbar!«, rief Mutter. »Wie klug du das eingefädelt hast …« Sie zwinkerte Vater zu.

Langsam ließ Nikolaus sein Besteck sinken und sah von einem zum anderen.

»Was … soll das heißen?«

»Unser Brüderchen heiratet, Nikolaus«, brummte Heinrich mit vollem Mund.

»Er heiratet … Agnes Heimerdinger?« Mit großen Augen starrte Nikolaus seinen Vater an. »Und du hast das geplant?«

»Ach, geplant …!« Franz winkte ab. »Ich wusste, dass mein Freund Heimerdinger eine Tochter in Peters Alter hat. Aber planen … Nein, das hat sich wohl so ergeben. Schließlich hospitiert er gerade in dessen Delikatessengeschäft.«

Nikolaus wurde erst heiß, dann kalt. Wenn Peter die Hamburgerin heiratete, und Vater versprochen hatte, einer von ihnen würde Maria Krusius heiraten, dann …

»Das heißt, du verlangst von mir, dass ich nun … diese unfreundliche Maria Krusius …« Verächtlich spuckte er den Namen aus, doch Heinrich unterbrach ihn zischend: »Nikolaus, bitte!« Er schielte zu seiner Frau hinüber.

Apollonia senkte erschrocken den Blick und tupfte sich den kleinen Mund ab.

Mit einem Mal fühlte er sich fürchterlich. Die ganze Familie sah ihn schockiert an. Wie herzlos und unbedacht von ihm, vor Apollonia so über ihre Schwester zu sprechen. Vor der gläsernen Fabrik hatte er Maria noch für ihre gehässigen Worte verurteilt, und nun hatte er sich selbst beinahe ebenso schuldig gemacht. Guter Gott, vergib mir, dachte er.

Er atmete leise ein und aus. Dann brummte er: »Bitte entschuldige, liebe Schwägerin. Ich hätte nicht so schlecht über deine Schwester sprechen dürfen.«

Einen Moment lang war es still. Apollonia sah ihn mit großen Augen an, und Nikolaus glaubte schon, sie würde es vorziehen, nichts weiter dazu zu sagen. Doch dann öffnete sie den Mund. »Ich weiß, meine Schwester ist manchmal etwas … unsicher und verhält sich daher ein wenig … seltsam. Aber sie hat ganz wunderbare Seiten. Maria ist ehrlich, und für ihren Zukünftigen würde sie durchs Feuer gehen, da bin ich mir sicher.«

Mutter lächelte. »Ich hoffe, dass das nicht nötig wird. Nikolaus, du hältst ihr bitte keine brennenden Reifen hin, ja?« Sie zwinkerte ihm zu, doch Nikolaus konnte über diesen Spaß nicht lachen.

Den Rest des Abendessens versank er in tiefes Schweigen und stellte sich vor, genauso wie Paula nichts hören zu können. Nicht das Geklapper von Besteck, nicht die Stimmen seiner Familie, nicht das vergnügte Schmatzen um ihn herum.

Nach dem Essen bat er seinen Vater, noch kurz mit ihm sitzen zu bleiben, während die anderen bereits den Raum verließen.

»Papa, ich muss dich etwas fragen.«

»Mmh?« Franz beugte sich zu ihm vor.

»Erinnerst du dich noch daran, wie du dich in Mama verliebt hast?«

»Oh, aber sicher! Ich war damals noch ein Kind und brauchte einige Jahre, um Mut zu fassen.« Er lächelte vor sich hin.

»Also weißt du auch noch, wie wunderbar das war?«

»Das könnte ich nie vergessen!«

»Auch ich habe mich verliebt.«

Forschend sah Franz ihn an. »Wie meinst du das?«

»Vielleicht ist sie nicht ganz das, was du dir für mich vorgestellt hast, aber sie ist ein gottesfürchtiges, unschuldiges Persönchen mit den besten Eigenschaften, die eine Frau haben kann.«

Franz rieb sich das Kinn, dann fragte er: »Aus welcher Familie stammt sie?«

»Das ist es ja gerade … Sie ist eine Waise.«

»So wie Maria Krusius?«

»Nicht ganz so … Ihre verstorbenen Eltern hatten etwas weniger … Einfluss. Aber sie macht das durch ihre wunderbar sanfte Art wett.«

Franz musterte sein Gesicht, dann seufzte er. »Es fällt mir wirklich schwer, dir das zu sagen, glaub mir. Ich sehe ja, wie wichtig dir dieses Mädchen ist. Aber ich muss dich an unsere Familie erinnern und an das Unternehmen, das ich mit der Hilfe deiner Mutter aufgebaut habe. Als ich geboren wurde, war mein Vater noch ein einfacher Wollspinner. Meine Eltern konnten uns Kinder zeitweise kaum ernähren, eines Tages starb mein kleiner Bruder an Hunger. Es war immer mein größtes Ziel, so viel Wohlstand zu erlangen, dass ihr Kinder alles habt, was ihr braucht. Dass ihr eine gute Ausbildung bekommt und dieses Unternehmen groß machen könnt. Ich weiß, du bist hin und wieder wütend auf mich, weil ich euch noch nicht als Teilhaber aufgenommen habe, aber glaub mir: Der richtige Zeitpunkt wird bald kommen. Und dann führen wir dieses Unternehmen gemeinsam. *Franz Stollwerck & Söhne* – das werden wir eines Tages sein! Die Familie ist das Wichtigste, das habe ich immer versucht, euch beizubringen. Wir müssen zusammenhalten, nur dann können wir Erfolg haben.«

»Natürlich, Vater.«

»Du weißt, dass du beim Eintritt in die Firma Kapital brauchst? Maria Krusius würde eine stattliche Mitgift in die Ehe einbringen. Und was vielleicht sogar noch ausschlaggebender ist: Die Beziehung zu ihrer Tante, zur Witwe Wolff, ist von immenser Bedeutung für uns alle. Ihr Mann hat bereits in uns investiert, und nach seinem Tod hat Barbara uns ihre weitere Unterstützung in Aussicht gestellt. Wie würde sie wohl reagieren, wenn ich ihr nun sagen müsste, dass unsere Absprachen hinfällig sind?«

Nikolaus atmete leise ein. »Ich glaube nicht, dass sie sich abwenden würde. Schließlich gehört bereits Apollonia zur Familie.«

Nachdenklich sah sein Vater zu ihm hinüber. »Sag schon, aus welchem Haus stammt dein Mädchen?«

Nikolaus öffnete den Mund – und hielt inne. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er noch nicht einmal Paulas Nachnamen kannte. Wie sollte er das seinem Vater erklären? Und wie würde er erst reagieren, wenn er erführe, dass sie weder hören, noch sprechen konnte? Er stellte sich Paula an diesem Esstisch vor. Sie könnte dem Gespräch nicht folgen, wüsste nicht einmal, welches Besteck für welches Essen benutzt wurde, sie wäre völlig überfordert, wenn jemand auch nur das Wort an sie richtete. Und was sollte sie tun, wenn ihre Schwägerinnen Klavier spielten oder miteinander plauderten? Sie gehörte hier ganz und gar nicht hin. Er sah in das erwartungsvolle Gesicht seines Vaters, und mit einem Mal schämte er sich ganz fürchterlich. Nicht nur, dass er vorhin gegenüber Apollonia schroff gewesen war. Er hatte auch Paula Unrecht getan. Er hatte ihr

Hoffnungen gemacht, wo es keine gab. Plötzlich wurde ihm klar, dass er sich in den letzten Tagen vollkommen in einer Traumwelt verloren hatte. Er und eine taubstumme Arbeiterin? Was für ein Unsinn! Er glaubte zwar, sie besser zu kennen als sich selbst – aber wie sollte er, wo sie nicht einmal mit ihm sprechen konnte?

»Vater, du hast Recht«, sagte er nun leise. »Natürlich komme ich deinem Versprechen nach – unserem Versprechen – und heirate Maria Krusius.«



»Sag schon, magst du ihn?«, fragte Luana. Eine Kerze erhellte die kleine Kammer, in der sie und Paula schliefen, doch sie sollten sie nicht mehr lange brennen lassen. Sie hatten kaum noch welche in der Schublade, und erst kommende Woche würde das nächste Geld reinkommen. Viel hatten sie hier nicht: ein schmales Bett unterm Fenster, in dem sie meist eng nebeneinander schliefen, einen Schrank, den sie sich teilten, und einen Waschtisch mit eingelassener Schüssel. Die Wände waren vor vielen Jahren mit gelb-grau gestreifter Tapete versehen worden, und aus den Dielenbrettern schauten die Nägel hervor. Die Küche teilten sie sich mit anderen Bewohnern des Hauses, das Klo befand sich im Hof. Aber Luana fühlte sich hier wohl. Meist war es dunkel, wenn sie zu Hause waren. Schließlich kamen sie erst abends her – und morgens mussten sie um sechs Uhr wieder in der Fabrik anfangen. In ihrer kleinen, dämmrigen Höhle wurde nur geschlafen, mit den Händen gesprochen oder leise gelacht.

Paula verengte nachdenklich die Augen, dann antwortete sie: »Ich vermisse Peter.«

Luana seufzte. »Tut Nikolaus dir weh?«, fragte sie dann.

Langsam schüttelte Paula den Kopf. »Das nicht. Aber er hat mich geküsst.« Sie verzog das Gesicht. »Seine Zunge war wie ein glitschiger Fisch.« Sie streckte die Zunge heraus, wackelte damit hin und her und beugte sich immer weiter zu Luana vor.

»Halt, nein!«, rief Luana mit den Händen, während sie laut lachte. Dabei wusste sie, dass daran ganz und gar nichts lustig war. Nicht wirklich.

»Ich mag es nicht, wenn sie nicht mal dafür zahlen. Wenn sie einfach denken, es stünde ihnen zu«, schrieb sie dann in die Luft.

»Was hätte ich tun sollen? Ich brauche diese Arbeit. Stell dir vor, was passiert wäre, wenn ich Nein gesagt hätte?«

»Du wärst auf der Straße gelandet. Am Ende hättest du zu Quast zurückgehen müssen.«

»Ich will da nicht mehr hin.«

»Dort bezahlen sie wenigstens dafür.«

Paula zuckte mit den Schultern. »Bei Stollwercks ja auch. Nur anders.« Sie grinste schief und traurig zugleich.

In diesem Moment hörten sie ein leises Klirren am Fenster. Luana drehte den Kopf. Es klang, als wäre etwas gegen die Scheibe geflogen. Sie stand auf und schaute hinaus.

»Oh nein …«, flüsterte sie unwillkürlich, obwohl Paula sie nicht hören konnte. Am liebsten würde sie einfach die Vorhänge zuziehen. Schon trat Paula neben sie und schaute ebenfalls auf die Straße. Nikolaus Stollwerck stand unten und warf Steinchen

an ihr Fenster. Nun hatte er nicht nur Luana, sondern auch Paula hinter dem Glas gesehen. Sie konnten also nicht mehr so tun, als hätten sie ihn nicht bemerkt.

Langsam hob Paula die Hand zum Gruß. Sie würden das schon schaffen, dachte Luana entschlossen und schob sich mit beiden Händen die langen Haare hinter die Ohren.

Sobald er leicht taumelnd in ihrer Kammer stand, stank es nach Alkohol. Nikolaus, der sich bisher immer so gern in geheimnisvoll männliches Schweigen gehüllt hatte, redete – nein, lallte – mit einem Mal unablässig: »Ich weiß, du *verstehsmich* nicht, du *kannsja* nicht hören, was ich sage, kein *einsigesWort*, aber ich musste dich sehen, *vielleichzum* allerletzten Mal.«

»Soll ich übersetzen?«, fragte Luana. Verdutzt drehte sich Nikolaus zu ihr um und sah sie an, als wäre sie plötzlich aus dem Nichts hier aufgetaucht.

»Du *kannsübersetzen*?«

»Natürlich.«

»Die Frage ist nur … in welche Sprache?« Er hob einen Finger und nickte selbstgefällig. So wie Männer das gern taten, wenn sie Frauen und Kindern andeuten wollten, dass sie wohl mal wieder nicht nachgedacht hatten.

Luana legte den Kopf schief. »In Gebärdensprache natürlich.«

Erstaunt sah er sie an. »Nun gut. Dann sag ihr bitte, *dassich* mich heute von ihr verabschieden muss. Ich werde Maria Krusius heiraten und *nichsie*.«

Luana runzelte die Stirn, dann malte sie Nikolaus' seltsame Worte in die Luft.

Erstaunt sah Paula von Nikolaus zu Luana und zurück. Er konnte es bestimmt nicht erkennen, doch anhand der leicht zuckenden Mundwinkel erahnte sie, wie amüsiert Paula sein musste. Sie artikulierte: »Wie … schade. Aber was sein muss, muss sein. Auf Wiedersehen.«

Luana bemühte sich ebenfalls, nicht zu grinsen. »Sie bedauert es natürlich, aber sagt voller Verständnis auf Wiedersehen.«

Nikolaus sah verwirrt zwischen den beiden Frauen hin und her.

»Ich wusste, dass sie ein gutes *Mädchenis*.« Er nickte. »So fromm *unbrav*.«

Luana brauchte all ihre Kraft, um nicht loszuprusten. Von welcher Frau sprach er da? Mit Paula hatte diese Beschreibung rein gar nichts zu tun.

»Sag ihr, dass ich immerzu an sie denken muss, ich glaube, sie *ismeine großeLiebe*. Aber *sieunich* – das darf *nichsein*.«

Luana biss sich auf beide Wangen, während sie übersetzte. Im Kerzenschein sah sie, wie Paula eine Hand vor den Mund hob und sich leicht abwendete. Sie versuchte ihre Belustigung zu verbergen, während sie ihrerseits antwortete.

»Sie sagt, sie fühlt sich geschmeichelt, aber sie weiß, dass Ihre Verbindung nicht gottgewollt ist«, fasste Luana tapfer zusammen.

»*Nichgottgewollt*«, murmelte Nikolaus mit großer Ernsthaftigkeit. »Wie wahr.«

In diesem Moment ging die Kerze aus und die drei standen im Dunkeln. Plötzlich verschwand Luanas Drang zu Lachen restlos, denn in der Finsternis hörte sie ein Rascheln, dann einen erstickten Überraschungslaut. »Schhht«, machte Nikolaus

Stimme. »Schhht.«

»Ist alles in Ordnung?«, rief Luana. Dabei konnte Paula es natürlich nicht hören.

»Nur ein *einzigesssmal*«, murmelte Nikolaus, und dann hörte Luana das Quietschen, das ihr Bett machte, wenn zwei Menschen darauf fielen. Kurz darauf ertönte das erstickte Gurgeln von Paula. Fast wie damals bei Quast, dachte Luana. Doch das hier war nicht irgendein Freier, es war Nikolaus Stollwerck!

Starr vor Schreck stand Luana mitten im Raum. Ihre Gedanken rasten: Nicht weit von ihr lehnte ein Besen an der Wand. Damit könnte sie Nikolaus einfach eins überziehen und Paula vor ihm retten. Vielleicht würde er in seinem Zustand direkt in Ohnmacht fallen. Doch was würde passieren, wenn er später mit schmerzendem Kopf erwachte? Könnte er sich daran erinnern, was passiert war? Würden sie beide ihre Stellen verlieren?

Sie dachte an Quasts Zigarrenladen, an die Männer mit schwarzen Zähnen im Mund, an die eigenen Schmerzen und die Demütigung. Aber immerhin wurden sie dort dafür bezahlt, dachte sie wieder. Immerhin war es dort ihre eigene Entscheidung. Da kam nicht mitten in der Nacht der Sohn des Leiters in die Kammer und nahm sich, was ihm gefiel. Es konnte doch nicht sein, dass er einfach hier herein torkelte und über Paula herfiel! Sie würde ihm gehörig die Meinung sagen. Sie würde ihn anschreien, er habe Paula sofort loszulassen, was sei er nur für ein widerlicher Rüpel! Paula krächzte und gluckste noch immer wütend, endlich öffnete auch Luana den Mund, holte tief Luft – und dann erstarb mit einem Mal jedes Geräusch auf dem Bett. Es war ganz still – und gleichzeitig schälten sich aus der Dunkelheit zwei Körper heraus. Luanas Augen hatten sich endlich an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Der eine lag ganz ruhig da, der andere hob eine Hand, zeigte zwei Finger für »Alles gut« – Und dann hörte Luana ein tiefes Schnarchen. Nikolaus war tatsächlich mitten in diesem Kampf eingeschlafen.

Langsam löste sich Paula von ihm und kletterte über seinen schweren Körper aus dem Bett.

Sofort schloss Luana sie fest in die Arme und spürte, dass sie heftig atmete. Luana wollte ihr sagen, dass sie schneller hatte reagieren wollen und dass es ihr leid tue, wie erstarrt gewesen zu sein. Dass sie auch ohne ihre Stelle in der Schokoladenfabrik überleben könnten, dass es das nicht wert sei. Nichts in der Welt sei es wert, dass man so mit ihr umging. Sie würden schon ihren Weg gehen, Luana und Paula gemeinsam – auch ohne die Fabrik. Doch in der Dunkelheit könnte Paula ihre Worte sowieso nicht gut erkennen. Also blieben die beiden Frauen einfach so stehen und hielten einander fest.

Am nächsten Morgen richtete sich Nikolaus mit trockenen Augen im Bett auf. Sogar die Stiefel hatte er noch an. In seinem Gesicht brannte es. Er fasste an seine Wange und zuckte zurück. Es fühlte sich an wie ein tiefer, blutiger Kratzer! Verwirrt sah er sich um, und als er die beiden Frauen entdeckte, die eng aneinander gekauert auf dem Boden lagen, da weckte ihn der Schreck gänzlich auf. Er sprang auf und torkelte. Hatte er etwa hier geschlafen?

»O Gott«, murmelte er und sah an sich hinunter. Er erkannte sich selbst nicht wieder. Was für ein Mann war er in der vergangenen Nacht geworden? Er hatte Paula geküsst. Auch dann noch, als sie versucht hatte, ihn wegzudrücken. Er war mit ihr aufs Bett gefallen, obwohl ihre Arme und Beine ihm deutlich signalisiert hatten, dass sie das nicht wollte. Er hatte trotzdem weitergemacht. In seinem Kopf war nur ein Gedanke gewesen: *Das ist die letzte Gelegenheit*. Und dann? Wann war er eingeschlafen? Was hatte er zuvor getan?

Paula lag angezogen da. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt und schien noch zu schlafen. Doch Luana richtete langsam ihren Oberkörper auf und funkelte ihn böse an. In ihrem Blick lag so viel Empörung, Hass und Wut – sie brauchte kein Wort zu sagen, er verstand sie auch so. Und er wusste: Sie hatte recht.

»Bitte sag ihr, dass es mir leid tut. Der Alkohol … ich … bin untröstlich«, krächzte er.

Dann hob er seinen Hut auf, der ihm wohl in der Nacht vom Kopf gefallen war, lief mit großen Schritten zur Tür und verließ das Haus.

Auf dem ganzen Heimweg brannte sein Körper vor Scham und Schuld. *Bitte, Herr Jesus, vergib mir armem Sünder*, betete er. *Ich bereue, ich bereue aufrichtig!* Und gleichzeitig spürte er, wie Wut in ihm aufwallte. Zorn kannte er zwar gut, manchmal genoss er ihn sogar. Doch das Gefühl, das er jetzt hatte, war neu: In hellen Flammen loderte in ihm der Selbsthass. Und er ahnte, dass er – egal, wie oft er zur Beichte gehen und wie viele Rosenkränze er beten würde – dieses Feuer nie würde vollständig löschen können.

## 15. Kapitel

Cartharina lag auf ihrem Bett und lauschte ins Haus hinein. Sie hatte ihre Mutter gebeten, sie nicht zu stören – heute müsse sie sich einmal gründlich ausruhen, hatte sie behauptet. Anna Sophia hatte verständnisvoll genickt, ihren Rock glatt gestrichen, die Kräuterschere zurechtgerückt und war gegangen. In ihrer Besorgnis war sie zwar stets ein wenig aufdringlich, doch wenn Cartharina Privatsphäre einforderte, dann bekam sie sie auch.

Sobald sie sich sicher war, niemanden im Flur zu hören, richtete sich Cartharina auf, schnürte ihre Schuhe fest und schlüpfte in ihren unauffälligsten grauen Mantel, aus dem die Saftflecken, die sie beim letzten Mal darauf hinterlassen hatte, nicht vollständig herausgegangen waren. Leise öffnete sie ihre Tür und trat hinaus. Die Luft war rein. Also huschte sie zur Treppe und lief hinunter. Auf ihrem Weg warf sie aus Versehen eine Vase um, doch sie hatte keine Zeit, um die Scherben zusammenzufegen. Sie bog in den hinteren Teil des Hauses ab, in dem sich die Küche und die Kammern der Bediensteten befanden. Am Ende des Gangs öffnete sie den Dienstboteneingang – und zuckte zusammen. Hinter ihr erklangen Schritte. Langsam drehte sie den Kopf und sah in Bettys uralt wirkendes Gesicht. Sie hatte die Hand schon am Türgriff, doch sie verharrte noch im Flur. Einen Moment lang schauten sich die beiden Frauen einfach nur in die Augen. *Bitte*, versuchte Cartharina mit ihrem Blick zu sagen. *Bitte sag nichts und lass mich einfach gehen. Ich muss hier raus, bitte*. Betty blinzelte, schien zu überlegen. Dann endlich nickte sie, senkte den Blick und verschwand in der Küche.

Cartharina atmete auf. Wie hatte sie auch nur einen Augenblick lang Angst haben können? Betty war immer auf ihrer Seite gewesen. Auf das alte Kindermädchen konnte sie sich verlassen. Erleichtert schlüpfte sie nach draußen und versuchte, im dichten Gewusel der Hohen Straße zu verschwinden.

Auf ihrem Weg zum Neumarkt sah sie sich immer wieder um. Doch glücklicherweise entdeckte sie nirgends ein bekanntes Gesicht. Und wenn schon, sagte sie sich. Sollte jemand sie fragen, warum ein junges Fräulein wie sie ohne Begleitung sei, würde sie von ihren Tanten erzählen. Sie würde sagen, dass sie die beiden Damen besuchen wolle, und versichern, dass der Weg wirklich sehr kurz sei. Mir nichts dir nichts sei sie ja bereits da. Nicht einmal Anna Sophia wäre darüber böse. Das hoffte sie zumindest. Gedankenverloren betrachtete sie im Vorübergehen die Giebel des Eckhauses vor ihr. In leuchtender Farbe prangte auf der Fassade der Name *Franz Stollwerck*. Darunter schlang sich ein Banner um Kokospalmen, Maschinenräder und Zuckerrohr, auf dem die Worte *Dampf*, *Schokoladen*, *Zuckerwaren* und *Fabrik* standen. Es war ein Experiment ihres Vaters, das hatte ihr Elisabeth erzählt – er wollte herausfinden, wie viel Außenwerbung wohl bewirken könnte. An diesem Haus mitten in der Innenstadt würden viele Menschen regelmäßig vorüber kommen, hatte sie Cartharina erklärt. »Und der Mensch mag Bekanntes. Wenn sie den Namen *Stollwerck* immer wieder lesen, dann werden sie bei der nächsten Gelegenheit bestimmt auch zu unseren Produkten greifen.

Möglicherweise wird Papa bald auch Schriftzüge und Bilder auf Brücken, in Bahnwärterhäuschen und Wartesälen aushängen.«

Cartharina war sich sicher, dass der Plan aufging. Sie musste sich regelrecht zwingen, den Blick von der Giebelreklame zu lösen und weiterzugehen. Fast wäre sie über einen Korb voller Äpfel gestolpert, den ein Mädchen anpries. Sie sprang zur Seite und lächelte bei der Vorstellung, all diese Äpfel wären über die Straße gerollt.

Endlich öffnete sich vor Cartharina der Neumarkt, der dem Militär genügend Platz für seine regelmäßigen Übungen bot. Ringsherum waren vor vielen Jahrzehnten Lindenbäume gepflanzt worden. Nur an einer Ecke fehlte einer davon. Trocken ragte der Stumpf aus der Erde, seitdem Cartharina denken konnte, und dahinter glänzte die rötliche Fassade der Apotheke in der Sonne. Von vorn sollte sie sich auf keinen Fall nähern. Schließlich wollte sie ihrem Onkel August nicht begegnen. Schnell bog sie in die Seitengasse ein und lief von hinten auf das Haus des Apothekers zu.

Schon von Weitem sah sie Julies Kopf, den sie durch das geöffnete Fenster nach draußen gestreckt hatte.

»Ich habe dich erwartet«, rief sie ihr fröhlich entgegen. »Oder sollte ich sagen: euch?« Sie zwinkerte. Gleichzeitig klimperten ihre bunten Ohrringe, und Cartharina wurde leichter ums Herz. Es würde schon alles gutgehen, dachte sie. Schließlich war Julie da.

Cartharina trat durch die Tür, und sofort schlug ihr der ganz eigentümliche Geruch des Hauses entgegen. Schon auf der schmalen Treppe roch Cartharina Kräutertee und Honigkuchen, aber auch das brüchige Holz der Stufen, den kühlen Stein der Wände und den modrigen Geruch der uralten Tapete, die sich im ersten Stock bereits abrollte. Julie hatte ihr einmal erzählt, dass Betty hier schon gelebt hatte, als noch Franzosen das Haus bewohnten. Niemand hatte sich seitdem für die Renovierung des Dienstbotentrakts interessiert. August war es erst recht egal, wie Julie hier hinten hauste und ihre Kundinnen bediente.

»Aber bald habe ich genug Geld für die Renovierung zusammen«, hatte sie schon vor Monaten behauptet. Cartharina bezweifelte, dass Tante Julie wirklich renovieren lassen würde. Zum einen war sie sich sicher, dass Anna Sophia ihr schon unzählige Male Geld dafür angeboten hatte und dass dieses Geld Julie nicht im Geringsten interessierte. Zum anderen vermutete Cartharina, dass Julie diesen Raum genau so mochte, wie er war: Das spärliche Licht, das durch das kleine Fenster fiel, beleuchtete kaum die Flickendecken, die sie in weiten Bögen unter die Decke gehängt hatte, die dicken, wild kombinierten Teppiche auf dem Fußboden, die Kräutersträuße, die an langen Seilen trockneten, die Obstkisten, die auf der einen Seite als Tisch und Sitzgruppe dienten, und das alte, ausgesessene Sofa auf der anderen Seite. Darauf lagen häufig Julies Kundinnen, während Julie auf einer Obstkiste vor ihnen Platz nahm, ihre Hände hielt und versuchte, ihre Zukunft vorauszusagen.

»Aber eigentlich«, hatte sie einmal zu Cartharina gesagt, »eigentlich sage ich ihnen nicht wirklich die Zukunft voraus. Wahrsagerei ist eine unsichere Sache, meine Träume lassen sich nicht kontrollieren. Nein, in Wahrheit versuche ich, die Gegenwart dieser

Frauen zu verstehen. Noch nie waren die Menschen so schnell unterwegs! Wir sind überall zugleich. Schau dir nur diese unseligen Eisenbahnen an! Wie soll man bei all der Ferne einer maßlosen Welt verstehen, wo man selbst eigentlich steht? Wie das Hier und Jetzt begreifen?«

Gedankenverloren und mit weichen Knien stieg Cartharina nun die schmale Holztreppe hinauf. Oben erwartete sie Julie. Dankbar blinzelte sie ihrer verrückten Tante zu und drückte ihr die Hand. Julie flüsterte: »Ihr habt alle Zeit der Welt. Heute kommt keine Kundin mehr.«

Sie drehte sich um und lief zur Tür.

»Ach, lasst doch bitte das Fenster offen, ja?«, rief sie noch über ihre Schulter. Dann fiel die Tür hinter ihr zu.

Mit klopfendem Herz drehte Cartharina den Kopf und sah endlich Julius an, der auf dem roten Plüschsofa saß. Da war wieder dieser Blick in seinen Augen: scharf, herausfordernd, gefährlich.

»Du hast es geschafft«, raunte er.

Obwohl sie vom Fußmarsch noch immer außer Atem war, reckte sie das Kinn und sagte: »J. M. hat wieder eine Nachricht gesendet?«

Er grinste, so dass das Zahnfleisch unter seinen Mundwinkeln sichtbar wurde und sich tausend Lachfalten auf seinen Wangen bildeten. Schlagartig verschwand der gefährliche Ausdruck in seinen Augen. »Ich bin hocherfreut, dass C. S. angekommen ist!«

»Heute hat mich das Kindermädchen gesehen. Aber Betty wird sicher schweigen.«

Bei diesen Worten wurde Julius' Gesicht wieder ernst. Er stand auf und trat einen Schritt auf Cartharina zu. »Wir werden es nicht für immer geheim halten können.«

Cartharina dachte daran, dass ihr *für immer* sehr viel kürzer sein würde als seines, doch sie konnte nichts weiter sagen, sie rang noch immer nach Luft. Wie sehr sie ihre Lunge verabscheute. Dieses furchtbar dysfunktionale Organ, ihre dumme Krankheit und das schreckliche Korsett – all das machte sie so wütend und machtlos!

»Hilfst du mir kurz, J. M.?«, fragte sie und drehte ihm den Rücken zu. Sofort löste er ihre Schleifen und Bänder. Endlich konnte Cartharina wieder tief und frei atmen. Einen Moment lang genoss sie das Gefühl seiner Hände auf ihrem Rücken und das von Luft in ihrer Lunge. Sie schaute über ihre Schulter und sah in seine Augen. Ihr Herz klopfte schneller, während er seinen Blick an ihrem Gesicht und ihrem Körper hinabgleiten ließ. Wie sehr sie es liebte, so von ihm angesehen zu werden. Ohne Besorgnis oder Mitleid, sondern einzig mit rücksichtsloser Leidenschaft.

Sie drehte sich um, und mit einem Mal küsste er sie und zog sie hinüber zum Sofa. Cartharina sank in seine Umarmung, genoss seine warmen, gieriger werdenden Berührungen und seine entschiedenen Lippen auf ihren.

»Ich muss immer wieder daran denken, was sie sagen würden, wenn sie es wüssten«, flüsterte sie irgendwann, während sie sich leicht von ihm löste.

»Ich finde es nicht gerecht, dass wir uns so verstecken müssen. Wegen eines Streits, mit dem wir nichts zu tun haben!«

»Dein Vater hat meiner Familie einiges angetan …«

Julius seufzte. »Ich weiß, mein Vater kann ein Monster sein. Ach, was rede ich. Er ist ein Monster. Ich verstehe euch gut …« Er küsste ihren Hals. »Wieso nur bestimmen unsere Eltern, wer wir sind?«

»Es gibt noch weitaus mehr, was uns bestimmt …«, murmelte sie.

»Was zum Beispiel?«

»Ach, nicht so wichtig. Mach weiter …«

Seine Lippen wanderten langsam zu ihrem Dekolleté. Es war so unfassbar falsch, was sie da tat. Sie war unverheiratet, und selbst wenn sie das ändern wollte, war Julius wohl der Letzte, den ihre Familie als ihren Zukünftigen akzeptieren würde. Doch was machte das schon? Vielleicht würde sie eine Hochzeit niemals erleben. Sie erinnerte sich wieder an die Worte ihrer Mutter: »Sie soll ihr Leben in vollen Zügen genießen, ohne sich jede Minute vor dem Tod zu fürchten.« *Dabei ist es ganz anders, Mama,* dachte sie. *Ich genieße mein Leben nun in vollen Zügen – weil ich mich vor dem Tod fürchte.* Was war ein kurzes Leben schon wert, in dem Vorsicht und Angst regierten? Nein, sie wollte Fehler machen, Risiken eingehen, naiv, leidenschaftlich, unbeugsam, lebendig sein. Die Vasen auf ihrem Weg sollten in tausend Scherben zerspringen! Also schloss sie die Augen und half Julius dabei, sie zu entkleiden.

Später hielten sie einander in den Armen. Sie sprachen über die Geschäfte ihrer Familien, über den Konkurrenzkampf zwischen Victor Mertens und Wilhelm Deichmann, dem Mann seiner Schwägerin, über die Frustration, mit der Victor seine Zuckerraffinerie betrieb, und die große Leidenschaft der Brüder Stollwerck für die neue Schokoladenfabrik. Interessiert fragte Julius nach den neusten Maschinen und schien erstaunt, dass Cartharina so genau Auskunft geben konnte. Sie verschwieg, dass sie all das von ihrer lieben Schwägerin Apollonia wusste, die ihr schon beinahe zu viel von Heinrichs Neuentwicklungen vorschwärmte und ihr kein Detail ersparte. Es wäre für die kurze Zeit, die ihnen heute noch blieb, zu kompliziert, Apollonias Begeisterung zu erklären.

Irgendwann murmelte Julius: »Wenn ich sage, mein Vater ist ein Monster … dann scherze ich nicht, Cartharina. Vielleicht ist es wirklich besser, wenn unsere Familien niemals von uns erfahren.«

Cartharina sah ihn von der Seite an. Er schaute nachdenklich zur Decke, dann sprach er weiter: »Ich hatte Glück, weißt du? Meine Amme Luise hat sich um mich gekümmert. Wir haben noch heute ein herzliches Verhältnis. Doch meine Geschwister hatten es weniger gut. Sie sind durch eine harte Schule gegangen. Vor allem Walter … Vater hat ihm immer wieder klar gemacht, dass er ihn für einen missratenen Sohn hält. Er würde alles tun, um Vater das Gegenteil zu beweisen. Bitte versprich mir, dass du dich vor ihm in Acht nimmst. Mein Vater ist ein fürchterlicher Mensch, aber Walter könnte eines Tages noch schlimmer werden.«

Cartharina streichelte ihm die Wange. »Ich habe doch mit ihm gar nichts zu tun. Mach dir keine Sorgen.«

Langsam nickte Julius.

Ein leises Flattern ließ sie beide die Köpfe drehen. Eine schwarze Krähe war im geöffneten Fenster gelandet. Neugierig schaute sie in die Kammer hinein. Ob sie wohl hoffte, Julie hier zu finden? Stattdessen entdeckte sie etwas auf der Fensterbank, vielleicht eine Nuss. Sie hob sie mit dem Schnabel auf, drehte sich um und flog davon.



»Das ist wirklich untypisch für Cartharina«, murmelte Christina.

»Vielleicht hat Cartharina die Stunde vergessen«, überlegte Apollonia laut.

»Bisher ist ihr das noch nie passiert. Sie war immer auf die Minute pünktlich«, wandte Christina ein. »Möchtest du dann anfangen zu spielen, Apollonia? Was hast du denn diese Woche vorbereitet?«

Sie verzog den Mund. Natürlich hatte sie nicht geübt. Stattdessen hatte sie in jeder freien Minute an ihrer Zeichnung gearbeitet.

»Also, wenn ich ehrlich bin …«, stammelte Apollonia. »Da war diese eine Stelle, die mir –«

Doch da wurde sie – Gott sei Dank! – von der aufschwingenden Tür unterbrochen. Sie drehte sich um und sah Cartharina hereinstürmen. Aus ihrer Frisur hatten sich einige Locken gelöst, ihr Rock war vollkommen zerknittert und ihr sonst so blasses Gesicht leuchtete rosa. Erstaunt beobachtete Apollonia, wie Cartharina ihren hektischen Schritt kaum verlangsamte, bis sie am Klavier angekommen war.

»Es tut mir so leid, Christina! Ich bin untröstlich! Ich weiß auch nicht, wie mir das passieren konnte … fast zehn Minuten zu spät! Hallo, liebe Apollonia!«

Sie keuchte und hielt sich am Klavier fest.

»Setz dich erstmal, Cartharina.« Apollonia stand auf und bot ihr den Hocker am Klavier an. Normalerweise tat sie der Freundin den Gefallen und verhielt sich, als wäre Cartharina eine vollkommen gesunde Frau. Dass sie ihr den Hocker anbot, obwohl Apollonia doch die mit dem gewölbten Bauch war, geschah zum ersten Mal. Und vielleicht ebenfalls zum ersten Mal nahm Cartharina ein solches Angebot an.

»Bist du gerannt?«, fragte Apollonia und legte Cartharina die Hand auf die Schulter.

»Ich … ich bin wirklich … eine dämliche Gans. Ich habe die Zeit … völlig vergessen.« Nur langsam kam sie wieder zu Atem.

»Das klingt ja, als wären Sie in charmanter Begleitung gewesen«, sagte Christina und grinste so breit, dass ihre Wangengrübchen ganz tief wurden.

Apollonia erwartete, dass die schlagfertige Cartharina sofort einen Witz parat hatte, doch für einen Augenblick war es ganz still im Klavierzimmer.

Cartharina räusperte sich, und mit etwas zu hoher Stimme krächzte sie: »Wie kommst du denn darauf?«

Überrascht biss sich Apollonia auf die Unterlippe. Hatte Christina etwa unfreiwillig ins Schwarze getroffen? Auch das Lächeln der Klavierlehrerin wurde etwas kleiner. »Naja … Sie sagten: *die Zeit vergessen* … da wollte ich nur … es tut mir leid, ich wollte nichts Unangebrachtes sagen.«

Für einen Augenblick war es ganz still. Dann warf Cartharina plötzlich den Oberkörper zurück, legte theatralisch die Hände aufs Gesicht und stöhnte.

»Jeder wird es wissen, oder? Weiß es schon jeder? Apollonia, sei ehrlich zu mir!«

»Aber …«, Apollonia sah sie erschrocken an. »Was denn *wissen*? Christina hat doch nur einen Scherz gemacht …«

»Mit Scherzen fängt es an! So ist es doch immer! Ich muss unbedingt vorsichtiger sein. Wenn meine Brüder davon erfahren … Apollonia, du musst mir schwören, es Heinrich nicht zu sagen! Ich weiß, er ist dein Mann, und eigentlich bist du zu Offenheit verpflichtet, aber er würde es ganz sicher Nikolaus sagen, oder noch schlimmer: Mutter! Und … ich weiß nicht, was sie tun würde!«

Flehend schaute Cartharina zu ihr auf. Apollonia zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben sie. »Was ist passiert?«

Cartharina sah zwischen Christina und Apollonia hin und her.

Dann lehnte sie sich vor und begann, Klavier zu spielen. Ihre Finger rasten so schnell und elegant über die Tasten wie selten zuvor, sie spielte laut, wild und leidenschaftlich, die Töne drangen Apollonia durch Mark und Bein. Da waren so viele Gefühle, so viel Freude, aber auch Chaos und Zerstörung.

Wie hypnotisiert starrte Apollonia auf die Hände ihrer Schwägerin. Ob es wohl Cartharinas Empfindungen waren, die ihr nun einen Schauer nach dem anderen über den Körper jagten? Oder waren es ihre eigenen, die die Musik nur geweckt hatte? Sie war so überwältigt, dass es eine Weile dauerte, bis sie das Flüstern hörte. Erstaunt sah Apollonia auf Cartharinas Lippen – die Schwägerin redete ja, während sie spielte!

»Das klingt wundervoll, Fräulein Stollwerck«, antwortete Christina leise. Meinte sie das Klavierspiel? Oder hatte sie schon viel schneller bemerkt, dass Cartharinas Spiel nicht nur Musik war, sondern auch dazu diente, ihre Worte zu übertönen? Ziemlich klug, fand Apollonia. So konnte sie frei im Klavierzimmer sprechen und war vor jedem lauschenden Ohr hinter der Tür sicher.

Apollonia rückte etwas näher an sie heran.

»Eigentlich dürfte ich diesen Mann nicht treffen. Ich kann euch nicht verraten warum«, flüsterte Cartharina. »Aber glaubt mir – meine Eltern wären alles andere als verständnisvoll. Er ist inakzeptabel, absolut. Und doch kann ich an nichts anderes mehr denken. Ich wache auf und denke an ihn. Ich gehe durch den Tag und stelle mir sein Gesicht vor. Ich spiele Klavier, ich esse, ich versuche zu schlafen – und immer ist da nur er in meinen Gedanken. Er sieht mich immerzu an, mit diesem gefährlichen Funkeln in den Augen. Wenn ich an seine Blicke denke … dann vergesse ich alles andere! Ich bin das unglücklichste Mädchen der Welt, weil ich weiß, es ist verboten, es wird niemals erlaubt sein. Und doch bin ich so selig in den Momenten, in denen ich mir einrede: irgendwie, irgendwann …«

Apollonias Mund hatte sich immer weiter geöffnet, während Cartharina erzählte. Ihre Schwägerin traf heimlich einen Mann! Niemals hätte sie geglaubt, dieses schmale, blasse Mädchen würde sich so etwas trauen! Sofort konnte sie verstehen, wie groß ihre Angst sein musste, entdeckt zu werden. Wie sehr würde sich Heinrich über Apollonia

ärgern, wenn er wüsste, dass sie eingeweiht gewesen war und geschwiegen hatte? Egal, entschied Apollonia. Dieses Risiko musste sie in jedem Fall eingehen. Cartharinas Geheimnis dürfte nicht gelüftet werden. Andernfalls würde sie möglicherweise so lang zu Verwandten geschickt, bis man nicht mehr über sie spräche. Das könnte Jahre dauern. Unter keinen Umständen wollte sie ihrer Schwägerin so schaden. Und wenn sie ganz ehrlich zu sich selbst war, war da außerdem auch ein recht egoistischer Grund, zu schweigen: Sie wollte sich das Leben bei den Stollwercks nicht ohne Cartharina vorstellen. Mehrmals die Woche trafen sich die beiden Frauen, um zu plaudern. Cartharina war die Einzige, der sie sich anvertraute. Die Einzige, die ihre Träume und Ideen kannte. Und andersherum war es einzig Apollonia, der Cartharina berichtete, dass zwischen Elisabeth und ihr ein immer tieferer Graben verlief, da die jüngere Schwester mit großer Begeisterung dem Vater im Büro half, während Cartharina von ihren Eltern ständig von jeder Anstrengung ferngehalten wurde.

Fast versetzte es Apollonia einen Stich, dass sie ihr nicht früher von diesem Mann erzählt hatte.

»Vielleicht ist es die große Liebe«, überlegte Christina, während es Apollonia noch die Sprache verschlagen hatte.

»Sie muss es sein. Denn eine Liebe, die noch größer wäre, würde mich, denke ich, zerreißen.«

»Aber wie macht ihr das?«, fragte Apollonia jetzt neugierig. »Wie schafft ihr es, euch heimlich zu treffen?«

Cartharina spielte noch etwas lauter, während sie antwortete: »Meine Mutter glaubt, ich würde mich in meinem Zimmer erholen. Ich schleiche mich durch den Dienstboteneingang hinaus.«

»Und wo trefft ihr euch?«, wollte Christina wissen.

»Apollonia, du kennst doch meine verrückte Tante.«

»Du meinst Julie Müller?«

»Ganz genau. In der parallelen Gasse zum Neumarkt gibt es einen Hintereingang zum Apothekerhaus, den Julies Kundinnen benutzen. Elises Mann August ist das nur recht, er sagt immer: *Diese Weiber will sowieso niemand bei Tageslicht sehen*. Ju… also der Mann und ich … schleichen uns dort zeitversetzt hinein.«

Apollonia schlug sich die Hand vor den Mund. »Das heißt, ihr macht das schon länger?«

»Ein paar Monate …«

Plötzlich hatte Apollonia das Bedürfnis, ihre Freundin fest an sich zu drücken. Wie mutig von ihr, wie gefährlich! Doch noch immer wirbelten ihre Finger über das Klavier und entlockten ihm wunderschöne Melodien.

»Erzählen Sie uns von ihm? Wie ist er so?«, bat Christina.

»Manchmal glaube ich, er ist ein frecher Junge im Körper eines schönen Mannes.« Sie grinste. »Er liebt es, zu scherzen. Aber dann ist er plötzlich ganz ernst und nachdenklich. Manchmal glaubt er sogar, wir könnten irgendwann einen Weg finden, um zusammen zu sein.«

Mit diesen Worten begannen ihre Finger, etwas leiser über die Tastatur zu fahren. Ein paar einzelne, lange Töne schlug sie noch an, dann wurde es still.

Hinter ihnen ertönte Applaus, und Apollonia und Cartharina wirbelten herum.

»Wunderbar, Cartharina.« Heinrich stand in der geöffneten Tür und klatschte. In seiner neuen, weißbraun gestreiften Weste sah er wirklich stattlich aus. Seine Augen blitzten selbstsicher auf. Hoffentlich hatte er nicht gehört, was Cartharina erzählt hatte, fuhr es Apollonia durch den Kopf.

»Du bist wirklich ein großes Talent, liebe Schwester. Oder, Christina? Was sagen Sie als Fachmann dazu?«

»Oh, kann ich denn ein Fachmann sein?« Christina kicherte verlegen. »Cartharina hat wirklich eine seltene musikalische Begabung, da stimme ich Ihnen voll und ganz zu.«

»Wirklich beeindruckend«, brummte Heinrich.

Apollonia und Cartharina sahen einander erleichtert aus den Augenwinkeln an. Das Spiel hatte wohl wirklich jedes ihrer Worte übertönt.

»Entschuldigt, die Damen. Ich wollte gar nicht stören. Ich war nur so beeindruckt von der Musik.«

Gerade wollte sich Heinrich schon wieder abwenden, doch da konnte Apollonia nicht länger an sich halten. Wenn ihr Mann schonmal hier war, musste sie vielleicht nicht bis zu den späten Abendstunden warten …

»Warte bitte! Darf ich dir etwas zeigen?« Sie sprang auf und lief auf ihn zu. Möglichst unauffällig atmete sie sein Kölnisch Wasser ein und genoss die Wärme, die von ihm ausging. »Bitte, spielt ihr einfach weiter«, rief sie noch über ihre Schulter und hoffte, Heinrich würde ihre Nervosität nicht bemerken.

Hinter ihrem Rücken begannen die beiden Frauen, gedämpft über den Klavieranschlag zu sprechen. Immer wieder spielten sie in unterschiedlichen Intensitäten einzelne Töne, während Apollonia den Zettel aus ihrem Ausschnitt zog.

»Oh, aber …« Heinrich stockte.

Sie lächelte zu ihm auf. »Ich wollte ihn nicht herumliegen lassen, erstmal möchte ich ihn nur dir zeigen, weißt du? Ich hoffe sehr, du bist nicht … wütend auf mich.«

»Warum sollte ich auf dich wütend sein?«

Langsam sagte Apollonia: »Als wir in der Schokoladenfabrik waren, habe ich mir doch den alten Melangeur länger angeguckt, weißt du noch?«

Heinrich nickte. »Du fandest ihn recht klein.«

»Ich habe mich zu dem Thema in deinem Büro eingelesen …«

»Du bist in mein Büro gegangen?«, fragte Heinrich erstaunt.

»Ich habe natürlich alles wieder zurückgestellt und nichts verknickt oder beschmutzt. Jedenfalls habe ich mir etwas überlegt … eine deutliche Verbesserung.« Sie streckte ihm das Papier hin. Zu sehen war die technische Zeichnung eines Melangeurs. Apollonia hatte sie mit Bleistift angefertigt, drei Dimensionen dargestellt und die Maße notiert. Sie hielt den Atem an, während ihr Mann sie sichtlich verblüfft ansah. Gleichzeitig übte Cartharina im Hintergrund das leise, sanfte Anschlagen am Fis.

»Und ein bisschen stärker …«, flüsterte Christina. Langsam wurde Cartharinas Fis

immer lauter und eindringlicher.

»Statt des Dreharms würde ich zwei Granitwalzen vorschlagen«, erklärte Apollonia. »Sie würden in kürzerer Zeit ein gutes Mischverhältnis gewährleisten und …« Sie unterbrach sich selbst, weil Heinrich den Kopf nun schief legte und sie ansah.

»Das ist …«, er schien nach Worten zu suchen, »… erstaunlich. Wie kann es sein, dass du in der Lage bist, solche Zeichnungen anzufertigen?«

Apollonias Gesicht wurde heiß. »Mein Vater hat es mir schon als Kind beigebracht.«

Doch er schien mit den Gedanken schon ganz woanders. »Die Schüssel ist größer, aber durch die Walzen könnte die Masse dennoch optimal in Bewegung gebracht werden«, murmelte er. »Ich … sollte … ein paar Berechnungen anstellen. Bitte entschuldige mich.«

»Heinrich?« Bevor er sich abwenden konnte, fasste Apollonia ihn am Oberarm.

»Ja, meine Liebe?«

Plötzlich war sein Gesicht ihrem ganz nah. Er sah zwischen ihren Lippen und ihren Augen hin und her, und sie musste sich zwingen, ihn nicht an sich zu ziehen.

»Nimmst du mich mit?«, flüsterte sie. »Dürfte ich … dir vielleicht zuschauen?«

Nun wich Heinrich kaum merklich zurück und verengte die Augen. Sie ahnte, wie hin- und hergerissen er sein musste. Zwar war es mehr als unüblich, die Ehefrau in die Fabrik mitzunehmen. Wie seine Brüder ihn wohl anschauen würden? Andererseits hatte sie überhaupt erst diese Idee eingebracht. Und vielleicht wünschte er sich ja auch, bei ihr zu sein? Bei diesem Gedanken klopfte ihr Herz schneller. Sie genoss seine Nähe immer sehr. Wie wunderbar es wäre, wenn es ihm genauso ginge!

»Ist deine Klavierstunde schon vorbei?« Er sah zu Cartharina und Christina hinüber, die nun Tonleitern in unterschiedlichen Intensitäten ausprobierten.

»Ach, ich bin sowieso ein hoffnungsloser Fall«, gestand Apollonia. »Cartharina sollte die Stunde lieber allein bekommen.«

Kurz schaute Cartharina über ihre Schulter und blinzelte ihr verschwörerisch zu. »Ich hab mich schon gefragt, wann du es endlich einsiehst!«

Heinrich schmunzelte. »Wenn das so ist … Na, dann komm mal mit.«

## 16. Kapitel

Es waren die aufregendsten Tage in Apollonias Leben. Ein wenig fühlte sie sich wieder wie damals, als ihr Vater ihr von der unglaublichen Welt und den schier unfassbaren Möglichkeiten der Wissenschaft erzählt hatte. Heinrich gestattete ihr, sich mit ihm in seinen Büros aufzuhalten! Er hatte zwei: Eines befand sich im Erdgeschoss ihres Wohnhauses in der Brückenstraße. In diesem Raum standen seine wissenschaftlichen Bücher, außerdem führte er an diesem Ort die meisten Korrespondenzen. Allerdings hielt er sich seltener dort auf als in seinem zweiten, wichtigeren Büro in der Hohen Straße.

Wenn Apollonia mit Heinrich das Fabrikgelände betrat, grüßte sie der Pförtner, Herr Simon, bald so selbstverständlich wie Heinrich. Dessen zweites Arbeitszimmer befand sich direkt neben dem Maschinenraum. Apollonia liebte diesen Ort: In den Regalen stapelten sich Heinrichs Berechnungen und Entwürfe zwischen praktischen Büchern über Dampf-, Röst- und Walzmaschinen, und auf dem einfach gehaltenen Schreibtisch, der nichts mit dem herrschaftlichen Sekretär in der Brückenstraße gemein hatte, standen Zirkel, Lineal und Bleistifte in allen möglichen Größen bereit. Das beste an diesem Raum war aber, dass nur eine Glastür entfernt die Schlosser, Mechaniker und Ingenieure an den Maschinen der Schokoladenfabrik arbeiteten. Gedämpft war stets ein Rumpeln, Rufen, Sägen, Hämmern und Zischen zu hören. Apollonia genoss jedes dieser Geräusche.

Sie durfte schräg hinter ihrem Mann sitzen, an seinem gewaltigen Schreibtisch, auf dem er Bücher, Zeitschriften, Zeichnungen, Vorlagen oder Maschinenmodelle ausbreitete, und ihm über die Schulter schauen. Am liebsten würde sie ihre Lesebrille aufsetzen und sich auch selbst tief über das Papier beugen. Manchmal klopfte es und Herr König trat ein, um mit Heinrich zu rechnen, zu planen und über das Material, die Mehrkosten und die mögliche Gewinnsteigerung durch den neuen Melangeur zu diskutieren. Begierig sog sie jedes Wort der Männer in sich auf. Zwar sah König immer wieder voller Verwunderung zu ihr hinüber, doch Heinrich ignorierte diese Blicke und schickte sie nicht hinaus. Er nahm sie sogar mit, wenn er gemeinsam mit Herrn König in den Maschinenraum hinüberging. Ihr wurde ein Stuhl am Rand zugewiesen, und sie versuchte ihre Neugierde zu zügeln, nicht aufzuspringen und zu den Männern zu treten, um jeden Handgriff, jedes Material, jede Schraube und jedes Werkzeug genau in Augenschein zu nehmen. Sie wusste, dass Heinrich ihr schon sehr viel mehr Einblick gewährte, als es üblich gewesen wäre.

Und sobald der Ingenieur sich verabschiedete, schaute ihr Mann ihr tief in die Augen. Mehrmals stellte sich Apollonia vor, Heinrich hier und jetzt zu lieben. Was für ein ungeheuerlicher, sündhafter Gedanke, schalt sie sich selbst.

Heinrich arbeitete unermüdlich an der Maschine. Und mit jedem weiteren Tag, den Apollonia an seiner Seite verbrachte, lernte sie so viel Neues. Häufig verpassten sie darüber sogar das Abendessen. Irgendwann hatten beide dann so trockene Augen, dass

sie sie schlossen, die Stirnen aneinander lehnten und stumm ihre neue Nähe genossen.

In den Nächten liebten sie einander mit einer solchen Leidenschaft, dass Apollonia danach überwältigt und verwirrt in Heinrichs Armen lag. *Es ist keine Sünde, wenn es dir gefällt*, hatte Anna Sophia gesagt. Apollonia presste die Nase an Heinrichs Schulter, um seinen Duft einzuatmen. Und während Heinrich sie aufs Haar küsste, wurde ihr bewusst, dass ihre Gefühle für ihn noch immer größer wurden. Dabei hatte sie schon jetzt das Gefühl, sie müsste platzen vor Glück.

»Apollonia?«, flüsterte Heinrich in der Dunkelheit.

»Ja?«

»Ich freue mich sehr, wenn du mit mir im Büro bist.«

»Und ich bin so glücklich darüber, dass du mich gern mitnimmst.« Sie kuschelte sich noch ein wenig enger an ihn.

»Du stellst unheimlich kluge Fragen. Ich habe noch nie erlebt, dass jemand so schnell lernt.«

Gut, dass er nicht sah, dass sie rot wurde und gleichzeitig stolz lächelte.

»Aber«, setzte Heinrich langsam hinzu, »wir sollten es nicht übertreiben …«

»Was meinst du?«, fragte sie und rückte ein kleines Stück von ihm weg.

»In so einer Fabrik gibt es schnell Gerede. Wir wollen ja nicht, dass jemand glaubt, du würdest die Führung unseres Haushalts vernachlässigen.«

Apollonia schluckte. »In unserem Haus ist doch alles in bester Ordnung …«

»Natürlich, Apollonia. Ich möchte dich keinesfalls kritisieren. Doch ich glaube, wir sollten vorsichtig sein. Und dein … großes Interesse … behalten wir vielleicht besser für uns.«

»Du meinst …?« Apollonia leckte sich nervös über die Lippen.

»Nikolaus hat mich angesprochen. Ihm ist zu Ohren gekommen, dass du mich häufig in meinem Arbeitszimmer besuchst, und er hält es für … unpassend.«

»Aber ich störe doch niemanden?«

»Nein, natürlich nicht!«, sagte Heinrich schnell. »Ich habe ihm gesagt, dass du mir hin und wieder etwas aus meinem Büro in der Brückenstraße vorbeibringst, das ich vergessen habe.«

Apollonia runzelte die Stirn. »Warum sagst du ihm nicht die Wahrheit?«

»Ich fürchte, Nikolaus würde es nicht verstehen. Und er hat auch jetzt schon die Sorge geäußert, dass unsere Ehe in einem … seltsamen Licht erscheinen könnte. Eine Frau gehört in der Regel nicht in eine Maschinenfabrik.«

»Möchtest du, dass ich dich nicht mehr besuche?« Apollonia spürte, wie ihr dieser Gedanke die Kehle zuschnürte.

»Doch, natürlich. Ich finde nur, wir sollten vorsichtig sein. Es ist unser kleines Geheimnis, ja?«, flüsterte Heinrich und küsste sie erneut aufs Haar.

Von nun an achtete Heinrich verstärkt darauf, Apollonia vor allem in den Nachmittags- und Abendstunden ins Büro mitzunehmen – zu Zeiten, in denen nur noch wenige Arbeiter sie sahen. Herrn König bat er um Verschwiegenheit, und wenn seine Brüder

sich ankündigten, schickte er sie rechtzeitig nach Hause.

Ihre Freude war zwar ein wenig getrübt, dennoch genoss sie weiterhin jede der lehrreichen Stunden in der Fabrik. Die Hochzeit zwischen Maria und Nikolaus kam Apollonia daher nicht gerade gelegen – auch wenn sie sich bei diesem Gedanken schrecklich egoistisch vorkam. Und dann lag bei den Feierlichkeiten auch noch diese seltsame Stimmung in der Luft. Während Maria den ganzen Tag zu strahlen schien, ging von Nikolaus eine Kühle aus, die sogar für seine Verhältnisse ungewöhnlich war. Das frisch vermählte Paar erinnerte an zwei Zuschauer völlig unterschiedlicher Theateraufführungen. Sie sah einen fröhlichen Schwank, er ein deprimierendes Drama. Einmal glaubte Apollonia sogar, einen Streit zwischen Nikolaus und seinem Vater zu beobachten. An dessen Hochzeit! Sofort spürte sie wieder diese Anspannung, die sie jedes Mal beschlich, wenn sich zwei Menschen stritten. Mit funkelnden Augen sahen sich die beiden an und zischten sich abwechselnd etwas zu, von dem Apollonia nur einzelne Worte verstand. Sie ahnte aber, dass es um den Eintritt der Söhne in die Firma ging. Sicher würde Nikolaus jetzt, da er verheiratet war, noch stärker darauf drängen. Das hatte ihr bereits Heinrich unter strengster Verschwiegenheit prophezeit. Und Apollonia verstand es gut. Die Söhne waren wirklich engagiert, arbeiteten unermüdlich und trieben die Firma maßgeblich voran. Dennoch zögerte Franz noch immer. Dass Nikolaus dieses heikle Thema ausgerechnet auf dieser Feier ansprach, erstaunte sie trotzdem.

»Nikolaus ist alles andere als glücklich, habe ich recht?«, fragte Wilhelmine mit gedämpfter Stimme. Dass Apollonia wieder mit den ungewöhnlichen Tanten ihres Mannes plaudern konnte, war für sie an diesem Tag ein großer Lichtblick.

Kurz spürte Apollonia den Drang, »Ach, alles gut« zu sagen und das *u* ganz lang zu ziehen, wie sie es gern tat, doch dann sah sie in Wilhelmines offenes Gesicht und seufzte ergeben. Vor ihr brauchte sie nicht so zu tun, als ob, entschied sie. »Leider ja. Er war sehr ungehalten, als Franz die Hochzeit beschlossen hat. Meine arme Schwester darf das nie erfahren. Sie wäre am Boden zerstört.«

Julie drehte ihr den Kopf zu und rieb sich die von ihren Ohrringen langgezogenen Ohrläppchen. »Glaub mir, es wird ihr nicht entgehen …«

»Apropos. Wie geht es denn unserer lieben Elise?«, fragte Wilhelmine ihre Schwester in besorgtem Tonfall.

»Beinahe unverändert. Erleichternd ist nur, dass August wieder häufiger außer Haus ist. Vielleicht hat er sich ja mit seinem Bruder versöhnt.«

»Ich fürchte, das hat er nicht«, murmelte Anna Sophia, die mit einem Mal hinter Wilhelmine stand und ihr die Hand auf die Schulter legte. Überrascht sahen die Frauen am Tisch sie an. Apollonia presste ihre Lippen aufeinander. Hoffentlich hatte Anna Sophia nicht gehört, was sie gerade über Nikolaus gesagt hatte …

»Wie meinst du das?«, fragte Wilhelmine.

»Er taucht immer häufiger vor unserem Haus auf. Mittlerweile weiß er, wo das Schlafzimmer ist. Er steht minutenlang davor und starrt die zugezogenen Vorhänge an. Langsam überlege ich, die Polizei zu informieren. Aber was soll ich ihnen sagen?«

Apollonia überlief ein Schauer. Sie dachte an den Mann mit dem strengen Scheitel, den sie vor dem Haus gesehen hatte, kurz bevor Anna Sophia ihr die Nachricht vom Tod ihres Onkels überbracht hatte. War dieser Mann Anna Sophias verhasster Schwager August gewesen, der so grob mit Tante Elise umging? Warum hatte sie ihn wohl heiraten müssen? Und wieso suchte er nun das Haus der Stollwercks auf? Apollonia verstand die Zusammenhänge nicht, doch an den plötzlich hasserfüllten Blicken der Frauen um sie herum erkannte sie, dass es eine mehr als verzwickte Lage sein musste.

»Keine Angst, Anna Sophia. Ich werde etwas unternehmen«, sagte Julie und nahm einen Schluck Champagner.

»Was willst du denn unternehmen?« Langsam blinzelnd sah Anna Sophia sie an.

»Vertrau mir.«

Wilhelmine seufzte. »Kannst du das gleiche mit Sibylles Mann machen? Victor Mertens kreuzt immer häufiger in Bonn auf, tobt, und will seine Frau wieder nach Hause holen. Nur, weil sie in letzter Zeit kränkelt, hat er ihr die Fahrt noch nicht zugemutet.«

Erschrocken sahen die Frauen nun die schöne Wilhelmine mit den dunklen Augenbrauen an. »Sibylle geht es nicht gut?«

»Sie hat furchtbare Angst um ihre Tochter, sie ist immer noch nicht wieder aufgetaucht. Aber ich denke, es ist mehr als das … Ach, lasst uns besser über etwas anderes sprechen, dieses Thema deprimiert mich. Apollonia, wie ist das Leben in der Familie Stollwerck?«

Mit offenem Lächeln sah Wilhelmine sie an. Nun drehten sich alle Köpfe in Apollonias Richtung, und die plötzliche Aufmerksamkeit überforderte sie ein wenig. »Es ist sehr … angenehm.«

»Was soll sie auch anderes sagen?« Julie zwinkerte.

»Ich lass euch besser wieder allein!« Anna Sophia lächelte und tätschelte liebevoll Apollonias Schulter, bevor sie sich entfernte und sich an den nächsten Tisch setzte.

»Apollonia, meine Liebe, du hast da … Darf ich?« Julie beugte sich zu ihr vor, fasste ihr vorsichtig an die Stelle knapp über dem Ohr – und zog einen kleinen Bleistift aus ihrer Frisur.

»Oh«, entfuhr es Apollonia. Schnell nahm sie ihn und verbarg ihn in ihrer Hand. »Den muss ich … vergessen haben.«

Sie spürte Hitze auf ihren Wangen. In den letzten Tagen war sie selten ohne Bleistift aus ihrem Zimmer gegangen. Schließlich konnte es schnell passieren, dass sie eine spannende Beobachtung machte oder eine wichtige Information aufschnappte, die sie sich notieren wollte. Am schnellsten hatte sie ihn zur Hand, wenn er in ihren Haaren steckte. Für die Hochzeit hatte sie ihn eigentlich aus ihrer Frisur nehmen wollen, doch offensichtlich hatte sie es vergessen.

»Mach dir keine Gedanken«, Julie gluckste vergnügt. »Du willst gar nicht wissen, was ich alles in meinen Haaren verberge.«

Apollonia lächelte dankbar über diese Bemerkung. Aber Wilhelmine blieb ganz ernst. Leise fragte sie Apollonia: »Schreibst du … manchmal Gedichte?«

Apollonia riss die Augen auf, lachte und schüttelte den Kopf. »Ich und Gedichte? Auf keinen Fall …«

Eigentlich durfte sie nun nicht weitersprechen. Schließlich hatte Heinrich sie erst heute Morgen wieder daran erinnert, dass möglichst niemand von ihrer Leidenschaft erfahren sollte. Doch sie genoss das Gespräch mit Julie und Wilhelmine sehr, also flüsterte sie dann doch so leise sie konnte: »Meine Leidenschaft gilt dem Maschinenbau.«

Wilhelmine zog überrascht die dicken Augenbrauen hoch. »Wie erstaunlich!«

Apollonia biss sich auf die Wangen. War es doch ein Fehler gewesen, ehrlich zu sein? Doch dann rief Wilhelmine: »Du musst unbedingt unseren Salon in Bonn besuchen! Du wirst nicht nur spannenden Persönlichkeiten begegnen, sondern uns auch sehr bereichern.«

»Euren Salon?«, fragte Apollonia. »Sprecht ihr dort etwa über Maschinenbau?«

Wilhelmine lachte. »Bisher noch nicht. Aber wir sind für alles offen! Erst letzte Woche war ein Korrespondent aus Spanien zu Gast und hat uns vom Putsch gegen Königin Isabella II. berichtet. Wusstet ihr, dass die Putschisten wegen der Thronnachfolge mit Preußen sprechen? Wenn das mal kein böses Blut mit Frankreich gibt …«

Apollonia hing an Wilhelmines Lippen. Von den Konflikten mit Paris hatte sie hin und wieder heimlich in der Zeitung gelesen: Frankreich hatte von Preußen territoriale Kompensation für das eigene Stillhalten während der preußischen Auseinandersetzung mit Österreich gefordert, doch die Verhandlungen waren gescheitert. Dass eine Frau von diesen Themen nun in der Öffentlichkeit sprach, beeindruckte Apollonia zutiefst. Sie öffnete den Mund, um zu fragen, warum Frankreich sich von den Verhandlungen mit Spanien wohl bedroht fühlte, doch da fuhr Wilhelmine schon fort: »Sicher werden unsere Gäste genauso deinen Studien über Schokoladenmaschinen lauschen, liebe Apollonia. Wirst du uns die Ehre erweisen?«

»Oh … aber … gerne!«, stammelte Apollonia.

Nach den Feierlichkeiten, als Apollonia und Heinrich schon lange im Bett lagen, wurden sie von den Geräuschen geweckt, die kleine Steinchen machten, wenn sie gegen Fensterglas schlugen.

Verwirrt setzten sie sich auf. Heinrich schlug die Bettdecke zurück, ging zum Fenster hinüber und zog die Vorhänge auf.

»Aber … das ist ja Maria«, murmelte er.

Sofort folgte Apollonia ihm und sah ebenfalls hinaus. Tatsächlich. Mit verschränkten Armen und blauen Lippen stand ihre Schwester unten auf der Straße. Ihre Augen waren groß, rot und verquollen.

»Oh nein … Sicher hat sie mal wieder Angst bekommen.«

Mit tiefer Denkerfalte sah Heinrich zu ihr hinüber, doch Apollonia konnte es ihm jetzt nicht erklären. Sie lief aus dem Zimmer und eilte zur Haustür hinunter.

Draußen schloss sie Maria fest in ihre Arme. Sofort schluchzte die kleine Schwester laut.

»Was ist passiert?«, flüsterte Apollonia. »Konntest du wieder nicht schlafen?«

»Das …«, Maria schluchzte, »… ist es nicht.«

»Komm erstmal rein, wir wärmen dich auf.«

»Aber ich kann doch nicht … nicht wenn … Heinrich dabei ist.« Immer wieder wurde Maria von ihren eigenen Schluchzern unterbrochen.

»Ich bitte ihn, schon mal zurück ins Bett zu gehen, ja?«

Und so saßen sie bald darauf zu zweit eng beieinander am Kamin, der noch ein wenig glühte. Apollonia sah Maria an und wartete.

»Ich weiß gar nicht, was ich … tun soll. Ich kann doch nicht … zu ihm zurück. Aber er ist … mein Mann. Es ist zu … spät, habe ich recht?«

»Maria, was hat er dir angetan?«

Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und atmete dann tief durch.

»Es ist unaussprechlich, Apollonia. Er sagte, das gehöre sich so. Alle Männer würden das von ihren Ehefrauen einfordern und ich müsse mich fügen. Aber … das kann Gott nicht gutheißen. Niemals. Dieser Mann kommt in die Hölle und ich mit ihm!«

Apollonia spürte ein beschämend heißes Brennen in ihrer Magengegend. In den letzten Tagen war sie so sehr in ihr eigenes Leben, ihre Maschine und die Arbeit mit Heinrich vertieft gewesen, dass sie gar nicht an ihre Schwester gedacht hatte. Anscheinend hatte Anna Sophia sie nicht wie Apollonia auf der Feier zur Seite genommen und vorgewarnt. Und ganz offensichtlich war Nikolaus nicht ansatzweise so vorsichtig und feinfühlig gewesen wie sein Bruder Heinrich. Natürlich nicht – das hätte sich Apollonia bei dem missmutigen Blick, den Nikolaus auf der Feier zur Schau trug, doch denken können. Sicherlich hatte er ihre arme Schwester mit all seiner Frustration und Gewalt aufs Bett gedrückt. Apollonia schloss unwillkürlich die Augen. Das wollte sie sich nicht vorstellen. Ihre kleine Schwester …

»Es ist meine Schuld, Maria«, sagte sie, und erst jetzt bemerkte sie, dass auch ihr selbst Tränen über die Wangen liefen. »Ich kann dir gar nicht sagen, wie leid es mir tut.« Sie schluchzte leise, ihre Lippen bebten.

Erstaunt sah Maria sie an. Sie hatte Apollonia nur selten weinen sehen. Das letzte Mal musste auf der Beerdigung ihrer Eltern gewesen sein. Maria rückte noch ein Stück näher an sie heran. »Was meinst du damit?«

»Er sagt die Wahrheit, Maria. Ich konnte es auch kaum glauben. Vor allem nicht, dass uns niemand vorwarnt. Es wird den Frauen jahrelang verschwiegen! Aber ich bin bereits verheiratet, ich wusste es und ich habe es versäumt, mit dir darüber zu sprechen.« Nun konnte sie sich nicht mehr im Zaum halten. Sie weinte immer heftiger.

»Aber …« Marias Schluchzer waren verklungen. Entgeistert starrte sie ihre große Schwester an. »Es tut fürchterlich weh«, sagte sie tonlos. »Es ist schrecklich demütigend und entwürdigend. Dafür gibt es keine Worte, für dieses … Gefühl. Ich bin innen taub und leer.«

Apollonia nahm Maria fest in den Arm. »Nikolaus hätte das nicht tun dürfen«, flüsterte sie.

»Du sagtest doch, er hatte recht.«

»Er hat nicht gelogen. Aber er hätte dich nicht zwingen dürfen. Es muss nicht weh tun. Wenn du es auch willst, kann es sogar schön sein.«

»Er hat nicht gelogen …?«, fragte Maria fassungslos. »Er darf das?«

»Er hat das Recht dazu, deine ehelichen Pflichten einzufordern, damit ihr Kinder bekommt, ja. Aber du kannst ihn an Moral und Respekt erinnern. Beides muss man doch auch von einem Mann einfordern können!«

Maria sagte nichts, sie erwiderte nur Apollonias Umarmung. Und für eine Weile saßen sie einfach so da. Bis sie heftig zusammenzuckten, weil eine dunkle Silhouette mit hohem Kragen und Hut am Fenster auftauchte. Apollonia wusste sofort, wer es war. Maria hob ihren schweren Kopf von Apollonias Schulter und stand langsam auf.

»Du musst nicht mit ihm gehen«, sagte Apollonia entschlossen.

»Natürlich muss ich«, sagte Maria. »Er ist mein Mann.«

Und dann verließ sie ohne ein weiteres Wort den Raum. Apollonia wartete einen Moment, bis sie hinter dem Fenster sah, wie Maria bei Nikolaus ankam. Er nahm ihre Hand, und entschiedenen Schrittes führte er sie die Straße hinunter in Richtung Bayenstraße. Von nun an würde das frisch getraute Ehepaar im früheren Wohnhaus der Stollwercks wohnen, im Schatten der verfallenden Königshalle. Nur wenige Schritte von Marias altem Zuhause entfernt – und zugleich Welten von ihrem alten Leben.

Walter Mertens legte den Kopf in den Nacken. Schon seltsam, überlegte er. Seitdem er denken konnte, ragte der mittelalterliche Dombaukran an dieser Stelle in den Himmel. Walter hasste ihn vor allem, wenn es stürmte. Denn dann drehte sich sein langer Arm knarzend und ächzend über den Dächern der Stadt, als wollte er die Kölner ermahnen. Walter hatte oft voller Angst und Abscheu hinauf gestarrt und an den schimpfenden Zeigefinger seines Vaters gedacht. Doch glücklicherweise hatten diese Zeiten nun ein Ende. Schon vor Tagen hatten die Handwerker begonnen, den Kran Stein für Stein abzutragen. Es war still geworden über der Baustelle des Doms. Walter und Julius beobachteten gemeinsam mit der halben Stadt, wie das allerletzte Holzteil an dicken Seilen vom Südturm herabgelassen wurde. Immer näher kam es auf ihre Köpfe zu.

»Warum hast du das getan, Julius?«, fragte Walter. Er wollte nicht, dass seine Stimme so beleidigt klang wie die eines Kindes. Doch er konnte sich kaum beherrschen, so enttäuscht war er von seinem ach so perfekten Bruder. »Es war *meine* Idee. Und dann gehst du ohne mich zu Vater?«

Er sah Julius nicht an. Den Blick heftete er weiter an die Überreste des Krans, die da durch die Luft ruckten. Er wusste auch so, dass sein Bruder sicherlich süffisant lächelte und den Hut lupfte, um sich darunter zu kratzen.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst, Walter.« Er klang höhnisch. Wie konnte er nur?

»Hast du Vater wenigstens gesagt, dass ich auf die Idee gekommen bin, die Stollwerck-Tochter auszuhorchen?«

Nun schwieg Julius. Sicherlich hatte er es mit keiner Silbe erwähnt.

»Vater ist ganz euphorisch. Erst hat er über Stollwercks neuen Briefkopf geschimpft.

*Dampfschokoladen- und Zuckerwarenfabrik* steht wohl darauf. Großspurig, sagt Vater. Dazu Kokospalmen und Zuckerrohr – was soll das bitte mit Stollwerck zu tun haben? Rein gar nichts, sagt Vater.«

»Sicher geht es ihnen darum, die Exotik ihrer Schokolade zu betonen«, wandte Julius ein.

»Und wenn schon! Völlig überladen, sagt Vater. Man sieht Köln mit der Eisenbahnbrücke, allerlei Maschinen und dazwischen seltsame Pflanzen! Das ergibt doch überhaupt keinen Sinn.«

»Was möchtest du mir denn eigentlich erzählen, Walter?« Amüsiert sah er ihn von der Seite an. Er machte sich mal wieder über ihn lustig!

»Vater meinte, er habe sicher zum letzten Mal ein ablehnendes Schreiben von Stollwerck bekommen. Mit den neuen Informationen sei er ihm nun weit voraus und könne ihn vielleicht sogar dazu bringen, Zucker bei ihm zu beziehen. Du warst bei ihm, hab ich recht? Du hast dieses Mädchen über die Firma ausgefragt und dann alles Vater erzählt!«

Endlich sah Julius ihn an. »Ich spreche doch nicht hinter deinem Rücken mit ihm. Und wenn, dann würde ich es so anstellen, dass du davon nichts merkst.« Ein freches Grinsen überzog sein Gesicht.

Wie Walter seinen Bruder in diesem Moment hasste! Er sollte sich hüten, ihn und seine Raffinesse zu unterschätzen …

Julius klopfte ihm auf die Schulter. »Ich mach doch nur Scherze, kleiner Bruder. Du hättest dein Gesicht sehen sollen!«

Walter atmete tief durch. Und Julius lächelte jetzt beinahe freundlich. »Natürlich habe ich Vater gesagt, dass es deine Idee war.« Er sah wieder zum Holzteil hinüber. Es war beinahe am Boden angekommen.

»Wirklich?« Walter legte den Kopf schief.

»Selbstverständlich.« Kurz schielte Julius noch einmal zu ihm hinüber. »Und er ist mächtig stolz auf dich.«

Julius sagte es ganz leise, doch Walter hörte jedes Wort. Und ganz zaghaft keimte ein kleines Glücksgefühl in ihm auf.

# Teil 3

1869–1871

## 17. Kapitel

Nikolaus konnte kaum ertragen, wie sehr Peter strahlte. Mit gestrafften Schultern und zwei Lederkoffern trat er ins Foyer ihres Elternhauses und erweckte dabei den Eindruck, als gäbe es nichts Schöneres als die riesigen Blumenkübel rechts und links der Tür, den weichen Teppich unter seinen Füßen, die breite Treppe mit dem reich verzierten Holzgeländer und den großen Familienporträts.

Fast ein halbes Jahr war Peter nicht zu Hause gewesen, mal abgesehen von seinem kurzen Besuch zu Nikolaus' Hochzeit – dennoch spürte Nikolaus, der gerade die Treppe heruntergekommen war und nun unschlüssig mitten im Foyer stehen blieb, eine große Distanz zwischen ihm und dem jüngeren Bruder.

Peter schien davon nichts zu merken. »Nikolaus, altes Haus!«, reimte er lachend.

»Guten Tag«, sagte Nikolaus steif.

Zum Glück streckte da Elisabeth den Kopf aus Vaters Büro und übernahm die freudige Begrüßung, die Peter ganz offensichtlich erwartete.

»Mein lieber Bruder!« Ihre dunklen Haare waren hochgesteckt, ihre Wangen schimmerten rosig, und ihr Mund entblößte eine Reihe gerader, weißer Zähne. Sie rannte auf ihn zu und nahm seine Hände in ihre. »Ich habe dich so vermisst! Wir alle haben das! Wie ist es dir ergangen? Wie ist Hamburg? Wie geht es deiner Verlobten? Agnes, habe ich recht? Wann lernen wir sie endlich kennen? Ich platze vor Neugier!«

»Elise!« Peter lachte erneut. »Lass mich erst mal ankommen, Kleines!«

Elisabeth war vor wenigen Wochen 20 Jahre alt geworden und erklärte Nikolaus gern, dass sie nicht mehr *Kleines* genannt werden wollte, doch für Peter galt das anscheinend nicht. Er nahm die zwei Lederkoffer wieder auf. Nikolaus wollte ihm einen abnehmen, doch schon kam der Diener ihnen zur Hilfe. Wie schaffte er es nur, ständig zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein?

»Wir hatten gehofft, dass du bald kommst. Wieso hast du denn nicht geschrieben?«, fragte Elisabeth.

»Nach deinem letzten Brief habe ich natürlich sofort alles stehen und liegen gelassen. Ich konnte es gar nicht glauben. Wie kam es denn bitte dazu?«, erwiderte Peter.

Nikolaus schluckte und verschränkte die Arme. Was sollte er dazu auch sagen?

Elisabeth öffnete den Mund und suchte wohl angestrengt nach den richtigen Worten, doch da schwang die Haustür hinter Peter erneut auf. Beide sahen dem Eintretenden entgegen: Mit überraschtem Gesicht blieb Heinrich vor ihnen stehen.

»Na, was hab ich gesagt?!«, brummte Nikolaus als Begrüßung in Heinrichs Richtung. »Da ist er schon …«

Heinrich breitete die Arme aus und umarmte Peter kurz, aber herzlich. »Schön, dass du da bist. Du hättest schreiben sollen, dass du kommst. Mutter hätte ein Festessen veranstaltet.«

Peter winkte ab. »Ach, all diese Mühen – genau das wollte ich vermeiden!«

»Papperlapapp!«, rief Elisabeth. »Du hast nichts Geringeres verdient. Ich sage Mama

und der Köchin schnell Bescheid. Minna kann sicher spontan etwas zaubern.«

»Elise ist unerbittlich!« Peter legte theatralisch den Kopf in den Nacken, und schon wuselte Elisabeth davon. Gedämpft hörte Nikolaus, dass sie den Dienstmädchen, ja sogar der Klavierlehrerin zurief, dass Peter wieder da war.

»Ich wollte doch einfach so tun, als wäre ich nie weg gewesen. Was sind schon sechs Monate? Außerdem war ich doch erst zur großen Hochzeitsfeier hier. Nikolaus, du alter Schwerenöter, wie ist das Leben als braver Ehemann?«

Bei diesen Worten verschlechterte sich Nikolaus' ohnehin schon düstere Stimmung weiter. Die Hände schob er tief in die Westentaschen.

»Mir geht es ausgezeichnet«, presste er hervor. »Wie geht es dir? Und deiner Verlobten?«

Kurz runzelte Peter die Stirn. Er blinzelte, dann antwortete er genauso fröhlich wie zuvor: »Agnes und ich sind überglücklich. Wisst ihr, sie ist wirklich eine Wucht. Ich bin sicher, ihr werdet von ihr begeistert sein. Und ich hoffe, sie wird sich auch mit Maria und Apollonia gut verstehen.«

»Ich nehme an, Elisabeth hat dir geschrieben?«, fragte Heinrich in sachlichem Ton.

»Das hat sie. Ich habe den Brief dreimal gelesen und konnte es immer noch nicht glauben. Ich bin schon am nächsten Tag aufgebrochen. Wie habt ihr denn den alten Stinkstiefel dazu gekriegt?«

In diesem Moment trat Vater aus seinem Büro. »Alter Stinkstiefel?«, rief er und zog die Augenbrauen hoch. »Da sprecht ihr wohl von mir!« Er röchelte ein vergnügtes Lachen, trat dann auf Peter zu und klopfte ihm auf die Schulter. »Schön dich zu sehen, mein Sohn. Na, wenn wir schon alle hier beisammen sind, können wir doch gleich beginnen. Dann kommt mal mit.«

Grimmig beobachtete Nikolaus seinen Bruder. Wie glücklich Peter noch immer grinste! Er betrachtete die vor ihnen ausgebreiteten Papiere, als wären sie ein köstliches Buffet! Aber wer könnte es ihm auch verdenken?, schalt sich Nikolaus selbst. Peter musste schließlich annehmen, sie würden nun endlich bekommen, worauf sie schon so lange gehofft hatten.

Vater saß auf der einen Seite seines Sekretärs, die drei Söhne auf der anderen. Vor Kopf hatte der Notar Platz genommen, nach dem Franz hatte schicken lassen, ein alter Herr mit grauem Schnauzer und zittrigen Fingern.

»Meine lieben Söhne«, setzte Franz an. Er stützte die Ellenbogen auf den Sekretär und legte die Fingerspitzen aneinander. »Ich weiß, ihr hofft schon lange auf diesen Schritt. Ihr seid junge, wissenshungrige Männer voller Tatendrang. Darauf war ich immer stolz. Eure Ausbildung und weitere Entwicklung wollte ich keinesfalls verkürzen, daher habe ich noch auf den richtigen Moment gewartet. Aber ich denke, nun können wir voranschreiten. Ihr habt euch prächtig entwickelt. Zwei von euch sind verheiratet, Peter verlobt. Nikolaus und Heinrich werden in diesem Jahr beide Vater …«

Überrascht drehte sich Peter um. »Nikolaus, du auch?!«, rief er aus.

Nikolaus zwang sich zu einem höflichen Nicken. »So ist es«, brummte er.

»Herzlichen Glückwunsch, Bruder«, sagte Peter und klopfte ihm auf die Schulter.

»Ich denke, ihr seid soweit. Außerdem möchte ich natürlich auch nicht verschweigen, dass ihr vehemente Fürsprecherinnen hattet.« Franz lachte leise auf. »Eure Mutter und eure Schwester Elisabeth haben mir in letzter Zeit unablässig in den Ohren gelegen. Damit ich also meine Ruhe habe –«, er zwinkerte, »und, weil ihr nichts weniger als das verdient, möchte ich euch die Teilhabe an der Firma Franz Stollwerck anbieten. Ihr neuer Name wird lauten: *Franz Stollwerck & Söhne*.«

Peter klatschte einmal in die Hände. »Wunderbar!«, rief er und sah Nikolaus erwartungsvoll an. Er wusste schließlich, dass Nikolaus als Ältestem als Erstes das Wort zustand. Doch Nikolaus biss die Zähne zusammen. Irritiert runzelte Peter die Stirn und schaute hinüber zu Heinrich. Auch der schwieg. Seine Hände lagen flach auf den Knien, fast sah er so aus, als wäre er auf dem Sprung und wollte gleich in seine Maschinenfabrik zurückkehren.

Schließlich ergriff Peter doch als Erster das Wort: »Mein lieber Vater, ich bin überwältigt. Was für ein Grund, die Heimreise von Hamburg anzutreten. Hier anzukommen und diese Papiere vorzufinden, ist alles, was ich mir wünschen konnte. Ich glaube, ich kann für uns drei sagen, dass dieser Vertrauensbeweis uns alles bedeutet. Wir werden in der neuen Position stets voller Umsicht handeln und …«

Nikolaus konnte das nicht länger ertragen. Er räusperte sich, und sofort hielt Peter inne. »Schau erst mal in die Verträge, Peter«, knurrte er.

»Dein Bruder hat natürlich recht. Guckt euch alles in Ruhe an. Nikolaus und Heinrich haben die Entwürfe ja bereits gesehen, aber ein zweiter Blick kann nie schaden.«

»Sogar Elisabeth war enttäuscht, Papa«, sagte Nikolaus in schneidendem Tonfall. »Aber du hast keine Zeile geändert, hab ich recht?«

Franz rieb sich das Kinn und deutete wieder auf die Papiere.

Langsam griff Peter danach, begann zu lesen, und allmählich verschwand das Lächeln gänzlich aus seinem Gesicht.

»Aber … Papa«, flüsterte er, ohne aufzusehen.

Und jetzt tat er Nikolaus ein bisschen leid. Voller Vorfreude war er nach Hause gekommen, um nun diesen Vertrag vorgesetzt zu bekommen: Franz würde seine Söhne mit jeweils zehn Prozent am Unternehmensgewinn beteiligen, den er mit 3000 Talern garantierte. Allerdings mussten sie diesen Gewinn in der Unternehmenskasse belassen. Als Gehalt wollte er ihnen auf Raten verteilt 1500 Taler jährlich bezahlen, während 70 Prozent des Gewinns Franz zustanden. Umfassende Entscheidungsbefugnisse sollten ebenfalls bei ihm bleiben. Die Söhne durften nicht einmal über eine Vergabe von Krediten über 100 Taler allein entscheiden. Die Brustbonbons wollte er weiterhin allein unter seinem Namen verkaufen, den Söhnen war es dennoch versagt, zusätzlich ein weiteres Unternehmen zu betreiben. Was Nikolaus am meisten schockiert hatte: Im Fall von Auseinandersetzungen durfte Franz zwei Schlichter benennen, die Söhne gemeinsam aber nur einen. Egal, worüber sie sich uneinig wären – Franz würde immer derjenige sein, der am Ende entschied.

Mit offenem Mund sah Peter nun vom Vertrag auf. »Vater, das ist gar keine echte

Teilhabe.«

Außenstehende wie der Notar würden es wohl kaum merken, doch Nikolaus sah, dass sich Vaters Gesichtsausdruck verhärtete.

»Du machst unsere Selbstständigkeit durch allerlei Klauseln unmöglich …«

Starr schaute Franz an Peter vorbei. »Nun, verwehrt ihr euch also gegen *Stollwerck & Söhne*?«, fragte er leise.

Nikolaus sah erst zu Peter hinüber, der noch immer mit offenem Mund dasaß, dann zu Heinrich, dessen Augen nachdenklich zusammengekniffen waren.

In diesem Moment klopfte es an der Tür.

»Carl, nicht klopfen!«, rief im Flur Ludwig in seinem unverwechselbar vornehmen Singsang. Er war erst 12 Jahre alt, doch wenn man sich kurz mit ihm unterhielt, konnte man meinen, er sei erwachsener als die vier Stollwercks in diesem Büro und der Notar zusammen.

»Vater und unsere Brüder haben einen wichtigen Termin, wir dürfen sie jetzt keinesfalls stören«, flüsterte Ludwig dumpf. Peter konnte sich genau vorstellen, wie er den zwei Jahre jüngeren Carl von der Tür wegführte und ihm in ernsthaftem Ton erklärte, dass man nicht jederzeit an jede Tür klopfen durfte. Ludwig war stets darauf bedacht, das Richtige zu tun und jedem Streit in der Familie vorzubeugen. Aber in diesem Moment hätte es ihnen allen wahrscheinlich gutgetan, wenn Carl und Ludwig hereingekommen wären. Am besten noch mit der fünfjährigen, blond gelockten Therese im Schlepptau, die zwar selten sprach, aber alles mit großen Augen beobachtete …

Was würde passieren, wenn die Söhne nun ablehnten? Vater wäre zutiefst enttäuscht. Sie würden sich mit ihm überwerfen – und das konnten sie ihrer Mutter nicht antun. Sicher würde sie wieder beginnen zu schlafwandeln und seltsame Dinge zu träumen. Und wie sehr ein solcher Familienstreit der kranken Schwester Cartharina schaden würde! Auch Elisabeth und die Kleinen würden sicherlich leiden.

Nikolaus spürte, wie mittlerweile alle ihn ansahen. Natürlich war es an ihm, für die Brüder zu entscheiden. Er fuhr sich mit Daumen und Zeigefinger über seinen Schnäuzer und sagte dann leise: »Wir unterschreiben. Um des lieben Friedens Willen.«



»Cartharina, Cartharina!«, rief Carl und stürmte ohne anzuklopfen ins Klavierzimmer. Apollonia fuhr herum und sah dem kleinen Wirbelwind entgegen, der auf ihre Schwägerin zustürzte. Der Zehnjährige hatte ein rundes Gesicht und ein liebevolles Grinsen, das bei ihm immer hoch unter die Nase rutschte.

Cartharina lachte. »Was ist denn los?«

Kurz vor Cartharina stoppte er, stützte die Händen auf die Knie und keuchte. »Peter ist wieder da! Gehen wir mit ihm in den Eiser’schen Saal? Bitte, bitte, bitte!«

»Peter ist wieder da?« Cartharina sprang auf.

»Wie schön«, sagte auch Apollonia und folgte ihrer Schwägerin und ihrem kleinen Schwager hinaus ins Foyer. Peter war – mal abgesehen von Carl – der Lustigste und Fröhlichste der Stollwercks. Seine Anwesenheit würde bestimmt umgehend Schwung in

dieses Haus bringen.

Doch als sie ihn gemeinsam mit Nikolaus und Heinrich im Foyer stehen sah, spürte sie sofort, dass die Ankunft nicht positiv verlaufen sein konnte. Sie alle schauten furchtbar ernst drein. Erst, als Peter Carl sah, hellte sich sein Gesicht auf.

»Na, wen haben wir denn da?«, rief er.

Eigentlich war Carl dafür schon zu alt, doch er genoss es sichtlich, dass Peter ihn trotzdem hochhob und ihn einmal um seine Achse wirbelte.

»Gehst du heute mit Heinrich in den Eiser'schen Saal?«, bettelte Carl.

»Was sollen wir denn dort?«, wollte Peter wissen.

Statt zu antworten, fragte Carl seinen Bruder Heinrich: »Nehmt ihr mich auch mit? Bitte, bitte, bitte!«

»Aber Carl, wir können uns dort doch überhaupt nicht mit dir beschäftigen …«, wandte Heinrich ein.

»Ich habe Cartharina gefragt! Sie passt gern auf mich auf, ich bin nämlich ihr Lieblingsbruder, wusstet ihr das schon?«

Apollonia und Cartharina sahen sich überrascht an und lachten.

Peter wuschelte Carl durch die Haare. »Das ist überhaupt nicht möglich«, erklärte er. »Cartharinas absoluter Lieblingsbruder bin immer noch ich!«

Mit diesen Worten lief er auf Cartharina zu und nahm sie in den Arm. »Wie schön, dich zu sehen, Schwesterherz«, sagte er. Anschließend deutete er vor Apollonia eine Verbeugung an und lächelte warmherzig.

»Sei dir da mal nicht so sicher!« Carl grinste. »Wer nie da ist, wird schnell vom Thron gestoßen!«

Cartharina verschränkte die Arme und schüttelte den Kopf. Gleichzeitig drehte sich Peter wieder zu dem Jungen um.

»So klein und schon so ein vorlautes Mundwerk«, rief er und begann, Carl durchzukitzeln. Carl quietschte vor Vergnügen, doch plötzlich hielt er inne. Hinter ihnen trat Franz mit einem fremden Mann, wahrscheinlich dem Notar, von dem Heinrich erzählt hatte, aus dem Büro. Seine zuckenden Mundwinkel verrieten, dass er gern laut mitgelacht hätte. »Wie schön, dass die Laune wieder steigt«, sagte er und zwinkerte, doch seine Stimme klang traurig. Dann wandte er sich an den Fremden. »Ich begleite Sie noch nach draußen.«

Und auch, als die beiden Männer außer Hörweite waren, sahen die Geschwister und Apollonia schweigend auf ihre Füße. Irgendwann verabschiedete sich auch Nikolaus brummend von ihnen, und etwas ratlos sah Apollonia ihm hinterher.

Apollonia und Heinrich liefen vorneweg in Richtung des Eiser'schen Ballsaals; Peter, Carl und Cartharina folgten ihnen.

Apollonia hatte so gern mitkommen wollen. Zwar fanden Heinrich und Peter, dass es für eine Dame eigentlich unpassend war, sich in ihrem Zustand in der Öffentlichkeit zu zeigen. Doch Apollonias Körper hatte sich im Vergleich zu dem ihrer Schwester Maria nur wenig verändert. Während Maria auf Geheiß von Doktor Baader das Bett hüten

musste und sich fürchterlich für ihre wachsende Körpermitte schämte, hatte Apollonia nur ein unscheinbares Bäuchlein bekommen, obwohl ihre Schwangerschaft schon weiter vorangeschritten war als die der Schwester. Die Übelkeit, die sie am Anfang ihrer Schwangerschaft häufiger ereilt hatte, war verschwunden. Zwar fühlte sich ihr Körper durchaus ein wenig fremd an, doch sämtliche Familienmitglieder zeigten sich immer wieder überrascht darüber, dass man ihr die Schwangerschaft kaum ansah. Um dies noch zu verstärken, trug sie seit Wochen weite Kleider, Mäntel und Tücher, damit niemand auf die Idee kam, sie dürfte wie Maria das Haus – oder gar das Bett! – nicht mehr verlassen. In die Fabrik nahm Heinrich sie schon seit drei Monaten nicht mehr mit, doch ein wenig Zerstreuung im Eiser'schen Ballsaal konnte nicht schaden, fand sie.

Auch Cartharina beschwor ihre Brüder. »Wer soll denn darauf achten?«, rief sie. »Auch wenn ihr das gern hättet: Es ist ja nicht so, als würden wir zu den edelsten Kreisen der Stadt zählen! Wer uns kennt, wird sich darüber überhaupt keine Gedanken machen!«

Peter nickte, doch Heinrich sah Apollonia weiterhin besorgt an, bis Peter »Du alter Bedenkenträger« rief und ihn vor sich her schob.

»Habt ihr unterschrieben?«, fragte Apollonia Heinrich nun leise, während sie neben ihm her spazierte.

Heinrich hatte sich angewöhnt, beim gemeinsamen Abendessen mit ihr über die Firma zu sprechen. Anfangs glaubte sie, er täte das nur, da die Fabrik und ihre Maschinen seine große Leidenschaft wären und er über nichts lieber spräche. Doch bald wuchs in ihr die Hoffnung, dass er es tatsächlich genoss, wenn sie ihm zuhörte, hier und da eine Frage stellte und zaghaft ihre Meinungen anbrachte.

Auch von dem Vertragsentwurf seines Vaters hatte er ihr erzählt, und sie hatte seine Enttäuschung so gut nachempfinden können.

Heinrich schnaubte nun leise. »Fortan heißt es *Stollwerck & Söhne*.« Seine Unzufriedenheit schwang in jedem seiner Worte mit.

»Er hat nichts am Vertrag geändert?«

Heinrich schüttelte mit dem Kopf.

»Was ist nur mit ihm los?«, murmelte Apollonia. »Er ist doch so stolz auf euch und eure Fähigkeiten, und dennoch kann er nicht loslassen …«

»Ich frage mich, ob es etwas mit diesem einen Vorfall zu tun hat, vor vielen Jahren in der Fabrik …«

Apollonia runzelte die Stirn. »Was meinst du?«

»Ach«, schnell winkte er ab. »Ist nicht so wichtig.«

Einen Moment lang liefen sie schweigend weiter, dann sagte er: »Vor kurzem ist Koloman Witt gestorben. Kennst du den Buckligen, der einmal Vaters Freund gewesen ist und ihn dann verraten hat?«

Apollonia schüttelte den Kopf. »Ich glaube, ich habe ihn nie getroffen.«

»Seine Osteoporose hat ihn letzte Woche dahingerafft. Vater würde es nie zugeben, aber ich glaube, er hat bis zuletzt gehofft, dass sie sich eines Tages wieder versöhnen würden. Diese Chance ist nun vertan.«

»Das ist schrecklich.« Apollonia seufzte.

»Vielleicht hat es ihn daran erinnert, dass man nie vorsichtig genug sein kann.«

Erstaunt drehte Apollonia den Kopf. Eine solche Theorie aus dem Mund ihres Mannes, der sich sonst einzig mit seinen Maschinen und Rechnungen beschäftigte, war mehr als erstaunlich. »Wie kommst du darauf?«

Heinrich zog die Schultern hoch. »Ehrlich gesagt … habe ich mit Mama darüber gesprochen.«

Jetzt musste Apollonia schmunzeln. »Natürlich.« Sie unterdrückte ein Kichern.

»Sie hat angedeutet, dass sie sich mit Vater über diesen Vertrag gestritten hat.«

Apollonia klappte der Mund auf. »Tatsächlich?«

»Wusstest du, dass sie früher viel mehr in die Firma eingebunden war? Als ich noch ein Kind war, war sie für die Bonbonsparte verantwortlich. Allerdings war sie mit der Familie und der Firma gleichzeitig einfach überlastet. Damals ging es ihr nicht gut, sie hat schlecht geschlafen, ist häufig geschlafwandelt … Vater hat sie überzeugen können, kürzer zu treten, indem er versprach, uns Söhne bald mehr einzubeziehen.«

Apollonia atmete hörbar aus und schüttelte den Kopf. »Das hat noch nicht so gut funktioniert …«

»Als sie jetzt den Vertrag gelesen hat …«

»Hat Franz ihn ihr etwa gezeigt?«

Heinrich verzog den Mund. »Nein, das war Elisabeth. Jedenfalls war sie entsetzt, konnte Vater aber nicht umstimmen. Sie sagt, manchmal erkennt sie ihn kaum wieder. Er würde … etwas wunderlich.«

»Wunderlich?« Apollonia zog die Augenbrauen hoch.

»Ah, wir sind da!« Heinrich deutete auf die reich verzierte Eiser’sche Holztür.

»Verrätst du mir nun, was wir hier tun?«, rief Peter hinter ihnen.

Heinrich drehte sich um. »Bedaure, großer Bruder. Du musst es dir schon selbst ansehen.« Dann öffnete er den anderen die Tür.

Sie liefen durch einen kurzen Flur und betraten schließlich den großen Saal mit der hohen Decke, den eleganten Säulen und leicht verblichenen Tapeten. Schon auf den ersten Blick war klar, dass in diesem Saal schon länger kein Tanzbein mehr geschwungen wurde. Stattdessen waren ringsherum Bänke aufgestellt worden, auf denen sich Apollonia nun mit Cartharina und Carl niederließ, um die Männer zu beobachten. An jeder Säule lehnte eines der neumodischen Reifräder, die manche auch Schnellfüßler nannten. Der vordere Reifen reichte Heinrich bis zur Brust, der hintere gerade mal bis zum Schienbein. Am großen Rad waren Pedale und ein Lenker angebracht.

Von ihrem Zuschauerplatz aus sah Apollonia, dass Peter lachend in die Hände klatschte.

»Fahren wir heute damit?«, rief er.

»Wir lernen es«, erklärte Heinrich. »In der vergangenen Woche habe ich bereits eine Stunde mit Nikolaus besucht, aber er hält nicht viel von dieser Art der Fortbewegung.«

»Sicher nur, weil er immer wieder hingefallen ist«, rief Carl zu ihnen hinüber.

»Sei nicht respektlos, Carl!«, mahnte ihn Cartharina.

»Dabei bin ich überzeugt, dass er recht hat«, wisperte Apollonia ihrer Schwägerin zu und zwinkerte.

»Herzlich willkommen, die Herren Stollwerck!«, rief ein junger Mann, der nun in die Mitte des Saals trat. Der Fremde drehte sich langsam im Kreis und sah auch die anderen fünf Männer, die heute in den Ballsaal gekommen waren, nacheinander an. Alle Anwesenden wirkten jung und sportlich. Außerdem schienen sie aus gutem Hause zu kommen. Sie trugen Hut und Frack. Manche von ihnen hatten ebenfalls Zuschauer mitgebracht: andere Frauen oder Kinder, die am Rand saßen. »Mein Name ist Menke und ich stehe Ihnen heute als Lehrer zur Verfügung. Wählen Sie sich ein Velocipede!«

»Was hat er gesagt?«, flüsterte Cartharina ihr zu.

»Er meint die Tretwagen«, antwortete Apollonia.

»Wie heißen die denn nun eigentlich?«

Apollonia zuckte mit den Schultern.

Nun trat Peter auf das Rad zu, das ihm am nächsten stand, und griff nach dem Lenker. Es brauchte einen zweiten Ruck – scheinbar war es schwerer als gedacht – um es von der Säule zu lösen und ein Stück in die Mitte zu schieben.

Einer der Männer neben ihnen nahm plötzlich Anlauf, sprang hoch und grätschte auf den Sattel. Sein Reifen schlingerte gefährlich, er schwankte, doch dann fasste er den Lenker, trat in die Pedale und fuhr los. Cartharina neben ihr schlug sich erschrocken die Hand vor den Mund.

»Das sieht nicht gerade ungefährlich aus«, murmelte Apollonia, während sie den Mann beobachtete, der mit stolzem Lächeln eine Runde nach der anderen drehte und dabei wieder und wieder an ihnen vorbeikam. »Ich habe von den Hochrädern gelesen«, fuhr sie fort, ohne den Blick von dem waghalsigen Mann mit den Sommersprossen und den Locken abzuwenden.

»Ich habe nichts anderes erwartet«, gab Cartharina zurück und Apollonia ignorierte die Belustigung in ihrer Stimme.

»Sie kommen aus Paris und verfügen über einen schmiedeeisernen Rahmen.«

»So, so«, murmelte Cartharina.

»Am Hinterrad befindet sich eine Schleifbremse, die per Bremsschnur betätigt werden kann. Sie ist am drehbar gelagerten Lenker angebracht.«

»Ah«, machte Cartharina.

»Die Laufmaschinen waren ja schon schwer, aber diese Geräte wiegen 40 Kilogramm!«

»Oh, der da fährt aber schon gut!«, rief der kleine Carl dazwischen und zeigte auf den Mann.

»Man sagt nicht *der da*«, fuhr ihn Cartharina an. »Besser: *dieser Herr dort*.«

Apollonia sah kurz zu ihrer Schwägerin hinüber. In so scharfem Ton sprach sie selten mit Carl. Ging es ihr wieder mal nicht gut? Den Rücken hatte sie gerade durchgedrückt und ihre Hände griffen so fest in den Stoff ihres Rocks, dass die Knöchel bleich

hervortraten. Doch gemäß ihrer stummen Übereinkunft erkundigte sich Apollonia nicht nach Cartharinas Befinden. Sie hoffte, die Schwägerin würde ihr stattdessen ein deutliches Zeichen geben, wenn sie etwas bräuchte. Während sie Heinrich und Peter bei ihren Versuchen beobachtete, auf die großen Räder zu steigen, sprach sie weiter über technische Details. Heinrich fasste zuerst nach dem Lenker, stellte einen Fuß auf einen kleinen Tritt am Rahmen und schob sich mit dem anderen vorwärts. Beim ersten Versuch verlor er noch das Gleichgewicht und landete auf dem zweiten, freien Fuß am Boden. Doch schon beim zweiten setzte er eben diesen Fuß auf ein Pedal und schwang sich nach vorn auf den hohen Sitz.

»Das ging ja schon viel schneller als beim letzten Mal!«, rief Carl und zeigte auf seinen Bruder.

»Nicht so laut, Carl«, wies Cartharina ihn zurecht. Noch einmal schaute Apollonia zu ihr hinüber. Wen starrte sie denn an? Peter, der auch beim dritten und vierten Mal nicht auf den Sattel kam, war es nicht. Und dann verstand Apollonia: Die Blicke der Schwägerin galten noch immer dem einen Mann, der unablässig seine Runden durch den Ballsaal drehte. Mit stolzem Lächeln sah er auf die erfolglosen Fahrer hinab. Sobald er an den beiden Frauen und Carl vorbeikam, schielte er zu ihnen hinüber. Eigentlich gehörten sich diese Blicke nicht. Fast wirkten sie verschwörerisch. Oder – nein, anzüglich? Einmal zwinkerte er, und Cartharina entfuhr ein leises, empörtes Schnaufen. Apollonia wollte sie schon fragen, ob sie diesen Herrn auch so ungehobelt fand, doch als sie den Kopf drehte, sah sie, dass ihre Schwägerin rot geworden war. Apollonia hielt inne. Für einen winzig kleinen Moment blieb ihr die Luft weg.

»Das ist doch nicht …«, flüsterte sie. Gerade fuhr er erneut an ihnen vorbei und grinste dabei breit, so dass seine Mundwinkel den Blick auf Zahnfleisch freigaben. War das etwa der Mann, den Cartharina heimlich traf? Cartharina hob die Hand vor die Augen, als würde sie sein Grinsen blenden, und in diesem Moment geriet der Fahrer ins Straucheln.

»Vorsicht!«, rief der Lehrer, und Cartharina entfuhr ein leiser, schriller Schrei. Das große Rad kippte, der Mann verlor das Gleichgewicht und schlug hart mit der Schulter auf den Boden. Einmal überschlug er sich, sein Kopf stieß gegen eine Säule, und wie ein Bündel Kleider blieb sein Körper liegen.

Apollonia sprang auf, Cartharina war sogar noch schneller als sie. Sie rannte quer durch den Saal zu ihm und warf sich neben ihm auf die Knie.

»O nein! O bitte, geht es dir gut?«

Sie sprach leise, doch im Saal war es so still geworden, dass es jeder hören konnte. Langsam ging Apollonia zu ihr hinüber. Auch ihre Brüder hatten sich bereits in Bewegung gesetzt. Sie lehnten ihre Reifräder an eine Säule, und gemeinsam beugten auch sie sich über den Mann.

»Können Sie uns hören? Hallo?«, rief der Fahrlehrer mit lauter Stimme. »Sollen wir einen Arzt rufen?«

Apollonia hielt sich etwas abseits, sah aber, dass Cartharina die Hand des Mannes genommen hatte und ihm die Locken zärtlich aus der Stirn strich. Apollonia hielt den

Atem an – dann öffnete der Mann seinen Mund.

»Es … es geht schon«, krächzte er und begann, nacheinander Arme und Beine zu bewegen. Apollonia seufzte erleichtert. Er schien keine ernsthafte Verletzung davongetragen zu haben. Ächzend setzte er sich auf. Was für ein großes Glück er gehabt hatte! Möglicherweise war ihm seine Überheblichkeit jetzt ja sogar ein wenig unangenehmer, als dass der Sturz ihm wehgetan hatte, überlegte Apollonia. War dieser leichtsinnige Junge für Cartharina tatsächlich Grund genug, selbst ein großes Risiko einzugehen? Nicht nur, dass sie ihn heimlich traf – sie verhielt sich in diesem Moment auch fürchterlich auffällig. Ihren Brüdern konnte ihre Zuneigung keinesfalls entgehen.

»Kannst du dich bewegen? Ist dir schwindelig?«, fragte Cartharina.

»Es geht mir gut«, flüsterte der Mann.

»Dein Kopf, du blutest. Du brauchst einen Verband«, rief sie, als wäre niemand sonst hier.

»Mach dir keine Sorgen, Liebes, das ist halb so wild«, antwortete er mit sanfter Stimme.

Apollonia legte den Kopf schief. Wenn er so mit Cartharina redete, wirkte er mit einem Mal alles andere als arrogant. Vielmehr liebevoll, warm und freundlich … Aber möglicherweise lag das auch nur an der Situation, in der er sich gerade befand. Er lehnte sich mit dem Oberkörper gegen die Säule und befühlte seinen blutenden Hinterkopf.

»Sollen wir nicht doch besser nach einem Arzt schicken, Herr Mertens?« Der Fahrlehrer sprach noch immer so laut, als wäre der Mann nicht vom Rad gefallen, sondern spontan schwerhörig geworden.

Und plötzlich dämmerte es Apollonia. *Herr Mertens*, hatte der Fahrlehrer gesagt! Dieser Name ließ doch alle Stollwercks zusammenzucken! Sie sah zwischen Heinrich und Peter hin und her. Seit dem Unfall hatten sie noch nicht ein Wort gesagt. Mit gerunzelten Stirnen starrten sie ihre Schwester an, und ihre Gesichter waren so blass, als hätten sie einen Geist gesehen.

»Ich brauche nichts, danke Herr Menke.« Julius Mertens stand langsam auf, und Cartharina stützte ihn. »Lass nur«, flüsterte er und schielte zu den Brüdern Stollwerck hinüber. Und endlich schien Cartharina aus ihrer angsterfüllten Trance zu erwachen. Sie wich erschrocken ein paar Schritte zurück.

»Gute … Besserung, Herr Mertens«, stammelte sie leise, hakte sich bei Apollonia unter und lief mit ihr zurück zu Carl, der brav gewartet hatte.

Auf dem Heimweg schwiegen Cartharina, Heinrich und Peter. Umso düsterer ihre Blicke wurden, desto fröhlicher plapperte Carl. Immer lauter erzählte er Apollonia von seiner Schule und von den Dingen, die sie dort lernten. Auch Apollonia bemühte sich nach Kräften, für eine entspannte Stimmung zu sorgen. Sie erkundigte sich laut und fröhlich nach jedem einzelnen Fach und ließ sich von allen aktuellen Themen erzählen. Danach berichtete sie Carl von den neusten Maschinen der Schokoladenfabrik, und obwohl sie schon nach wenigen Worten immer schneller sprach, hörte Carl staunend zu,

bis sie wieder vor dem Wohnhaus in der Hohen Straße ankamen. Die Stimmung der Geschwister hatte sich trotz aller Mühen nicht gebessert. Etwas atemlos trat Apollonia hinter ihnen ein – und schon im Flur blieben alle abrupt stehen.

Denn Franz und Nikolaus kamen ihnen mit düsteren Gesichtern entgegen. Wenn sie so mit den Kiefern malmten und ihre Augen funkelten, sahen sie einander wirklich verblüffend ähnlich, dachte Apollonia. Gleichzeitig schnürte es ihr aber auch die Kehle zu. Die beiden waren zwar schnell auf die Palme zu bringen, dann tigerten sie auf und ab und ballten die Hände zu Fäusten. Doch dass sie in ihrer Wut so still wurden wie jetzt, hatte Apollonia noch nicht erlebt. Wie Greifvögel, dachte sie, die stumm am Himmel kreisten.

»Peter, Heinrich, auf ein Wort«, presste Franz hervor. Gemeinsam gingen die Männer in sein Büro, während die Frauen draußen stehen blieben.

## 18. Kapitel

Cartharina, Apollonia und Christina saßen mit dem Rücken zum Klavier. Sie hatten noch keinen einzigen Ton angeschlagen, stattdessen lauschten sie angestrengt. Seitdem Julius vom Tretwagen gefallen war, konnte Cartharina kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Wie es ihm wohl ging? Wie auffällig hatte sie sich verhalten? Und was dachten ihre Brüder jetzt von ihr? Auf dem Heimweg hatten sie geschwiegen, und danach waren sie sofort mit Vater im Büro verschwunden. Was besprachen sie da nur?

»Könnt ihr irgendetwas verstehen?«, flüsterte sie.

»Sie etwa nicht?«, fragte die Klavierlehrerin.

Erstaunt sah Cartharina sie an, und auch Apollonia klappte der Mund auf.

Verlegen knetete Christina ihre Hände. »Oh, wie ungezogen von mir. Bitte entschuldigen Sie. Natürlich würde ich nicht lauschen.«

Schnell griff Cartharina nach ihrem Unterarm. »Das weiß ich doch. Würdest du für uns heute eine Ausnahme machen? Wir müssen unbedingt wissen, was nebenan gesprochen wird.«

»Meinen Sie wirklich, Fräulein Stollwerck?«, fragte Christina.

»Es ist von größter Wichtigkeit!«

Dann nickte die Klavierlehrerin. Sie starrte konzentriert an ihnen vorbei, während sie langsam sagte: »Die Firma wird anscheinend … unter Druck gesetzt.«

Erschrocken sah Cartharina Apollonia an. Die legte die Stirn in Falten. Bevor eine von ihnen nachfragen konnte, fuhr Christina bereits in leisen Worten fort: »Ein Victor Mertens schreibt, ihm lägen Informationen über einen verbesserten Melangeur, den neuen Röster und die Schälmaschine vor.« Etwas ratlos runzelte sie die Stirn. »Sagen Ihnen diese Begriffe etwas?«

Cartharina schaute zu Apollonia hinüber, die natürlich nickte. »Das kann doch gar nicht sein …«, stammelte sie.

»Außerdem Angaben zu einem Schokoladenrezept«, setzte Christina hinzu. »Ich glaube, jetzt überreicht Herr Stollwerck Senior den Söhnen irgendwelche Unterlagen.« Sie senkte den Kopf, schien angestrengt zuzuhören, und nach einer längeren Pause sagte sie: »Dieser Mertens droht wohl, die Informationen an einen Konkurrenten in Dresden zu geben. Noch ist dessen Schokolade teurer als die von Stollwerck, aber mithilfe dieser Daten könnte sie günstiger werden und Ihnen große Marktanteile streitig machen.«

»Was fordert Victor Mertens?«, fragte Apollonia.

»Die Firma Stollwerck soll Zucker über ihn beziehen. Und das anscheinend zu horrenden Preisen.«

»Das können sie doch nicht machen!«, entfuhr es Cartharina.

»Jetzt überlegen sie, wie die Informationen an Mertens durchgesickert sein könnten«, sagte Christina. »Eigentlich wussten nur die vier Männer darüber Bescheid.«

»Und die Maschinenbauer und Arbeiter der Fabrik«, warf Apollonia ein.

Christina schüttelte den Kopf. »Die Informationen sind wohl so umfangreich, dass nur die Stollwercks darüber im Bilde sind. Allerdings hat nun Nikolaus zu bedenken gegeben, es gäbe auch eine Frau, die große Einblicke gehabt habe.«

Sofort sah Cartharina zu Apollonia hinüber. »Er meint dich, oder?«

Apollonia antwortete ihr nicht, doch Cartharina sah deutlich, dass sie blass wurde.

»Einer von ihnen ist gerade aufgestanden«, flüsterte Christina. »Ich glaube, es ist Nikolaus. Er geht auf und ab. Vielleicht ist es aber auch Franz. Sie haben fast den gleichen Gang. Nikolaus ist ziemlich aufgebracht. Er erzählt Ihrem Vater, dass Apollonia Heinrich eine Zeitlang häufig in die Fabrik begleitet habe«, erklärte Christina.

Tatsächlich hörte nun auch Cartharina Nikolaus' Stimme durch die Wand. Doch bis auf einzelne Wortfetzen – »Frauenzimmer«, »verantwortungslos« und »Konsequenz« – verstand sie nichts.

Apollonia schlug die Hand vor den Mund. »Nikolaus denkt doch nicht, ich hätte irgendetwas an die Mertens weitergegeben? Er wird mir doch nicht so misstrauen? Warum sollte ich das denn tun?«

Von nebenan hörten sie einen dumpfen Schlag, als hätte jemand mit der flachen Hand auf den Tisch gehauen.

»Ich glaube, das war Heinrich«, sage Christina. »Er wird ja nie sonderlich laut, aber er scheint sehr wütend zu sein. Er sagt genau das, was Sie gerade gesagt haben, Apollonia.«

»Jetzt streiten sie sich auch noch meinetwegen«, flüsterte Apollonia.

»Peter hat sich eingemischt«, sagte Christina. »Seltsam. Das versteh ich nicht …«

»Was verstehst du nicht?«, rief Cartharina und ärgerte sich darüber, wie schrill ihre Stimme klang. Sie hatte eine solche Angst! Wieso war sie vorhin auch so furchtbar gedankenlos und leichtsinnig gewesen?

»Er sagt: ›Vielleicht müssen wir auch eine andere Möglichkeit in Betracht ziehen. Heinrich, du hast es im Eiser'schen Ballsaal mit eigenen Augen gesehen.‹ Ich weiß nicht, was er damit meinen könnte.«

Doch Cartharina wusste es, natürlich. Sie hielt den Atem an. Ihre Finger waren ganz kalt, ihre Wangen heiß. Wie maßlos dumm war sie gewesen! Die Gefühle mussten einfach mit ihr durchgegangen sein, anders konnte sie es sich nicht erklären. Zunächst war sie so unendlich wütend auf Julius und sein auffälliges Verhalten gewesen. Wie er da in Anwesenheit ihrer Brüder seine Runden gedreht und sie unentwegt angegrinst oder ihr zugezwinkert hatte – als wären sie beide unangreifbar. Wahrscheinlich hatte er es in vollen Zügen genossen, mit ihr dieses Geheimnis zu teilen und alle anderen zum Narren zu halten. Doch als er fiel und gegen die Säule stieß, war ihre heftige Wut auf seinen Leichtsinn umgeschlagen in große Angst. Für einen Moment hatte sie geglaubt, er wäre tot. Ihr war, als wäre er ihr beim Sterben zuvorgekommen. Als hätte er sich selbst mittels Dummheit getötet und sie allein zurückgelassen. Der Gedanke war unerträglich: Der liebevolle, lustige, aber auch starke und unberechenbare Julius, der sie das Leben mit Haut und Haar hatte spüren lassen, könnte nicht mehr da sein, sie alleinlassen mit diesem schrecklich kurzen, bedeutungslosen Leben, und eines nahen

Tages müsste sie ohne ihn sterben. Cartharina war zu Julius gerannt, sie konnte einfach nicht anders. Und dann kam die unbändige Erleichterung: Er lebte. Niemals würde er sie im Stich lassen. Wie hatte sie nur für Sekunden an ihm zweifeln können?

Wenn Peter ihrem Vater nun erzählte, dass Cartharina ein heimliches Verhältnis mit Julius hatte, dann wäre die Sache für sie alle entschieden. Dann wäre Julius für sie der Teufel, der die dumme Cartharina verführt hatte, um an Informationen zu gelangen. Cartharina wäre die gefallene Schwester und dürfte ihn nie wiedersehen. Sie würden sie in ihrem Zimmer einsperren, und dort würde sie sterben, ganz allein. Dabei konnte sie sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass Julius sie verraten hatte. Er war arrogant, das schon. Er war überheblich und auf den ersten Blick nicht unbedingt sympathisch. Doch so etwas würde er niemals tun, das wusste sie mit Sicherheit. Ruckartig stand sie auf.

»Cartharina, was hast du vor?«, flüsterte Apollonia.

Doch sie antwortete nicht. Es gab jetzt nur noch eine Chance, dachte sie. Julius brauchte in diesem Raum eine Fürsprecherin, und zwar sofort. Also lief sie los. Quer durch das Klavierzimmer, zur Tür hinaus, und dann hinüber zum Büro. Ohne zu klopfen, trat sie ein.

»Julius war es nicht«, verkündete sie laut und deutlich. »Ich weiß, was ihr von ihm haltet. Aber ich liebe ihn, und er liebt mich. Niemals würde er mich benutzen und verraten. Glaubt mir, ich kenne ihn gut.«

Die Männer starrten sie allesamt mit zusammengezogenen Brauen an. Ihre Augen wurden groß, ihre Kiefer begannen zu malmen.

Langsam stand Vater auf. »Hast du etwa gelauscht?«

»Ich habe draußen zufällig gehört …« Doch ihre Antwort interessierte ihn wohl wenig. Er schnitt ihr entschieden das Wort ab.

»Was hast du mit diesem Mertens-Jungen zu schaffen?«, rief er, und seine Stimme wurde mit jedem Wort lauter.

Cartharina wusste nicht, wie sie das erklären sollte. Also faltete sie die Hände vor dem Bauch und senkte das Kinn.

Auf einen Schlag wurde Vater hochrot im Gesicht. »So etwas würde meine Tochter niemals tun.«

Hilfesuchend schielte sie zu ihren Brüdern hinüber, doch alle drei wichen ihren Blicken aus.

»Geh auf dein Zimmer«, herrschte Vater sie an. »Sofort.«

Cartharina lief auf und ab. Seit über einer Stunde war sie allein in ihrem Zimmer. In einem anderen Stockwerk sprachen die Männer der Familie nun hinter verschlossenen Türen über sie und Julius, mögliche Konsequenzen und Strafen.

Zum bestimmt zehnten Mal ging Cartharina zum Fenster hinüber, öffnete es und sah sich um. Der Boden war zu weit entfernt, so dass sie nicht rausspringen konnte, ohne sich zu verletzen. Und mit einem gebrochenen Bein käme sie nicht weit. Es gab auch keinen Baum, an dem sie sich entlanghangeln könnte. Unter ihr war nur die nackte

Hauswand. Nicht einmal einen kleinen Vorsprung entdeckte sie, den sie nutzen könnte. Sie schloss das Fenster und überlegte erneut, ob sie sich wie sonst durch den Dienstbotentrakt hinausschleichen sollte. Doch es war früher Abend – das ganze Haus war auf den Beinen. Es war zu früh und zu riskant. Sie sollte sich noch ein paar Stunden gedulden. Doch was würden ihre Brüder und ihr Vater in der Zwischenzeit tun, um gegen Julius vorzugehen? Könnten sie ihm schaden? Vielleicht hätte sie nicht reinplatzen und alles gestehen sollen. Möglicherweise wäre es klüger gewesen, einen kühlen Kopf zu bewahren, den Vorwurf erst einmal abzuwarten und konsequent abzustreiten. Wieso nur handelte sie immer so impulsiv und unvorsichtig? Noch mehr sogar, seitdem sie Julius kannte! Ihr Körper war ständig zum Bersten mit Gefühl gefüllt. Da war diese unbändige Vorfreude und Nervosität, ihn wiederzusehen, die Angst davor, ihm könnte etwas zustoßen, die heftige Wut über Julius' Dummheiten, die Traurigkeit, wenn sie ihn länger nicht sah, das unsagbare Glück, wenn er sie küsste. Ob es Julius wohl ähnlich ging? War er seinen Gefühlen ebenso ausgeliefert wie sie ihren? Oder war nur sie es, die nicht klar denken konnte? Wieder sah sie Julius' überhebliches Grinsen auf dem Tretwagen vor ihrem inneren Auge. Für einen Moment hätte man glauben können, er hätte alles im Griff – sogar Cartharina. Sie schluckte. So etwas durfte sie nicht denken, das wusste sie. Doch umso mehr sie versuchte, den Gedanken wegzuschieben, desto stärker wurde er. Sie erinnerte sich an diesen Zettel damals. *Schiffsbrücke, Montag, 11 Uhr, J. M.* Er hatte sie treffen wollen – aber wieso eigentlich? Sie wollte glauben, es sei Liebe auf den ersten Blick gewesen. Doch wie liebevoll klang diese Nachricht tatsächlich? Wenn sie jetzt darüber nachdachte, war das doch mehr als unwahrscheinlich. Sie war ein blasses, kleines Mädchen, das wegen ihrer Krankheit noch nicht einmal sonderlich viel Ausstrahlung besaß. Warum sollte sich Julius nach nur einem Blick gerade in sie verlieben? So sehr wollte sie glauben, er habe etwas in ihr gesehen, das sie nicht einmal selbst sehen konnte. Schönheit, Eigenwilligkeit. Doch was, wenn er sie lediglich als Schwachstelle dieser Familie ausgemacht hatte? Konnte es sein, dass sie blind vor Liebe gewesen war? Nie hatte sie sich gefragt, warum er so gern über die Schokoladenfabrik, die Rezepte und die Maschinen sprach. Ja, sie hatte sich sogar noch geschmeichelt gefühlt, wenn er diese doch eigentlich so männlichen Themen mit ihr besprach, ohne auf sie hinabzusehen. War sie zu leichtgläubig gewesen? Mit einem Mal schnürte es ihr die Kehle zu. Denn über all diese Fragen legte sich nun eine zweite, noch stärkere und bedrohlichere: Woher sollten die Mertens diese Informationen denn sonst haben?

Mit einem Mal verstand sie: Ihre Brüder und ihr Vater waren gar nicht herzlos und unnachgiebig. Sie waren realistisch. Cartharina hatte das Familienunternehmen in Gefahr gebracht. Sie hatte sensible Informationen an die Menschen weitergegeben, die seit Jahrzehnten auf eine Gelegenheit warteten, ihnen zu schaden. Sie hatte einem Fremden vertraut. Sich so sehr geöffnet wie noch niemandem zuvor. Sie hatte sich zum Narren halten lassen. Und nun war sie verraten worden.

»Meine liebe Emma, es bricht mir das Herz, dich in Schwarz zu sehen«, krächzte Walters Vater und musterte Emma von der Seite. Er verzog dabei seinen Mund zu einem fast zahnlosen Grinsen, und Walter fragte sich, ob er Emma wohl attraktiv fand. Eine Frau in ihrem Alter? Innerlich schüttelte es ihn. Emma war doch schon Mitte 40! Wahrscheinlich lag es daran, dass Vater mit seinen 77 Jahren, seinen zittrigen Fingern und der grauen, faltigen Haut bereits ein Greis war und nicht mehr so gut sah – und Walters Tante hatte zumindest noch blonde Locken und einen rot geschminkten Mund.

»Schwarz steht dir einfach nicht so gut wie Blau. Oder was denkt ihr, Kinder?«, fragte Victor in die Runde.

Am Abendtisch saßen Walter, Julius und Wilma auf der einen Seite, Vater und Tante Emma auf der anderen.

Walter brummte nur – was sollte er darauf auch erwidern?

»Ach, unserer lieben Tante stehen doch alle Farben«, schleimte Julius, und Wilma nickte nachdenklich.

»Obwohl sie mir in ihrem blassgelben Kleid tatsächlich am besten gefällt«, flötete sie.

»Es tut nichts zur Sache, welche Farben mir stehen. Mein Mann ist verstorben, also werde ich noch einige Monate Schwarz tragen. Ich fahre sowieso bald nach Bonn zu Sibylle. Schau bis dahin einfach nicht hin, Victor«, sagte Emma.

Walter hielt inne. Wieso wagte sie es, so mit Vater zu sprechen? Sicherlich würde er gleich hochrot werden und toben. Und Tante Emma hatte nicht weniger als das verdient! Doch Victor lächelte nur süffisant.

»Na, na, na, wieso so unfreundlich?«, krächzte er, tätschelte Emmas Unterarm und kaute langsam und entspannt weiter.

»Hast du heute … besonders gute Laune, Vater?«, fragte Julius, scheinbar ebenso überrascht wie Walter.

»Die habe ich tatsächlich. Diese Woche ist sehr erfreulich verlaufen.«

»Du hast sicher auch gelesen, dass Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen der spanische Thronnachfolger wird? Was für ein Coup – ein Preuße auf dem spanischen Thron! Das wird Frankreich ordentlich in Schach halten …« Julius warf sich eine Locke aus der Stirn.

Walter starrte seinen Bruder an. Er wurde das Gefühl nicht los, dass Julius absichtlich ablenkte. Wusste er etwa schon, was mit Vater wirklich los war? War er mal wieder eingeweiht und Walter nicht? Er spürte, wie Wut in ihm aufkeimte.

»Das sicher auch, mein Sohn«, brummte Victor. »Aber vor allem geht es mir um das Angebot, das ich Stollwercks vorgestern gemacht habe.« Er lachte. »Ich habe so ein Gefühl, als würden sie schon bald einknicken. Sie werden endlich unseren Zucker beziehen müssen.«

Walter sah zwischen Victor und Julius hin und her. Was bedeuteten die Blicke, die sie austauschten?

»Es hat also geklappt?«, platzte es aus Walter heraus.

»Was soll geklappt haben?« Julius spießte ein Stück Fleisch auf und schob es sich provokativ langsam in den Mund.

»Na, mein Plan. Ist mein Plan aufgegangen?«

»Dein Plan? Wovon sprichst du, Sohn?«, fragte Victor, während er mit offenem Mund kaute.

Walter sah zwischen seinem Vater und seinem Bruder hin und her.

»Ich wusste, dass Julius es dir nicht sagt«, presste Walter hervor. Gabel und Messer hielt er in fest geschlossenen Fäusten. »Weil du nämlich feige bist, Julius. Weil du dämlich bist und nur an dich denkst!«

»Na, na, na!« Augenblicklich wurde Victors Haut von hellem Rot überzogen. »Habe ich meinen Söhnen beigebracht, sich zu Tisch wie Bauern auszudrücken?«

Walter schluckte, wischte sich über den Mund und versuchte, sich zusammenzureißen. Er wollte seinen Vater nicht wütend machen, doch sein Blickfeld wurde immer enger. Das geschah jedes Mal, wenn jemand gemein zu ihm war. Er sah dann nur noch das, was er direkt fixierte, der Rest verschwand in Dunkelheit.

»Es ist nur so ungerecht, Vater! Es war meine Idee. Ich habe mir das ausgedacht, und jetzt heimst Julius das Lob dafür ein!«

Victor sah ihn mit gerunzelter Stirn an.

»Du bringst also deine Ideen nur ein, um Lob einzuheimsen?«, fragte Julius scharf dazwischen. »Brauchst von Vater wohl regelmäßig deine Streicheleinheiten, he?«

»Halt dein Maul«, presste Walter hervor.

»Walter!« Victor schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Wovon sprichst du?«

»Julius wäre doch niemals allein darauf gekommen!«

Victors Brauen zogen sich sogar noch enger zusammen. Dann sah er zu Julius hinüber.

»Ich weiß auch nicht, wovon er spricht, Vater«, sagte der. Er sah auf seinen Teller und aß weiter.

Oh, wie gern würde er Julius in seinen blöden Lockenschopf greifen und sein Gesicht mit einem heftigen Ruck in seinen Teller drücken. Es geschähe ihm recht, wenn ihm sein Essen in den Augen brannte und in die Nasenlöcher quoll.

»Natürlich weißt du das!« Walter wollte bedrohlich klingen, doch seine Stimme bekam einen leichten Quietschton.

»Ich hab jetzt genug. Walter, du verdirbst mir noch meine gute Laune und mein Abendessen. Schweig jetzt«, entschied der Vater.

Walter riss die Augen auf. Oh, er würde sich diesmal nicht den Mund verbieten lassen.

»Cartharina Stollwerck war ganz allein meine Idee! Julius, wenn du nur etwas Ehrgefühl im Leib hast, dann sagst du es ihm endlich!«

Nun ließ Victor sein Besteck sinken, tupfte sich den Mund mit seiner Serviette ab und drehte den Kopf zu Julius. »Cartharina Stollwerck?«, fragte er leise.

Es klopfte an der Tür. »Darf ich reinkommen?«, fragte ihre Mutter.

»Mir geht es gut«, rief Cartharina. »Ich brauche keinen Tee und keine Kräutertinktur.« Sie hörte selbst, wie wütend sie klang. Dabei war sie gar nicht böse auf

Anna Sophia, sondern vielmehr auf sich selbst. Seit zwei Tagen hatte sie sich in ihrem Zimmer eingesperrt und wollte niemanden sehen.

»Ich habe auch nichts davon dabei.«

Kurz blieb es still. Dann sagte Anna Sophia: »Lässt du mich rein?«

Cartharina atmete tief ein und aus. »Na gut.«

Die Tür öffnete sich, und Anna Sophia trat ein. In der Hand hielt sie einen Teller mit einem Stück Kuchen.

»Julie hat ihn heute vorbeigebracht. Honigkuchen. Sie sagte, er würde dir mit Sicherheit guttun.«

»Stell ihn irgendwohin.«

Anna Sophia sah sich in Cartharinas Zimmer um und entschied sich für das kleine Tischchen am Fenster. Leise seufzend ließ sie sich in einem der zwei kleinen Sessel nieder.

Cartharina blieb am Fenster stehen und sah hinaus. Eine Weile war es still. Dann sagte Anna Sophia: »Wir haben dir nie erzählt, was damals vorgefallen ist, oder?«

»Ich habe zwischen den Zeilen genug gehört. Die Mertens sind schreckliche Menschen, ich weiß das.«

»Es ist immer etwas anderes, ob man die Dinge erahnt oder erfährt. Und deswegen möchte ich dir nun alles erzählen.«

Cartharina sah zu ihrer Mutter hinüber. »Das ist nicht nötig. Mir ist auch so bewusst, dass ich einen Fehler gemacht habe und jede Strafe dafür akzeptieren sollte.«

»Setz dich bitte.«

Mit einem Mal hatte die Stimme ihrer Mutter eine Strenge angenommen, die Cartharina innehalten ließ. Sie hörte sie nicht oft, doch wenn, dann wusste sie, dass Widerspruch zwecklos war. Ohne weiter zu protestieren, ließ sie sich in den zweiten Sessel fallen.

»Du hast wahrscheinlich gehört, dass Victor Mertens mehrfach versucht hat, unsere Bonbonsparte zu kaufen und uns in die Insolvenz zu treiben. Er hat uns einen überteuerten Kredit untergejubelt, und wir glauben, dass er auch für das Feuer im Theater verantwortlich war. Was du aber wahrscheinlich nicht weißt, ist, wie alles begann.« Anna Sophia sah Cartharina fest in die Augen. Langsam blinzelte sie, dann fuhr sie fort: »Dein Vater würde dir von dem Tag erzählen, an dem er mich vor Victor und seinem Bruder Ferdinand gerettet hat. Damals haben die beiden mich mit … schändlichen Absichten in eine Gasse gezogen. Er ging dazwischen und kassierte fürchterliche Prügel. Beinahe glaubte ich, er würde an seinen Verletzungen sterben.«

Schockiert starrte Cartharina sie an. »Vater hat dich gerettet?«

»Und dann habe ich ihn gerettet. Ich habe ihn gesund gepflegt.«

Anna Sophia kaute an ihrem Daumennagel und sah nachdenklich aus dem Fenster. »Was ich dir jetzt erzähle, weiß noch nicht einmal dein Papa. Ich habe es lange niemandem erzählt. Aber ich hätte es meinen Kindern erzählen und sie warnen sollen.«

Cartharina bemerkte, dass sie ihre Hände ineinandergekrallt hatte. Mit einem Mal erschien ihr der Raum zu warm zu sein.

»Ich kannte Victor Mertens bereits. Seine Familie war Kundschaft in unserer Apotheke. Und als junges Mädchen hatte ich häufig die Aufgabe, Medikamente zum Haus der Mertens zu bringen.« Anna Sophia sah noch immer aus dem Fenster. Ihr Gesicht verriet keine Regung. »Ich habe dir ja erzählt, was zwischen Mann und Frau in der Ehe geschehen kann.«

»Ja, Mama.« Sie nickte langsam, und sofort durchzuckten sie die Bilder von Julius in Julies Kammer. Julius' Lächeln, Julius' Hände, Julius' Brust unter dem Hemd.

»Nun, es gibt Männer, die tun Frauen Gewalt an. Ob in der Ehe oder außerhalb. Victor Mertens ist so ein Mann. Er hat mir damals Gewalt angetan. Ich habe lange Zeit versucht, es zu vergessen, doch eines Tages kam alles plötzlich mit einer Heftigkeit zurück, die mich … aus der Bahn geworfen hat. Du warst damals erst zehn Jahre alt, vielleicht erinnerst du dich nicht mehr so gut an diese Zeit.«

»Und ob ich mich erinnere«, sagte Cartharina leise. »Du hast damals kaum geschlafen, Mama. Und wenn, dann sahen wir dich in deinem Nachthemd durch das Haus, die Fabrik oder die Straßen wandeln. Papa, Nikolaus und Peter haben dich oft suchen und nach Hause bringen müssen. Tagsüber warst du manchmal wie weggetreten und hast wirr gesprochen … Wir hatten furchtbare Angst um dich.«

Anna Sophia presste die Lippen fest aufeinander und griff nach Cartharinas Händen. »Es tut mir schrecklich leid, dass ich euch Angst gemacht habe. Mir ist damals mein Leben so furchtbar über den Kopf gewachsen … Und ich habe niemandem erklären können, was mit mir los war. Ich habe mich dann dazu entschieden, kürzer zu treten, mir mehr Ruhephasen zu gönnen und mich wieder mehr auf meine Kräuter und meine Familie zu besinnen. Außerdem habe ich stundenlang auf Julies Sofa gelegen und mit ihr gesprochen …« Anna Sophia lachte leise. »Das hat mir gutgetan. Ich dachte schon, ich könnte die Erinnerungen endlich loslassen, aber als ich eben von dir und Julius erfahren habe, da habe ich plötzlich gewusst, dass ich mit dir reden muss. Du darfst niemals in dieses Haus gehen.« Nun drehte sie den Kopf und sah ihrer Tochter direkt in die Augen. In ihrem Blick lag so viel Schmerz. »Hörst du mich?«, flüsterte Anna Sophia. »Betrete unter keinen Umständen Victor Mertens' Haus.«

Plötzlich schluchzte Cartharina laut auf. »Ich war eine dumme Gans!«, rief sie. »Es tut mir so leid! Was dir passiert ist … Wie ignorant ich war, wie selbstsüchtig. Und du hast so viel leiden müssen …« Cartharina verbarg ihr Gesicht hinter ihren Händen und spürte, wie sie nass wurden. Sie hörte nicht, wie ihre Mutter aufstand, sie fühlte nur ihre warmen Arme, die sie um Cartharinas Schultern schlang.

»Ich kann mir dieses Grauen gar nicht vorstellen«, schluchzte Cartharina. »Wie konnte ich nur glauben, dass der Sohn eines solchen Menschen ein guter Mann sein könnte? Wie konnte ich ihm nur vertrauen?«

»Vater, du sagst doch immer: Finde die Schwachstelle deiner Gegner, nur so kannst du sie besiegen«, erklärte Walter. »Daran habe ich immer wieder gedacht. Ich habe Julius gesagt, er soll dieses dürre Mädchen verführen, um an Informationen zu kommen!

Darauf wäre er doch nicht selbst gekommen! Julius, sag ihm endlich, dass du diese Informationen eigentlich mir zu verdanken hast!«

Walter starrte seinen Bruder an. Doch der erwiderte den Blick nicht. Er ließ sein Besteck sinken und sah mit beinahe ausdruckslosem Gesicht auf seinen Teller.

»Du hast … Cartharina Stollwerck … verführt?« Victor sprach ganz leise.

»Unsinn«, murmelte Julius. Plötzlich nahm er sein Besteck wieder auf und aß weiter, als wäre nichts.

»Doch, natürlich hast du!«, rief Walter. »Du hast dich immer wieder mit ihr getroffen. Ich hab doch gesehen, wie du dich aus dem Haus geschlichen hast. Und hinterher war dein Hemd ganz verknittert. Du hast sie ausgefragt und die Informationen Vater gegeben!«

Eine kurze Pause entstand, dann gab Julius kauend zurück: »Ich habe nichts dergleichen getan.« Er säbelte schon am nächsten Stück Fleisch. Oh, wie gern Walter seinen Teller vom Tisch fegen würde!

»Du hast dich tatsächlich mit diesem dürren Mädchen vergnügt?«, rief Victor nun.

»Jetzt tut doch beide nicht so!« Walter hatte einen dicken Kloß im Hals. Wenn er kein richtiger Mann wäre, würde er jetzt vor Verzweiflung weinen. Hatten sie sich so sehr gegen ihn verschworen? Walter wusste ja, dass Vater ihn nicht so gut leiden konnte wie den schönen Bruder. Aber dass er ihm dermaßen misstraute?

Plötzlich fing Victor an zu kichern. »Julius, mein Sohn … Ich bin stolz auf dich!« Und dann lachte er aus vollem Hals. »Wilma, Emma, lasst uns bitte allein. Das ist kein Gespräch für weibliche Ohren.«

Emma sah auf ihren halbvollen Teller. »Aber ich bin doch noch gar nicht …«

»Raus hier, hab ich gesagt!«, rief Victor. Die Frauen standen auf, knicksten und verließen den Raum. Walter sah ihnen erstaunt hinterher. Würden Vater und Julius jetzt alles zugeben? Hatten sie ihn zum Narren gehalten? Oder war Vater tatsächlich erstaunt über die Geschichte mit Cartharina?

»Erzähl mir alles, mein Sohn«, sagte Victor und grinste Julius an.

»Ich … bin noch ganz am Anfang«, antwortete er. »Ich wollte zunächst … ihr Vertrauen gewinnen.«

Victor klatschte einmal laut in die Hände. »Ha! Da hatte dein kleiner Bruder tatsächlich mal eine gute Idee. Das können wir wunderbar nutzen!«

Zwar würdigte Vater ihn keines Blickes, und doch linderten seine Worte sofort Walters Verzweiflung. Vater hatte gesagt, Walters Idee sei gut gewesen! Und genau das hatte er gewollt. Doch so ganz verstand er die Welt noch nicht.

»Aber …«, murmelte Walter. »Ich dachte, ihr hättet es bereits genutzt …«

Victor winkte ab, ohne ihn anzusehen. »Ach, ich habe andere Informationsquellen. Aber davon verstehst du nichts, Walter.«

Walter schloss den Mund und schluckte.

»Julius, du machst genauso weiter, wie du angefangen hast.«

Julius schüttelte den Kopf. »Das wird kaum möglich sein. Sie denkt doch jetzt sicherlich, wir hätten die Informationen über mich.«

»Dann erkläre ihr in aller Deutlichkeit, dass du mit der Sache nichts zu tun hast. Am besten, du triffst dich bald wieder mit ihr. Gib dem kleinen Flittchen, was es sich wünscht.« Er grunzte vor Lachen, und Julius zog stolz einen Mundwinkel hoch. Ihm gefiel die Idee, das war Walter völlig klar. Langsam glaubte er, der Bruder traf sich tatsächlich gern mit diesem dürren Mädchen. Und wenn er damit auch noch Lob und Ansehen bekam – umso besser.

»Und dann, Vater?«, fragte er.

»Mmh …« Victor rieb sich die Glatze. »Nicht auszudenken, wenn das sündhafte Verhalten des Mädchens ans Licht käme. Stellt euch nur vor, wie das die Familie Stollwerck in Verruf bringen würde!«

»Das würde es ohne Zweifel«, säuselte Julius.

»Und was sie tun würden, um das zu verhindern! Lass mich nur machen.« Victor grinste so breit, dass sein sonst so greisenhaftes Gesicht beinahe jugendlich wirkte. Und dann sagte er noch einmal, nur leiser: »Lass mich nur machen …«

Anna Sophia hatte ihren Sessel neben Cartharinas gezogen und strich ihr in langsamen Bewegungen über das Haar. »War er gut zu dir?«, fragte sie irgendwann leise.

»Du wirst es nicht glauben, Mama«, flüsterte Cartharina. »Er erschien mir so liebevoll. Ich habe mich sicher gefühlt. Und lebendig.«

Nach einer kleinen Weile des Schweigens sagte Anna Sophia: »Mein Vater wollte, dass ich einen anderen Mann heirate. Letzten Endes habe ich mich aber für Franz entschieden und damit gleichzeitig gegen meinen Papa. Wir haben danach nie wieder ein freundliches Wort miteinander gewechselt.«

Cartharina hob den Kopf und sah ihre Mutter an. »Hast du deine Entscheidung jemals bereut?«

Anna Sophias Lippen kräuselten sich, bevor sie antwortete: »Kann man etwas bereuen, zu dem man gezwungen war? Ich habe mich geschämt und gehasst, das ja. Ich war wütend und ohnmächtig. Aber ich wusste immer, dass es für mich keinen anderen Weg gegeben hätte. Ich bereue viel mehr, dass ich meine Schwester Elise nicht vor ihm schützen konnte.«

Cartharina runzelte die Stirn. »Du meinst … unser Großvater wollte ursprünglich, dass du August Arkenberg heiratest?«

Anna Sophia nickte. »Alle Entscheidungen, die wir treffen, haben ihre Folgen. Manchmal frage ich mich: Hätte Elise heute ein besseres Leben, wenn ich damals anders entschieden hätte? Hätte es euch Kinder dann jemals gegeben? Doch natürlich sind solche Gedankenspiele Unsinn. Wer ist der Mensch, dass er glaubt, er könnte die Geschicke der Welt lenken? Wir sind doch alle in Gottes Hand, oder nicht?«

»Natürlich, Mutter.«

»Komm, iss ein Stück von Julies Honigkuchen.« Sie lächelte, reichte Cartharina den Teller und drehte sich um.

»Mama?«

»Ja?«

»Danke.«

Anna Sophia lächelte, blinzelte langsam und ging leise nach draußen.

Währenddessen biss Cartharina in den Kuchen und schloss für einen kurzen Moment die Augen. Denn mit dem tröstenden Geschmack von Honig und Nüssen öffnete sich in ihrem Kopf Julies Kammer mit den vielen bunten Tüchern, den Kräutern und dem alten Sofa. Sie erinnerte sich mit einem Mal so deutlich an die Gerüche dieses Ortes – und an die gemeinsamen Stunden mit Julius. Sie sah wieder seine herausfordernd blitzenden Augen vor sich, sie spürte wieder seine Hände auf ihrer Haut. »Ich wusste nicht, wie es sein kann«, hatte er einmal geflüstert.

»Was meinst du?«, hatte sie ihn gefragt.

»Etwas zu teilen. Ich meine, wirklich zu teilen. Ein Geheimnis. Einen Ort.« Er sah ihr direkt in die Augen und setzte dann, viel leiser, hinzu: »Ein Gefühl. Nein, dieses Gefühl. Ich hatte keine Ahnung.«

Konnte es wirklich sein, dass er sie hintergangen und benutzt hatte? Er war der Sohn eines Monsters, das hatte ihre Mutter ihr noch einmal klar gemacht. Und doch hatte sie ihr auch davon berichtet, dass es manchmal nur eine einzige Möglichkeit gab: auf seine Intuition zu hören und den eigenen Weg zu gehen.

Cartharina schluckte den Kuchen hinunter und fühlte sich vollkommen zerrissen zwischen der Frau, die sie mit Julius gewesen war, die jedes seiner Worte geglaubt und jeden Satz gefühlt hatte. Und dem Mädchen, das sie hier sein wollte: eine verantwortungsbewusste Tochter, die das Richtige für ihre Familie tat. Doch gehörte sie nicht auch selbst zu dieser Familie? Sie biss erneut in den Kuchen und hielt mitten im Kauen inne. Denn nun ragte aus dem zerbröselnden Stück ein kleiner Streifen Papier. Langsam zog sie ihn heraus. Die Schrift auf dem Briefchen erkannte sie sofort.

*Bitte glaube nicht, was Du hörst. J. M. liebt C. S. und wird es beweisen: Sonntag, 20 Uhr, Julies Kammer.*

## 19. Kapitel

Apollonia konnte die Stimmung am Tisch kaum ertragen. Vielleicht hätte sie sich doch in die Brückenstraße zurückziehen sollen, schließlich war Heinrich auch nicht hier. Er arbeitete noch in der Fabrik. Oder sie hätte ihre bettlägerige Schwester besuchen sollen. Sie hatte Maria schon viel zu lang nicht gesehen. Doch den Gedanken, Cartharina heute allein zu lassen, hatte sie nicht ertragen können.

Es war das erste Mal seit der großen Enthüllung vor zwei Tagen, dass sie wieder am gemeinsamen Abendessen teilnahm. Apollonia und Cartharina saßen mit Anna Sophia und Franz, Peter, Nikolaus und Elisabeth zu Tisch. Immer wieder sah Anna Sophia zwischen den Brüdern, Schwestern und Franz hin und her.

»Der Schmorbraten ist ausgezeichnet, findet ihr nicht?«, sagte sie mit einem Lächeln, das Apollonia eine Spur zu fröhlich schien. »Ich werde Minna unser Lob übermitteln.«

Franz brummte zustimmend, die anderen nickten. Schnell ergriff Elisabeth das Wort: »Mach das, Mama. Sie hat wieder mal gezaubert!«

Doch sogar der immer so fröhlichen, jüngeren Schwägerin sah Apollonia die Angespanntheit an. Ihre vollen Lippen wirkten heute viel schmaler als sonst. Neben ihr saß blass und in sich zusammengesunken Cartharina. Mit gesenktem Kopf schielte sie immer wieder zu ihrem Vater hinüber.

»Cartharina, Liebes, hast du keinen Hunger?« Anna Sophia deutete auf den noch fast vollen Teller.

»Doch, natürlich«, murmelte Cartharina und schob sich die Gabel in den Mund.

Apollonia umfasste das Besteck in ihren Händen fester. Ihre Freundin tat ihr unendlich leid. Die Wut und die Erschütterung der Familie waren beinahe körperlich spürbar. Dabei hatte Cartharina doch eigentlich niemandem etwas getan! Gleichzeitig war Apollonia völlig klar, welch große Sünde sie begangen hatte. Zwar konnte sie sich kaum vorstellen, wie ihre eigenen Eltern auf so ein Vergehen reagiert hätten, doch auch Onkel Joseph und Tante Barbara hätte es sicherlich fürchterlich mitgenommen. Und dann stand auch noch diese schreckliche Erpressung im Raum …

Anna Sophia räusperte sich. »Peter, erzähl uns doch von deiner Agnes. Wir sind alle schon sehr gespannt, sie kennenzulernen. Wie ist sie so?«

Sofort lächelte Peter selig. »Sie ist wunderbar, Mutter. Sie hat ein so fröhliches Gemüt, einen wunderbaren Humor, aber auch ihren eigenen Kopf. Einen sehr schönen Kopf, nebenbei bemerkt. Sie hat diese elegante Nase und wunderschöne …«

»Schon gut, Peter.« Franz schnitt ihm das Wort ab. Sämtliche Köpfe drehten sich überrascht. »Das führt vielleicht ein bisschen zu weit.«

Peter sah überrumpelt auf seinen Teller und schwieg. Da ergriff Cartharina das Wort. »Papa, hast du nach dem Essen eine Minute Zeit für mich?« Sie flüsterte fast. Ganz leicht zitterte ihre Stimme. »Ich weiß, dass du wütend auf mich bist. Und ich möchte gern mit dir darüber sprechen.«

In diesem Moment bewunderte Apollonia sie zutiefst. Wie mutig sie war – in so einer

Situation!

Franz säbelte dennoch weiter an seinem Braten herum und schob sich das Fleisch ungerührt in den Mund.

»Sprich nur«, brummte er.

Cartharina klappte der Mund auf. »Jetzt?«

»Natürlich!« Er kaute missmutig. »Die Entscheidungen, die du getroffen hast, haben Auswirkungen auf die gesamte Familie. Alle haben ein Recht darauf zu erfahren, was du zu sagen hast.«

Apollonias Herz klopfte schneller. Franz konnte sie doch nicht zwingen, nun auch noch vor allen über ihre Taten zu sprechen! Erschrocken sah sich Apollonia um – auch die anderen schienen erstaunt. Peter und Nikolaus ließen langsam das Besteck sinken, Elisabeth sah auf ihren Teller.

»Franz«, sagte Anna Sophia in strengem Tonfall. »Deine Tochter möchte mit dir allein reden.«

»Glaubst du, das weiß ich nicht?«, fuhr er sie an. »Ich möchte aber, dass sie es euch allen sagt. Also, Cartharina. Sprich!«

Kurz starrten sich Vater und Tochter an.

»Es ist vielleicht nicht für alle Ohren bestimmt …«, wandte Anna Sophia erneut ein.

»Bisher ist es ihr auch nicht schwer gefallen, Dinge weiterzugeben, die nicht für alle Ohren bestimmt waren.« Franz spuckte die Worte beinahe aus.

»Franz!«, entfuhr es Anna Sophia. »Wie sprichst du denn mit deiner Tochter?«

»Ist schon gut!« Cartharina hob beide Hände und sah in die Runde. »Vater hat recht, ich kann für mich selbst sprechen.« Kurz befeuchtete sie sich die Lippen, dann sagte sie: »Ich weiß, dass ich diese Familie in Gefahr gebracht habe. Niemals hätte ich … Kontakt … zu Julius Mertens haben dürfen.« Kurz schloss sie die Augen. »Ich möchte euch sagen, dass ich mich zutiefst schäme und es mir leidtut. Aber ich habe mit Julius niemals über sensible Daten gesprochen. Ich hatte weder genaue Pläne für die Maschinen der Schokoladenfabrik, noch detaillierte Informationen über die Rezepte.« Sie sah den Vater an, doch der reagierte nicht. »Ihr glaubt doch nicht wirklich, dass ich wie eine Spionin durch die Firma geschlichen bin und meine eigene Familie bestohlen habe? Julius war niemals in diesem Haus! Wie sollte er? Wenn ihr mir vertraut, wenn ich eure Tochter und eure Schwester bin, dann müsst ihr mir glauben: Meine … Freundschaft … zu Julius Mertens hat nichts mit der Erpressung durch seinen Vater zu tun.«

Kurz war es still am Tisch. Dann sagte Franz leise: »Ich für meinen Teil weiß nicht, ob du noch meine Tochter bist.«

Apollonia schlug sich die Hand vor den Mund, gleichzeitig ließ Anna Sophia klirrend ihr Besteck fallen und funkelte ihren Mann voller Entsetzen an. »Wie kannst du so etwas sagen?«

Doch Franz schien sie kaum zu beachten. Er stand auf und warf seine Serviette auf den Teller. »Ich bin hier fertig.« Er schnappte sich den Stock, den er sich erst vor Kurzem zugelegt hatte, und ging zur Tür.

Apollonia starrte ihm noch lang hinterher. Und während Cartharina ihre Mutter mit Tränen auf den Wangen darum bat, aufstehen zu dürfen, wurden Apollonias Sorgen immer drückender. Was geschah nur mit ihrer neuen Familie?



Die Gerüche nach feuchtem Stein, altem Holz und staubiger Tapete vermischten sich mit dem Duft nach Kräutern und Honigkuchen. Julies Kammer erschien Cartharina an diesem Abend so warm, bunt und schön, dass es ihr erneut die Tränen in die Augen trieb. An diesem Ort hatte sie die schönsten Stunden ihres Lebens verbracht. Hier hatte sie sich verliebt. Und zugleich hatte sie zwischen den bunten Tüchern und Teppichen, wo Tante Julie für andere die Zukunft erfand, ihre Kindheit verloren – und ihren Vater.

Das Fenster stand offen, doch die Krähe war noch nicht da. Nur Julius saß auf dem Sofa. Er trug eine graue Weste mit glänzenden Knöpfen. Als er sie eintreten sah, sprang er auf und kratzte sich den Lockenkopf.

»Erklär es mir«, sagte sie, bevor er den Mund aufmachen konnte, und wischte sich die Tränen von den Wangen. Von nun an würde sie nicht mehr weinen! Heute keuchte sie noch nicht einmal, schließlich war sie so langsam durch die Stadt gelaufen, wie sie nur konnte. Immer wieder hatte sie sich gefragt, ob sie nicht umkehren sollte. Wenn es noch eine Chance gab, dass ihr Vater ihr verzieh, dann setzte sie diese durch ihren abendlichen Ausflug gerade aufs Spiel. Etwas zog sie zurück, doch stärker war die Kraft, die sie vorwärts trieb. Schritt für Schritt entschied sie sich. Doch sie würde sich ganz sicher nicht beeilen. Sollte Julius doch warten, hatte sie gedacht. Es war das Mindeste, was er nach allem für sie tun konnte.

Mit verschränkten Armen stand sie nun vor ihm. »Ich verstehe das nicht. Wir haben über die Schokoladenfabrik gesprochen. Du warst so interessiert. Und nun bekommt meine Familie Post von deinem Vater.«

»Es tut mir leid.«

Cartharina riss die Augen auf. »Was tut dir leid?«

»Alles. Aber am meisten tut es mir leid, dass ich von diesem blöden Tretwagen gefallen bin.« Er schmunzelte und zog ein Hosenbein hoch. »Sieh dir diesen blauen Fleck an!«

Cartharina hätte ihn gern so fest sie konnte gegen das grün und blau angelaufene Bein getreten. Wie konnte er jetzt einen Witz machen?

»Du hättest noch viel mehr Flecken verdient!«, rief sie wütend.

Er trat einen Schritt auf sie zu. Und nun änderte sich sein Gesichtsausdruck. Ernst sah er sie an, und mit leiser Stimme sagte er: »Es tut mir leid, dass ich dir einen solchen Schrecken eingejagt habe. Ich hätte nicht so leichtsinnig sein dürfen. Vor allem nicht vor deinen Brüdern. Wäre ich klüger gewesen, hätten sie sicherlich nicht geahnt, dass … wir uns lieben. Es tut mir leid, dass ich einen abgrundtief bösen Vater habe. Ich weiß nicht, woher er seine Informationen bezieht. Er hat irgendeine Quelle, die er uns Söhnen nicht preisgibt, und erpresst deine Familie damit. Und es tut mir leid, dass ich keinen anderen Ausweg für uns sehe.«

Cartharina runzelte die Stirn. »Was meinst du …?«

Doch da kramte er schon zwei Papierkarten aus seiner Hosentasche. »Ich habe uns das hier gekauft.«

»Wovon, in Gottes Namen, sprichst du? Meine Brüder glauben, ich hätte unsere Familie verraten, und mein Vater hat mir heute gesagt, ich sei nicht mehr seine Tochter. Und du machst Witze und bringst Theaterkarten mit?«

»Das sind keine Theaterkarten.«

»Ehrlich gesagt ist es mir vollkommen egal, was das für Karten sind. Ich weiß überhaupt nicht, warum ich noch mal hergekommen bin. Ich werde jetzt gehen und ich hoffe, dass du es in zehn Minuten ebenfalls tust. Belästige nie wieder meine Tante und bitte sie auch nicht mehr, irgendwelche kindischen Botschaften in Kuchen einzubacken.«

Cartharina drehte sich um und steuerte auf die Tür zu, da sagte Julius mit ruhiger, fester Stimme: »Es sind Karten für ein Dampfschiff. Es fährt nach Amerika, und es legt in vier Wochen ab.«

Cartharinas Hand lag schon auf der Klinke, doch nun blieb sie stehen.

»Ich liebe dich«, sagte er leise. »Die glücklichsten Stunden meines Lebens habe ich in dieser verrückten Kammer verbracht – mit dir. Ich will, dass unsere ganze Welt so ist wie diese Kammer. Doch das wird niemals passieren, wenn wir in Köln bleiben. Mein Vater verlangt von mir, dass ich dein Vertrauen missbrauche und ihm unseren Aufenthaltsort verrate. Wenn wir bleiben, wird sicherlich etwas Schlimmes passieren. Ich halte es nicht länger aus. Die Fehde zwischen unseren Familien wird niemals enden. Doch sie hat nichts mit dir und mir zu tun. Lass uns all das hinter uns lassen und von vorne anfangen. Gemeinsam in der neuen Welt.«

Langsam hatte sich Cartharina während seiner Worte umgedreht. Sie starrte auf Julius und sein schönes Gesicht, seine großen Augen und den ängstlich angespannten Zug um seinen Mund. Und sie starrte auf die Fahrkarten. Da war er, dachte sie. Der Beweis, dass er sie nicht verraten hatte. Ihr Herz klopfte immer lauter in ihrer Brust. *Ich weiß nicht, ob du noch meine Tochter bist*, hatte ihr Vater gesagt. Sie dachte an die Worte ihrer Mutter. *Niemals werde ich meinem Kind sagen, es müsste sterben.* Und dann traf Cartharina eine Entscheidung.

Apollonia hatte das Gefühl, ihr Bauch werde ganz plötzlich doch noch größer und runder. Zwei Wochen lang glaubte sie, dass die Geburt jederzeit beginnen könnte. Gleichwohl erschrak sie, als eines Nachts die Wehen einsetzten. Regelmäßig kam Heinrich herein, um Apollonias Hand zu halten und ihr tröstend über die Stirn zu streichen, Doktor Baader, um sie zu untersuchen und ihr zu sagen, dass es schon bald soweit sei, und Anna Sophia, die ihr kühle Lappen auf die Stirn legte. Immer wieder überrollte sie der Schmerz, sie dachte an wenig anderes als an ihren Körper und ihr Kind. Nur Heinrichs besorgter Gesichtsausdruck fiel ihr auf, als er ein paar Stunden nach Sonnenaufgang ins Zimmer kam. Seine Augen waren noch schmaler als sonst,

seine Denkerfalte noch tiefer, sogar seine Stirn war gerunzelt.

»Mutter, kommst du bitte kurz mit?«

Anna Sophia, die neben Apollonia auf einem Stuhl saß, sah ihn überrascht an.

»Entschuldige mich, Liebes. Ich bin gleich wieder da«, sagte sie zu Apollonia und stand auf.

Sie schlossen die Tür hinter sich, doch Apollonia konnte dennoch ihre Stimmen hören.

»Elisabeth sagt, Cartharina liegt nicht mehr in ihrem Bett. Sie hat sie überall gesucht, doch sie konnte sie nirgends finden«, erklärte Heinrich gedämpft.

In alarmiertem Tonfall fragte Anna Sophia: »Ist ihr Koffer noch da?«

»Du meinst, sie könnte …?«

»Seht nach, ob sie gepackt hat. Geh zu Betty, sie soll überprüfen, ob aus dem Kleiderschrank etwas fehlt, schnell.«

»Aber, meine Frau …«, murmelte er, und Apollonia unterdrückte ein kleines Wimmern. Sie hätte ihn so gern bei sich!

»Ich kümmere mich um Apollonia. Schick du Peter, um Cartharina zu suchen, und komm dann hierher zurück.«

Als Anna Sophia wieder eintrat, war sie blass, und ihre Augen erschienen Apollonia dunkel. »Wie geht es dir, meine Liebe?«

Doch Apollonia konnte darauf nicht antworten. Nicht nach dem, was sie gehört hatte. »Cartharina ist weg?«, fragte sie leise.

Schweigend kam Anna Sophia näher und setzte sich auf den Stuhl.

»Wir werden sie wiederfinden«, sagte sie mit fester Stimme. In ihren Augen sah Apollonia, wie unendlich groß die Angst um ihre Tochter sein musste.

Apollonia schluckte. Auch sie würde sehr bald eine Mutter sein. Und schon bevor ihr kleines Kind auf dieser Welt war, glaubte sie, diesen Schmerz zu verstehen. Hatte sie einen Fehler begangen? Sie war so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen und hatte kaum an Cartharina gedacht …

»Sicher ist ihr nichts zugestoßen«, murmelte Apollonia.

»Noch nicht …«, sagte Anna Sophia leise.

»Was meinst du damit?«

»Ach, nichts …« Anna Sophia strich sich den Rock glatt und nestelte an ihrer Kräuterschere herum. Plötzlich hob sie die Lider. »Nein. Ich sollte nicht immerzu schweigen. Am Ende schadet diese Geheimniskrämerei ja doch nur! Vielleicht ist es meine Schuld.«

»Deine Schuld?«

»Ohne mich hätte Cartharina niemals Julius Mertens getroffen. Und sie wäre jetzt auch nicht auf und davon.«

Apollonia runzelte die Stirn. »Du kannst doch nichts dafür, dass sich zwei Menschen ineinander verlieben und Dummheiten begehen.«

Anna Sophia strich sich ihre Strähne aus der Stirn. »Cartharina sehnt sich nach dem Leben. Ich wusste das und hätte sie gewähren lassen müssen. Stattdessen habe ich immer versucht, sie zu beschützen. Sie ist sehr krank, weißt du? Schon bei einer großen

Anstrengung könnte sie … sie könnte jederzeit … Ich wollte sie um jeden Preis so lang wie möglich auf dieser Welt halten, dabei war mir bewusst, dass ich selbstsüchtig war. Ich konnte nicht anders, ich hatte eine solche Angst um sie. Jeden einzelnen Tag. Ich werde sie immer haben, von heute an mehr denn je.«

Noch nie hatte Apollonia ihre Schwiegermutter so traurig gesehen. Ihre Hände hatte sie im Schoß gefaltet, und ihre Schultern hingen tief. Sie würde sie gern in den Arm nehmen und ihr sagen, dass sie eine wunderbare Mutter war. Doch in diesem Moment setzte eine neue Wehe ein. Sie tobte und krampfte heftig in ihrem Unterleib. Apollonia krallte die Hände in das Bettlaken und keuchte. Es dauerte eine Weile, bis der Schmerz wieder nachließ. Erleichtert atmete sie aus und versuchte, sich zu entspannen.

Leise fragte sie: »Wie krank ist Cartharina?«

Anna Sophia wich ihrem Blick aus und sah an ihr vorbei aus dem Fenster. »Sie hat vielleicht noch Jahre. Vielleicht sind es aber auch nur Monate.«

Apollonias Augen weiteten sich. Sie hatte gewusst, dass Cartharina keine gesunde Frau war. Doch damit hatte sie nicht gerechnet.

»Anna Sophia«, flüsterte sie. »Es ist nicht deine Schuld. Es ist meine.«

»Du kannst nichts dafür, Apollonia. Schweig jetzt und konzentrier dich auf dein Kind. Die nächste Wehe kommt, habe ich recht?«

Apollonia krallte die Hände erneut in die Decke. Doch bevor der Schmerz kam, musste sie es loswerden. So schnell ihre Zunge konnte, stieß sie hervor: »Cartharina war gestern bei mir und hat sich verabschiedet. Julius Mertens hat Fahrkarten gekauft … Dir und Franz hat sie einen Brief geschrieben, er liegt in meinem Sekretär.«

Apollonia schnaufte leise, der Schmerz in ihrem Unterleib wurde immer heftiger. Wie hatte sie am Vortag nur so seelenruhig zuhören können, als sie mit Cartharina gesprochen hatte? Zwar war sie furchtbar traurig über die Entscheidung ihrer Schwägerin gewesen. Schließlich liebte sie die Freundin sehr. Ein Leben ohne sie konnte sie sich kaum vorstellen. Doch sie hatte versucht, sich für Cartharina, ihren Mut und ihre Liebe zu freuen. Schließlich verstand sie nur zu gut, wie sehr einen Menschen das eigene Wollen und Sehnen quälen konnte. Apollonia hatte ihr mit Tränen in den Augen Mut zugesprochen, ihr versichert, dass sie sie vermissen werde, und sich viele Briefe versprechen lassen. Sonst hatte sie nichts getan. Wie dumm und fahrlässig war sie gewesen! Hatte sie Cartharina in den Tod geschickt? Würde sie die Freundin vielleicht niemals wiedersehen?

»Fahrkarten wohin?«, fragte Anna Sophia mit panisch aufgerissenen Augen.

Apollonia keuchte und flüsterte: »Für ein Schiff. Es fährt von Bremerhaven nach Amerika.«

Dann überrollte sie der Schmerz, und er war so heftig, dass Apollonia alles andere vergaß.

## 20. Kapitel

»*An’ the last time I seen him*«, sang Nuno aus voller Kehle. »*Lord, Lord, Lord*«, antwortete die Mannschaft. »*He was flyin’ across the ocean*«, fuhr das Kind fort. »*Lord, Lord, Lord*«, johlten die Männer.

Heute waren alle Seeleute an Deck, denn ein heftiger Wind peitschte über das Meer und zerrte und zog an ihrem Segelschiff. Wenn sie es schlau anstellten, würden sie ein ganzes Stück vorankommen. Vielleicht könnten sie noch am nächsten Morgen Bremerhaven sehen. Doch wenn das Segel erneut riss, hatten sie ein Problem. In den letzten Wochen der Überfahrt von Saõ Tomé nach Bremerhaven waren sie bereits mehrfach in Stürme geraten. Sie hatten die meterlangen Risse zweimal flicken müssen, und alle beteten, dass die Naht diesmal hielt. Andernfalls müssten sie noch länger von dem widerwärtigen Schiffszwieback essen.

»*An’ they put him on de table*«, sang Nuno. »*Lord, Lord, Lord*«, antworteten die Matrosen. »*An’ the knife wouldn’t cut him*«, fiel Kaspar ein. »*Lord, Lord, Lord*.«

Nuno grinste ihm von der anderen Seite des Schiffes aus so breit zu, dass man die Lücke zwischen seinen Schneidezähnen deutlich sehen konnte. Wie er dastand, sang und an den Tauen zog, könnte Kaspar beinahe glauben, er sei zufrieden. Doch er wusste, dass der Schein trog. Nuno war gut darin, das fröhliche Kind zu mimen. Doch wenn er schlief, wurde er von lautlosen, trockenen Schluchzern geschüttelt. Er war so dünn, dachte Kaspar mal wieder. Er musste dringend von diesem Schiff runter und etwas Ordentliches essen. Er brauchte ein warmes Bett und viel Ruhe. Andernfalls würde er schon bald umkippen. Kaspar träumte nachts davon. Dann sah er, wie Nuno auf einem Mast hockte, um einen Knoten festzuziehen, und mit einem Mal rutschten seine Augen unter die oberen Lider, seine Hände ließen los, und er fiel. Und noch während er durch die Luft segelte, glaubte Kaspar, er selbst wäre Nuno. Er würde auf der eiskalten Wasseroberfläche aufschlagen und untergehen. Er sah wieder seine mit Seilen gefesselten Hände und spürte den Ruck, mit dem man ihn unter dem Schiff entlangzog. Seine Lunge drohte erneut zu zerreißen.

Er erwachte so schweißgebadet aus diesen Träumen, dass man meinen könnte, er hätte tatsächlich in Salzwasser gelegen. Tief atmete er dann durch und sagte sich immer wieder, dass es vorbei war. Er hatte es überlebt. Am Tau hatten sie ihn aus dem Wasser gezogen und nur dank Eddi hatte man ihn versorgt, bis er wieder gesund war. Geistesgegenwärtig hatte sein kluger Freund nämlich angefangen, vom Glauben zu sprechen, das erzählte ihm Beek hinterher. »Plötzlich war er wie ein Priester, so wahr ich hier stehe! Ich konnte es kaum fassen! Er hat gepredigt, Gott habe gewollt, dass du lebst. Er habe deine Fußfessel unter Wasser gelöst und dich lebend wieder herausgezogen. Es sei göttlicher Wille, und wer das nicht respektiere, werde zur Hölle fahren! Da will natürlich keiner hin, das kannst du mir glauben. Mit einem Mal haben sie sich alle um dich gekümmert. Wir haben das Schiff voller Krankenschwestern, wusstest du das?« Und dann hatte Beek kehlig gelacht.

Mit großer Erleichterung stellte Kaspar nach seiner Genesung fest, dass viele Nuno tatsächlich respektierten. Beek hatte sich mit dem Jungen angefreundet und ließ seine Fingerknöchel knacksen, sobald ihn jemand auch nur schief ansah. Schon bald war das nicht mehr nötig. Die Männer genossen ganz offensichtlich Nunos Fröhlichkeit und mochten seinen Gesang.

Nur Otto behielt Kaspar lieber im Auge. Immer wieder schielte der zu dem Jungen rüber, hörte mit wütend zusammengepressten Lippen zu, wie die anderen sangen, und kommentierte Nunos Hautfarbe, seine krausen Haare oder seine dünnen Arme bei jeder Gelegenheit.

»Hee, Nuno«, rief ein Seemann gerade. »Weißt du schon, was du machst, wenn wir da sind?«

Alle Köpfe drehten sich dem Jungen zu. »Ja, das weiß ich!«, rief er und grinste schief, so dass die Lücke in seinen Schneidezähnen zum Vorschein kam. Sein Deutsch hatte zwar einen Akzent, doch Kaspar verstand ihn besser als so manchen alten Seemann, der in niederdeutschem Dialekt sprach.

»Und was?«, fragte ein anderer.

»Das verrate ich nicht!« Er zog seine hohe Augenbraue noch höher. »Sonst willst du am Ende noch mit.«

Die Männer lachten laut.

»Du weißt, dass man dich schon am Hafen aufhalten wird?«, fragte Otto mit einem unheilvollen Säuseln in der Stimme.

»Das sollen sie mal versuchen! Ich schlage Haken, da wird dir ganz schwindelig, Otto!«

Wieder lachten alle.

»Man wird Angst vor dir haben«, erklärte Otto unbeirrt.

»Das ist auch besser so. Bei meinen Muskeln!« Er spannte seinen dünnen Oberarm an und genoss sichtlich, dass wieder alle lachten.

Otto zuckte nicht mal mit einem Mundwinkel. »Die meisten werden Abscheu empfinden. Es gibt nicht viele Orte für einen wie dich bei uns, weißt du? Manche Adlige halten sich einen *Kammermohren*.«

»Einen *was*?«, fragte Nuno.

Doch Otto erklärte ihm dieses Wort nicht. »Wenn ein Adliger ein paar Diener wie dich hat, spricht das für seinen Reichtum und seine Macht. Es ist wie mit einem exotischen Haustier, mit dem er angeben kann. Aber wie sollst du schon an einen Adligen geraten?« Kurz lachte er auf und wandte sich Kaspar zu. »Oder war das der wahre Plan? Hast du den Kleinen etwa verschleppt, um ihn an den Kaiser zu verkaufen? Na, dann viel Glück. Ob die Rechnung aufgeht …«

»Ich warne dich«, knurrte Kaspar und trat einen Schritt auf Otto zu.

Doch der beachtete ihn schon nicht mehr und taxierte wieder Nuno. »Du gehörst nicht in unsere Welt, Junge. Außer vielleicht in einen Zirkus. Weißt du, was ein Zirkus ist?«

Das war genug, entschied Kaspar, und stieß Otto zurück. »Weißt du, was eine

gebrochene Nase ist?«, knurrte er. »Noch ein einziges Wort zu dem Jungen und ich erklär’s dir.«

»Oh, oh, oh«, grölten die Seeleute und lachten laut. Doch Kaspar hatte keinen Scherz gemacht. Seine Hand war längst zur Faust geballt.

»Was ist ein Zirkus?«, fragte Nuno leise.

»Dort werden wilde Tiere vorgeführt«, antwortete Otto in genüsslichem Tonfall, während er Kaspar herausfordernd anstarrte. »Und manchmal auch Monster, Kuriositäten und Ausnahmen der Natur.«

Da schnellte Kaspars Faust nach vorn und traf Otto mitten im Gesicht. Er taumelte zurück und Kaspar folgte ihm drohend. »Brauchst du eine noch deutlichere Erklärung?«

Fluchend hielt Otto sich die Nase. Blut quoll zwischen seinen Fingern hervor. »Wenn das der Kapitän erfährt …«, krächzte er.

»Natürlich!«, höhnte Beek. »Hol ihn zu Hilfe, aber schnell! Du Milchgesicht!«

Genau in diesem Moment wurde das Segel von einer heftigen Böe erfasst und riss das Schiff nach vorn. Die Männer taumelten, hielten sich an den Seilen fest oder stolperten über Eimer und Bretter am Boden.

»Verdammt!«, rief Beek.

»An die Arbeit!«, schrie der Kapitän, der plötzlich breitbeinig vor ihnen stand.

Sie schufteten bis tief in die Nacht hinein, um das Schiff auf Kurs zu halten, bis der Wind endlich nachließ. Zu ihrer aller Erleichterung hielt das Segel, und schon am nächsten Tag tauchte am Horizont Land auf. Immer mehr Schiffe sahen sie, große Dampfschiffe und kleine Ruderboote. Langsam lenkte der Kapitän sie durch das voller werdende Meer. Kaspar konnte kaum fassen, dass sie tatsächlich einen Steg erreichten und das Schiff vertäuen konnten. Sie hatten es geschafft. Kaspar und Nuno lebten – und sie waren so nah an zwei Orten, die Kaspar einst Zuhause genannt hatte: Höhenforst und Köln. Sie sprangen an Land, und wie jedes Mal nach Wochen auf hoher See fühlte sich der feste Boden unter seinen Füßen seltsam an. Hinzu kamen all die Menschen. In einem Meer aus fremden Gesichtern schwankte Kaspar wie gerade noch das Schiff.

»Landratten«, fauchte Beek, während er vor Kaspar und Nuno durch das Hafenareal lief und einen nach dem anderen zur Seite schob. Viele von ihnen waren sauber gekleidet und pausbäckig. Sicherlich warteten sie auf ein Schiff in die neue Welt. Erst im Vergleich mit diesen hoffnungsvollen Menschen fiel Kaspar auf, wie ausgemergelt sogar der massige Beek war. Seine eigentlich so muskulösen Schultern wirkten ausgezehrt, sein Rücken gebeugt. Auch Eddi stakste mit seinen dünnen Beinen neben ihnen entlang. Ihre Kleidung war verdreckt. Kurz überlegte Kaspar, ob die Menschen sie wohl so musterten, weil sie heftig stinken mussten. Doch dann bemerkte er ihre großen Augen und ihre ausgestreckten Finger, mit denen sie auf Nuno zeigten.

»Sie sind alle weiß«, flüsterte der.

»Vor allem sind sie alle dumm«, knurrte Kaspar. Er bückte sich nach einem der wenigen, kurzen Grasbüschel, die die Menschen noch nicht plattgetreten hatten, pflückte einen Halm und steckte ihn sich in den Mund. Dann griff er nach dem Sack, der

auf seinem Rücken baumelte. Viel war nicht darin. Dreckige Kleider zum Wechseln, die Holzfigur, die er auf Saõ Tomé gekauft hatte, der Stein für Emma … Er hielt inne. Wieso hatte er ihn noch immer bei sich? Er hatte sie nun seit fast zwanzig Jahren nicht gesehen. Was war nur los mit ihm? Wütend wühlte er weiter, bis er endlich die Krempe seines zigfach geflickten Huts zu fassen bekam. Er zog ihn heraus, stopfte dafür den Plattingshut hinein und stülpte sich seine frühere Kopfbedeckung wieder über. Und mit einem Mal war ihm, als wäre er wieder der alte. Er hatte endlich wieder ein Ziel. Er steckte die freie Hand in die Hosentasche und kaute an seinem Grashalm.

Dann hob er das Kinn und versuchte, hinter den vielen Menschen ein Wirtshaus zu entdecken, in dem sie sich ordentlich stärken und vielleicht ein oder zwei Nächte bleiben könnten.

Doch stattdessen sah er für einen kurzen Augenblick in Gesches Augen. Wie angewurzelt blieb Kaspar stehen, so dass Eddi und Nuno in ihn hineinliefen, sie alle stolperten und fluchten.

»Verdammt, was soll das?«, rief Eddi.

Kaspar antwortete nicht, er sah sich suchend um. Wo waren diese Augen hin? Er hatte sie ganz deutlich gesehen. Gesche war zwar schon seit vielen Jahren tot, doch ihre Augen würde er nie vergessen. Eines war braun, das andere blau. Und wenn sie ihn damit angesehen hatte, hatte Kaspar geglaubt, alles würde gut werden. Doch so sehr sich Kaspar auch bemühte – er fand diese Augen nicht wieder. Dort, wo er geglaubt hatte, seine alte und längst verstorbene Freundin Gesche zu sehen, stand nur ein junger Mann mit Frack und Zylinder, und sah in eine andere Richtung.

»Es tut mir leid …«, murmelte Kaspar. »Ich dachte … ach, nicht so wichtig.«

Langsam ging er weiter. Natürlich konnte es nicht Gesche gewesen sein. Er hatte sie selbst begraben. Doch er musste wieder daran denken, wie sie ihn einst gebeten hatte, ihrer Enkelin Anna Sophia Stollwerck Tausendgüldenkraut zu bringen. Er hatte es viele Jahre lang vergessen, doch als er es ihr schließlich doch noch brachte, schien es der genau richtige Zeitpunkt zu sein. Als hätte Gesche es geahnt.

War sie in diesem Augenblick hier bei ihm? So ein Unsinn, dachte er. Und doch verlieh der Gedanke ihm Kraft.

»Nun, wie ist dein Plan, Kaspar?«, fragte Eddi.

»Wo soll’s hingehen?«, erkundigte sich Beek.

»Gehen wir in einen Zirkus?«, fragte Nuno und zwinkerte. »Und erklären dort, was eine gebrochene Nase ist?« Er täuschte ein paar Boxschläge auf Kaspars Schulter an, der wich lachend aus und schüttelte den Kopf.

»Nein, Nuno. Wir ruhen uns erst mal aus. Und dann gehen wir nach Köln.«

Er wuschelte dem Jungen liebevoll durch die Haare und sah einen Moment lang in den Himmel. Wie elegant die Möwen vor den kleinen, weißen Wolken schwebten, dachte er und lief lächelnd weiter.

»Wie sollen wir sie bei den Menschenmassen nur finden?«, rief Peter. Auch Nikolaus

schaute sich wie wild um. Wohin er auch blickte, sah er Hüte und Schuten, Fracks und Kleider, suchende Gesichter und zeigende oder winkende Arme. Es waren so viele, dass er dahinter kaum das Meer erkennen konnte. Stolz stachen zahlreiche Masten, an denen die Segel festgebunden waren, in den Himmel, und kreischend hingen Möwen in der Luft. Es roch nach Salz und dem wochenalten Schweiß von Matrosen. Nikolaus rümpfte die Nase, als ein paar von ihnen scherzend an ihm vorbeiliefen. Kurz hielt er inne. Hatte er das richtig gesehen? War die Haut des Kleinen zwischen ihnen etwa dunkelbraun?

»Wir müssen herausfinden, welche Schiffe nach Amerika fahren werden«, rief Nikolaus. »Hier entlang!« Mit gespitzten Ellenbogen bahnte er sich einen Weg durch die Menschenmenge, und Peter folgte ihm. Bald erreichten sie ein Gasthaus, das mit dem Verkauf von Schifffahrkarten warb.

»Ich warte hier und schaue mich noch ein wenig um«, entschied Nikolaus. »Frag du drinnen nach.«

Lange hatten die Brüder diskutiert, ob sie per Schiff oder Kutsche nach Bremerhaven reisen sollten. Immer wieder hatte Heinrich bedauert, dass der Bau der Eisenbahnlinie zwischen Hamburg und Venlo erst im nächsten Jahr starten sollte. »Stellt euch vor, wenn sie fertig wäre, dann könntet ihr schon in zwei oder drei Tagen dort sein! Ihr müsstet nur bis nach Wesel fahren, und …«

»Das tut jetzt nichts zur Sache. Wir können nicht warten, bis die Strecke gebaut wird, Heinrich«, schnitt Nikolaus ihm das Wort ab. »Vater, was meinst du?«

Franz saß zurückgelehnt an seinem Schreibtisch – und sagte kein Wort.

»Vater?«

Immer noch nichts.

»Ist dir das alles etwa egal? Wenn wir jetzt einen Fehler machen, werden wir Cartharina nie wiedersehen.«

Erwartungsvoll sahen die Brüder ihren Vater an. Dann öffnete er endlich den Mund. »Ob mit Schiff oder Kutsche – ihr braucht eine Woche, bis ihr dort seid. Und mindestens eine weitere, bis ihr wieder hier ankommt. Ich kann nicht über zwei Wochen auf euch verzichten. Wir haben gerade erst angefangen, die Haemalbumin-Schokolade gegen Blutarmut zu vertreiben. Mehr als zehn Vertriebsstellen haben angefragt. Soll ich die alle selbst besuchen? In unserem neuen Ladengeschäft in der Hohen Straße fehlen noch versierte Verkäufer. Wer soll die Gespräche führen, die geplant sind? Wie stellt ihr euch das vor?«

Mit offenem Mund starrte Nikolaus ihn an. »Ist das Geschäft wichtiger als Cartharina?«

Franz erwiderte den Blick und hob das Kinn. »Jeder von uns trifft seine Entscheidungen selbst. Cartharina hat sich entschieden, ihren eigenen Weg zu gehen. Wie werdet ihr euch entscheiden?«

Nikolaus blieb die Luft weg. War das wirklich sein Ernst? Wie konnte er seine Tochter nur so im Stich lassen? Sie war erst Anfang 20, schwach und krank. Schon die Reise nach Bremerhaven könnte sie töten. Wie sollte sie jemals heil in Amerika ankommen?

Nach allem, was er wusste, war ein Auswandererschiff kein Ort für kranke Mädchen. Die Räume waren eng, es gab kein Licht und keine Ärzte. Cartharina musste blind vor Liebe sein – oder aber unter der Fuchtel eines manipulativen Mertens stehen, dass sie dieses Risiko überhaupt in Erwägung zog. Und Vater ließ sie einfach so in ihren sicheren Tod reisen?

»Wie kannst du so etwas sagen?«, knurrte Nikolaus.

»Ich glaube, sie kann es schaffen«, sagte Franz nun etwas leiser. »Sie ist stärker als ihr denkt. Uns hat sie geschrieben, dass sie zunächst ihre Tante Maria und ihren Onkel Theodor in Amerika aufsuchen wird. Meine Schwester und mein guter alter Freund Theodor Herx sind wunderbare Leute. Sie sind schon vor Jahren ausgewandert und werden sich um unsere Cartharina kümmern. Ihr wird es an nichts fehlen.«

»Vater!«, rief Nikolaus und trat einen Schritt auf ihn zu. »Sie wird niemals bei ihnen ankommen. Auch gesunde Menschen sterben auf diesen Schiffen. Das hat Tante Maria dir doch selbst in ihren Briefen erzählt, erinnerst du dich? Wir dürfen das nicht zulassen! Sie ist unsere Schwester! Deine Tochter!«

»Ihr solltet ihr mehr zutrauen. Und jetzt geht.«

Franz senkte den Blick auf seine Papiere. Nikolaus war sich absolut sicher, dass er nicht die geringste Ahnung hatte, was er da gerade unterschrieb. In den letzten Wochen war seine Buchhaltung noch konfuser geworden. Die Brüder glaubten, dass er sich Zahlen und Berechnungen mittlerweile einfach ausdachte, um nicht zugeben zu müssen, dass ihm sein immer größer werdendes Unternehmen über den Kopf wuchs. So wie seine eigene Familie.

Nikolaus tauschte kurze Blicke mit Peter und Heinrich aus, die sofort verstanden. Sie gingen raus und schlossen die Tür hinter sich.

»Heinrich, du bleibst hier bei deiner Frau und bei Vater. Achte darauf, dass er nicht noch mehr Unordnung verursacht. Peter, du packst deinen Koffer«, entschied Nikolaus. »Wir zwei nehmen eine Kutsche.«

Vater hatte recht behalten: Fast eine Woche hatten sie gebraucht, um hier anzukommen. Ihre Gliedmaßen schmerzten, und in allen mitgebrachten Kleidern hing der Staub der Straße. Nikolaus hatte geglaubt, sie müssten nur rechtzeitig am Hafen ankommen, dann hätten sie bestimmt Erfolg. Doch nun, da er sich umsah, war er sich nicht mehr so sicher. Hier nach einem Menschen zu suchen, war eine immense Herausforderung. Sein Blick wanderte zwischen den vielen Gesichtern hin und her. Weiter hinten öffnete man gerade einen langen Steg, und zig Menschen drängten in Richtung eines großen Schiffes. Plötzlich hielt Nikolaus inne. Da – war das nicht die rosarote Schute seiner Schwester? Er sah ihre dünnen Arme, ihre hellen Haare … Außerdem lief die junge Frau neben einem Mann mit hohem Zylinder!

»Peter!«, rief Nikolaus und sah über seine Schulter. Doch der Bruder war nirgends zu sehen.

Seine Schwester ging weiter den Steg hinunter und kam dem Schiff immer näher.

Noch einmal reckte er den Hals nach seinem Bruder, doch wenn Nikolaus länger

wartete, würden sie Cartharina nicht rechtzeitig erreichen. Also lief er los.

»Entschuldigung, darf ich?« So schnell er konnte, bahnte er sich seinen Weg durch die Menschenmenge.

»Cartharina!« Dabei konnte sie ihn auf dem Steg bestimmt nicht hören.

Immer entschiedener und rücksichtsloser kämpfte er sich vorwärts. Fast war er am Steg angekommen. Er holte tief Luft und rief: »Cartharina!«



Cartharina zuckte zusammen und hielt inne.

»Was ist?« Julius legte ihr sanft die Hand auf den Rücken. »Geht es dir gut?«

Sie sah über ihre Schulter und schaute in viele fremde Gesichter. »Ich weiß auch nicht. Kurz dachte ich, ich hätte meinen Namen gehört.«

Auch Julius sah sich nun um. »Bestimmt gibt es hier einige Cartharinas. Oder zumindest Katharinas.« Er grinste schief. »Also, dieses r in deinem Namen, haben sich das deine Eltern eigentlich gut überlegt?«

Cartharina schmunzelte. »Natürlich. R wie *rebellisch*. Oder *rastlos*. Sie wussten es von Anfang an.«

Julius lachte leise und schob Cartharina sanft den Steg hinauf. »Stimmt. Renitent. Ruppig. Rußig. Es passt alles.«

»He!« Cartharina kicherte und stieß ihm ihren Ellenbogen in die Seite. »Pass besser auf, sonst werde ich noch respektlos.«

Kurz trafen sich ihre Blicke, und Cartharina spürte, wie sehr sie das Scherzen entspannte. Tief atmete sie durch, während sie das riesige Dampfschiff betrachtete, das am Steg ruhig und schwer auf den Wellen lag. Es war viel größer, als sie es sich vorgestellt hatte. Tante Maria hatte in ihren Briefen noch von einem alten Segelboot gesprochen, auf dem sie wochenlang hatten ausharren müssen. Die Zeiten hatten sich seitdem wohl geändert: Auf diesem Schiff hier ragten drei Masten hoch in den Himmel, dazwischen stand ein dicker Schlot, und am Bug wehte stolz die preußische Fahne. Nur zwei Wochen würde die Überfahrt dauern. Julius hatte ihr versprochen, dass sie bequem und sicher reisen würden, dennoch wusste sie, dass sie ein immenses Risiko einging. Tat sie das Richtige? Sie hatte sich einzig von Apollonia verabschiedet. Wenn sie an ihre kleinen Geschwister dachte, an ihre großen Brüder und ihre Eltern, dann wallte in ihrem ganzen Körper ein bitterer Schmerz auf. Sie wusste nicht, ob sie auch nur einen von ihnen wiedersehen würde. Stattdessen brach sie in eine völlig ungewisse Welt auf, mit einem Mann, den sie noch nicht lange kannte. Ihre Eltern und Geschwister waren sicher krank vor Sorge. Ob sie ihr hinterherreisen würden?

»Mach dir keine Sorgen«, flüsterte Julius, als hätte er ihre Gedanken erraten. »Ich werde auf dich aufpassen.«

Cartharina nickte langsam und ging weiter. Sie sah das Gesicht ihrer Mama vor ihrem inneren Auge und kämpfte gegen die Tränen an. Wie viel Leid sie ihrer lieben Mutter zufügte! Wie sehr Cartharina sie vermissen würde! Und doch wurde sie mit jedem Schritt, den sie vorwärts ging, sicherer, dass sie genau das tun wollte. Sie konnte nicht

zurück in ihr Haus in der Hohen Straße, in dem nur ein Stockwerk unter ihr die ganze Familie unermüdlich für die Firma arbeitete, in dem riesige Maschinen bis spät in die Nacht mahlten, schälten und rösteten, in dem Arbeiter in Kesseln rührten und Säcke schleppten, in dem Stollwerckmädchen Schokolade einwickelten und hübsch verpackten. Die Vorstellung, während all der Betriebsamkeit als Einzige in ihrem Zimmer zu sitzen, sich zu schonen und nur hin und wieder ein wenig Klavier spielen zu dürfen, war schrecklich. Wie sollte sie untätig bleiben – fern von Julius – wenn sie stattdessen in der letzten, kurzen Zeit ihres Lebens mit ihm in die Welt aufbrechen könnte? Sie war jung, und sie würde jung sterben. Warum also vorher nicht einmal kurz leben?

Julius sprang auf die erste Stufe der steilen Treppe, die hinauf in das Schiff führte, und bot ihr galant den Arm. »Darf ich bitten?«

Kurz blieb ihr Rock an einem Holzsplitter hängen, doch sie folgte Julius trotzdem und genoss das Geräusch des reißenden Stoffs unter ihr. So ist das Leben, dachte sie lächelnd, stieg Stufe um Stufe hinauf – und an Bord angekommen, drehte sie sich langsam um.



»Cartharina!«, rief Nikolaus noch einmal. Sie war auf dem Schiff angekommen und sah zurück zum Hafen. »Warte!«, schrie er.

Er rannte, und immer wieder tauchte zwischen den vielen fremden Köpfen, Schultern und Armen die Schute seiner Schwester auf. Da waren Cartharinas schmale Schultern, ihre helle Haut – und runde, rote Pausbacken. Mitten im Lauf hielt Nikolaus inne und starrte die Frau an, die dort wenige Meter von ihm entfernt auf dem großen Segelschiff stand. Langsam schüttelte er den Kopf. Wie hatte er sich nur so täuschen können? Er wusste doch nicht mal, ob seine Schwester eine rosarote Schute besaß. Die Frau auf dem Schiff hatte er jedenfalls noch nie gesehen.

»Nikolaus!«, keuchte hinter ihm Peter. »Wolltest du nicht warten?«

Nikolaus rieb sich mit beiden Händen über das Gesicht. »Ich dachte, ich hätte sie gesehen.«

Peter schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle, dass sie hier ist. Der Wirt sagt, in dieser Woche fährt hier überhaupt kein Schiff nach Amerika. Das letzte ist vor drei Tagen abgefahren. Und dieses Schiff dort wird Afrika ansteuern.«

Nikolaus atmete lange aus. »Wir hätten es wissen müssen.« Er schüttelte den Kopf. »Cartharina ist nicht dumm … Sie hat Apollonia nicht die ganze Wahrheit gesagt. Sie wollte wohl sichergehen, dass wir sie nicht aufhalten.«

Peter lachte leise und traurig auf. »Wir hatten von Anfang an keine Chance, sie hat ganz allein entschieden. Wir hätten auf Vater hören sollen.«

Nikolaus antwortete nicht, er starrte ihn nur an. Und so standen die Brüder stocksteif inmitten von Auswanderern und schwiegen.



»Wirst du deine Familie vermissen?«, flüsterte Cartharina.

»Du wirst es nicht glauben, aber ja. Wenn wir nur lang genug dran gewöhnt waren, vermissen wir auch die Dinge, die uns nicht gut tun.«

Cartharina nickte. »Ich habe mein perfekt eingerichtetes Zimmer mit den Spitzendeckchen und den vielen Kissen gehasst. Doch jetzt …«

Julius lachte leise. »Genau das meine ich … Ich kann meinen Bruder wirklich nicht leiden. Aber mit wem soll ich jetzt meine dummen Witze machen?«

Er schielte zu ihr rüber und zog eine Augenbraue hoch.

»Oh, unter keinen Umständen mit mir!«, rief Cartharina lachend und hob beide Hände. »Was hältst du stattdessen von ihm?« Sie zeigte auf einen vielleicht sechs- oder siebenjährigen Jungen, der ein paar Schritte von ihnen entfernt an der Reling stand und auf den Hafen blickte. »Oder von ihm?« Sie deutete auf die andere Seite der Reling, wo ein tätowierter Seemann die Taue von einem Poller löste und zurück aufs Schiff warf.

Doch Julius schüttelte grinsend den Kopf und legte einen Arm um ihre Taille. »Nein, meine Liebe. Ich mache sie mit dir«, wisperte er leise und liebevoll in ihr Ohr. »Nur mit dir.« Cartharina bekam eine Gänsehaut. Sie lehnte ihren Kopf gegen seinen und lächelte, während sich der Hafen langsam von ihnen entfernte.

## 21. Kapitel

Die kleine Bertha war nun schon fast eine Woche alt, doch noch immer konnte Apollonia gar nicht fassen, dass dieses zerbrechliche Wesen ihr Kind war. Ungläubig sah sie in das kleine Gesicht und spürte, dass dies ein großer Anfang war.

»Sie ist wunderschön«, flüsterte Anna Sophia, als sie Apollonia besuchte. Obwohl Apollonia den Blick nicht hob, wusste sie, dass ihre Schwiegermama stumm weinte.

»Peter und Nikolaus werden Cartharina finden«, sagte Apollonia.

»Nein, das werden sie nicht. Ich werde Cartharina nie wiedersehen.«

Nun musste Apollonia doch den Blick von ihrem Kind lösen und Anna Sophia ansehen. So lieb sie ihre Schwiegermama auch hatte, manchmal erschien sie ihr doch ein klein wenig unheimlich. Immer häufiger wurde Anna Sophias Blick glasig. Sie starrte dann in die Ferne, so als wäre sie selbst an einem ganz anderen Ort. Und sobald sie wieder zu sich kam, redete sie wirr.

»Das darfst du nicht sagen«, flüsterte Apollonia mit möglichst sanfter Stimme.

»Doch, Apollonia. Ich muss.«

Sie blinzelte traurig und in ihren Augenwinkeln hingen Tränen. Apollonia streckte die freie Hand nach Anna Sophia aus. Vorsichtig umarmten sich die beiden Frauen. Anna Sophia schluchzte leise, während Bertha begann, zaghaft zu zappeln. Und Apollonia begriff: Während sie selbst eine Tochter bekommen hatte, hatte Anna Sophia eine verloren.

Noch bevor Peter und Nikolaus von ihrer Suche zurückkehrten, waren Apollonia und Anna Sophia so nah zusammengerückt, dass es sogar Apollonia überraschte. Sie hatte die fürsorgliche, stark und entschlossen wirkende Familienmama zwar vom ersten Tag an gemocht, doch jetzt sah sie auch die Frau dahinter. Den Menschen, der sich für eine so große Familie aufrieb, der für alle da sein wollte, der so viel über die Natur und die Welt wusste, und versuchte, ganz allein damit umzugehen. Vor allem, da Franz seit Cartharinas Abreise immer missmutiger wurde und länger in seinem Arbeitszimmer verschwand.

»Er ist im Grunde ein wundervoller Mann«, erzählte sie Apollonia einmal, während sie Bertha auf dem Arm sachte in den Schlaf schaukelte. »Er kann aufbrausend und streng sein, aber auch lustig und herzlich. Sein größter Wunsch war es, eine solide Firma aufzubauen, die seine Söhne eines Tages erben. Aber in letzter Zeit … da sorge ich mich manchmal um ihn.«

Fragend sah Apollonia Anna Sophia an.

»Gestern trug er seine Schuhe falsch herum«, sagte Anna Sophia beinahe flüsternd. »Den rechten am linken Fuß und den linken am rechten. Hätte ich ihn nicht darauf hingewiesen, wäre er so in die Fabrik gegangen.«

»Es war sicher nur eine kleine Unachtsamkeit …«

»Ist dir das jemals passiert?« Anna Sophia seufzte. »Es ist das Alter. Manchmal schaut er lange aus dem Fenster. Früher hat er das nie getan. Und er ist in letzter Zeit so viel

strenger und unnachgiebiger mit unseren Söhnen und Töchtern. Wie er auf Cartharinas … Liebschaft und dann auf ihre Abreise reagiert hat … Es gibt Stunden, in denen erkenne ich ihn kaum wieder.«

Apollonia schluckte. »Vielleicht hat er seine Reaktion bei Tisch bereut und wollte Cartharina am Ende doch ihre Freiheiten lassen.«

»Auch wenn es bedeutet, dass wir sie nie wiedersehen?«

Darauf wusste Apollonia keine Antwort.

Anna Sophia hatte ja recht. Auch sie hatte bereits bemerkt, dass Franz in letzter Zeit launischer wurde. Manchmal war er noch der lustige Mann, den Apollonia kennengelernt hatte, der anderen auf die Schulter klopfte und herzliche Witze machte. Doch dann erschien er plötzlich abwesend, verschlossen und zornig.

Apollonia konnte nur zu gut nachvollziehen, dass sich Anna Sophia an der Seite dieses Mannes in letzter Zeit allein fühlte. Wenn sich Heinrich ihr gegenüber so verhalten würde, wäre sie am Boden zerstört! Freundinnen hatte Anna Sophia keine. Dafür war ihr bei einem so großen Hausstand nie die Zeit geblieben. Ihre Schwester Wilhelmine lebte in Bonn und kam nur selten zu Besuch, und Elise durfte kaum aus dem Haus. Nur Julie kam hin und wieder vorbei. Immer häufiger lud sie Anna Sophia auch in ihre Kammer ein, doch wegen ihres verhassten Schwagers August ging sie ungern hin.

Nachdem Peter und Nikolaus heimgekehrt waren – ohne Cartharina – und Anna Sophia kaum noch sprechen wollte, entschied Apollonia, dass ihrer Schwiegermama ein Spaziergang helfen würde. Sie nahmen eine der Pralinenschachteln mit, die Heinrich regelmäßig für Apollonia mit nach Hause brachte, legten Bertha in einen Kinderwagen und schoben ihn langsam zum Neumarkt.

»Wir dürfen auf keinen Fall vorn hineingehen«, flüsterte Anna Sophia und zog sie in eine Seitengasse. Nun näherten sie sich der Apotheke von hinten. Nach wenigen Schritten murmelte Anna Sophia: »Ich habe nichts anderes erwartet …« und zeigte schmunzelnd die Gasse hinunter.

Apollonia konnte Julie schon von Weitem sehen. Sie beugte sich aus dem Fenster. »Hier entlang, meine Lieben! Der Tee dampft noch«, rief sie ihnen zu.

Apollonia sah sich mit großen Augen um, während sie mit Bertha im Arm vorsichtig die schmale Treppe zu Julies Kammer hinaufstieg. Sie war noch nie an einem solchen Ort gewesen. Die Tapete hing in Fetzen an den Wänden, es müffelte ein wenig, und überall lag fingerdick der Staub.

Doch schon bald hing auch der wohltuende Duft von Kräutern und Kuchen in der Luft, und als Anna Sophia schließlich die Zimmertür öffnete, konnte Apollonia nicht anders, als breit zu lächeln. Vom ersten Augenblick an mochte sie diesen Ort: die bunten Tücher und Teppiche, das Sofa und die Obstkiste, auf der Honigkuchen und drei Teetassen bereitstanden.

»Ihr habt Glück, für heute Nachmittag hat sich keine Kundin angekündigt.« Julies Lippen formten ein kleines, warmes Lächeln, während sie ihnen einen Platz auf dem Sofa anbot. Sie selbst setzte sich auf eine Obstkiste und reichte ihnen Tee, während

Apollonia die Pralinenschachtel öffnete und neben den Kuchen stellte.

»Wie geht es der kleinen Bertha?«, erkundigte sich Julie und nahm sich mit genießerischem Lächeln eine Schokoladenkugel.

»Alles gut«, sagte Apollonia, und diesmal meinte sie es so. »Sie entwickelt sich wunderbar.« Apollonia schaute ihrer Tochter lächelnd ins Gesicht, das langsam aber sicher pausbäckig wurde.

»Und du hast trotzdem Kraft für deine Leidenschaft«, stellte Julie fest, während sie langsam kaute.

Apollonia runzelte die Stirn und sah auf. »Woher weißt du …?«

»Da …« Julie streckte die Hand aus und zog Apollonia einen Bleistift aus dem Haar. Sie musste ihn wieder in ihrer Frisur vergessen haben. »Wie schön! Hast du etwa schon wieder Gelegenheit, die Maschinen der Fabrik zu studieren?«

Apollonias Herz begann schneller zu schlagen, während sie zu Anna Sophia hinüberschielte. Heinrich hatte sie schließlich mehrfach darum gebeten, ihre Leidenschaft vor der Familie so gut wie möglich zu verbergen. Die Schwiegermutter sah sie überrascht an, also sagte Apollonia schnell: »Nein, nein. Ich muss mich natürlich noch von der Geburt erholen und bin ansonsten ganz mit dem Haushalt beschäftigt. Nur heute hatte ich einen kleinen Einfall, den ich mir kurz notiert habe, und …«

Doch Julie unterbrach sie mit einem Kopfschütteln. »Du hast viele Ideen, richtig? Du sprudelst über vor Ideen … Auch jetzt, nach der Geburt.«

Nervös griff Apollonia in den Karton auf dem Tisch. Woher wusste Julie das? Seitdem Heinrich Apollonia nicht mehr in die Fabrik mitnahm, sehnte sie sich danach, ihn endlich wieder in seinem Arbeitszimmer besuchen zu dürfen. Sie würde so gern erleben, wie die Stollwercks der Erpressung durch Mertens trotzten. Sie hatten sich dazu entschieden, nicht darauf einzugehen und stattdessen den Konkurrenzkampf mit dem Dresdener Unternehmen aufzunehmen. Dafür arbeiteten sie unermüdlich daran, ihr Schokoladenrezept noch weiter zu verbessern und die Maschinen noch effizienter zu machen, um dem Wettstreiter erneut einen Schritt voraus zu sein. Wenn auch nur einen kleinen. Apollonia brannte darauf, mehr über Heinrichs Ideen zu erfahren. Doch er bat sie um Geduld. Er wollte sie erst dann wieder mit in die Fabrik nehmen, wenn sie vollständig genesen und die kleine Bertha nicht mehr allzu jung war. Vor Ungeduld hatte sie begonnen, heimlich ihre alten Mitschriften zu lesen und sich hier und da ein paar eigene Ideen zu notieren.

Ertappt senkte sie nun den Blick und betrachtete die glänzende Schokoladenkugel in ihren Händen, auf der eine Walnuss thronte. »Nein, nein. Heinrich ist der mit den Ideen. Er ist so ein kluger Mann … In meinem Zustand habe ich natürlich überhaupt nicht den Kopf frei für …«

»Habe ich dir je von der Geschichte meiner Bonbons erzählt?«, fragte Anna Sophia mit sanfter Stimme.

Überrascht sah Apollonia auf. »Nicht direkt, nein.«

Anna Sophia legte den Kopf schief und berichtete ihr in verträumtem Tonfall, dass sie es gewesen war, die das Bonbonrezept mit in die Ehe gebracht hatte. Zwar hatte Franz

ihr geholfen, das Karamellisieren von Zucker zu verfeinern, doch es blieben ihre Bonbons. Nur dank Anna Sophia wurde die Firma Franz Stollwerck für ihre Brustkaramellen bekannt, nur ihretwegen konnte aus einem kleinen Bäcker ein großer Unternehmer werden. Und all das hatte sie geschafft, während sie ihre Kinder bekam. Apollonia lauschte verzückt und schob sich dabei ihre Praline in den Mund. Der Geschmack von Schokolade schien regelrecht auf ihrer Zunge zu explodieren. Wie herrlich sich die Kakaoaromen mit denen der Walnuss verbanden!

»Ich habe schon kurz nach meinen Geburten wieder in der Bäckerei gestanden. Natürlich, ich hatte gar keine andere Wahl. Und damals hat niemand etwas dagegen gesagt. Erst mit unserem wachsenden Wohlstand wurden diese Sorgen von allen Seiten lauter. Als könnte der Mensch weniger aushalten, wenn er mehr Geld hat … Ist das nicht seltsam?«

Apollonia schluckte und leckte sich nachdenklich über die Lippen. »Heinrich sagte, du hast dich nach Ludwigs Geburt aus dem Geschäft zurückgezogen«, warf sie ein.

Anna Sophia verengte einen kurzen Moment die Augen. »Damals kam einfach alles zusammen«, erwiderte sie. »Aber ich habe immer an meinen Kräutern festgehalten. Sie sind bis heute meine Leidenschaft. Obwohl es den Botanischen Garten am Dom gar nicht mehr gibt … Er musste für den Hauptbahnhof weichen. Nun spaziere ich manchmal bis zum Stadtrand, um Kräuter zu finden. Wenn die Zeit nicht reicht, kaufe ich sie in Apotheken – oft nutze ich auch fertig gemischte Tinkturen, Salben oder Tees. Meine Schere trage ich ehrlich gesagt vor allem aus Sentimentalität mit mir herum.« Sie lächelte, während sie die Kräuterschere an ihrem Rock betrachtete.

»Anna Sophias Mittel sind die besten in der ganzen Stadt. Und früher hat sie sie einzig aus Hilfsbereitschaft unter den Frauen verteilt«, erzählte Julie.

»Das geht heute natürlich nicht mehr. Nicht auszudenken, wenn ich in unserem schicken Ladengeschäft meine Heilkräuter anbieten würde.« Sie kicherte kopfschüttelnd. »Jetzt mache ich das nur noch für die Familie …«

»Wie schade«, sagte Apollonia.

»Was ich dir damit sagen möchte: Es ist nicht einfach, an seinen Leidenschaften festzuhalten, sobald das Leben sich verändert. Vor allem nicht für uns Frauen mit all unseren Verpflichtungen. Aber es ist so wichtig, sie sich zu bewahren …« Mit diesen Worten nahm sich auch Anna Sophia eine Praline. Auf ihrer glitzerten große Zuckerkörner. Andächtig biss sie hinein.

»Also, ich habe mich ja erst heute wieder meiner größten Leidenschaft gewidmet!« Nun grinste Julie von einem Ohr zum anderen.

»Oh, Julie!« Anna Sophia wollte bestimmt streng aussehen, doch Apollonia entging das ergebene Schmunzeln auf ihren Lippen nicht. »Du hast August doch nicht wieder …?«

»O doch. Anna Sophia, du hättest das Gleiche getan, wenn du Elise so gesehen hättest!«

Nun verschwand sämtliche Sanftheit schlagartig aus Anna Sophias Gesicht. Sie ließ die angebissene Schokoladenkugel in ihren Schoß sinken. »Was meinst du damit?«

Auch Julie wirkte plötzlich ganz ernst. »Sie konnte gestern nicht aufstehen. Sie wollte es mir nicht sagen, doch in der Nacht zuvor habe ich ein fürchterliches Rumpeln auf der Treppe gehört. Sicherlich hat August sie im Streit hinuntergestoßen. Ich glaube, ihr Bein ist gebrochen.«

Apollonia schlug sich die freie Hand vor den Mund und Anna Sophia sprang auf. »Das erzählst du mir jetzt? Ich muss zu ihr, sofort!«

Julie schüttelte den Kopf und zog sie sanft zurück. »Du weißt, dass es das nur schlimmer machen würde.«

»Sie muss hier weg, Julie! Ihr müsst beide hier weg, am besten noch heute!«

Langsam schüttelte Julie den Kopf. »Nein, Anna Sophia. Wir werden nirgendwohin gehen. Das habe ich mir damals geschworen, als er die Apotheke nach Papas Tod übernommen hat. Er hat sich hier eingenistet wie eine Krankheit, doch damit wird er nicht durchkommen. Das werde ich nicht zulassen.«

»August wird diesen Ort niemals verlassen. Eher brennt er alles nieder, als dass er die Apotheke euch überlässt.« Anna Sophias Augen funkelten voller Zorn und Verzweiflung.

»Mach dir keine Sorgen, Anna Sophia. Mein Traum kommt in letzter Zeit immer häufiger.«

»Aber es ist nur ein Traum!« Anna Sophia schüttelte den Kopf und setzte sich wieder.

»Nun ja. Zumindest bin ich jedes Mal so überwältigt, dass ich ihn sofort mit August teilen muss.« Da war es wieder, das böse Lächeln in Julies Gesicht. »Heute habe ich wieder zu ihm gesagt: August, ich kenne den Tag, an dem du stirbst.«

Apollonia hielt vor Schreck den Atem an. Sie schielte zu Anna Sophia hinüber. Doch anders als am Tag von Marias Hochzeit schritt sie nicht ein. Sie ließ ihre kleine Schwester weitersprechen.

»Es wird ein sonniger Tag sein, habe ich zu ihm gesagt. In den Sonnenstrahlen, die vom blauen Himmel hereinscheinen, wird der Staub tanzen. Draußen werden die Menschen lachen und scherzen, während du einsam sein wirst. Nur ein Mann und sein Gewissen. Für euch beide ist das nicht gerade die beste Gesellschaft, habe ich recht? Du wirst an all das Leid denken, das du verursacht hast. Du wirst trotzdem weiterleben wollen. Bis zum Schluss wirst du denken, dass du doch eigentlich noch nicht gehen willst. Dass du doch mehr verdient hättest, als dieses Leben, dass du doch ursprünglich ein guter Mann werden wolltest. Du wirst dich fragen, wo die Chancen und Jahre hin sind und warum da kein Sohn ist, der dein Versagen für dich tragen könnte. Und dann wirst du dir ein Seil nehmen. Du wirst es dir nicht um den Hals legen wollen, es ist kein Wollen, das dich beherrschen wird, es ist ein Müssen. Du wirst gezwungen sein, August. Du wirst auf einen Stuhl steigen, du wirst wissen, dass er gleich kippt. Und ich werde dir dabei zusehen.«

Dann schwieg Julie und in ihrem Blick glaubte Apollonia eine grimmige Genugtuung zu erkennen. Anna Sophia hatte den Rest ihrer Praline mittlerweile auf dem Tisch abgelegt, nun verkrampften sich ihre Hände in ihrem Schoß.

»Und … er hat dir so lang zugehört?«, fragte sie. Apollonia horchte auf. In der Stimme ihrer Schwiegermutter lag keine Spur des Tadels für die kleine Schwester. Nur Zorn auf

August.

»Natürlich. Er hört immer zu, wenn ich mich nachts in sein Zimmer schleiche. Er und Elise schlafen meist getrennt, müsst ihr wissen. Gegen drei Uhr ist Augusts Schlaf besonders tief. Manchmal wacht er trotzdem auf, während ich vor ihm stehe und ihm von meinen Träumen erzähle, aber noch nie hat er reagiert. Wahrscheinlich glaubt er in diesen Nächten, er wäre in einem Alptraum gefangen.« Julies Lippen verzogen sich wieder zu ihrem bösen Schmunzeln. »Und ich beschere ihm viele Alpträume, das könnt ihr mir glauben. Bald habe ich ihn soweit.«

Anna Sophia schüttelte den Kopf. »Du bist wahnsinnig, Julie. Das wird niemals zum Erfolg führen. Wir sollten uns etwas Besseres überlegen …«

In diesem Moment sprang Julie plötzlich auf.

»Was hast du?«, fragte Anna Sophia.

»Ich … bin gleich wieder da«, sagte sie, ohne ihre Schwester oder Apollonia anzusehen. Und schon rauschte sie mit wehenden Kleidern davon.

Apollonia starrte Anna Sophia an. Einen Moment lang schwiegen beide. Auch Bertha blieb stumm und zappelte kaum.

»Es tut mir leid«, sagte Anna Sophia schließlich. »Was in diesem Haus passiert … muss für dich sehr bedrohlich klingen. Vielleicht hätten wir heute nicht mit der kleinen Bertha herkommen sollen …«

Apollonia streckte sich ein wenig. »Nein, Anna Sophia. Ich bin froh darum. Julie ist ein wirklich beeindruckender Mensch. Und ich glaube, es kann nicht schaden, wenn Bertha schon jetzt von starken Frauen umgeben ist.«

Es war seltsam, durch Köln zu laufen. Kaspar trug wieder seinen alten Schlapphut und kaute auf einem Grashalm. Und obwohl er das Gefühl hatte, mit jedem Schritt in Richtung Heimat auch sich selbst wieder näher gekommen zu sein, spürte er in aller Deutlichkeit, wie alt er geworden war. Sein Rücken schmerzte, seine Kniegelenke knirschten, seine Füße, an denen seit dem schlimmsten Winter seines Lebens 1844 zwei Zehen fehlten, erschienen ihm wackelig. Er hatte die See in den Knochen. Ja, so musste es sein. Zwar fand er sich hier selbst wieder, gleichzeitig brachte er aber auch all das mit, was er erlebt hatte: die Ferne, die Plantagen, die Wut über eine unvorstellbare Grausamkeit. Wie könnte er wohl beides unter einen Schlapphut bringen? An seiner Seite lief Nuno und zog sämtliche Blicke auf sich.

»Beachte sie gar nicht«, presste Kaspar zwischen seinen Zähnen hervor.

»Du hast gut reden«, flüsterte Nuno und sah auf seine Schuhe, die sich beinahe aufgelöst hatten. Bevor es Herbst wurde, brauchte er unbedingt neue, überlegte Kaspar.

Die Menschen wichen überrascht vor ihnen aus, manche wirkten interessiert, anderen stand eine ängstliche Abscheu ins Gesicht geschrieben.

»Brauchst du was?!«, knurrte Kaspar einem Mann entgegen, der Nuno neugierig betrachtete.

An der nächsten Straßenecke blieb ein wohl gekleidetes Fräulein mit seiner Dienerin direkt vor ihnen stehen und rief: »Nanu, wer bist denn du?«

»Ich … bin Nuno, *Senhora*«, stotterte er und sah verlegen auf seine Füße.

»Du sprichst ja unsere Sprache! Wie erstaunlich! Und wo kommst du her?« Bevor er antworten konnte, drehte sie den Kopf und sah Kaspar an. »Darf ich ihn anfassen?«

Kaspar hatte das Geschehen wie erstarrt beobachtet. Erst bei den letzten Worten der Dame erwachte er endlich, griff nach Nunos Hand und zog ihn weiter.

»Wie ungehobelt!«, rief sie.

Er hätte ihr gern erklärt, wer hier seiner Meinung nach tatsächlich ungehobelt war, doch ein verwahrlost wirkender, tätowierter Mann wie er sollte vorsichtig sein.

In seinen Grundzügen war der Neumarkt der gleiche geblieben. Noch immer lag der Platz groß und länglich da, eine Reihe Bäume und die alten, gebeugten Fachwerkhäuser umgaben ihn. Man musste schon genauer hinsehen, um die Unterschiede zu bemerken. Zwischen den alten Häusern standen hier und da neue mit frischem Putz. Die Kleider der Frauen waren ausladender und bunter geworden. Die Anzahl der preußischen Soldaten hatte sich im Vergleich zu früher sicherlich verdoppelt. Und schaukelnd fuhr ein gut gekleideter Herr an ihnen vorbei, der auf einem gefährlich hohen Rad saß.

Kaspar legte die Hand zwischen Nunos Schulterblätter und dirigierte ihn in Richtung der Apotheke. Zuerst hatte er es in der alten Bonbonfabrik versucht, in der er Anna Sophia damals getroffen hatte. Doch sie war mittlerweile wieder eine Konditorei geworden. Der Konditor hatte mit Blick auf ihre zerrissenen Kleider entschieden, dass man ihnen nicht trauen könnte, und sie hochkant rausgeworfen. Vielleicht hatten sie in der Apotheke von Anna Sophias Familie ja mehr Glück.

Er öffnete die Tür, trat ein und winkte dann Nuno, ihm zu folgen.

»Oh, ich fürchte, ich kann Ihnen hier nicht weiterhelfen«, flötete der Apotheker.

Kaspar runzelte die Stirn. Ganz dunkel konnte er sich noch an den Mann erinnern, der ihn vor vielen Jahren zur Bonbonfabrik geschickt hatte. Damals war er ein höflicher Junge gewesen. Doch die Jahre hatten auch ihn nicht verschont. Seine Locken waren ergraut, und um seinen Mund lag ein bitterer Zug. Misstrauisch musterte er erst Nuno und dann Kaspar durch sein Monokel.

»Sie wissen doch überhaupt nicht, was wir wollen«, wunderte sich Kaspar.

»Aber ich bin mir sicher, dass wir es nicht hier haben werden«, säuselte der Mann mit einem entschuldigenden Lächeln.

Kaspar versuchte, höflich zu bleiben. »Sie müssen uns auch gar nichts verkaufen. Ich bin auf der Suche nach einer Frau, die einmal hier in diesem Haus gewohnt hat. Vielleicht kennen Sie sie. Ihr Name ist Anna Sophia Stollwerck.«

Einen Moment lang starrte der Apotheker Kaspar an, dann ließ er sein Monokel vom Auge springen, so dass es ihm an einer Kette vom Hals baumelte. »Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Bitte verlassen Sie umgehend mein Geschäft.« Jedes Säuseln war aus seiner Stimme verschwunden. Plötzlich klang sie tief und böse. »Jetzt. Raus hier.« Er trat einen Schritt vor und wies mit ausgestrecktem Arm zur Tür.

Kaspar musterte ihn. Zwar war sein eigener Körper von der Seefahrt noch

geschwächt. Von Bremerhaven hatten sie erneut ein Schiff genommen, um über die Flüsse bis nach Köln zu gelangen. Er brauchte dringend ein paar Nächte Schlaf und einige gute Mahlzeiten. Doch dieses halbe Hemd von einem Apotheker könnte er auch in seinem aktuellen Zustand leicht auseinandernehmen. Es juckte ihm in den Fingern, ihm eine zu verpassen, allerdings stand Nuno neben ihm und sah ihn ängstlich an. Das Kind sollte nicht schon wieder Zeuge einer Schlägerei werden. »Sehr freundlich, herzlichen Dank, der Herr«, brummte Kaspar und wandte sich um. »Lass uns gehen, Nuno.«

Er öffnete die Tür, die ein Glöckchen zum Klingeln brachte, und wollte gerade schon hinaustreten, als er plötzlich eine Frauenstimme hinter sich rufen hörte: »Ach, die Herren, ich hatte euch doch gesagt, ihr sollt den Hintereingang benutzen!«

Kaspar drehte sich wieder um und konnte nicht verhindern, dass sein Mund vor Erstaunen aufklappte. Neben dem Apotheker war eine schmale Frau in den buntesten Kleidern aufgetaucht, die er je gesehen hatte. Sie trug große, grüne Ohrringe an weit abstehenden Ohren. Und auf ihrem hübschen Gesicht mit dem schmalen Mund und der kleinen Nase lag ein geheimnisvolles Lächeln.

»Entschuldige, August, das war nur ein Missverständnis und wird nicht wieder vorkommen«, behauptete sie mit hoher Stimme. »Na, dann kommt mal mit, ihr zwei.«

Sie drehte sich um und öffnete die Hintertür. Einen Moment lang blieb Kaspar ratlos stehen. Er sah zu Nuno hinüber, der nur mit den Schultern zuckte und der Fremden folgte. Also ging auch Kaspar mit.

Sie durchquerten einen dämmrigen Flur, stiegen eine schmale Treppe hoch und erreichten einen weiteren Gang. An den Wänden sah Kaspar hier und da blasse, leere Vierecke. Stellen, an denen vielleicht einmal Familienbilder gehangen haben könnten. Keine Blumen oder Vasen weit und breit, keine Dekoration, nur eine Kälte, die Kaspar erschaudern ließ.

Mit gedämpfter Stimme sagte die Fremde: »Mein Name ist Julie Müller, ich arbeite im hinteren Teil des Hauses als Wahrsagerin. Und ich hatte so ein Gefühl, als müsste ich einmal kurz in der Apotheke nachsehen.« Sie zwinkerte ihnen zu. »Ich bin gespannt, was uns drei zusammengeführt hat … Wer seid ihr?«

Kaspar räusperte sich. »Mein Name ist Kaspar Rockstroh, und das ist mein Freund Nuno. Ich suche Anna Sophia Stollwerck. Ich kannte ihre Großmutter.«

Plötzlich blieb Julie mitten im Flur stehen. »Du kanntest Gesche?«

Kaspar nickte. »Ich habe ihr viel zu verdanken …«

»Das ist ja … unglaublich …« Sie musterte ihn, und fast glaubte er, sie würde niemals wieder damit aufhören. Bis sie endlich fortfuhr: »Sie war auch meine Großmutter, weißt du? Anna Sophia ist meine Schwester. Ihr habt Glück, sie ist in dieser Minute bei mir.«

»Tatsächlich?« Kaspar zog überrascht die Augenbrauen hoch.

»Dann bist du derjenige, der Anna Sophia damals Gesches Amulett gebracht hat?«, fragte Julie.

Kaspar nickte.

»Wie schön, dich kennenzulernen. Und dich natürlich auch, Nuno.« Sie beugte sich

kurz zu ihm hinunter und lächelte. Dann winkte sie die beiden wieder hinter sich her, öffnete erneut eine Tür und betrat eine Kammer. Die Sonne schien hell zum offenen Fenster herein. Auf der Fensterbank saß eine Krähe und schrie leise, als sie näherkamen. Auf dem Sofa an der Wand saßen zwei Frauen. Eine von ihnen hielt einen Säugling im Arm. Täuschte er sich, oder steckte in ihrem kunstvoll geflochtenen Haar ein Bleistift?

Die andere Frau war älter, als er sie in Erinnerung gehabt hatte, die unordentlichen Haare waren von vielen grauen Strähnen durchzogen und die Lider schienen sogar noch schwerer geworden zu sein. Trotzdem erkannte er sie sofort: Langsam blinzelnd sah Anna Sophia ihnen entgegen.

Während Kaspar ihre funkelnden Gewänder und ihre saubere Haut betrachtete, wurde er verlegen. Was mussten er und Nuno für ein Bild abgeben? Ihre Kleider hatten sie zwar bei ihrer Ankunft in Köln kurz im Fluss gewaschen, dennoch war der Stoff von Löchern übersät. Ihre Haare waren verfilzt, und unter ihren Fingernägeln klebte der Dreck.

Trotzdem lächelte Anna Sophia und stand auf. »Kaspar Rockstroh«, murmelte sie, und das Amulett an ihrem Hals blitzte in der einfallenden Sonne auf. »Wie schön, dich wiederzusehen. Wie ist es dir ergangen?«

Kaspar lupfte seinen Schlapphut. »Mal so, mal so. Aber ich habe einen neuen Freund kennengelernt.« Er zeigte auf den Jungen. »Das ist Nuno.«

»Nuno«, wiederholte Anna Sophia. Wie ihre Schwester zuvor beugte auch sie sich zu ihm hinunter und lächelte.

Die beiden schienen überhaupt nicht überrascht über Nunos Hautfarbe zu sein. Genauso hätte auch Gesche reagiert, schoss es ihm durch den Kopf. Die Frau auf dem Sofa konnte ihre Faszination hingegen kaum verbergen. Neugierig musterte sie den Jungen. Als sie Kaspars Blick bemerkte, sah sie ertappt zu ihrem Kind.

»Er musste auf einer Kakaoplantage schuften«, fuhr Kaspar fort. »Er ist …«

»Warum lassen Sie ihn nicht für sich selbst sprechen?«, unterbrach ihn Julie.

Kaspar schloss sofort den Mund. Sie hatte recht. Entschuldigend nickte er Nuno zu, und der trat einen Schritt vor. »Alles, was Kaspar sagt, stimmt, *Senhora*. Ich kenne mich aus mit der Kakaoernte, und ich kann hart arbeiten. Ich habe niemanden mehr, mein Vater wurde erschossen, meine Mutter starb im Krankenhaus, und zuletzt haben sie meine Großmutter getötet.«

Die Frauen rissen allesamt die Augen auf. Doch Nuno fuhr ungerührt fort: »Deswegen habe ich mich auf Kaspars Schiff geschlichen. Fast hätten sie mich deswegen umgebracht. Und dann hätten sie fast Kaspar umgebracht! Aber hier stehen wir, *Senhora*, und wir suchen Arbeit. So ist es doch, oder, Matrose?« Er sah mit seinen ungleichen Augenbrauen zu Kaspar und grinste schief.

»Ja, so ist es, Kapitän.« Kaspar zwinkerte ihm zu. Dann sah er Anna Sophia an. »Wenn ich ehrlich bin …«, er schob seinen Grashalm von einem Mundwinkel zum anderen, »… dann weiß ich selbst nicht, wie ich auf die Idee kam, Sie zu fragen, Frau Stollwerck. Bitte entschuldigen Sie, dass wir hier einfach so aufkreuzen. Aber damals sagten Sie,

ich könnte immer auf Sie zählen … Und da dachte ich …«

Anna Sophia faltete die Hände vor dem Bauch, wie um sich von dem Schrecken zu erholen, dann lächelte sie. »Es war eine gute Idee, Kaspar. Du warst Gesche ein wunderbarer Freund, und ich möchte dir eine Freundin sein. Ich werde mit meinem Mann sprechen. Sicherlich kann er euch beide als Arbeiter in der Schokoladenfabrik einsetzen.«

Wortlos starrte Kaspar sie an. Er hatte gehofft, dass sie versuchen würde, ihnen zu helfen. Doch damit, dass sie sofort eine Lösung parat hatte, hätte er dann doch nicht gerechnet.

»Danke, Frau Stollwerck. Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Hätten Sie möglicherweise auch eine Idee, wo …«

»Oh, das ist kein Problem«, sagte Julie plötzlich und winkte ab.

Nuno und Kaspar sahen sich an, beide runzelten die Stirn. Diese Frau war wirklich seltsam. Woher wusste sie, was Kaspar sagen wollte?

»Als Arbeiter werdet ihr den ganzen Tag in der Schokoladenfabrik sein«, fuhr sie fort. »Nachts brauche ich diese Kammer nicht. Ihr könnt also hier schlafen, bis ihr eine eigene Wohnung gefunden habt. Mein Schwager August kommt niemals hier herein. Wenn ihr die Kammer immer schön leise durch die Hintertür verlasst, wird er es nicht merken.«

Nun starrte Kaspar Julie an. Diese Frau lud gerade zwei Fremde ein, bei ihr zu wohnen! Hatte Julie denn gar keine Angst? Sie konnte doch nicht wissen, ob sie ihr die Kammer nachts ausräumen würden! Obwohl – er sah sich kurz um. Zu holen war hier eigentlich nichts. Die Kräuter an der Decke waren verdorrt, und die Tücher und Teppiche würden wahrscheinlich auch nicht mehr viel einbringen. Überall entdeckte Kaspar Löcher. Sie hatte die Einrichtung dieser Kammer wahrscheinlich selbst aus Sachen zusammengesucht, die andere weggeworfen hatten.

Dennoch erschien Kaspar ihr Angebot leichtsinnig. Die junge Frau mit dem Kind dachte sicherlich Ähnliches, jedenfalls sah sie Julie erschrocken an.

»Wir finden schon eine Wohnung für die beiden«, sagte Anna Sophia leise zu ihrer Schwester. Doch die schüttelte den Kopf.

»Sie bleiben erst mal hier«, antwortete Julie, ohne den Blick abzuwenden. Sanft lächelte sie Kaspar an. »Wollt ihr eine Praline?« Sie zeigte auf einen kleinen Pappkarton, der auf der Obstkiste lag.

Fragend sah Nuno Kaspar an, der zuckte mit den Schultern.

»Nur zu«, ermutigte sie Anna Sophia. »Sie werden in unserer Schokoladenfabrik gefertigt.«

Also nickte Kaspar dem Jungen zu. Nuno nahm eine Kugel heraus, reichte sie an Kaspar weiter und griff für sich selbst erneut zu.

Kaspar betrachtete das kleine Ding zwischen seinen schmutzigen Fingern. Es war rund, dunkelbraun und mit hellbraunen Körnern besetzt. An einem Hafen hatte er schon mal ein krümelig sandiges Stück Schokolade gegessen, doch noch nie hatte er etwas so Kunstvolles wie das hier in den Händen gehalten.

Nuno entfuhr bereits ein überraschter Laut. Mit aufgerissenen Augen kaute er und sah dabei so glücklich aus, dass Kaspar leise lachen musste. Dann steckte auch er sich die Praline in den Mund – und konnte Nuno augenblicklich verstehen. Da waren mit einem Mal so viele wunderbare Geschmäcker auf seiner Zunge. Keinen einzigen davon kannte er. Es war eine süße, würzige, betörende neue Welt, die verheißungsvoll zwischen seinen Zähnen knisterte.

## 22. Kapitel

Cartharina lehnte sich zurück, sah durch das Fenster auf das Meer hinaus und atmete tief durch.

»Nur noch ein Tag«, sagte Julius, der ihr gegenüber saß. »Dann beginnt unser zweites Leben.«

»Ja. Nur noch ein Tag.« Cartharina genoss den wohligen Schauer, den diese Worte in ihr hervorriefen. Seit zwei Wochen hielten sie sich nun auf diesem luxuriösen Dampfer auf. Das Meer lag meist ruhig da, und ihre Schlafkojen waren elegant ausgestattet. Immer wieder musste Cartharina an die Schilderungen ihrer Tante denken, die mit ihrer eigenen Erfahrung rein gar nichts zu tun hatten. Wie schnell sich der Komfort auf hoher See bereits verändert hatte, dachte sie.

Sie griff nach Julius' Hand und drückte sie leicht. Das junge Paar saß im Speisesaal. Soeben war das Abendessen abgeräumt worden. An Bord gab es sogar ein Eishaus für die verderblichen Lebensmittel und eine Kuh für frische Milch, das hatte ihnen ein Kellner voller Stolz berichtet. Auch Kakao wurde serviert. Ihre Familie sollte unbedingt die großen Dampfer als Kunden für ihre Waren gewinnen, überlegte sie. Schokolade, Bonbons und Pralinen würden bei den Passagieren bestimmt wunderbar ankommen.

Nachdenklich ließ Cartharina den Blick schweifen. Die kleinen Fenster waren mit goldenen Vorhängen geschmückt, die Wände weiß gestrichen und mit Spiegeln sowie Stadtansichten von Hamburg und New York verziert. Das Geländer in der Mitte, von dem man auf das untere Stockwerk des Salons hinabschauen konnte, strahlte dank der goldfarbenen geschwungenen Streben. Sie speisten hier in einem Ambiente, das Cartharinas gewohnte Umgebung bei Weitem übertraf. Auch die Mitreisenden trugen wunderschön glänzende Kleider, viel Schmuck und plauderten mit gewählten Worten und in angemessener Lautstärke. Was sie wohl zu dieser Reise veranlasst hatte? Verstohlen musterte Cartharina einen Mann mit goldener Uhr und blank polierten Schuhen, der einem anderen Mann gerade unter selbstgefälligem Nicken von einem großen Geschäft mit New Yorker Partnern berichtete. Eine Frau auf der anderen Seite des Salons wies ihre etwa zehnjährige Tochter zurecht, sie solle auf ihre Sitzhaltung achten. Vielleicht waren sie unterwegs, um Familienmitglieder zu besuchen, überlegte Cartharina. Sicher hatte niemand von all diesen feinen Herrschaften der eigenen Familie in einer Nacht-und-Nebel-Aktion den Rücken gekehrt, um unverheiratet mit einem Mann auszuwandern, den die Eltern hassten. Wenn sie wüssten, was Cartharina getan hatte …

Auf dem Schiff hatte sich Cartharina als »Frau Mertens« vorgestellt – obwohl ihr dieser Name nur schwer über die Lippen gekommen war. Als man ihren Ausweis hatte sehen wollen, hatte Julius großspurig von seiner Familie und der Bank Schaaffhausen erzählt, und sofort hatte man von einer Kontrolle abgesehen. Vor der Ankunft in Amerika grauste es ihr allerdings. Im Gegensatz zu den Hamburgern hatten die New Yorker sicher noch nicht von der Bank gehört und würden ihr nicht den gleichen

Respekt entgegenbringen.

»Herr Mertens!«, rief der Mann mit der goldenen Uhr zu ihnen hinüber. »Lust auf ein Gläschen?«

Julius sah Cartharina fragend an. Sie wusste, dass er den Abend lieber mit ihr verbringen würde, doch sie wollten möglichst unauffällig bleiben. Niemand durfte hinter ihr Geheimnis kommen und aufdecken, dass sie unverheiratet waren. Und ein normaler Mann verbrachte die Abende an Bord nun mal scherzend und schenkelklopfend mit den anderen Männern und dem einen oder anderen Glas Whiskey im Herrensalon.

»Geh nur«, sagte Cartharina und blinzelte ihm zu. Und leiser fuhr sie fort: »Wir haben noch unser ganzes zweites Leben miteinander.«

Seit sie aufgebrochen waren, fühlte sich Cartharina so gesund wie lange nicht mehr. Sie glaubte, besser atmen zu können, litt seltener unter Schwäche, Schwindel und Fieber. Vielleicht hatte sie ihre Krankheit ja in Köln zurückgelassen. Sie hatte bereits einen Brief an ihre Familie aufgesetzt, um allen die guten Neuigkeiten zu erzählen. So sehr sie sich auf ihr neues Leben freute, so sehr vermisste sie auch ihre Eltern, ihre Geschwister und Apollonia. Es war schrecklich, dass sie nicht alles gleichzeitig haben konnte, dachte sie.

Julius und sie standen auf, zum Abschied drückte er ihre Hand, dann ging er hinüber in den Herrensalon, und sie lief mit gerafften Röcken in Richtung der Privaträume. Im Gang blieb sie kurz stehen und dachte nach. Ganz leicht spürte sie das Schwanken des Schiffs, die ungeheure Kraft des tiefen Meeres unter ihren Füßen. Draußen war es noch hell. Sie könnte kurz an Deck gehen und den Anblick des Horizonts genießen, überlegte sie.

Also drehte sie um und lief zum Aufgang hinüber. Sie stieg die Treppe hoch, und sofort wehte ihr eine steife Brise ins Gesicht. Sie schloss die Augen und atmete tief ein. Es duftete so herrlich verheißungsvoll nach Neuanfang. Sie lächelte, öffnete die Augen und schaute sich um. Hier oben war das Schiff ein anderes. Das Deck war hölzern und pragmatisch, an den hohen Masten waren Segel angebracht, die in diesem Moment nicht gehisst waren, sondern von Tauen zusammengehalten wurden, und aus dem dicken Schlot in der Mitte des Schiffs drang dichter schwarzer Rauch. Sie drehte den Kopf und da war es: das Meer. Erneut raffte sie den Rock – es würde ihr nur zu ähnlich sehen, wenn sie ihn bei diesem kleinen Ausflug zerriss – und ging zur Reling hinüber. Bis zu dieser Reise war sie noch nie am Meer gewesen. Nun konnte sie von seinem Anblick nicht genug bekommen. Wie es im Sonnenlicht grünblau glitzerte oder bei Wind und Regen grau tobte! Wie es sich wohl auf ihrer Haut anfühlen würde, wenn sie sich kopfüber hineinstürzen würde? Die Welt war so viel größer, undurchschaubarer und unberechenbarer, als sie geahnt hatte. Und gleichzeitig konnte sie kaum glauben, dass sie schon morgen Castle Garden erreichen sollten! Ob alles gut gehen würde? Ob Maria und Theodor sie wie besprochen abholen würden?

In ihrem Rücken hörte sie das Lachen, Kreischen und Rufen von kleinen Mädchen. Und zum ersten Mal, seitdem sie von der Tragweite ihrer Krankheit wusste, wünschte

sie sich, sie hätte selbst Kinder. Eine Gänsehaut überlief sie. Bisher hatte sie sich diese Vorstellung immer verboten. Schließlich rechnete sie sich kaum Chancen aus, die Geburt zu überleben, und wie könnte sie einem Kind ein Leben gänzlich ohne Mutter aufbürden? Doch als sie nun auf das Meer sah, schöpfte sie neue Hoffnung. Vielleicht hatte Doktor Baader sich ja geirrt. Vielleicht konnte sie heiraten, eine Familie gründen, und in New York das Leben führen, das ihr in Köln unmöglich erschienen war.

Voller Freude schaute sie über ihre Schulter – und erschrak. Sie sah zwei Mädchen in völlig verdreckten, zerrissenen Kleidern. Ihre Haare waren verfilzt, ihre Fingernägel dunkel vor Dreck, dem einen lief es unaufhörlich aus der Nase, das andere hustete. Dennoch lachten sie und jagten sich gegenseitig über das Deck.

»Hee!«, rief da ein kleiner Junge, der gerade die Treppe hinaufkam und nicht weniger verwahrlost aussah. »Was macht ihr da? Mama sagt, ihr sollt runterkommen, es wird bald dunkel!«

Die Mädchen stöhnten auf und rollten mit den Augen, folgten ihrem Bruder aber dennoch.

Cartharina beobachtete, wie sie mit hängenden Schultern auf die Treppe zuliefen und hinunterstiegen. Ihre Gedanken rasten. Wo waren diese Kinder untergebracht? Bisher hatte Cartharina nur Menschen aus den höchsten gesellschaftlichen Kreisen auf diesem Schiff gesehen. Hin und wieder waren ihr an Deck auch einfach gekleidete Frauen und Männer aufgefallen, doch sie hatte nicht weiter darüber nachgedacht. Schließlich brauchte so ein Schiff ja auch Personal. Doch diese Mädchen konnten nicht dazu gehören. Ohne zu wissen, was sie sich davon erhoffte, ging Cartharina den Kleinen nach.

Sie stieg die Treppe hinab, folgte ihnen in sicherer Entfernung einen Gang entlang und sah, dass sie eine Tür öffneten, die Cartharina noch nicht bemerkt hatte. Einen Moment wartete sie, dann schlüpfte sie ebenfalls hindurch. Mit einem Mal schlug ihr ein unangenehmer Geruch von Schweiß, Urin, abgestandener Luft und Fäulnis entgegen. Sie hielt sich ihr Taschentuch vor die Nase. In diesem engen, dunklen Flur saßen überall ärmlich wirkende Gestalten auf dem Fußboden, sie lehnten an den hölzernen Wänden oder drückten sich aneinander vorbei in die Kammern, die rechts und links abgingen. Ihr wurde übel. Sie sollte nicht hier sein, fuhr es ihr durch den Kopf. Sie wollte umkehren und wieder hochlaufen, doch da bemerkte sie eines der Mädchen, die sie an Deck gesehen hatte. »Du hast ein wunderschönes Kleid an«, flüsterte es. Sofort wurde es von seiner älteren Schwester zurechtgewiesen, die zischte: »Lass bloß die Dame in Ruhe!« An sie gewandt fragte sie mit unsicherer Stimme: »Brauchen Sie etwas, gnädige Frau?«

Cartharina zögerte.

»Lotta, Lise, seid ihr da?« Eine Frau mit dunkel unterlaufenen Augen und aufgesprungenen Lippen kam hinter ihnen her. Sobald sie Cartharina sah, hielt sie überrascht inne.

»Oh, gnädiges Fräulein, haben Sie sich verlaufen?«, fragte sie, knickste und senkte den Blick.

Cartharina schluckte. Ohne Zweifel musste sie einmal ein Dienstmädchen gewesen sein. Doch wie war sie hier gelandet? Was war das überhaupt für ein fürchterlicher Ort? Sie hatte nicht einmal gewusst, dass sich all diese Menschen seit zwei Wochen mit ihr auf demselben Schiff befanden! Natürlich hatte sie geahnt, dass es auch eine zweite, vielleicht auch eine dritte Klasse geben musste, wenn sie selbst erster Klasse fuhr. Doch darüber, wo und wie diese anderen Klassen reisten, hatte sie nicht nachgedacht. Wie naiv und ignorant sie gewesen war, schalt sie sich selbst. Sie hatte nur über ihre eigene Zukunft nachgedacht. Das Atmen fiel ihr hier unten mit einem Mal wieder so schwer wie in Köln. Sie rang nach Luft und sah schon, dass sich die Ränder ihres Blickfelds verdunkelten. Sie versuchte, ruhig zu bleiben und richtete ihren Blick nach oben. Direkt über ihren Köpfen musste sich der Herrensalon befinden, in dem die reichen Männer teure Getränke konsumierten und fröhlich lachten, während hier unten kaum Luft zum Atmen war, dachte Cartharina. Wie viel hatte Julius wohl für ihre Karten bezahlt? Erst jetzt fragte sie sich, wie viel Geld er eigentlich von seinem Vater genommen hatte. Wie würden sie leben, wenn sie angekommen waren und womöglich nichts mehr übrig blieb?

»Ist alles in Ordnung, Fräulein?«, fragte die Frau. Cartharina sah sie an und zwang sich zu einem Nicken.

»Natürlich, ich … es tut mir leid, ich habe mich … verlaufen.«

Ohne es zu wollen, schaute Cartharina an der Frau vorbei in den winzigen Verschlag, in dem sie anscheinend mit ihren Kindern untergekommen war: An der Decke baumelte eine dunkel angelaufene Petroleumlampe, ihr Licht flackerte unheilvoll und beleuchtete nur spärlich die kurzen Betten, die auf zwei Etagen aus Holzbrettern geschlagen waren. Matratzen gab es keine, nur Decken lagen zerwühlt darauf.

Im Gang hustete und schniefte es unaufhörlich. Hier musste eine Erkältung umgehen, dachte sie. Sie sollte dringend wieder hinaufgehen, doch der Schwindel wurde immer stärker.

»Bitte entschuldigen Sie, ich … wünsche Ihnen noch … einen guten Abend«, sagte sie zu der Frau und wandte sich ab. Der Gang begann sich um sie herum zu drehen. Sie stolperte, versuchte, sich an der Wand festzuhalten.

»Fräulein!«, rief die Fremde und bot ihr ihren Arm. Cartharina wollte danach greifen, doch schon tanzten Sterne vor ihren Augen, alles wurde dunkel, und dann spürte sie, wie sie den Halt verlor.

Nur am Rande bekam sie mit, dass zwei Männer sie hinauftrugen. Die Frau begleitete sie und erzählte jemandem, was geschehen war. Hoffentlich glaubte man ihr und verdächtigte diese Menschen nicht, ihr etwas angetan zu haben, dachte Cartharina noch, bevor sie wieder in Dunkelheit versank. Sie erwachte in einem Bett und sah Julius ins Gesicht.

»*R* für *resistent*. Vergiss das nicht«, flüsterte er ihr zu und zwinkerte. Doch die Angst auf seinem Gesicht war nicht zu übersehen. Ein Mann stand neben ihm, der ihr nun ein Glas an die Lippen hielt. Vielleicht der Arzt, überlegte sie, und schlief wieder ein.

Erst am nächsten Morgen fühlte sie sich ein wenig besser. Julius hatte ihre Koffer gepackt und saß mit angespannter Miene an ihrem Bett.

»Kannst du aufstehen?«

Cartharina nickte und setzte sich. Ihr war noch schwindelig, ihre Haut fühlte sich ganz heiß an, doch das Atmen fiel ihr wieder leichter.

»Es geht schon«, sagte sie.

Dennoch sah Julius in diesem Moment furchtbar sorgenvoll aus.

»Das war nur ein kleiner Schwächeanfall. Mach dir bitte keine Gedanken.«

Er nickte. »Ich hoffe es.«

»Was hast du?«

Er schien schwer zu schlucken. »Der Doktor hat gestern zu bedenken gegeben, dass in Castle Garden in der Regel nur gesunde Menschen durchgelassen werden.«

»Wie … nur gesunde Menschen? Aber … was machen sie mit den anderen?«

Julius schüttelte mit dem Kopf. »Ich weiß es nicht. Aber du solltest unbedingt gesund wirken. Kannst du das schaffen?« Er sah sie an, und in seinem Blick lag so viel Angst, dass sie erschrak.

Sie straffte die Schultern. »*R* wie *robust*. Das weißt du doch.« Sie lächelte ihm so selbstsicher wie möglich zu, dabei zog sich vor Angst auch ihr Magen zusammen.

Noch nie hatte sie eine solche Geschäftigkeit, so viele Menschen, Koffer, Säcke und Kisten gesehen wie in Castle Garden. »Kennst du den Ausdruck *ein Kesselgarten* für einen lauten, unruhigen Platz? Im Herrensalon erzählte man mir, er wäre hier entstanden, weil Deutsche und Juden *Castle Garden* so aussprechen würden …«, erzählte ihr Julius, während sie gemeinsam mit den anderen Passagieren, die in Amerika einen Neuanfang wagen wollten, einem Polizisten durch die riesige Halle folgten. Die Gruppe setzte sich zusammen aus einigen jungen, gut gekleideten Männern aus der ersten und mehreren großen Familien aus der zweiten Klasse. Die anderen Menschen aus den oberen gesellschaftlichen Kreisen waren wohl tatsächlich nur für einen Besuch nach Amerika gekommen und mussten sich daher keiner Untersuchung unterziehen. Aus der dritten Klasse sah Cartharina weit und breit niemanden. Wahrscheinlich wurden sie auf einem anderen Weg zu ihrem Untersuchungsbereich gelotst, nahm sie an. Sie versuchte, sich ganz auf Julius' Worte zu konzentrieren und ihren Schwindel und die Atemnot zu ignorieren. Vom Schiff aus hatte sie gesehen, dass diese für Emigranten erste Anlaufstelle New Yorks eine Rotunde war, beflaggt mit zwei großen Fahnen. Hier drin war sie überwältigt vom Menschenmeer. Überall schoben und drängten sie vorwärts. Die runde Halle wurde von unzähligen Säulen getragen, und in der Mitte fiel Sonnenlicht durch ein großes, rundes Deckenfenster.

»Früher sind die Einreisenden an unterschiedlichen Stellen New Yorks angekommen und dadurch Räubern und anderen Verbrechern ausgeliefert gewesen. Die alte Festung Castle Garden wird daher nun genutzt, um uns Schutz zu bieten«, erzählte Julius weiter. Sicher wollte er sie nur von ihren körperlichen Beschwerden ablenken, dennoch musste sie an Apollonia denken, die ebenfalls gern bei jeder Gelegenheit ihr Wissen anbrachte.

Unwillkürlich lächelte sie. Wie es der Freundin wohl ging? Ob sie ein gesundes Kind zur Welt gebracht hatte? Oh, hoffentlich waren beide wohlauf. Da rempelte ein junger Mann sie an. Er hastete suchend weiter, ohne sich zu entschuldigen.

»Ehrlich gesagt fühle ich mich hier nicht so wirklich geschützt«, flüsterte sie Julius zu. Obwohl es nicht kalt war, zitterte sie am ganzen Körper, und ihre Beine erschienen ihr zu wackelig, um noch sehr weit zu laufen.

»Zur medizinischen Untersuchung geht es hier entlang!«, rief einer der Polizisten in amerikanischem Englisch.

Cartharina war übel, gleichzeitig war ihr schwindelig. Wie sollte sie all das vor dem untersuchenden Arzt verbergen? Es schien eine halbe Ewigkeit zu dauern, bis sie endlich an einer Tür an der Rückwand der Halle ankamen. Ein Polizist öffnete sie und bat das erste Paar, einzutreten.

Cartharina und Julius standen am Ende der Schlange, die sich glücklicherweise an der Wand gebildet hatte, so dass sich Cartharina anlehnen konnte. Ihr Korsett schnürte ihr die Luft ab. Nur langsam wurde die Schlange kürzer, dabei konnte sich Cartharina kaum noch auf den Beinen halten. Und mit jedem Menschen, der im Untersuchungsraum verschwand und danach leichtfüßig und lächelnd wieder hinauskam, um sein neues Leben in Amerika zu beginnen, rückte der Moment der Entscheidung für Cartharina näher. Würde sie den Arzt täuschen können? Könnte sie ihn davon überzeugen, sie einreisen zu lassen? Und was, wenn nicht? Sie konnten sie doch unmöglich wieder in ein Schiff setzen und zurück nach Preußen schicken! Was würde Julius dann tun? Von den vielen Fragen wurde ihr Schwindel sogar noch größer.

Ängstlich sah Cartharina Julius an. »Am liebsten würde ich einfach weglaufen«, flüsterte sie ihm zu.

»*R* wie *Renntalent*?« Er setzte ein schiefes Lächeln auf, und trotz allem musste sie über diese absurde Vorstellung leise lachen. Plötzlich keuchte sie – aus dem Kichern wurde ein Husten. Sie stützte sich mit einer Hand an der Wand ab. Sie bekam kaum Luft. Verzweifelt rang sie nach Atem, doch der Husten schüttelte sie so heftig, dass sie langsam in die Knie ging.

»Cartharina!«, rief Julius entsetzt und stützte sie am Ellenbogen. Schon rief ein Polizist auf Englisch: »Schnell! Wir brauchen hier einen Arzt!«

»Nein«, keuchte sie. »Kein Arzt, ich bin gesund …« Doch der Husten wurde immer schlimmer, und nur wenige Augenblicke später ließ sich schon ein hagerer, großer Mann neben ihr und Julius nieder. Besorgt musterte er sie, während er in seiner Tasche kramte.

»Ich brauche nichts«, keuchte sie auf Englisch, zwang sich dazu, ruhig zu atmen und sich langsam aufzurichten. Noch nie hatte sie ihren schwachen Körper so verflucht wie an diesem Tag.

Der Hagere nickte langsam, und erst jetzt bemerkte Cartharina, dass er ihr bekannt vorkam. Er hatte graue Locken, hellblaue Augen und ein Gesicht, das attraktiv wirkte, obwohl der Mann bereits in Vaters Alter sein musste.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte er zum Polizisten. »Es geht ihr gut, meine Nichte ist

gesund. Ich bin hier, um sie abzuholen.«

Cartharina entfuhr ein überraschter Laut, der sie beinahe erneut husten ließ. Sie biss sich auf die Zunge und hielt sich an Julius fest. »Theodor!«, flüsterte sie.

Er lächelte ihr zu. »Ganz genau. Geht ihr zwei schon mal dort entlang. Maria wartet in der Kutsche auf euch. Aber gebt mir vorher eure Papiere, ich kümmere mich um alles«, sagte Theodor Herx auf Deutsch. Er war auffällig elegant gekleidet, dachte Cartharina. Seine Uhr, sein Zylinder und die Stiefel machten unmissverständlich klar, dass er es in Übersee zu Wohlstand gebracht haben musste. Wenn er sich nun um ihre Einreise kümmern konnte, ohne dass sie die Untersuchung über sich ergehen lassen musste, dann hatte er sogar einen gewissen Einfluss erlangt.

»Brauchst du ein Bonbon?«, fragte er. Warm lächelte er sie an, während er ihr eine Brustkamelle von Stollwerck entgegenhielt. »Die wirkt Wunder.« Er zwinkerte.

Cartharina konnte kaum glauben, was sie da sah und hörte. Ein Engel, dachte sie. Sie lächelte dankbar, packte das Bonbon aus, steckte es sich in den Mund, und sobald sich der wunderbar frische Geschmack von Gänseblümchen, Süßholz und Souchong-Tee auf ihrer Zunge ausbreitete, fühlte sie sich sogar an diesem unfassbar fremden Ort mit einem Mal geborgen.

## 23. Kapitel

Apollonia hatte sich tief über ein Blatt Papier gebeugt. Auf ihrer Nase spürte sie das Gewicht ihrer Lesebrille mit den dicken Gläsern und dem auffälligen Metallbogen. Wann immer sie sie trug – heimlich natürlich, schließlich stand sie einer Frau nicht besonders gut zu Gesicht – dachte sie sehnsuchtsvoll an ihren Vater, der eine ähnliche Brille gehabt hatte. Nun starrte sie durch die Gläser auf ihre Zeichnung und dachte nach. Der Melangeur, den Heinrich nach Apollonias Idee gebaut hatte, mahlte feiner als sein Vorgänger, allerdings hatte Heinrich ihr erst vor Kurzem erzählt, dass das Vorwalzgut noch immer zu grobe Stücke aufwies, die in der Weiterverarbeitung hin und wieder zu Problemen führten. Könnte man die grob vorgemahlenen Kakaobohnen nicht durch weitere Walzen leiten, damit sie noch feiner würden? Man bräuchte mehr Reibung, dachte Apollonia. Allerdings dürften die Maschinen dennoch nicht allzu viel Platz einnehmen – wie sollten sie sonst im Fabrikraum untergebracht werden?

Mit dem Fuß gab sie der Wiege ihrer Tochter einen sanften Schwung. Seit beinahe fünfzig Minuten schlief das Kind, während Apollonia in ihre Überlegungen vertieft war. Sie warf einen Blick auf Heinrichs Taschenuhr, die er heute auf dem Nachttisch vergessen hatte. Schon in einer Stunde würde er aus der Fabrik zurückkehren. Vorher bekäme Bertha bestimmt wieder Durst, und sie müsste sie zur Amme bringen. Sie sollte Heinrichs Bücher also rechtzeitig wieder in sein Arbeitszimmer räumen und alle Spuren beseitigen, damit er nicht bemerkte, was sie in seiner Abwesenheit tat. Schließlich hatte er ihr, ebenso wie Doktor Baader, davon abgeraten, schon wenige Wochen nach der Geburt wieder über Maschinen nachzudenken. Es würde ihrem Körper nicht guttun. Natürlich hatte sie versucht, dieser Empfehlung nachzukommen. Doch das Personal der Stollwercks, die Amme Agathe und das Kindermädchen Betty kümmerten sich – wie es nun mal üblich war – Tag und Nacht um die kleine Bertha. Manchmal musste sie förmlich darum bitten, sie auch mal ein oder zwei Stunden für sich zu haben. Und was sollte sie mit all der restlichen Zeit anfangen? Sie fühlte sich längst mehr als erholt! Sie vermisste Heinrich und ihre gemeinsamen Stunden im Büro schrecklich. Cartharina war auf und davon, nur mit Anna Sophia traf sie sich hin und wieder. Manchmal besuchte sie auch ihre Schwester Maria, die nach ihrer beschwerlichen Schwangerschaft nun ebenfalls ein gesundes Kind zur Welt gebracht hatte, doch sie sprach stundenlang ausschließlich von ihrem kleinen Paul, so dass sich Apollonia früher oder später langweilte und wieder verabschiedete. Sie wusste, dass sie ganz in der Führung des Haushalts aufgehen sollte. Sie sollte das Personal anleiten, überall nach dem Rechten sehen, gesellschaftliche Ereignisse planen und im Klavierspiel oder dem kunstvollen Sticken aufwendiger Vogelmotive Erfüllung finden. All das bereitete ihr jedoch nicht die geringste Freude. Sie musste an den tadelnden Blick ihrer Mutter denken. *Du bist und bleibst eine Frau*, hatte sie häufig gesagt. Aber sobald sie versuchte, sich auf die Dinge zu konzentrieren, die man von ihr erwartete, schweiften ihre Gedanken ab. Sie wurden magisch angezogen von diesem ungenügenden Melangeur in der Schokoladenfabrik. Sie

begann, nachts davon zu träumen, wie er zu große Stücke der Kakaobohnen ausspuckte und sich schließlich sogar so heftig an den groben Körnern verschluckte, dass er erschöpft aufgab. Sie erwachte mit dem dringenden Bedürfnis, dieser kleinen, armen Maschine zu helfen. Sie wollte nachdenken, zeichnen und rechnen. Also hatte sie begonnen, heimlich an einem neuen Entwurf zu arbeiten. Dafür zog sie sich manchmal ins Klavierzimmer zurück, in dem seit ihrem Einzug in dieses Haus noch nicht ein Ton erklungen war. Wenn sie sich doch einmal zum Klavierspielen zwang, dann tat sie das noch immer lieber im Haus der Schwiegereltern, wo sie zumindest die Gesellschaft von Anna Sophia und Elisabeth genoss. Das Gute an ihrem eigenen Klavierzimmer in Heinrichs und ihrem Haus war aber, dass man es von innen abschließen und ungestört darin arbeiten konnte. Außerdem gab es diese wunderbare Sitzecke mit Tisch, auf dem sie Heinrichs Bücher ausbreiten und sich in ihre Gedanken vertiefen konnte. Und plötzlich kam Apollonia eine Idee. Sie musste sich von der Form verabschieden! Der Melangeur war ihr von Anfang an zu klein und unpraktisch erschienen. Und wer sagte denn, dass eine Masse immer gerührt werden musste? Wieso sich nicht die Schwerkraft zunutze machen? Konnte sie nicht auch von oben nach unten laufen und auf ihrem Weg immer kleiner gemahlen werden?

Apollonia riss die Augen auf und begann, wie wild zu zeichnen und zu rechnen. Erst ein Klopfen riss sie aus ihren Gedanken.

»Apollonia, geht es dir gut?«, fragte Heinrich hinter der Tür.

Sie fuhr zusammen, zog sofort die Brille ab und steckte sie in ihr Etui. Wie spät war es? Fahrig tastete sie nach der Taschenuhr, die unter einem Berg von Papier vergraben war. Nur noch dämmriges Licht fiel in den Raum, kaum konnte sie die Uhrzeit ablesen. Wie hatte sie überhaupt noch ihre Zeichnung erkennen können?

»Mutter hatte dich beim Abendessen erwartet. Und Agathe meinte, dass du Bertha schon vor einer halben Stunde zu ihr bringen wolltest. Ist alles in Ordnung?«

»Oh … Äh … ja, natürlich!«, stammelte Apollonia. Ein wenig freute sie sich über seine Fürsorge. Sie würde sich gern in seine Arme sinken lassen, seinen Geruch einatmen und ihm leise flüsternd von ihrer Idee erzählen. Doch das durfte sie nicht. Also sprang sie auf. Um Gottes Willen!, dachte sie. Wie sah es denn hier aus? Überall im Raum lagen wild verstreut zusammengeknüllte Papierbälle, und sogar zwei von Heinrichs Büchern waren runtergefallen. Wann war das denn passiert? Sie konnte Heinrich unter keinen Umständen hier hereinlassen!

»Ich … muss weggenickt sein … Bertha schläft auch noch. Gib uns einen Moment, ja?«

In diesem Moment begann Bertha, leise zu wimmern. »Schhh«, machte Apollonia und nahm das Kind auf den Arm.

»Soll ich Agathe holen?«, fragte Heinrich. Apollonia hörte, dass er einen Schritt näher an die Tür herangetreten war.

»Alles gut, Bertha ist nur gerade aufgewacht. Ich … mach das schon. Du brauchst nicht zu warten.«

Schon verwandelte sich Berthas Wimmern in ein lautes Schreien.

»Bist du dir sicher?«, fragte Heinrich. »Lass mich doch kurz rein.«

»Ich … bin mir sicher. Ich komme gleich!«

Langsam ging sie mit Bertha auf dem Arm auf und ab und versuchte, sie zu trösten. Gleichzeitig sah sie sich im Raum um. Wo sollte sie nur all den Müll verstecken? Und ihre neue, wertvolle Zeichnung? Wohin mit Heinrichs Büchern? Mit einer Hand warf Apollonia ein paar Blätter in den Müll. Ihre Zeichnung schob sie zwischen zwei Sesselkissen, doch das Chaos war dadurch längst nicht behoben. Und Bertha schrie sich immer mehr in Rage.

»Apollonia, Liebes, mach bitte die Tür auf«, sagte Heinrich. Seine Stimme duldete keinen Widerspruch.

Mit dem Fuß schob sie Heinrichs Bücher unter das Sofa, kehrte noch ein paar Papiere unter den Vorhang am Fenster und ging dann zur Tür. Sie schloss auf, und augenblicklich wurde Bertha leise. Erstaunt schaute das Kind seinem Papa entgegen, der es – für seine Verhältnisse – freudig anstrahlte. Apollonia wurde leichter ums Herz.

»Na, da ist ja meine kleine Prinzessin«, flüsterte er und streichelte Bertha die Wange.

»Wir haben tief und fest geschlafen«, sagte Apollonia mit einem Kichern, das ihr selbst zu künstlich vorkam. Möglichst unauffällig versuchte sie, die Tür hinter sich zu schließen, da wurden Heinrichs Augen plötzlich schmal. »Ist das da etwa … meine Taschenuhr?« Er trat ins Klavierzimmer, beugte sich zum Tisch hinunter und nahm die Uhr in die Hand. »Was macht die denn hier?«

»Oh, bitte entschuldige. Du hattest sie vergessen, da habe ich sie mitgenommen, um nicht zu lang zu schlafen. Du siehst, es hat wunderbar geholfen.« Wieder lachte sie so fürchterlich künstlich. Warum nur war sie so schlecht im Lügen?

Heinrich winkte freundlich ab. »Ach, das ist doch gar kein Problem …« Doch da fiel sein Blick auf eine kleine Ansammlung von Papierkügelchen in der einen Zimmerecke.

»Was ist denn hier passiert?« Er ging darauf zu, hob eins auf und entfaltete es. »Hast du das etwa gezeichnet?«

»Ach, nein, das muss noch vor Längerem hier …«, stammelte Apollonia.

Heinrich betrachtete das Papier und schüttelte dann langsam den Kopf.

»Meine liebe Apollonia …« Er sah ihr in die Augen. »Sei doch bitte ehrlich zu mir.«

»Nun gut. Ich … hatte da eine … These«, murmelte sie.

»Aber du weißt doch, dass das in deinem Zustand viel zu anstrengend ist … auch Doktor Baader rät dir zu Ruhe.«

Apollonia ließ die Schultern hängen. »Es tut mir leid. Aber diese Idee …«

Heinrich seufzte. »Ich weiß. Ich kenne dich, Apollonia.« Er schmunzelte. »Wenn dir etwas einfällt, kann dich nichts und niemand aufhalten. Und ich bewundere das sehr. Aber ich habe Angst, dass du dir zu viel zumutest, verstehst du?«

»Ich glaube aber, es hat mir gutgetan …«

Langsam ging Heinrich auf sie zu und legte ihr den Arm um die Schultern. »Komm, geh schon mal hoch. Ich schicke dir Agathe, damit sie sich um Bertha kümmert. Und dann ruhst du dich aus. Wir können bestimmt in ein paar Monaten wieder gemeinsam an Ideen tüfteln. Aber zunächst gehen deine Gesundheit und unsere Kleine vor, findest

du nicht?«

Er küsste sie aufs Haar, und sie wusste, dass er es gut meinte. Liebevoll sah er sie und das Kind an, und sie nickte ergeben. Gleichzeitig biss sie die Zähne zusammen. Hätte ihr Vater diese Situation genauso bewertet wie Heinrich? Mit einem Mal hatte sie Lust, mit Julie darüber zu sprechen. Apollonia fühlte sich doch gesund und stark, oder nicht? Natürlich war sie nun ein wenig müde, schließlich war es schon Abend und sie hatte lange nachgedacht. Aber wäre Heinrich an ihrer Stelle nicht genauso erschöpft wie sie?

»Na komm«, sagte er und streichelte ihre Schulter. »Ich bin bald bei dir.«

»Natürlich«, flüsterte sie und tat, wie ihr geheißen.

Wenige Stunden später legte er sich zu ihr ins Bett, zog sie sanft an sich und schob ihr das Nachthemd hoch. Wie sehr sie diese Nähe seit der Geburt vermisst hatte! Sie atmete seinen Duft tief ein, drängte sich an ihn und küsste ihn. Es dauerte nicht lang, bis all ihre müden Gedanken verschwunden waren. Sie schloss die Augen und genoss in vollen Zügen das Gefühl, das seine Fingerspitzen auf ihrer Haut, seine Lippen auf ihren Lippen hinterließen.

Hinterher lagen sie Arm in Arm in der Dunkelheit und flüsternd begann Heinrich, ihr von der Fabrik zu erzählen. Von den Verbesserungen der Schälmaschine und dem Defekt des Rösters. Sie spürte, wie das Lächeln auf ihrem Gesicht immer breiter wurde. Fast hatte sie ihr Gespräch im Klavierzimmer schon wieder vergessen. Da murmelte Heinrich: »Aber was rede ich da? Doktor Baader wäre sehr unzufrieden mit uns.«

»Er muss es ja nicht wissen«, wandte sie ein und zwinkerte.

»Eine Rebellin durch und durch.« Er strich ihr mit den Fingerspitzen sanft über ihr Schlüsselbein. »Aber ich möchte dich unter keinen Umständen gefährden, weißt du? Du und unsere Tochter seid das Wichtigste in meinem Leben. Ich würde niemals etwas tun, das zu eurem Nachteil wäre. Ich werde euch immer beschützen, das verspreche ich dir.«

Einen Moment lang sah Apollonia ihren Mann nur an. Es war schön, diese Worte zu hören. Doch zugleich war es beängstigend. Bedeutete *beschützen* für ihn auch, sie von ihrer Leidenschaft fernzuhalten?

Apollonia setzte sich ein wenig auf, und Heinrichs Hände lösten sich von ihrem Körper. »Ich verkrafte deine Berichte von der Arbeit bestens«, sagte sie. Sie wollte noch hinzufügen, dass sie noch viel mehr aushalten würde, als nur seinen Worten lauschen zu dürfen, dass sie so gern auch wieder mit in die Fabrik kommen, zuschauen und lernen wollte. Und vielleicht könnte sie ja sogar ihm und Herrn König ihre neue Idee vorstellen. Sie würde so gern wissen, was die Herren davon hielten. Doch da sagte er schon: »Ich hoffe es, meine liebe Apollonia. Doktor Baader fürchtet nämlich, dass sich übermäßiges Denken negativ auf die Gebärfähigkeit junger Frauen auswirken kann. Und ich glaube fest daran, dass du uns bald einen kleinen Stammhalter schenkst.«

Zärtlich streichelte er ihren Bauch, doch Apollonia spürte Wut in sich aufkeimen. Wut auf Heinrich und Wut auf die Welt.

»Natürlich«, sagte sie beinahe mechanisch. Wie gut wäre es, wenn auch sie ein Automat wäre, dachte sie. Eine Maschine, die mir nichts dir nichts ein weiteres Kind produzierte, dieses Mal einen Jungen. Dann wäre doch alles sehr viel einfacher.

Als sie Maria das nächste Mal traf, waren beide schlecht gelaunt. Sie saßen einander im Wohnzimmer gegenüber, zwischen ihnen wimmerten die beiden Säuglinge Bertha und Paul in ihren Körbchen, und Apollonia hätte am liebsten eingestimmt. Es kostete sie viel Mühe, trotz ihrer Laune sanft und liebevoll mit den Kleinen zu sprechen.

»Wie geht es euch?«, fragte Maria in geziertem Tonfall und hielt sich den Fächer vor die Nase.

»Alles bestens, wie geht es euch?«

»Ganz wunderbar.«

Kurz trafen sich ihre Blicke, und es dauerte nur einen Wimpernschlag, bis sich Apollonia ganz sicher war: Maria war mindestens ebenso unglücklich wie sie selbst.

»Behandelt Nikolaus dich und den kleinen Paul gut?«, fragte sie vorsichtig.

»Aber sicher. Er ist ein ganz hervorragender Ehemann und Vater.«

Apollonia konnte es sich nicht verkneifen, leise aufzulachen.

»Warum lachst du?«, fragte Maria erschrocken und hielt ihren Fächer so hoch, dass Apollonia kaum noch ihre Augen sah.

Die schüttelte mit dem Kopf. »Ist es nicht seltsam?«, fragte sie leise. »Wir sitzen hier mit unseren Kindern, lügen uns an und wissen nicht, was wir mit den immer länger werdenden Tagen anfangen sollen …«

Apollonia erkannte die eigene Stimme kaum wieder. Wie furchtbar hoffnungslos sie klang.

Zwar hatte sie schon lange gewusst, dass sie als Ehefrau und Mutter natürlich nicht studieren würde. Doch sie hatte sich bisher immer an die Hoffnung geklammert, dass Heinrich ihren Wissensdurst verstehen und sie unterstützen würde. Sie hatte sich vorgestellt, eines Tages eine eigene Familie zu haben und gleichzeitig sie selbst zu bleiben. Apollonia, die Ehefrau und Mutter – und Apollonia, das Wunderkind. Sie hatte sich weiterbilden wollen, um eines Tages Erfinderin zu werden. Auch wenn es für immer ihr Geheimnis bleiben musste. Das hätte sie bereitwillig in Kauf genommen, um tun zu dürfen, was sie erfüllte. Doch nun lag ihr Leben lang und dunkel vor ihr. Sie liebte Bertha, natürlich. Wie konnte man dieses wundervolle Geschöpf nicht lieben? Doch was war mit ihren eigenen Wünschen und Träumen? Sollten sie denn gänzlich hinter ihrer Tochter verschwinden? Wurde das eine Leben durch das nächste ausgelöscht? Wie konnte sie nur so etwas denken?, schalt sie sich plötzlich selbst. Eine Frau sollte doch in der Fürsorge für ihre Familie aufgehen. *Du bist anders*, hatte ihr Vater gesagt. *Ja*, hatte ihre Mutter eingewandt. *Aber vergiss nicht: Du bleibst trotzdem eine Frau.*

Ein leises Türklopfen ließ die beiden Schwestern aufhorchen.

»Ja?«

Agathe schob ihren Kopf herein. »Können Betty und ich die Kleinen mitnehmen und füttern?«, fragte sie mit leiser Stimme.

»Ja, dankeschön«, sagte Apollonia.

Sobald die Amme und das Kindermädchen mit den Säuglingen den Raum verlassen hatten, wurde es ganz still. Apollonia sah auf ihre Hände, die nicht zeichneten, rieb sich die Schläfen, hinter denen die Gedanken immer leiser wurden.

»Du … hast dich verändert«, sagte Maria und ließ langsam ihren Fächer sinken. Apollonia sah ihr ins Gesicht. Erkannte sie darin etwa Besorgnis?

»Hab ich das?«

Maria nickte und musterte ihre Schwester. Sie zögerte, und Apollonia ahnte, dass sie ihren Mut zusammennahm, bevor sie sagte: »Du bist blass. Aber … das ist es nicht. Du bist müde, habe ich recht? Normalerweise bist du voller Ideen. Du brauchst all deine Konzentration, um dich im Zaum zu halten, und dann sprudelt es plötzlich nur so aus dir raus, und niemand ist vor deinem schier unendlichen Wortschwall sicher.« Sie lächelte. »Wann hast du zuletzt vor Leidenschaft gesprudelt und uns mit deinem Technik-Geplapper gelangweilt? Eigentlich macht mich deine naive Fröhlichkeit ja immer schier wahnsinnig, aber jetzt, wo sie weg ist …«

Apollonia biss sich auf die Unterlippe. »Möchtest du etwas Kakao?«, fragte sie bemüht beiläufig.

»Natürlich«, antwortete Maria. Sie streckte ihr eine Tasse entgegen, und während Apollonia die heiße Schokolade hineingoss, fiel ihr Blick auf Marias Handfläche. Sie war von rotem Ausschlag gezeichnet.

»Deine Hand …«, sagte Apollonia erschrocken.

»Ach …«, murmelte Maria. »Das ist nichts.« Ohne ihre Schwester anzusehen, nippte sie an ihrem Kakao. Sein süßer, kräftiger Duft breitete sich langsam im Raum aus. Es roch schwer und dunkel nach Geborgenheit – und ein klein wenig nach ungenutzten Chancen, dachte Apollonia bitter. Auch sie nahm einen Schluck, doch nicht einmal der sonst so wunderbar weiche Geschmack heißer Stollwerck-Schokolade konnte sie an diesem Tag noch trösten.



»Wenn ich diese Hure in die Hände kriege!«, fluchte Victor. »Sie tut gut daran, sich in Amerika zu verkriechen, das kann ich dir sagen.«

Walter nickte wild. Unbedingt wollte er seinem Vater zeigen, dass er zu ihm hielt. Sein ältester Sohn hatte ihn verraten, doch er selbst würde ihn nie so hintergehen. Wenn sein Vater das merkte, würde er ihn bestimmt endlich respektieren.

»Wahrlich«, sagte er. »Sie muss ihn verhext haben.«

»Da hast du ausnahmsweise einmal Recht, Junge. Sie ist eine Hexe, wie ihre Mutter eine war. Traue niemals einer Frau, die in einem Geschäft tätig ist. Jede Verdienstmöglichkeit gibt den Frauen einen vulgären Charakter. Nur die Abhängigkeit vom Mann ist Garant für einen bescheidenen und freundlichen Umgang. Merk dir meine Worte! Julius wird noch sein blaues Wunder mit der Stollwerck-Tochter erleben. Ihretwegen hat er sogar mein Geld genommen!«

»Ungeheuerlich«, sagte Walter.

Victor schüttelte mal wieder mit dem Kopf. Mehr zu sich selbst als zu Walter sagte er: »Mein ältester Sohn bestiehlt mich und wandert mit meinem Geld nach Amerika aus. Nur zwei Zeilen hat er dagelassen.«

»Ja, Vater«, sagte Walter und wechselte wie sein Vater vom Nicken zum Kopfschütteln.

»Lies sie mir noch einmal vor.«

Walter unterdrückte ein Seufzen. Seitdem Julius davongelaufen war, anstatt Cartharina Stollwerck wie verabredet in ein altes Gebäude am Stadtrand zu locken, wo schon ein befreundeter Zeitungsreporter auf der Lauer lag, hatte Walter diese Notiz schon unzählige Male hervorholen und Vater vorlesen müssen. Auch jetzt hielt er den kleinen Zettel wieder ins Licht und las:

*Lieber Vater, lieber Bruder,*

*Ihr glaubt, alle Welt denkt wie Ihr. Das ist Eure größte Schwäche. Doch ich bin stolz darauf, anders zu sein. Ich werde nicht länger in einer Stadt leben, in der Ihr die Strippen zieht. Ich baue mir ein neues Leben in der neuen Welt auf. Grüßt meine liebe Tante Emma von mir und lebt wohl,*

*J. M.*

Victor schnaufte. »So spricht mein Sohn nicht. Das war diese Stollwerck-Hure, das sage ich dir! Sie hat ihn zu ihrer Marionette gemacht. Das werden mir diese Kakaokasper noch büßen.«

Erneut nickte Walter wie wild.

Nicht mehr lang, und sie würden am Stadtpalast ankommen. Doch vorher musste Walter seinem Vater unbedingt noch von seiner neuen Idee erzählen! Er holte Luft und sagte: »Ich weiß auch schon wie.«

»Sie müssen leiden«, knurrte Victor. »Leiden wie die Hunde.«

»Ganz genau.« Walter räusperte sich. Hatte Vater ihn überhaupt gehört? »Daher habe ich mir Gedanken gemacht, und ich weiß nun, wie wir sie drankriegen. Vater?«

»Mmh?« Victor sah noch immer aus dem Fenster.

»Wie schadet man einem Familienunternehmen?«, fragte Walter. Doch als sein Vater nicht antwortete, beantwortete er seine rhetorische Frage selbst: »Man treibt einen Keil hinein. Ich habe mich umgehört, und tatsächlich gibt es vielversprechende Gerüchte.«

»Gerüchte?« Noch immer sah sein Vater ihn nicht an.

»Mein Cousin hat mir erzählt, sein Freund habe gehört …«

»Komm zum Punkt, Walter. Ich weiß durchaus, was Gerüchte sind!«, fuhr Victor ihn an, und Walter zuckte zusammen.

»Franz Stollwerck soll einen sehr auto… also … autorit… einen *starken* Führungsstil haben.«

Victor stöhnte leise auf, und Walters Gesicht wurde heiß. Warum vergaß er auch immer dieses Wort?

»Ich weiß das selbst, Walter. Erinnerst du dich nicht mehr daran, dass ich eine

verlässliche Quelle habe? Franz Stollwerck hat nicht nur einen autoritären Führungsstil, er wird auch alt und senil. Ständig gibt es Streit in dieser Familie. Nikolaus Stollwerck ist kurz davor, an die Decke zu gehen.«

Die Kutsche rumpelte – sie hatte wohl die gröberen Pflastersteine erreicht, die vor dem Stadtpalast verlegt waren. Walter musste sich beeilen. Also stieß er hervor: »Ausgezeichnet! Hier setzen wir an. Wir bringen den ältesten Sohn dazu, aus dem Familienunternehmen auszusteigen.«

Endlich drehte Victor den Kopf und sah seinen Sohn an. Während Walter ihm erklärte, wie er das anstellen wollte, funkelten mit einem Mal seine Augen. Walter biss die Zähne zusammen. Und dann sagte sein Vater endlich leise: »Das … ist gut. Das ist wirklich gut.«

Walter grinste vor Freude. »Meinst du wirklich?«

»Ja, Walter. Vielleicht bist du ja doch zu etwas gut … Du hast möglicherweise meine strategische Raffinesse geerbt.« Kurz musterte er ihn von oben bis unten. »Wenigstens etwas …«

Walter lächelte. »Danke, Vater.«

»Ja, was ist denn das?!«, brüllte Victor plötzlich. »Anhalten, sofort anhalten!«

»Ho!«, rief der Kutscher. Die Pferde wieherten überrascht, dann blieb die Kutsche stehen. Victor stürzte an Walter vorbei und stieß die Tür auf, um nach draußen zu springen.

»Was sehe ich denn da?«, brüllte er.

Auch Walter beeilte sich, aufzustehen und seinem Vater zu folgen, der sich nun breitbeinig vor einem Dienstmädchen aufbaute. Wären sie nicht auf offener Straße, hätte er sie sicherlich längst am Kragen gepackt, doch hier draußen riss er sich zusammen.

»Mit wem hast du da gerade gesprochen?«, fuhr er das Dienstmädchen an. Es war Luise, die Emma früher nicht von der Seite gewichen war. Emma hatte zwar darum gebeten, Luise mit nach Bonn nehmen zu dürfen, doch Vater hatte sie bei sich behalten wollen. Aus welchem Grund auch immer, dachte Walter. Ihre Schönheit war jedenfalls schon vor Jahren verblüht.

»Das war … nun … er hat früher bei Ihnen gearbeitet, Herr Mertens«, flüsterte Luise.

»So, hat er das?«, polterte Victor. »Und deswegen tuschelst du mit ihm, als wärst du eine Dirne?«

»Nein, ich … er hat sich lediglich nach Emma erkundigt.«

»Nach wem?«, schrie Victor sie an. »Du meinst wohl die Witwe Witt?«

»Natürlich, Herr Mertens. Bitte entschuldigen Sie.«

»Und, hast du dem Fremden einfach so gesagt, wo sich meine Schwester aufhält?«

»Nein, Herr Mertens, das habe ich selbstverständlich nicht!«

»Das will ich dir auch geraten haben.« Victor atmete tief durch, dann drehte er sich wieder um und stieg zurück in die Kutsche.

»Ich gebe dir einen guten Rat, Sohn«, murmelte er, während er sich an Walter vorbeiquetschte.

»Ja, Vater?«

»Lass dir niemals vom Personal auf der Nase herumtanzen.«

»Nein, Vater. Ich meine, ja, Vater. Danke.«

Und Victor brüllte: »Weiter, na los!«

Sie fuhren nur noch wenige Meter bis zum Stadtpalast. Währenddessen bemerkte Walter durch das Kutschenfenster einen Mann. Er hatte seinen Schlapphut tief ins Gesicht gezogen und kaute auf einem Grashalm. Als er Walters Blick bemerkte, senkte er den Kopf und lief ein wenig schneller.

## 24. Kapitel

Nikolaus blickte sich um. Er konnte nicht verhindern, dass seine Brust vor Stolz anschwoll, wenn er durch seinen Zwicker die prunkvollen Regale betrachtete, angefüllt mit Gläsern voller bunter Bonbons und Pralinen in den erlesensten Geschmacksrichtungen. Das neue Ladengeschäft in der Hohen Straße machte wahrlich Eindruck. An der Decke waren moderne Gaslampen in den weißen Stuck integriert und ließen den Raum funkeln. Auf schweren, dunklen Holzkommoden türmten sich Schachteln voller Kakao und Schokoladentafeln, die Eingangstür war mit Holzsäulen verziert, und auf dem blumengemusterten Tresen standen eine goldene Waage sowie eine hohe Kasse. In der Luft lagen die Düfte von Nüssen, Zucker und Schokolade. Und all das hatte er, Nikolaus, selbst aufgebaut!

Neben ihm schritt sein Vater langsam an den Regalen entlang. In Kürze würde das Ladengeschäft öffnen, die Verkäuferinnen waren schon bereit. Doch Vater ließ sich Zeit, während er alles begutachtete.

»Die Pralinen sollten besser ausgeleuchtet sein«, verkündete er.

Nikolaus runzelte die Stirn. »Sie sind bestens zu sehen, Vater.«

Franz schüttelte den Kopf. »Schau dir nur diese Marzipan-Schokoladenkugeln an … Man sieht gar nicht, dass ihre Glasur glänzt! Während meiner Wanderschaft habe ich Station in Paris gemacht. Und bei Louis Petit haben die Pralinen immer in den hellsten Vitrinen …«

Nikolaus seufzte leise. Diese Geschichte hatte er schon so oft gehört. Sofort hielt sein Vater inne. Ruckartig drehte er ihm den Kopf zu und funkelte ihn warnend an. »Möchtest du mir etwas sagen, mein Sohn?«, fragte er.

Nikolaus senkte den Blick. »Nein, Vater«, presste er zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. Nur nicht wütend werden, sagte er sich. Langsam wandte sich Franz wieder den Regalen zu. Sie gingen weiter. Jetzt musste dem Vater doch klar werden, welch gute Arbeit Nikolaus hier geleistet hatte. Das Ladengeschäft war der ganze Stolz der Firma. Es war höchste Zeit, Nikolaus nach den ersten Wochen endlich ein Lob auszusprechen. Doch Franz tat nichts dergleichen. Stattdessen brummte er: »Wir sollten noch einmal das Sortiment prüfen. Unsere Frage- und Antwortbonbons kommen viel zu kurz. Man sollte sie beim Hereinkommen gleich auf den ersten Blick sehen. Die Menschen lieben es, sich die Fragen und Antworten auf unserem Bonbonpapier in geselliger Runde vorzulesen.«

Nikolaus unterdrückte ein Schnauben. »Vergiss nicht die Zahlen, Papa. Wichtig ist, dass wir vor allem auf die Schokoladenprodukte setzen. Peter und ich überlegen übrigens, nicht nur die Etiketten mit Bildchen anzureichern, sondern auch Sammelbilder beizulegen. Wie findest du das? So würde der Verkauf immens angeregt. Laut unserer Prognosen …«

»Ach, Prognosen«, unterbrach sein Vater ihn. Hatte er überhaupt zugehört? »Ich habe mich nie auf Prognosen verlassen, sondern auf mein Bauchgefühl, merk dir das.«

»Vielleicht ist genau das das Problem«, knurrte Nikolaus. Er konnte einfach nicht anders. Viel zu häufig hatte er seinen Ärger schon hinuntergeschluckt. Nicht nur, dass Vater für seine Buchführung oft völlig aus der Luft gegriffene Zahlen nutzte, er ignorierte auch sämtliche Ratschläge seiner Söhne. Dabei hatten sie in ihrer Ausbildung gelernt, wie sie die Firma Stollwerck weiter voranbringen könnten. Würde die Schokoladensparte eine noch deutlichere Konzentration erfahren, könnten sie schon in Kürze zu einer der bedeutendsten Schokoladenfabriken des Landes aufsteigen. Stattdessen entwarf Franz immer neue Bonbonsorten und feilte an viel zu aufwendigen Pralinen.

»Was willst du damit andeuten?« Franz blieb stehen und drehte Nikolaus den ganzen Körper zu.

Täuschte es, oder war er in den letzten Jahren kleiner geworden? Mittlerweile überragte Nikolaus ihn. Aus den Augenwinkeln sah er, dass die beiden Verkäuferinnen sich dezent abwandten. Sie mochten so tun, als würden sie nichts hören, doch mit Sicherheit waren ihre Ohren gespitzt. Daher versuchte Nikolaus möglichst ruhig zu bleiben, während er antwortete: »In den Anfängen der Firma war es sicherlich sinnvoll, auf die eigene Intuition zu hören. Doch mittlerweile ist das Unternehmen so groß geworden, dass …«

»Es ist nur aufgrund meiner Intuition so groß geworden, Nikolaus«, unterbrach Franz ihn.

»Du meinst wohl trotz.«

Augenblicklich sackten Franz' Mundwinkel nach unten. Mit dunklem Blick starrte er seinen Sohn an.

»Du warst mehrmals bankrott«, fuhr Nikolaus fort. »Dir wurde immer wieder von allen Seiten geholfen. Doch die Verantwortung ist mittlerweile viel zu groß, um das ein weiteres Mal zu riskieren. Diese Firma ernährt viele Familien! Wir müssen vorausschauend denken. Und genau dafür hast du uns ausbilden lassen!«

»Du bist ganz schön mutig!« Franz verzog das Gesicht. »Kommst gerade aus der Ausbildung und gibst deinem alten Vater schon Ratschläge … Ich habe aber auch einen für dich: Ein Unternehmer muss Risiken eingehen. Wir wären immer noch eine kleine Bäckerei, wenn ich nicht hin und wieder etwas gewagt hätte.« Franz' Schultern waren eingesackt, sein Backenbart war löchrig, und auf seinem ausgestreckten Bauch prangte ein Kakaofleck. Er hatte sich den Kragen falsch zugeknöpft, doch in seinen Augen lag nach wie vor so viel Stolz. Nikolaus spürte, dass sein Kiefer unablässig malmte. Und dann traf er eine Entscheidung. Nächtelang hatte er wachgelegen und darüber nachgedacht. Doch jetzt war ihm völlig klar: So konnte es nicht weitergehen. Er war ein Mann. Der Vater eines Jungen. Und er konnte sich nicht Tag für Tag den Launen des Alten unterwerfen.

»Meine Brüder und ich müssen mit dir sprechen«, sagte er leise, aber bestimmt.

Es dauerte drei Tage, bis sich Franz zu einer Besprechung mit seinen Söhnen einfand. Heinrich und Peter saßen mit Nikolaus auf der anderen Seite des Schreibtisches. Peter

nestelte sichtlich nervös an den Knöpfen seiner Weste herum, und Heinrich starrte mit tiefer Denkerfalte auf die eigenen Knie. Beide hatten Nikolaus in allen Punkten zugestimmt. Sie litten genauso unter Vater wie er, vielleicht sogar noch mehr, schließlich traute er den jüngeren Söhnen noch weniger zu als Nikolaus. Peter musste sämtliche Entscheidungen, und waren sie noch so unbedeutend, mit Franz abstimmen, und Heinrich sprach immer wieder für neue Maschinen bei ihm vor, die er ihm je nach Laune gewährte oder grundlos versagte. In letzter Zeit häuften sich auch die Tage, an denen Franz sie mit falschem Namen ansprach oder laut für Fehler schalt, die vor vielen Jahren einer seiner Freunde – Theodor Herx, Koloman Witt oder Heinrich Statz – gemacht haben mussten. Sobald die Brüder ihn darauf hinwiesen, wurde er fuchsteufelswild, und jedes weitere Wort war umsonst.

Schon bevor Nikolaus nun ansetzte, glaubte er, die Luft wäre zum Schneiden dick.

»Vielen Dank für deine Zeit, Vater. Es fällt uns nicht leicht, doch wir müssen dieses Gespräch offen führen.«

»Mmh«, brummte Franz. Er hatte die Ellenbogen auf den Tisch gestemmt und die Fingerspitzen aufeinander gelegt.

»Vor nun beinahe einem Jahr sind wir als Teilhaber in die Firma *Franz Stollwerck* eingetreten.« Nikolaus versuchte, ruhig zu sprechen, und wählte jedes Wort mit Bedacht. »Um den lieben Frieden zu wahren, haben wir sehr strengen Bedingungen zugestimmt. Aber mit jedem Tag wird uns klarer, dass diese Bedingungen, ja, ich muss sagen: despotischen Fesseln gleichen.«

Franz' Augen weiteten sich. »Despotisch?«, wiederholte er.

»Du willst Alleinherrscher sein. Es geht so nicht weiter, Vater. Sogar Heimerdinger hat uns zugestimmt. Ist es nicht so, Peter?«

Der Bruder nickte.

»Peters zukünftiger Schwiegervater – dein alter Freund! – kann kaum glauben, was hier passiert. ›Franz scheint gar keinen Gefallen an Strebsamkeit, Fleiß und Eifer seiner Söhne zu finden‹, hat er gesagt. Heimerdinger glaubt, du weißt dein großes Glück nicht zu schätzen.«

»So? Hat er das gesagt?«, brummte Franz.

»Es ist uns nicht leicht gefallen, aber wir mussten eine Entscheidung treffen.« Kurz schielte Nikolaus zu seinen Brüdern hinüber, die seinen Blick erwiderten, aber stumm blieben. Wieso ließen sie ihn immer die ganze Arbeit allein machen? »Wir möchten dich bitten, uns auszuzahlen.«

Franz sagte kein Wort, er starrte ihn nur an.

»Wir werden dir nicht länger im Weg stehen. Du hast stets betont, wie wichtig es dir war, dein eigenes Unternehmen aufzubauen. Genau das möchten wir nun ebenfalls tun. Gib uns, was uns rechtlich zusteht, und wir sind bereit, das väterliche Haus zu verlassen.«

Einen Moment war es vollkommen still in Vaters Arbeitszimmer. Dann zog Franz ganz plötzlich eine Schublade an seinem Sekretär auf und holte ein paar Seiten Papier hervor.

»Wisst ihr, was das ist?«, fragte er leise in die Runde, während er sich von seinem Stuhl erhob. Er ging um seinen Tisch herum und sah einem nach dem anderen eindringlich in die Augen. »Ich habe eure Unzufriedenheit gespürt. Natürlich, schließlich bin ich euer Vater. Zudem hat mein alter Freund Heimerdinger auch mit mir gesprochen – allerdings hat er weniger … herablassende Worte gewählt.« Franz rieb sich das Kinn, bevor er weitersprach. »Ich war bereits vor Tagen beim Notar und habe einen neuen Vertrag aufsetzen lassen. Ich wollte eure Verfügungsrechte erweitern.« Er sah auf das Papier in seinen Händen, dann lachte er traurig auf. »Doch nun scheint sich die Angelegenheit anders zu entwickeln, als ich erwartet habe.« Die Ader an Franz' Hals pulsierte. »Undankbarkeit und Arroganz werde ich mit Sicherheit nicht belohnen. Lieber möchte ich sehen, wie meine Söhne ihr eigenes Unternehmen auf die Beine stellen.«

Er umfasste den Vertrag mit beiden Händen, dann riss er ihn entzwei und warf die Fetzen in die Luft.

Nikolaus und seine Brüder standen langsam auf und sahen fassungslos dabei zu, wie die Schnipsel durch den Raum segelten.

»Verlasst mein Haus. Alle drei. Ich möchte nicht, dass ihr mir noch einmal unter die Augen tretet.«

Nikolaus nickte. »Du hast keinen Freund, du willst auch keinen Sohn mehr.«

Plötzlich schnellte Franz' Hand durch die Luft. Bevor Nikolaus begriff, was geschah, hatte sein Vater schon ausgeholt und ihm eine Ohrfeige verpasst, dass es nur so schallte. Ungläubig starrte Nikolaus ihn an. Natürlich war es nicht das erste Mal, dass sein Vater ihn schlug. Doch die letzte Backpfeife war schon Jahre her. Für einen kurzen Moment vergaß Nikolaus, dass er mittlerweile ein Mann von fast 30 Jahren war. Er wurde wieder zum Kind. Als dummer Junge, der einen Teller fallengelassen oder ein falsches Wort gegen die Mutter gerichtet hatte, sah er zu seinem Vater auf. Seine Haut schien zu brennen vor Scham, sein Magen zu krampfen vor Angst. Er wollte sich unter dem Schreibtisch verstecken oder, noch besser, so schnell er konnte hinausrennen und nie wieder stehenbleiben. Er drehte sich um – und sah in das erschrockene Gesicht seiner kleinen Schwester Elisabeth, die plötzlich in der Tür stand. Ihre Augen waren weit aufgerissen. Wie lang war sie schon hier? Hatte sie etwa gesehen, was passiert war?

»Vater … was … aber du wolltest ihnen doch den neuen Vertrag zeigen?«, stammelte sie. In ihren Augen standen Tränen. Nikolaus senkte den Blick und spürte einen dicken Kloß im Hals.

»Was willst du hier, Elisabeth?«, fuhr der Vater sie an.

»Ich komme nur, weil … in der ganzen Stadt … spricht man schon davon, und da dachte ich …«

»Es ist jetzt wirklich ungünstig«, unterbrach Franz sie.

»Aber was, wenn die Armee vorrückt, und wir sind noch nicht bereit? Wir müssen uns doch vorbereiten.«

Jetzt wurde Nikolaus hellhörig. Elisabeth schien völlig verwirrt zu sein. Er versuchte,

seinen Kloß hinunterzuschlucken und zu vergessen, was gerade geschehen war.
»Wovon sprichst du, Elisabeth?«, fragte er.

»Vom Krieg«, sagte sie leise. »Soeben hat Paris Preußen den Krieg erklärt.«



Apollonia sah aus dem Fenster und dachte über ihre Idee nach. Bertha war bei Agathe, im Haus war es ganz still – und überall sonst tobte das Leben. Wenige Straßen weiter schauten die Kölner in die gläserne Fabrik, da dampften, rumpelten und malmten die Maschinen, da arbeiteten Männer und Stollwerckmädchen im Akkord. Ihr Mann und ihre Schwager stritten mit Franz und verhandelten ihre Austrittsbedingungen. Sie dachten über eigene Fabrikräume und Maschinen nach. Schließlich wollten sie die Schokolade übernehmen, während Franz die Bonbons behalten sollte. Die Firma bebte, und gleichzeitig vibrierte auch die ganze Stadt. Die Kunde vom Deutsch-Französischen Krieg war schnell bis in die letzte Gasse vorgedrungen. Preußen hatte es abgelehnt, Frankreich auch für die Zukunft einen Verzicht auf ein Thronfolgeprojekt mit Spanien zuzusichern. Nun ging Napoleon III., der Angst vor einer Umklammerung durch Preußen und Spanien hatte, zum Angriff über. Julie hatte ihr erzählt, dass auf dem Neumarkt eine militärische Übung nach der anderen stattfand. Die vielen Soldaten patrouillierten in Reih und Glied unter den Fenstern der Apotheke Arkenberg, und die Kölner jubelten ihnen aus sämtlichen Wohnhäusern begeistert zu. Sie schienen Angst vor den Franzosen zu haben, und gleichzeitig waren sie mit einem Mal voller preußischem Eifer und Stolz auf den Kaiser. Aus dem ganzen Land reisten die Soldaten nach Köln. Für einen Fall wie diesen hatten die Preußen die Stadt schließlich zur Festung gemacht, das wusste Apollonia aus der Zeitung. Heinrich hatte ihr zwar verboten, zu zeichnen und Ideen auszuarbeiten, vom Lesen hatte er aber nicht gesprochen. Und mittlerweile las sie nicht nur die *Zeitung der Ingenieure*, sondern auch die *Kölnische Zeitung* – jedenfalls die jeweils gestrige Ausgabe, die Heinrich auf den Ablagestapel legte.

Dabei hatte sie erfahren, wie schnell die französische Berufsarmee hier sein könnte. Würde in diesen Straßen, in denen die Kölner immer häufiger die preußische Hymne »Heil dir im Siegerkranz« anstimmten, schon bald erbittert gekämpft? *Wir alle stehen dann / mutig für einen Mann, / kämpfen und bluten gern / für Thron und Reich!*, sangen die Stimmen Kölns.

Alles tobte und veränderte sich, und Apollonia fühlte sich davon vollkommen ausgeschlossen. Heinrich bat sie darum, sich zu schonen, und rückte für sie gleichzeitig in immer weitere Ferne. Er arbeitete in anderen Räumen, erzählte ihr nur selten von seinem Tag und ihren Erfolgen im harten Konkurrenzkampf mit dem Wettbewerber aus Dresden und küsste sie nur flüchtig. Untätig und unnütz verbrachte sie ihre Tage. Dabei könnte ihre Idee den Brüdern Stollwerck in ihrer eigenen Firma möglicherweise einen entscheidenden Vorteil verschaffen. Bisher hatte sie sich noch immer nicht getraut, Heinrich mehr darüber zu erzählen. Sie befürchtete, er würde ihrem Einfall gar keine Aufmerksamkeit schenken, sondern sich einzig darüber ärgern, dass sich Apollonia

seiner Meinung nach so riskant verhielt. Nein, sie konnte ihm ihre Zeichnung nicht einfach unter die Nase halten wie beim ersten Mal. Besser wäre, wenn sie ihm nicht von einer vagen Idee, sondern tatsächlich von einer umsetzbaren Erfindung erzählen könnte. Bei dem Gedanken wurde sie rot. Es war natürlich vollkommen vermessen, sich so etwas auch nur vorzustellen. Von einem bloßen Einfall zu einer Erfindung war es ein weiter Weg.

Dennoch machte sich ihre Phantasie nun selbstständig. Sie stellte sich vor, sie könnte es schaffen. Sie würde ein kluges Konzept entwickeln, von den großen Bauteilen bis zur kleinsten Schraube. Sie könnte eine Maschine bauen lassen und sie Heinrich zeigen. Was er wohl für ein Gesicht machen würde? Sie malte sich aus, sie würden Seite an Seite in der Fabrik arbeiten. Als Einheit. Nicht nur er würde sie wieder so lieben und respektieren wie zu Beginn ihrer Ehe, auch sie selbst würde endlich voller Stolz in den Spiegel sehen.

Seufzend schüttelte sie den Kopf. Apollonia hatte zwar bereits einiges über Maschinenbau, die Materialien und Werkzeuge gelernt und ihrem Mann bei der Arbeit über die Schulter geschaut. Doch ihre Einblicke in die Praxis reichten bei Weitem nicht aus, um ihre Idee auch nur ansatzweise in die Tat umzusetzen. Ganz abgesehen davon, dass sie überhaupt nicht über die Werkzeuge und das Material, geschweige denn über einen Zugang zur Fabrik und die nötigen Arbeitskräfte verfügte. Sie bräuchte schon Heinrich und Herrn König an ihrer Seite, um weiterzukommen.

Bei diesem Gedanken hielt sie unwillkürlich die Luft an. Heinrich konnte sie zum jetzigen Zeitpunkt zwar nicht fragen, doch was wäre eigentlich mit Herrn König?

Während Heinrich glaubte, Apollonia starre nur auf ihren Teller oder aus dem Fenster, dachte sie fieberhaft nach. Und sobald Heinrich sie allein ließ, kramte sie ihre bisherigen Entwürfe hervor und schnappte sich einen Bleistift. Sie holte ihre schwere Lesebrille aus ihrem Etui. Andächtig setzte sie das Gestell auf ihre Nase, und dann zeichnete sie. Die Zeit rauschte nur so an ihr vorbei, und noch vor dem Essen war sie fertig. Am Abend erklärte sie Heinrich, sie wolle kurz Tante Julie besuchen, doch er hörte ihr kaum zu. Wahrscheinlich war er mit den Gedanken ganz bei dem Streit mit seinem Vater und der Teilung der Firma.

Julie streckte wie immer schon ihren Kopf aus dem Fenster im ersten Stock, als sich Apollonia durch die Seitengasse näherte. Sogar von hier aus konnte man noch die Soldaten auf dem Neumarkt marschieren und Kommandos brüllen hören. Apollonia konnte diese Geräusche nicht leiden – das Schlagen der Hacken, das Knirschen der Stiefel, das Geschrei von »Halt« und »Rechts rum!« Schnell sprang sie die Treppe zu Julies Kammer hinauf.

Tante Julie servierte ihr Honigkuchen, den sie genoss, obwohl sie keinen Hunger mehr hatte, und trank Tee mit ihr, während sie auf Kaspar und Nuno warteten.

»Wie geht es deiner Schwester Elise?«, fragte Apollonia.

»Allmählich ein wenig besser.«

»Tatsächlich?«

»August steht … sagen wir … etwas neben sich. Er glaubt langsam, Gespenster zu sehen. Hin und wieder sagt er, da seien Schritte im Flur, obwohl Elise und ich beide bei ihm sind und ihm schwören, rein gar nichts zu hören.«

Apollonia klappte der Mund auf. »Aber, wie kann das sein? Wird er tatsächlich ein wenig verrückt?«

»Ich hoffe es. Denn meine lieben Gespenster Kaspar und Nuno helfen kräftig nach.« Sie kicherte.

Sobald der Mann mit dem Schlapphut und der kleine Junge eintraten, bemerkte Apollonia, dass sich Julies Haltung veränderte. Ihre Schultern drückte sie durch, ihren Kopf neigte sie zur Seite, und auf ihre Lippen stahl sich ein geheimnisvolles Lächeln. Apollonia sah zwischen ihr und Kaspar hin und her. Gefiel der Arbeiter Tante Julie etwa?

Apollonia konnte nicht verneinen, dass dieser Mann anziehend war. Sein Gesicht war zwar faltig und seine Bartstoppeln grau, aber wenn Apollonia genau hinsah, erkannte sie, dass seine Lippen, seine Nase und seine Augen darunter fein und ebenmäßig gezeichnet waren. Vor langer Zeit musste er einmal ein ausnehmend schöner Junge gewesen sein. Und der Mann, der aus ihm geworden war, wirkte unerschrocken, verwegen und ein wenig gefährlich. Als sich Kaspar den beinahe zerfallenden Schlapphut zurechtrückte, entdeckte Apollonia auf der Innenseite seines Unterarms eine Zeichnung. Sie hatte davon gehört, dass Seemänner sich Bilder unter die Haut stechen ließen, doch sie hatte so etwas noch nie selbst gesehen.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte Kaspar, als er Apollonias Blick bemerkte. »Das habe ich vor vielen Jahren an einem Hafen machen lassen. Es ist das Gesicht meiner Tochter.«

»Sie haben eine Tochter?«, fragte Apollonia.

»Ich … hatte«, sagte er. »Ich habe sie vor langer Zeit verloren.«

Apollonia betrachtete das hübsche Kindergesicht mit den trotzig herab zeigenden Mundwinkeln und dem dunklen Muttermal. »Sie ist wunderschön«, sagte sie leise.

»Ich werde auch tätowiert«, erklärte Nuno.

»Ich fürchte, hier in Köln wird das schwierig«, antwortete Kaspar.

»Gut, dann eben irgendwann«, räumte Nuno ein.

Julie räusperte sich. »Ihr Lieben, hört bitte einmal her. Apollonia ist aus einem bestimmten Grund hier. Sie ist eine angehende Erfinderin.«

Da musste Apollonia lachen. »So ein Unsinn, Julie.«

Doch Julie beachtete sie gar nicht. »Apollonia hat eine bahnbrechende Idee für die Schokoladenfabrik. Allerdings hat ihr Mann ihr verboten, sich einzubringen.«

Kaspar sagte nichts, sondern sah Apollonia nur fragend an.

»Bevor ich meine Idee meinem Mann vorstellen kann, möchte ich sie gern mit einem Ingenieur durchsprechen«, erklärte Apollonia.

»Sie … kennen sich aus mit Maschinen?«, fragte Kaspar.

»Ich wurde gut unterrichtet«, sagte sie und versuchte, dabei möglichst selbstsicher zu klingen. »Kennt ihr vielleicht einen Herrn König? Er arbeitet in der Maschinenfabrik.«

Kaspar kratzte sich den Kopf.

»Sie meinen den kleinen König, oder? Er ist Jakobs Chef, oder nicht?«, rief Nuno dazwischen.

»Was wollen Sie von ihm?«, brummte Kaspar.

»Ich würde mich gern mit ihm treffen. Am liebsten an einem neutralen Ort …«

Nachdenklich betrachtete Kaspar sie. Sie befürchtete schon, er würde sich gleich dafür entschuldigen, ihrer Bitte nicht nachkommen zu können, doch dann fragte er: »Wann und wo?«

Apollonia dachte nach, doch Julie kam ihr zuvor: »Ein belebter, öffentlicher Ort wäre sicher das Beste. Sonntags hat der Ingenieur doch bestimmt frei, vielleicht also morgens um zehn Uhr auf dem Alter Markt?«

Apollonia nickte. »Das ist perfekt.« Und an Kaspar gewandt fügte sie hinzu: »Könntet ihr ihm das ausrichten?«

Kaspar verzog entschuldigend das Gesicht. »Wir sehen ihn im Grunde nie.«

»Aber ich kann Jakob fragen, ob er es dem kleinen König sagt! Er mag mich«, schlug Nuno vor.

Kaspar lachte. »Natürlich, in der Fabrik mag dich einfach jeder!«

»Ist Jakob ein Schlosser?«, erkundigte sich Apollonia

Kaspar nickte. »Er ist in Ordnung.«

»Oh, es wäre wunderbar, wenn ihr das für mich tun könntet!«

Kaspar kaute auf seinem Grashalm und schob ihn von einem in den anderen Mundwinkel. Dann nickte er. »Gut, Frau Stollwerck. Ich werde mit ihm sprechen.«

Dankbar lächelte Apollonia erst ihn, dann Nuno an. »Ihr wisst gar nicht, wie sehr ihr mir damit helft.«

»Schmeckt es dir, liebe Anna Sophia?«, fragte Apollonia ihre Schwiegermutter am nächsten Abend.

»Natürlich, danke, meine Liebe«, antwortete sie. Doch ihr Teller hatte sich kaum geleert.

Apollonia warf Heinrich einen verwunderten Blick zu.

»Ich … bin heute aus einem bestimmten Grund hier«, sagte Anna Sophia mit einem Mal und legte das Besteck sorgfältig neben ihren Teller. Sie drehte den Kopf und blinzelte ihren Sohn langsam an.

»Das habe ich mir bereits gedacht, Mama.« Heinrich seufzte, wich dem Blick seiner Mutter aus und aß weiter. Doch Apollonia sah, dass sich die Denkerfalte zwischen seinen Augenbrauen vertiefte. Apollonias Handflächen wurden feucht. Die beiden würden sich doch nicht auch noch streiten?

»Euer Vater ist nicht wiederzukennen«, sagte Anna Sophia leise zu Heinrich. »Er spricht kaum noch, starrt nur aus dem Fenster. Er ist nicht mehr der Jüngste, das wisst ihr?«

»Er ist nur vier Jahre älter als du, Mama«, brummte Heinrich.

Anna Sophia wiegte den Kopf. »Jeder Mensch altert anders.«

»Es funktioniert nicht. Wir vier können nicht zusammenarbeiten. Papa kann einfach

nicht abgeben. Und es wird immer schlimmer, das weißt du.«

»Ihm liegt so viel an diesem Unternehmen. Und gleichzeitig an euch. Er möchte, dass ihr dann eine erfolgreiche Firma übernehmt, wenn ihr soweit seid, und sie mit geeinten Kräften vergrößern könnt.«

Heinrich schüttelte langsam den Kopf. »Wir sind soweit. Wir haben weitaus mehr Fachkenntnisse als er. Er sollte uns endlich die Rechte einräumen, die wir verdienen.«

»Das wird er. Er will nur das Beste für diese Familie. Ich weiß, er ist in letzter Zeit launisch, und manchmal auch etwas … verwirrt. Aber im Grunde ist Franz ein guter Mann.«

Nun legte auch Heinrich sein Besteck beiseite. »Und was ist mit Cartharina? Hätte ein guter Mann sie nicht zumindest angehört?«

Da richtete sich Anna Sophia auf und zog die Augenbrauen hoch. »Höre ich da ein wenig Überheblichkeit heraus, mein lieber Junge? Wir alle machen Fehler, Heinrich. Vor allem, wenn wir in Rage sind.« Anna Sophia atmete tief durch, und etwas leiser fuhr sie fort: »Nachts wirft sich Franz hin und her, manchmal spricht er im Schlaf von Cartharina. Glaubt mir, er bereut sein Verhalten zutiefst. Aber er war immer schon ein sturer alter Holzkopf.«

Heinrich seufzte leise. »Ich weiß, dass Vater kein schlechter Mensch ist, Mama. Natürlich weiß ich das. Aber du musst uns auch verstehen …«

Anna Sophia hob die Lider und sah ihren Sohn an. Apollonia biss sich auf die Unterlippe. In den Augen ihrer Schwiegermutter lag so viel Traurigkeit – aber auch Entschlossenheit. Sie würde niemals aufgeben, wenn es darum ging, ihre Familie zusammenzuhalten.

»Bitte, gebt ihm noch eine Chance und bleibt in der Firma. Ich habe mit ihm geredet. Im Gegenzug wird er euch die Firma spätestens in fünf Jahren gänzlich überschreiben.«

»Das hat er gesagt?« Heinrich atmete tief durch. »Nun gut. Ich spreche mit Nikolaus und Peter darüber. Um des lieben Friedens Willen …«

Das Gespräch zwischen Anna Sophia und Heinrich steckte Apollonia noch in den Knochen, während sie ihre Schwiegermutter zur Kutsche brachte.

»Sie werden es sich überlegen«, versicherte Apollonia ihr.

Anna Sophia nickte.

Der Kutscher öffnete ihr die Tür und half ihr dabei, einzusteigen.

Einen Moment lang sah ihre Schwiegermutter sie nachdenklich an. Dann sagte sie leise: »Wenn diese Familie zerbricht … wird Franz es nicht überleben.«

Apollonia hielt vor Schreck den Atem an, doch in diesem Moment knallte der Kutscher mit der Peitsche.

»Es wird alles gut!«, rief Apollonia, hörte aber selbst, wie hilflos das klang.

»Das hoffe ich«, sagte Anna Sophia so leise, dass man sie kaum verstehen konnte. »Auf Wiedersehen, Apollonia!«

»Auf Wiedersehen, Anna Sophia!«

Und schon setzte sich die Kutsche in Bewegung.

In der Nacht auf Sonntag konnte Apollonia kaum schlafen. Immer wieder ging sie die Sätze durch, die sie Herrn König sagen wollte. Und dann mischten sich noch die Sorgen und Warnungen ihrer Schwiegermutter in ihre Gedanken. Am nächsten Morgen war ihr Körper müde und ausgelaugt – doch ihr Geist war vor Aufregung hellwach. Glücklicherweise hatte Heinrich auch an diesem Vormittag eine Besprechung mit seinen Brüdern, so dass sie ihre Nervosität vor ihm nicht allzu lange verbergen musste. Sie wartete darauf, dass er das Haus verlassen hatte, dann packte sie ihre Zeichnungen ein und machte sich für einen Spaziergang bereit.

Überpünktlich kam sie auf dem Alter Markt an. Zwischen den schiefen und bunten Fachwerkhäusern herrschte ein wildes Treiben. Es wimmelte nur so von Marktschreiern, Hausfrauen, Dienstmädchen und -boten. Überall wurden auf klapprigen Tischen und in solide gebauten, kleinen Holzhäuschen Käsetürme, Wurstwaren, Gemüse und Obst feilgeboten. Sie sah sich um und fürchtete schon, den falschen Treffpunkt gewählt zu haben. Es war so voll, dass man einander leicht übersehen könnte. Wäre es an einem solchen Ort klug, stehen zu bleiben, damit Herr König sie fände? Oder sollte sie besser herumlaufen? Sicher könnte man die Wahrscheinlichkeit berechnen, überlegte sie, man müsste dafür … Doch in dem Augenblick vernahm sie ein zaghaftes Räuspern hinter sich. Sie wirbelte herum und stand Herrn König gegenüber. Er war ebenso zu früh wie sie selbst, dachte sie, und musste lächeln.

»Wie schön, dass Sie meiner Bitte gefolgt sind, vielen Dank, Herr König!«, rief sie aus. Ihre Stimme zitterte vor Aufregung.

»Guten Tag, Frau Stollwerck«, sagte er höflich und deutete eine Verbeugung an. »Ich war überaus … erstaunt über die Nachricht, die mir Jakob übermittelt hat. Aber natürlich möchte ich Ihnen …«, kurz zögerte er, »keinen Wunsch abschlagen.«

Sie überlegte, was er damit wohl meinte. Doch sie entschied sich, nicht weiter darauf einzugehen. Er wirkte mindestens ebenso nervös wie sie selbst. Immer wieder sah er sich um. Sicher fragte er sich, was er hier tat und was man denken könnte, wenn man ihr Gespräch beobachtete. Zwar war ein zufälliges Treffen auf dem Marktplatz gang und gäbe, aber warum sollte ein gut situierter Ingenieur wie Herr König sich persönlich auf einem Markt aufhalten? Um die Einkäufe kümmerte sich natürlich das Personal nach Absprache mit seiner Gattin. Daran hatte Apollonia nicht gedacht, als sie Julies Idee aufgegriffen hatte.

»Bitte entschuldigen Sie diesen ungewöhnlichen Weg. Aber ich habe eine wichtige Frage an Sie, die ich Ihnen unbedingt persönlich stellen wollte. Ich verspreche Ihnen, ich werde Sie auch nicht zu lang aufhalten.«

Herr König stützte sich mit beiden Händen auf seinen Stock und nickte gutmütig. »Na, dann fangen Sie mal an.«

Das brauchte er ihr nicht zweimal zu sagen. Sofort sprudelten all die Sätze, die sie sich in den letzten Tagen zurechtgelegt hatte, nur so aus ihr heraus. Sie erzählte ihm vom Unterricht ihres Vaters, davon, wie dankbar und fasziniert sie war, als sie in der Schokoladenfabrik zuschauen durfte, und wie viel Freude ihr die erste Verbesserung des Melangeurs gemacht hatte, die sie angestoßen hatte. »Nun habe ich eine neue Idee,

mit der ich Heinrich gern … überraschen würde. Doch dafür möchte ich diese Idee natürlich gern von einem versierten Ingenieur begutachten lassen. Könnten Sie mir damit weiterhelfen?«

Atemlos drückte sie ihm ihre Zeichnungen in die Hände. Verdattert sah Herr König auf den Papierstapel, dann in Apollonias Gesicht.

»Sie sind … eine ungewöhnliche Frau, Frau Stollwerck«, sagte er.

Apollonia spürte, wie sie rot wurde.

»Ihr Vater hat mir damit vor Jahren schon in den Ohren gelegen, haben Sie das gewusst?«

Jetzt klappte ihr der Mund auf. »Was … meinen Sie damit?«

»Bei unserer ersten Begegnung in der Fabrik haben Sie mich gefragt, ob ich ihn kannte, wissen Sie noch? Ich habe es nicht geschafft, Ihnen die Wahrheit zu sagen. Deswegen bin ich Ihrer Bitte heute gefolgt und hierher gekommen. Um ehrlich zu sein, wollte ich mich … bei Ihnen entschuldigen.«

Sie runzelte die Stirn und wusste nicht, was sie sagen sollte.

»Ich kannte Ihren Vater sehr gut. Er war mein Freund, von ihm habe ich den Spitznamen *der kleine König*. Nicht sehr einfallsreich, ich weiß, aber anscheinend eingängig. Bis heute werde ich immer noch so genannt. Und im Andenken an Ihren Vater lasse ich es mir gern gefallen.« Ein Glucksen drang aus seinem kleinen Mund.

»An dem Tag, als er …« Schlagartig verschwand das Lächeln aus seinem Gesicht. Mit einem Mal sah er schrecklich traurig aus. »An diesem Tag hätte eigentlich ich an der Dampfmaschine arbeiten müssen, wissen Sie? Doch ich fühlte mich nicht wohl. Er hat mich überredet, nach Hause zu gehen, und mir gesagt, er würde meine Arbeit erledigen.« Nun schaffte er es nicht mehr, Apollonia anzusehen. Mit glasigem Blick starrte er an ihr vorbei, auf das Gewirr des Alter Markts.

Apollonia wollte etwas entgegnen, doch ihr Hals war mit einem Mal wie zugeschnürt und Tränen standen ihr in den Augen.

»Wenn ich damals die Zähne zusammengebissen hätte, wenn ich nicht nach Hause gegangen wäre, dann würde Ihr Vater heute noch leben, Frau Stollwerck. Und ich wäre nicht hier. Ich habe darüber lang nicht mehr gesprochen, aber ich glaube … ich dachte … Sie sollten es wissen.«

Apollonia atmete tief durch. »Die Wege des Herrn sind unergründlich«, presste sie leise hervor. »Wir wissen nicht, warum geschieht, was geschieht.«

Einen Moment lang schwieg Herr König. Dann richtete er sich ein wenig auf und schaute Apollonia wieder freundlich ins Gesicht. »Seinerzeit hat Ihr Vater sehr gern über Sie gesprochen, Frau Stollwerck. Immer wieder hat er davon geschwärmt, wie klug Sie sind. Nicht nur für ein Mädchen – das hat er besonders gern betont.« Er gluckste erneut. »Ehrlich gesagt ist uns seine Schwärmerei allen gehörig auf die Nerven gegangen.« Er zwinkerte. »Aber sicherlich hatte er recht damit. Sie haben tatsächlich eine ungewöhnlich schnelle Auffassungsgabe.«

Nun senkte er den Blick wieder auf die Papiere in seiner Hand. »Ich kann Ihre Entwürfe gern durchsehen. Aber ich frage mich, warum Sie sie nicht mit Ihrem Mann

besprechen?«

Apollonia schaute den kleinen König nachdenklich an. Sollte sie ihm eine Lügengeschichte erzählen? Sein Gesicht wirkte so herzlich – und gerade hatte er ihr gegenüber ja selbst eine entwaffnende Offenheit an den Tag gelegt. Also gestand sie mit klopfendem Herzen: »Heinrich glaubt, einer jungen Mutter könnte es gesundheitlich schaden, zu komplizierten Gedanken nachzuhängen.«

»Davon habe ich auch schon gelesen.« Er schüttelte den Kopf. »Es tut mir leid, Frau Stollwerck. Aber ich kann mich nicht gegen den Willen Ihres Mannes stellen.«

Apollonia riss die Augen auf. »Aber gerade haben Sie doch noch gesagt …«

»Es tut mir wirklich leid. Bitte versuchen Sie, mich zu verstehen. Ich bringe mich in Teufels Küche. Und ich will nicht Schuld sein, wenn Ihnen etwas passiert. Schon bei Ihrem Vater habe ich …« Er stockte. »Bitte sprechen Sie erst mit Ihrem Mann.« Er tippte sich an den Hut und verbeugte sich leicht. »Ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Tag, Frau Stollwerck. Auf Wiedersehen.«

Lange sah Apollonia ihm nach. Und erst, als er um die nächste Straßenecke gebogen war, fiel ihr auf, dass er ihr nicht einmal ihre Entwürfe zurückgegeben hatte.

## 25. Kapitel

»Es sind nur noch fünf Jahre«, sagte Peter, und sein sanfter Tonfall machte Nikolaus wahnsinnig. Peter und Heinrich hatten ihn um ein Gespräch gebeten und sahen ihn nun erwartungsvoll an, doch Nikolaus konnte nicht still sitzen bleiben. Nicht bei dem, was die beiden von ihm verlangten! Mit bebenden Händen räumte er sein neues Büro ein. Er war stolz auf diesen Raum mit den drei hohen Fenstern an der Frontseite, den dunklen, fast schwarzen Holzschränken rechts und links neben der Tür und dem aufwendig verzierten Sekretär, der dem seines Vaters in nichts nachstand. Noch gestern hatte er sich daran kaum sattsehen können. Doch seitdem seine Brüder bei ihm waren, nahm er die Möbelstücke leicht verschwommen wahr. Ganz so, als würden sie hinter Milchglas stehen. Er versuchte, diesen Eindruck wegzublinzeln, doch es gelang ihm nicht.

»Ich halte kein weiteres Jahr mit dem Alten mehr aus«, knurrte Nikolaus, während er eine Schranktür öffnete und seine Bücher einsortierte. »In fünf Jahren ist die Chance vertan, Emser Pastillen zu vertreiben. Dann macht es ein anderer. Und wer weiß, wie sehr er bis dahin unsere Schokoladensparte runtergewirtschaftet hat.«

»Wir können auf ihn einwirken. Außerdem haben wir noch Mutter und Elisabeth.«

»Pff«, machte Nikolaus und rieb sich die Augen. Irritiert stellte er fest, dass sie nun sogar schmerzten. »Es ist ein Armutszeugnis, dass er auf das Wort der Weiber mehr gibt als auf das unsere!«

»Mama sagt, Vaters gesundheitlicher Zustand ist bedenklich«, warf Heinrich ein. »Wenn wir jetzt gehen …«

»Wenn wir bleiben, ist es mein Zustand, der leiden wird«, schnitt Nikolaus Heinrich das Wort ab. Er starrte auf die Papiere in seinen Händen – auch die sah er nur verschwommen. »Ihr könnt sagen, was ihr wollt. Ich werde nicht in seiner Firma bleiben, und damit Schluss. Außerdem habe ich bereits erste … Verabredungen getroffen. Ich bin meinen … Geschäftspartnern zu Verlässlichkeit verpflichtet.«

Er wich den Blicken der Brüder aus.

»Erste Verabredungen?« Peter runzelte die Stirn.

Nun gut, dachte Nikolaus. Ein wenig konnte er ihnen vielleicht schon erzählen. »Ich habe unschlagbare Zuckerpreise aushandeln und einen Investor gewinnen können«, deutete er an.

Peter sah zu Heinrich hinüber. Der zuckte leicht mit den Schultern.

»Gut«, sagte Peter. »Dann wirst du vorerst allein gehen.«

Bei diesem Satz hielt Nikolaus dann doch inne und starrte seine Brüder an. Ihre Umrisse wirkten blass und weit entfernt.

»Wie meinst du das?« Er blinzelte ein paar Mal und fuhr sich über die Augen. Sie brannten.

»Ist alles gut?«, fragte Heinrich.

»Natürlich.« Nikolaus wich seinem Blick aus.

Peter atmete tief durch, dann sagte er: »Wir wollen nicht, dass diese Familie gänzlich

zerbricht, Nikolaus. Wir schließen daher einen Kompromiss: Heinrich und ich bleiben vorerst in der Firma *Franz Stollwerck*. 1875 wird er uns die Firma überschreiben und du stößt wieder zu uns dazu. Bis dahin baust du das Geschäft mit den Emser Pastillen auf. Außerdem will Vater dir die Schokoladenproduktion überlassen. Und wir versuchen unser Möglichstes, um den verbohrten, alten Stinkstiefel in Schach zu halten.«

Nikolaus schloss die schmerzenden Augen. Seine Brüder sollten endlich verschwinden, er brauchte dringend ein wenig Ruhe. Also nickte er und brummte: »Wenn ihr meint.«

Heinrich öffnete die Kutschentür und half Apollonia einzusteigen. Seine Hand fühlte sich kalt an. Ihrem Blick wich er aus, während er zunächst Berthas Körbchen hineinhob und ihr dann folgte. Die Luft schien knapper zu werden, sobald er ihr gegenüber Platz nahm.

Am Vorabend war er spät ins Bett gekommen, und am nächsten Morgen hatte er sich früh ins Büro verabschiedet, obwohl doch Sonntag war. Sie hatte schon geglaubt, er hätte zu viel zu tun, um die Verabredung mit Nikolaus und Maria einzuhalten. Sie wollten mit den Kindern hinaus ins Grüne fahren. Schließlich war frische Luft für die Kleinen genauso wichtig wie für die Erwachsenen, und Maria hatte mehrmals bekundet, sie könne in Köln kaum noch atmen.

Maria und Nikolaus saßen bereits mit dem kleinen Paul in der Kutsche. Ihr Schwager nickte ihr zu, Maria blinzelte hinter ihrem Fächer. »Wie schön, dass wir heute einmal alle gemeinsam Zeit haben«, flötete sie.

»Naja, *Zeit haben* ist relativ, meine Liebe. Eigentlich sollte ich dringend …«

Doch Maria unterbrach ihren Mann mit einem Seufzen. »Du musst immer irgendetwas *dringend*, Nikolaus.«

»Da hat Maria recht. Wir sollten wirklich jede freie Minute nutzen, solang wir noch können«, brummte Heinrich und sah aus dem Fenster. Apollonia folgte seinem Blick: Gerade schleppten sich drei verwundete Soldaten die Brückenstraße hinunter. Der eine humpelte stark, der andere hatte den Arm in der Schlinge und der Dritte einen verbundenen Kopf.

»Sind das etwa … *Franzosen*?«, fragte Maria mit Blick auf ihre schmutzroten Hosen und die kleinen Hüte mit dem Schirm über der Stirn.

»In unserer Stadt werden auch sie versorgt«, sagte Heinrich.

»Am Centralbahnhof kommen mittlerweile täglich Lazarettzüge an«, erzählte Apollonia. »Sogar Kriegsgefangene passieren schon unsere Stadt.«

Heinrich sah weiter aus dem Fenster, während er fragte: »Woher weißt du das?«

Apollonia biss sich auf die Zunge. In letzter Zeit reagierte Heinrich sogar allergisch, wenn sie seine Zeitung vom Vortag in die Hände nahm. Also log sie: »Ich habe es … zufällig … also, auf der Litfaßsäule war letztens eine Meldung angeschlagen.«

»Mmh«, machte Heinrich.

Nach dem Gespräch mit Herrn König hatte Apollonia mit dem Gedanken gespielt,

Heinrich doch von ihrer Idee zu erzählen und ihn zu bitten, sie wieder mehr in das Fabrikgeschehen einzubeziehen. Doch bei der Laune, die er in letzter Zeit an den Tag legte, malte sie sich keine Chancen aus. Und wahrscheinlich war es auch besser so. In ihrer Verzweiflung hatte sie Herrn Baader darum gebeten, ihr seine Quellen für die Gefahren von Frauenbildung zu verraten. Am nächsten Tag brachte er ihr ein ganzes Büchlein zu dem Thema vorbei. Ein Arzt aus Halle schrieb, der Kopf der Frau sei kleiner als der des Mannes, und einige Gehirnteile, die für das geistige Leben wichtig seien, seien daher auch schlechter entwickelt. Sie sei tierähnlicher und weise daher auch einen Mangel an Urteilsfähigkeit auf. Besonders erschreckend fand Apollonia die darin beschriebene Gefahr, dass alle Mutterorgane verkümmern könnten, wenn sich die Gehirnaktivitäten der Frau denen des Mannes angleichen würden. Übrig bleibe ein hässlicher, unnützer Zwitter. Umso besser die Mädchenschulen würden, desto schlechter werde die Milchabsonderung bei Weibern. Um die Milch brauchte sie sich zwar nicht zu kümmern, dafür gebe es ja glücklicherweise die Ammen, aber ein anderer Satz ging ihr nicht mehr aus dem Kopf: *Übermäßige Gehirntätigkeit macht das Weib nicht nur verkehrt, sondern auch krank.*

Der kleine König hatte wohl daran getan, ihren Wissensdurst nicht weiter zu schüren. Und Heinrich verhielt sich ihr gegenüber ebenfalls verantwortungsbewusst.

Apollonia sah zu ihrer kleinen Bertha hinüber, die zwischen ihren Eltern im Körbchen schlief. Wie hatte sie sich selbst nur so in Gefahr bringen können? Bertha brauchte sie. Niemand wusste besser als Apollonia, wie schrecklich es war, die eigene Mutter zu verlieren. Das Lernen und Tüfteln war ihre Leidenschaft, ja. Doch ihre Familie war wichtiger! Die Sicherheit jedes Einzelnen musste unbedingt und immer vorgehen. Was für eine furchtbare Mutter war sie gewesen, dass sie Heinrich um jeden Preis hatte beeindrucken und ihre Träume von einer anderen Zukunft unbedingt mit der neuen Realität hatte verbinden wollen?

Sie sah zu ihrem Mann hinüber. Kurz erwiderte Heinrich ihren Blick, doch er blinzelte nicht wie sonst freundlich, sondern sah sofort wieder weg. In den letzten Wochen hatte sich Heinrich immer weiter von ihr distanziert. Doch so kühl wie heute war er ihr noch nie erschienen. Offensichtlich bereitete Franz ihm und den Brüdern wieder mal Ärger. Nachdem Nikolaus vor einigen Tagen aus der Firma ausgestiegen war, benahm sich Franz sogar noch schlechter. An seinen jüngeren Söhnen, die im Unternehmen geblieben waren, hatte er in einer Tour etwas auszusetzen. Was sie auch machten, es war falsch, und ständig gab es Streit.

Apollonia sah aus dem Fenster. Ihre Kutsche rumpelte zwischen unzähligen Fußgängern durch die engen Straßen Kölns. Sie betrachtete die vielen Dienstmädchen, die zum Markt unterwegs waren, die Arbeiter, die Herren in ihren Anzügen, die Pferde- und Hundekarren, mit denen Milch aus dem Umland nach Köln transportiert wurde, die bunt dekorierten Schaufenster und Kaffeestuben. Umso weiter sie sich vom Stadtkern entfernten, desto schmutziger wurden die Straßen. Bald drang ein Gestank in die Kutsche, der kaum zu ertragen war, so dass sich alle vier ihre Taschentücher vor Mund und Nase pressen mussten. Endlich sah Apollonia am Ende der Straße das von zwei

gewaltigen Mauertürmen gesäumte Eigelsteintor. Gegenüber stand eine steinerne Kasematte, vor der ein Soldat Posten bezogen hatte. Um zum Tor zu gelangen, musste die Kutsche vor der Wachstube rechts abbiegen, an einem mittelalterlichen Wallgraben entlang und dann durch ein schmales Tor fahren. Zu beiden Seiten des Durchgangs hatten sich Zollbeamte positioniert, die nur kurz in ihre Kutsche hineinsahen und sie dann weiterwinkten. Apollonia beugte sich leicht aus dem Fenster, um den Eselskarren vor ihnen zu beobachten. Ein junges Mädchen führte das Tier, ein weiteres saß auf dem zweirädrigen Wagen, der über das Pflaster rumpelte. Die Milchkannen, zwischen denen sie hockte, schepperten. Die Mädchen hatten wohl sämtliche Milch verkaufen können. Ob sie jeden Tag dieses Torsystem passieren mussten, um wieder in ihr Dorf zu kommen?

Als die Kutsche der Stollwercks endlich im freien Feld ankam, atmete Maria tief durch. »Die Luft ist gleich ganz anders, findet ihr nicht auch?«

»Mmh«, brummte Nikolaus.

Apollonia wollte sagen, dass es hier draußen zumindest nicht so fürchterlich stank wie in Köln, doch ein Blick auf ihren Mann, der missmutig dreinsah, ließ sie verstummen. Was hatte Franz wohl diesmal getan?

Sie stiegen aus, legten eine Decke auf die Wiese und drapierten darauf ihre Picknickkörbe. Maria und Apollonia ließen sich mit den Kindern nieder. Vorsichtig legten sie die Stahl-Tournüren, die ihre Röcke nach hinten hin aufbauschten, hinter sich ab, und boten den Männern Pralinen, Schokolade und Bonbons an.

Maria versuchte immer wieder, ein Gespräch anzuregen, doch es wollte ihr nicht so recht gelingen. Mit verwundertem Gesichtsausdruck sah sie Apollonia an. Schließlich war Maria es gewohnt, dass Apollonia ohne Punkt und Komma von ihren Interessen sprach und Maria sie bremsen musste. Heute tat Apollonia nichts dergleichen. Es war nicht nur Heinrich, der schlecht gelaunt war, gestand sie sich ein. Seitdem Herr König sie abgewiesen und sie dann auch noch Baaders Büchlein gelesen hatte, war auch sie selbst fürchterlich traurig.

Bald drehten die Männer den Frauen den Rücken zu und begannen, über das Geschäft zu sprechen. Maria nahm ihr Kind auf den Arm und erzählte Apollonia von Pauls Entwicklung. Trotzdem schnappte Apollonia immer wieder Fetzen der Männerunterhaltung auf. Sie wusste, dass eine junge Mutter so keinesfalls denken durfte, doch das Firmengeschehen interessierte sie viel mehr als die Verdauung ihres kleinen Neffen.

»… Die Emser Pastillen verkaufen sich schon jetzt außerordentlich …«, berichtete Nikolaus.

»Wunderbar … bei Gelegenheit sollten wir Ems dringend einmal besuchen …«

»Sogar der König geht dort ein und aus … wenn man so will, hat der Krieg in Ems mit dieser Depesche begonnen, oder nicht?«

»… ist das nicht fürchterlich?«, übertönte plötzlich Marias Stimme das Gespräch der Männer.

»Was meinst du?« Apollonia zwang sich, Maria anzusehen.

»Pauls Fieber! Wo bist du denn schon wieder mit deinen Gedanken, Apollonia?«

»Natürlich bei dir«, behauptete Apollonia während sie ein Stück herber Schokolade aß, aber sie war mit halbem Ohr schon wieder bei Nikolaus. Der erzählte nun von einem neuen Produkt, das er auf den Markt gebracht hatte und das bereits gut anlief.

»… Der Krieg kann auch eine Chance sein, denken wir …«

»Natürlich. Waren aus Frankreich werden heute reihenweise beschlagnahmt …«

»… das müssen wir nutzen. Peter und ich wollen die Süßwarenproduktion vorübergehend drosseln und mit Fleisch und Heereslieferungen handeln …«

»… Vater ist dagegen, habe ich recht?«

»Natürlich ist er dagegen. Die Idee kommt schließlich von seinen Söhnen. Das kann ja nichts geben.« Heinrich spuckte die Worte wütend aus.

Apollonia kaute, spürte dem betörenden Geschmack in ihrem Mund nach und schaute in die Ferne, wo sich der wachsende Dom in den Himmel streckte. Von außen betrachtet wirkte diese Stadt dunkel, eng und bedrohlich. Kein Wunder, dass bei schönstem Juliwetter so viele Menschen herausgefahren waren, um ihre Picknickdecken auszubreiten. Einige hielten weiße Sonnenschirme über ihren Köpfen. Zwischen ausgebreiteten Reifröcken spielten lachende Kinder. Frauen flochten Blumen zu Kränzen aneinander, Herren erzählten schenkelklopfend ihre Witze. Vor den Mauern Kölns schienen die Menschen entspannt. Nur auf ihrer eigenen Picknickdecke stimmte etwas nicht, überlegte Apollonia.

»Wir sollten gehen, Nikolaus«, hörte sie Heinrichs Stimme hinter sich. »Wir haben beide noch viel Arbeit auf dem Schreibtisch.«

Apollonia erhob sich, doch nicht um aufzubrechen, sondern vielmehr, weil sie etwas gesehen hatte. Zwischen den Picknickdecken leuchtete es rot.

»Maria, schaust du kurz nach Bertha?«, bat sie ihre Schwester. Und dann lief sie auf die einzelne, hellrote Mohnblume zu, die mitten auf der Wiese wuchs. Mit einem Mal sah sie das Gesicht ihres Vaters so deutlich vor ihrem inneren Auge wie seit vielen Jahren nicht mehr. Seinen abstehenden Schnauzer, seine ovale Steckbügelbrille, sein Lächeln. *Du bist ein Wunderkind, weißt du das?*, hatte er zu ihr gesagt. Sie bückte sich, pflückte die Blume und sog ihren Duft tief ein. Doch als sie wieder ausatmete, segelte bereits das erste Blatt zu Boden. Verwundert drehte sie die Blume in der Hand und musste zusehen, wie sich die wunderschöne rote Blüte in kürzester Zeit in ihre Bestandteile auflöste. Sie hätte sie nicht pflücken dürfen, dachte sie traurig. War das damals, als ihr Vater ihr eine Mohnblume gegeben hatte, auch so gewesen? Sie hatte es vergessen. Seufzend ließ sie den Stengel fallen, drehte sich um – und sah in das ernste Gesicht ihres Mannes.

»Was machst du hier? Wir wollen los.«

Er schimpfte mit ihr wie mit einem Kind. Wut wallte in ihr auf. Früher hatte er nie so mit ihr geredet. Er hatte sie bewundernd angesehen und voller Respekt behandelt. Das war schließlich der Grund gewesen, warum sie sich in ihn verliebt hatte. Sie sah zu Maria und Nikolaus hinüber, die bereits in die Kutsche stiegen. Sie waren außer Hörweite. Vielleicht war das der richtige Moment.

»Warum bist du so schlecht gelaunt?«, fragte sie.

Heinrich sah kurz über seine Schulter, dann drehte er sich wieder zu Apollonia. Sie ahnte, dass er unter seinem dichten Bart die Lippen zusammenpresste. Die Augen hatte er zu Schlitzen verengt. Kurz glaubte Apollonia, er wollte es ihr erklären, doch dann bot er ihr einfach den Arm und brummte: »Wir wollen gehen.«

Apollonia schaute auf seinen Ärmel und rührte sich nicht. Normalerweise hätte sie spätestens jetzt locker gelassen, um einen Streit zu vermeiden. Doch sie hielt diese Stimmung nicht länger aus. Viel schlechter könnte ihre und seine Laune ohnehin nicht mehr werden.

»Sag es mir. Was ist passiert?«

Seine Denkerfalte vertiefte sich. »Wir sollten darüber nicht in aller Öffentlichkeit sprechen, Apollonia.«

»Hat es etwas mit mir zu tun?«

Heinrich starrte sie an. Noch immer hatte er seinen angewinkelten Arm gehoben. Er war sichtlich überfordert mit der Situation. Und Apollonia legte nach: »Ich möchte nicht in diese Kutsche steigen, ohne zu wissen, warum du wütend bist.«

Da ließ Heinrich den Arm sinken und kam einen Schritt auf sie zu. »Du möchtest nicht in diese Kutsche steigen?« Kaum merklich schüttelte er den Kopf. »Was ist nur in dich gefahren, Apollonia? Herr König hat mich gefragt, ob du sehr enttäuscht wegen seiner Absage seist. Und ob ich mir deine Entwürfe nicht selbst einmal ansehen würde. Erst belügst und hintergehst du mich. Und jetzt sagst du mir, du möchtest nicht in diese Kutsche steigen?!«

Apollonia wurde heiß. Mit einem Mal saß ihr Kleid viel zu eng, und ihre Frisur erschien ihr zu fest geflochten. Wieso hatte der kleine König Heinrich darauf angesprochen? Sie hatte ihn für einen diskreten, gutmütigen Mann gehalten. Er war ein Freund ihres Vaters gewesen, und dennoch verriet er sie?

»Ich dachte … ich wollte dir … eine Überraschung …«, stammelte sie.

»Eine Überraschung?«, knurrte Heinrich. »Wir haben besprochen, dass du dich schonst. Stell dir nur vor, wenn dir etwas passieren würde! Das ist keine Überraschung, Apollonia, das ist …« Er unterbrach sich selbst und atmete tief durch. »Komm«, brummte er dann. »Wir gehen.«

Diesmal bot er ihr nicht den Arm, sondern drehte sich einfach um. Apollonia beobachtete, wie er in die Kutsche stieg. Dann folgte sie stumm ihrem Mann.

Während des gesamten Heimwegs sagten weder Heinrich noch Apollonia ein Wort. Maria scheiterte mit einigen Versuchen, eine Plauderei zu führen, und hüllte sich dann ebenfalls in Schweigen. Sogar die Kinder blieben still. Die Kutsche schüttelte sie alle durch, und mit jedem Schlagloch wuchs Apollonias Übelkeit. Sie fuhren furchtbar langsam, während Apollonias Gedanken rasten und ihr Magen drückte. Ein Teil von ihr gab Heinrich recht. Sie hatte ihn angelogen und sich fahrlässig verhalten. Sie musste an Baaders Büchlein denken, schämte sich und fühlte sich schuldig. Doch gleichzeitig gab es da noch diesen anderen Teil von ihr. Und dieser Teil war wütend.

Verstohlen sah sie ihren Mann an. Wie er ihr jetzt gegenübersaß, wirkte er unerreichbar. Er liebte sie nicht mehr, dachte sie. Nicht so, wie kurz nach ihrer Hochzeit. Wichtiger als die gemeinsame Zeit war es ihm, dass sie ihm einen Sohn schenkte. Ihr Nacken wurde heiß, und ihre Schultern strafften sich. Sie hatte sich so schrecklich in diesen Mann verliebt, und das, obwohl sie sich nie eine Ehe gewünscht hatte. Sie hatte geglaubt, auch er liebte sie, doch nun musste sie feststellen, dass das nicht stimmte. Er liebte nur die Frau in ihr, die seine Kinder bekommen und seinen Hausstand organisieren konnte. Mit einem Mal war er ihr schrecklich fremd. Sie hatte fest geglaubt, er wäre ein guter Gatte – der Beste! –, der sie unterstützte, Verständnis für sie aufbrachte und mit ihr gemeinsam nach einer Lösung für ihre Notlage suchen würde. Sie sah wieder sein so interessiertes Gesicht vor sich, als sie ihm zum ersten Mal von ihrer Leidenschaft erzählt hatte. Sein anerkennendes Nicken. Sie hatte wieder seine ehrlichen Rückfragen im Kopf. Stundenlang hatten sie gemeinsam Bücher gewälzt. Sie hatte ihn so bewundert, war ihm so dankbar gewesen! Wo war dieser Heinrich hin? Hatte sie sich so sehr in ihm getäuscht? Die Gedanken dröhnten ihr immer lauter im Kopf. Sie hatte sich auf eine Ehe eingelassen – einlassen müssen – und nun war es zu spät. Was wäre geschehen, wenn sie sich geweigert und ihrem Onkel klipp und klar gesagt hätte, dass sie nicht heiraten würde?

Müßig, sich das jetzt zu fragen, dachte sie. Sie war längst eingesperrt. Und der Mann, von dem sie geglaubt hatte, dass sie ihn liebte und er sie, hatte hinter ihr die Tür verschlossen.

Sie fühlte, dass ihre Augen feucht wurden, und kämpfte mit aller Macht gegen die Tränen an. Sie hatte doch Bertha, sagte sie sich. Sie liebte das kleine Mädchen über alle Maßen. Und sie würde weitere Kinder bekommen. Müsste das nicht wichtiger sein als alles andere?

Das rußige Gemisch aus Zorn, Traurigkeit und Schuld glomm noch in ihr, als die Kutsche vor ihrem Haus in der Brückenstraße hielt. Apollonia wollte nur noch aussteigen und sich zurückziehen. Heinrich sprang aus der Kutsche, hielt ihr eine Hand hin, schaute sie dabei aber nicht an. Stattdessen rief er laut: »Oh, was macht ihr denn hier?«

Apollonia kletterte auf die Straße und hob den Korb heraus, dann erst sah sie, mit wem Heinrich gesprochen hatte: Anna Sophia und Peter standen vor der Haustür und schauten ihnen mit ernsten Gesichtern entgegen.

»Ach, das ist ja eine Überraschung!« Apollonia bemühte sich um einen freudigen Tonfall, doch ihre Stimme bebte. »Wieso wartet ihr denn nicht drinnen?«

»Wir kommen auch gerade erst an. Habt ihr die Post schon geöffnet?«, fragte Peter und kam ihnen ein Stück entgegen.

»Die Post?« Nikolaus, der sich und seine Familie eigentlich weiter bis zu seinem Haus neben der alten Königshalle fahren lassen wollte, sprang nun ebenfalls aus der Kutsche. »Was meinst du?«

Peter zog einen Brief aus seiner Westentasche. »Die Einberufung. Ihr habt sie bestimmt auch bekommen.«

Einen Moment lang sahen sich die Brüder an. Dann ging Nikolaus langsam auf Peter zu. Im Stillen fragte sich Apollonia, ob er schon immer so wacklig auf den Beinen gewesen war. Seine Hüfte scherte aus, und sein ganzer Körper schwankte. Bei seinem Bruder angekommen, nahm er den Brief in die Hand, klopfte Peter ein paar Mal gedankenverloren auf die Schulter und knurrte: »Dann ist es also soweit. Die Stollwercks ziehen in den Krieg.«

## 26. Kapitel

»Habt ihr’s schon gehört?«, rief Jakob über die Walzmaschine hinweg Kaspar und Nuno zu.

»Was gehört?«

»Es ist jetzt Krieg! Mein Sohn hat sich gestern freiwillig zu seinem Wehrdienst gemeldet.«

Kaspar hörte, wie stolz Jakob darauf war, und runzelte die Stirn. »Ist er nicht erst 17 Jahre alt?«

»Aber geistig und körperlich tüchtig, sagt die Behörde! Eine große Bereicherung. Er wird es diesen vermaledeiten Franzosen schon zeigen!« Mit beiden Händen zwirbelte er seinen weißen Bart, und seine Brust schien anzuschwellen.

Kaspar seufzte, drehte sich zu Nuno um, der gerade auf ihn zugelaufen war und brummte: »Du meldest dich dort auf keinen Fall, hörst du?«

»Für den Krieg?« Nuno machte große Augen. »Natürlich nicht! Und du?«

Kaspar grinste. »Dafür bin ich viel zu alt, junger Mann.« Dann öffnete er einen der Säcke, die Nuno herangeschleppt hatte. Er hievte ihn auf seine Brust und schüttete die Kakaobohnen in die Walzmaschine. In der Luft hing der Geruch nach Feuer, Eisen und würzigem Kakao. Er hörte das Kullern und Rieseln, das stetige Malmen und Knirschen der Walzen – bis es plötzlich stockte. Kaspar beugte sich über den Trichter und starrte auf die nun ganz still daliegenden Bohnen.

»Hast du die Maschine abgestellt?«, fragte Kaspar Jakob.

»Warum sollte ich sie abgestellt haben?«

»Sie hat aufgehört.«

»Wie, sie hat aufgehört?«

»Die Walzen bewegen sich nicht mehr.«

Jakob stöhnte auf. »Nicht schon wieder!« Schnell betätigte er einen großen Hebel.

»So, nun sieh nach!«, rief er Kaspar zu.

Er krempelte sich die Ärmel noch ein wenig höher. Dann beugte er sich tief in den Trichter und grub mit den Händen in den Kakaobohnen, um auf die Walze schauen zu können.

»Da ist nichts«, rief Kaspar.

»Dann sieh genauer nach. Da muss etwas sein«, sagte Jakob.

Also nahm er eine Handschaufel, stützte sich auf den Rand des Trichters und kletterte hinein.

Mit der Schaufel schob er die Kakaobohnen beiseite.

»Leuchte mir mal!«, rief er Jakob zu.

Der beugte sich mit einem brennenden Streichholz über ihn.

»Da!«, sagte Kaspar. Zwischen dem Rand des Trichters und der Granitwalze steckte etwas. »Leuchte hier!«

Jakob beugte sich mit seinem Streichholz weiter zu ihm runter, und Kaspar versuchte,

das kleine Ding zu fassen zu bekommen.

»Eine verdammte Schraube hat sich verhakt«, fluchte Kaspar. »Wie kommt das rostige Ding überhaupt hier rein?«

»Hee, Nuno!«, rief Jakob über seine Schulter.

»Ja, Herr Jakob?«, hörte er Nunos Stimme, die in den letzten Monaten die eines Mannes geworden war. Kaspar musste schmunzeln. Gleichzeitig regte sich in ihm mal wieder das schlechte Gewissen. Nuno war zwar groß geworden – mittlerweile musste er vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein –, und doch kam er Kaspar noch immer viel zu jung vor, um hier zu schuften. Der Junge hatte sich aus der menschenverachtenden Sklavenarbeit befreit, gehofft und gekämpft, nur um hier weiter ausgebeutet zu werden …

»Du sollst nicht immer *Herr Jakob* sagen!«, tadelte Jakob.

»Tut mir leid, Herr Jakob!« Kaspar konnte hören, dass der Junge schief grinste.

»Fahr die Walze kurz rückwärts, ja?«

»Ja, Herr Jakob!«

»Aber nur eine Sekunde!«

»Natürlich, Herr Jakob!«

Kaspar hörte das langsame Quietschen des Hebels. Er hielt sich am Rand des Trichters fest und spürte, wie sich die Walze unter ihm langsam drehte.

»Halt, reicht schon!«, rief Jakob.

»Was hast du gesagt, Herr Jakob?« Nuno grinste doch immer noch, dachte Kaspar, und stellte sich vor, wie die kleine Lücke zwischen seinen Schneidezähnen aufblitzte. Gleichzeitig drehte die Walze sich weiter.

»Nuno!«, rief Kaspar. »Ausmachen, sofort!«

»Was sagst du? Weiter aufmachen?«, fragte Nuno neckend.

»Nuno!«

Endlich quietschte der Hebel wieder. »Ich fürchte, da hockt ein kleiner Angsthase im Trichter«, stellte Nuno fachmännisch fest.

Kaspar schnaufte. »Wenn ich dich in die Finger kriege!« Gleichzeitig zog er die blockierende Schraube raus.

Jakob lachte. »So, und jetzt raus hier.«

Das ließ sich Kaspar nicht zweimal sagen. Wieder stützte er sich auf den Rand des Trichters.

»Fahr sie wieder hoch!«, rief Jakob, und Nuno zog den Hebel in die andere Richtung. Gleichzeitig sprang Kaspar. Genau in dem Moment, in dem das Malmen der Walze wieder einsetzte, spürte er, wie sich aus seiner Hosentasche etwas löste.

Kaspar landete außerhalb der Maschine, drehte sich um und starrte auf die vielen dunklen Bohnen. Hatte er etwas verloren? Mit der Hand fasste er in seine Hosentasche – und stöhnte auf. In den letzten Wochen hatte er die Holzfigur aus Saõ Tomé immer bei sich gehabt. Er hatte selbst nicht genau gewusst, warum. Doch irgendwie hatte sie ihn daran erinnert, warum er hier war: Er wollte Nuno ein besseres, sicheres Leben ermöglichen. Die Figur war sein Glücksbringer an diesem rußigen Ort

geworden. Und jetzt war sie ihm in die Walzmaschine gefallen! Kaspar streckte seine Hand aus und rief: »Halt die Maschine wieder an!« Doch da wurde sie schon von den Bohnen verschluckt und zu Sägespänen verarbeitet. Kaspar schloss die Augen.

»Schon gut«, sagte er leise zu Jakob. »Lass sie laufen.«

Er dachte an den Mann auf Saõ Tomé und seine Worte. *Ich denke, die Bäume gehören uns allen*, hatte er gesagt.

Kaspar schüttelte den Kopf über seine eigene Dummheit. Stumm ging er an den Rohren entlang, über die die gemahlenen Bohnen zu den Mischmaschinen geleitet wurden. In überdimensionalen Töpfen vermengten rotierende Metallarme sie mit Zucker. Kaspar beobachtete, wie ein Arbeiter die weiße Masse zum Kakao gab, und aus dem braunen Pulver ein hellbraunes wurde.

»Alles gut, Mann?«, brummte er ihm zu, doch Kaspar beachtete ihn gar nicht. Er folgte seiner zerriebenen und gezuckerten Holzfigur weiter zu den drei Melangeuren, in denen das Gemisch jeweils ein wenig feiner gerieben wurde. Er fuhr sich über das Gesicht. In den nächsten Tagen würden die Überreste seines Glücksbringers mit der Schokoladenmasse bei tropischen Temperaturen im Wärmekeller ruhen, bevor sie zu Tafeln gegossen würden. Was einmal in diese Maschinen geriet, würde zusammengeschmolzen und verpackt, komme, was da wolle, dachte Kaspar.

Weiter hinten im Raum ertönte lautes Gepolter. Er ging nachdenklich darauf zu und betrachtete die wackelnden Rütteltische. Darauf lagen Formen, die mit flüssiger Schokolade gefüllt waren. Wie wahnsinnig tanzten sie hin und her, bis die Schokolade die ganze Form ausfüllte. Kaspar wusste, dass er nicht hier sein durfte. Er sollte schleunigst an seinen Platz hinten bei den Walzmaschinen zurückkehren und weiterarbeiten. Doch es gelang ihm nicht.

Wieso nur verlor er alles, was ihm wichtig war? Sogar diese Holzfigur war ihm einfach aus der Tasche gefallen. Würde ihm so auch eines Tages Nuno und sein neues Glück abhandenkommen? Gedankenverloren beobachtete er, wie die Formen in einen rohrartigen Apparat fuhren. Darin wurden sie gekühlt, das hatte ihm Jakob einmal erklärt. Und am anderen Ende kam die fertige Schokolade heraus. Irgendwann würden ein paar der Tafeln mit Kakaoholz aus Saõ Tomé versetzt sein, dachte er. Ob die Menschen, die sie kaufen würden, die Sägespäne zwischen ihren Zähnen bemerken würden? Ist vielleicht gar nicht schlecht, er selbst kaute ja gern auf einem Stückchen Holz herum, dachte Kaspar und musste schmunzeln.

Er wollte sich schon abwenden, als ein Arbeiter die Tür zum Saal öffnete und hindurchschritt. Dabei fiel Kaspars Blick auf einen langen Tisch, an dem zahlreiche weiß gekleidete Frauen saßen. Zwischen ihren Fingern knisterte Papier – sie verpackten Tafel um Tafel. Nur eine von ihnen hob kurz die Hände, machte ein Zeichen in der Luft und sah dabei ihre Nachbarin an. Die nickte und antwortete ebenfalls mit den Händen. Und Kaspar wusste nicht, wie ihm geschah. Denn die zweite Frau hatte helles Haar, ihre lächelnden Augen waren strahlend blau, ihre Mundwinkel zeigten trotzig nach unten und über ihrer Lippe prangte ein schwarzes Muttermal.

Kaspar trat unwillkürlich einen Schritt vor, doch dann ging die Tür wieder zu. Starr

stand er neben den Rütteltischen und spürte, wie sein Herz raste.

Den ganzen Tag lang stand Kaspar neben sich. Geistesabwesend schleppte er Säcke, schüttete Kakao in Trichter, scherzte mit Jakob und Nuno und wartete auf den Feierabend. Unablässig dachte er daran, dass diese Frau nur wenige hundert Meter von ihm entfernt arbeitete. Seit Wochen schuftete er hier. Und die ganze Zeit war sie direkt nebenan gewesen. Was, wenn sie seine Tochter war? Seine Lina, die er vor bald drei Jahrzehnten verloren hatte? Er hatte geglaubt, sie wäre wie die Holzfigur in die Walzmaschinen dieser schrecklichen Welt geraten. Nur kurz hatte er sie in der Ferne erspäht. Könnte er sich getäuscht haben? War es sein uralter Wunsch, der noch immer in ihm brannte, seine Sehnsucht, die ihm einen Streich gespielt hatte?

Nach Feierabend zog er Nuno so schnell er konnte zwischen den rußigen und verschwitzen Arbeitern hinter sich her und versuchte, Lina inmitten der Stollwerckmädchen zu erspähen. Doch sie trugen alle das gleiche weiße Kleid und die gleiche helle Haube.

»Wen suchen wir?«, fragte Nuno.

»Niemanden«, murmelte Kaspar und verrenkte sich den Hals.

»Ich kann dir helfen, wenn ich weiß, wen wir suchen.«

Doch Kaspar wusste nicht, wie er das erklären sollte.

Er sah kleine und große Frauen, schmale und breite Rücken, gesenkte Köpfe und verschränkte Arme. Doch da hinten, war das nicht Lina? Eine blonde Frau zeichnete etwas in die Luft, und ihre Begleiterin, ein brünettes Fräulein mit hellbrauner Haut, antwortete ebenfalls mit Handzeichen.

»Komm mit!«, rief Kaspar und lief schneller.

Nun sagte Nuno nichts mehr, sondern folgte ihm nur, bis sie direkt hinter den beiden Frauen waren. Er sah Linas hochgebundene Haare und ihren hellen Nacken, an dem er eine Spur von Schokoladenresten erahnte. Kaspar holte Luft, öffnete den Mund – und hätte sich dafür am liebsten selbst geohrfeigt. Was war er für ein Vater, dass er seine taube Tochter gerade hatte *rufen* wollen? Doch wie sollte er sie am besten begrüßen? Wie sollte er ihr erklären, wer er war? Würde sie ihm glauben? Er hatte sie jahrelang gesucht – und dann hatte er aufgegeben. Er war gegangen, hatte die Stadt verlassen, ja, den Kontinent! Was sollte sie von ihm halten? Hatte er es überhaupt verdient, sie wiederzusehen? Hatte sie einen Vater wie ihn verdient?

»Was machen wir hier?«, flüsterte Nuno.

Kaspar antwortete nicht. Ihm war mit einem Mal so schrecklich übel, die Straße begann, sich um ihn herum zu drehen. Er musste hier weg, dachte er. So schnell er konnte, wollte er verschwinden und seine kreisenden Gedanken zur Ruhe bringen. Alkohol, dachte er. Er brauchte eine Flasche Rum. Er wollte nichts mehr sehen, denken oder fühlen.

»Sind es die beiden Frauen vor uns?«, flüsterte ihm Nuno zu. »Was ist mit ihnen?«

Kaspar starrte auf seine Füße.

Da sprintete Nuno vorwärts und rief den Frauen zu: »Hallo, die Damen! Bitte

erschrecken Sie nicht. Ich bin Nuno, und das ist Kaspar.«

Kaspars Herz schlug bis zum Hals, während Lina und ihre Freundin sich mit erstaunten Blicken umdrehten.

»Mein Freund möchte Ihnen etwas sagen«, erklärte Nuno, doch Kaspar hörte seine Worte nur gedämpft. Weit entfernt nahm er wahr, dass Nuno ungeduldig an seinem Ärmel zupfte. Kaspar konnte nicht reagieren. Er konnte nur fassungslos in das Gesicht seiner Tochter schauen.

»Lina«, flüsterte er nach einer gefühlten Ewigkeit. »Ich habe so lange nach dir gesucht.« Er wusste, dass sie keines seiner Worte hören konnte, und doch stolperten sie ihm über die Lippen. »Dein Großvater hat dich mir weggenommen. Zwei Jahre lang bin ich ziellos umhergeirrt, bevor ich den Hinweis bekam, du könntest in Köln sein. Ich bin sofort hergekommen und habe versucht, dich zu finden. Doch ich habe versagt … Ich weiß, natürlich kannst du mich nicht hören …«

Mit großen Augen starrte Lina auf seine Lippen, dann schaute sie ihre Freundin fragend an.

Die schob sich nun mit beiden Händen die Haare hinter die Ohren. »Das ist nicht Lina«, sagte sie zu Kaspar. »Das ist Paula.«

»Wir haben ihr damals den Namen Lina gegeben. Doch sie war noch zu jung, als dass wir ihr diesen Namen hätten erklären oder … irgendwie zeigen können.«

Die Frau neigte den Kopf und sah Kaspar forschend an. »Sie behaupten also, Sie seien …«

Da trat Kaspar einen Schritt vor und krempelte seinen Hemdsärmel hoch. Er zeigte Lina und der Fremden das Bild auf seinem Unterarm.

»Ich bin ihr Vater«, flüsterte er.

Und als er sah, dass sich Linas Augen bei dem Anblick des eigenen Kindergesichts plötzlich mit Tränen füllten, verschleierte sich auch Kaspars Blick. Er verbarg seine Augen hinter seinen Händen, doch da spürte er schon, wie ein Schluchzer über seine Lippen schlich. Er stand hier inmitten der Stollwerckmädchen und Arbeiter und heulte! Ach, zum Teufel, dachte er dann. Sollten sie es doch alle sehen, was kümmerte ihn das?

»Sie können mit ihr sprechen, habe ich recht?«, fragte er, und die Fremde nickte. »Sagen Sie ihr bitte, dass ich nie aufgehört habe, sie zu lieben?«

Während die Frau seiner Bitte folgte, liefen Lina immer mehr Tränen die Wangen hinunter.

Auf eine ganz ähnliche Weise hatte Kaspar ihr Sprechen beibringen wollen, dachte er. Mit seiner Frau Margaretha hatte er sich damals sogar schon die ersten Zeichen ausgedacht. Doch Lina hatte sie nie lernen können. Und nun, nach all den Jahren, stand dieses Mädchen vor ihm und war eine erwachsene Frau. Mit einer eigenen Sprache, einem eigenen Kopf und einer Geschichte, mit der Kaspar rein gar nichts zu tun hatte. Sie schluchzte immer lauter und starrte ihn dabei unentwegt an. Diese tiefe Verletztheit in ihren Augen brachte ihn beinahe um den Verstand. So viele Jahre waren vergangen und verloren. Sie waren zwei Fremde, doch sie weinten aus dem gleichen Grund. Und dann gab sich Kaspar einen Ruck, trat vor und schloss sie in seine Arme. Noch nie hatte

ein Mensch an seiner Schulter so bitter und hemmungslos geweint, wie seine Kleine jetzt in dieser frühen Nacht.

Die vier standen noch lange am Wegesrand. Kaspar erfuhr, dass die Fremde Luana hieß und Lina ihre eigene Gebärdensprache beigebracht hatte. Sie zeigte ihm, wie man »Dein Name war Lina« mit den Händen zeigen konnte, und Lina lachte überrascht auf.

Er erzählte Lina von ihrer Mutter, und Luana übersetzte. Er beteuerte, dass er all die Jahre immer wieder an sie gedacht hatte, und stellte ihr Nuno als ihren Bruder vor. Sie gab dem Jungen die Hand, und er grinste stolz. Als Kaspar gar nicht mehr wusste, wohin mit seiner Überwältigung, nahm sie ihn noch einmal in den Arm und drückte ihn fest an sich. Ihr Haar roch ganz ähnlich wie das von ihrer Mutter.

Sie würden sich wieder treffen, versicherten sie einander. Kaspar wollte Linas Sprache lernen, ihr von seinen Reisen erzählen und erfahren, welche Frau sein kleines Mädchen geworden war. Schon am nächsten Tag würden sie mit in Julies Kammer kommen und gemeinsam zu Abend essen. Als die beiden Frauen in der Dunkelheit verschwanden, stellte Kaspar fest, dass er zitterte.

Mit weichen Knien gingen sie zurück in Richtung Neumarkt. Kaspar versuchte seit Wochen, eine Wohnung für sich und Nuno zu finden. Doch Köln war bis zum Bersten mit Menschen gefüllt. Das lag an der Stadtmauer, hatte ihm Julie erklärt. Wie ein Korsett schnürte sie diese Stadt ein. Man baute in jeden noch so kleinen Spalt ein Haus, man verdichtete Häuserreihen und türmte Stockwerke aufeinander. Großfamilien lebten hier auf engstem Raum zusammen, unzählige Arbeiter wurden in kleine Räume gepfercht, in den Straßen schoben sich die Passanten dicht an dicht aneinander vorbei. Wie sollte in einer solchen Stadt ein einfacher Arbeiter eine Wohnung finden? Und dann noch einer, der einen Schwarzen Jungen an seiner Seite hatte? Die Leute reagierten entweder misstrauisch oder fürchterlich neugierig. Immer wieder wurden die beiden nach Nunos Herkunft und seinen körperlichen Fähigkeiten ausgefragt als wäre er ein dressierter Vogel, und wenn Kaspar ihnen mit dem sachlichsten Ton, den er zustande brachte, erklärte, das gehe sie gar nichts an, dann wandten sie sich beleidigt ab und schlugen ihnen die Tür vor der Nase zu. Also blieben sie vorerst bei Julie, und Kaspar hoffte inständig, dass sie ihr nicht allzu sehr zur Last fielen.

An diesem Abend kamen Kaspar und Nuno erst spät zurück in ihre Kammer. Normalerweise erwartete Julie die beiden mit Brot und Käse oder mit Eintopfresten, die sie heimlich aus der Küche geschmuggelt hatte. Dann leistete sie ihnen beim Essen Gesellschaft, plauderte ein wenig über den vergangenen Tag und machte Scherze mit Nuno. Hin und wieder warf sie Kaspar dabei einen Blick zu, der ihn innehalten ließ. Diese Frau hatte etwas Geheimnisvolles an sich, fand er. Ihre Augen glänzten dunkel, und um ihren kleinen Mund lag ein wissendes, kaum merkliches Lächeln. Sobald sie zu ihm hinüber schielte, wurde ihm jedes Mal ganz heiß.

So gern hätte er Julie heute erzählt, was er erlebt hatte. Er wollte gern mit ihr über Lina sprechen, er wollte hören, was sie dazu zu sagen hatte. Doch die Kammer lag im Dunkeln. Kaspar entzündete eine Petroleumlampe an der Wand und sah, dass Julie

ihnen etwas Brot und Aufschnitt auf die Obstkiste gestellt hatte. So oft hatte er schon dagegen protestiert, doch sie hatte stets mit dem Kopf geschüttelt. »August lässt immer viel zu viel vorbereiten«, behauptete sie. »Es wird bei uns doch nur weggeworfen.«

Auch heute setzte Kaspar sich also mit Nuno an die Obstkiste und schlang das Essen hinunter. Danach kuschelte sich Nuno auf das Sofa, und Kaspar lehnte sich an die Wand. Er schüttelte die Decke aus – und sah, wie ein kleiner Zettel herunterfiel und auf seinem Oberschenkel landete. Mit gerunzelter Stirn entfaltete er ihn und hielt ihn ins Licht der Petroleumlampe.

Jemand hatte darauf einen Lageplan gezeichnet. Er drehte den Zettel um und entdeckte fünf Wörter auf der Rückseite. Vor vielen Jahren hatte Emma versucht, ihm Lesen beizubringen. Er hatte es nicht besonders gut gelernt und nur wenig geübt, dennoch versuchte er, die Botschaft zu entziffern.

Kurz darauf stand er auf, griff nach der Lampe und schlich in den Teil des Hauses, den er bereits hin und wieder betreten hatte, um für Julie Poltergeist zu spielen. Ihm war warm, sein Mund war trocken. Er durchquerte den kargen Flur, lief bis zum Ende des Ganges und drehte sich kurz vor der Treppe zur linken Tür. Leise trat er ein.

Im Zimmer war es dunkel. Er hielt die Petroleumlampe hoch und sah einen hölzernen Kleiderschrank, einen Stuhl und ein Bett. Das Fenster an der Vorderseite stand offen, der Mond schien hinein, und nun entdeckte er Julie. Sie stützte sich auf die Fensterbank und schaute auf den Neumarkt hinaus. Hatte sie sein Eintreten überhaupt bemerkt? Sie rührte sich nicht. Unschlüssig blieb Kaspar im Raum stehen und kaute nachdenklich auf seinem Zahnstocher herum. Dann holte er Luft, um sich für sein unhöfliches Eintreten zu entschuldigen und sich wieder zu verabschieden, doch ihr Flüstern kam ihm zuvor: »Mach die Tür zu, Kaspar Rockstroh.«

Langsam drehte sie den Kopf und warf ihm über die Schulter ihr Lächeln zu. Und für einen kurzen Moment war ihm, als verschwände alle Luft aus seinen Lungen. Wie konnte in einem einzigen Blick so viel Verletzlichkeit und zugleich so viel Herausforderung liegen? Ohne ein Wort schloss er die Tür, stellte die Lampe auf den Stuhl an der Wand, ging zu Julie hinüber und warf seinen verdammten Zahnstocher aus dem Fenster.

Er legte seine Hände an ihre Hüften und zog sie sanft, aber entschieden an sich heran.

»Du bist spät dran, Poltergeist«, sagte Julie, und er wusste, dass sie nicht nur diesen Abend meinte.

Nachdenklich strich er mit dem Daumen über ihre Unterlippe. Da war es wieder, dieses Lächeln.

»Ich habe mir geschworen, mich nicht mehr zu verlieben, weißt du?«, raunte er ihr zu, ohne den Blick von ihren Lippen zu lösen. »Es endete nie gut. Nicht für die Frauen, nicht für mich. Ich bin nicht für die Liebe gemacht.«

Da lachte Julie leise. »Warum denken die Menschen immer, Liebe müsste gut enden? Die Liebe muss gar nichts, Kaspar Rockstroh.«

Stumm befeuchtete er seine Lippen. Er wusste nicht, was sie ihm sagen wollte. Aber

möglicherweise war das auch gar nicht so wichtig. Viel wichtiger war ihm, diese Frau zu küssen.

In den Häfen, die er in den letzten Jahren immer wieder angelaufen hatte, hatte er viele Frauen geküsst. Mit der einen oder anderen war er auch in Zimmern der Gasthäuser, hinter Büschen oder in dunklen Ecken verschwunden. Doch jedes Mal hatte er währenddessen mit einem brennenden Gefühl von Sehnsucht an Emma gedacht. Emma, die gesehen hatte, welcher Mensch in Kaspars Arbeiterkluft wirklich steckte. Emma, die für ihn ihr Leben hatte aufgeben wollen. Sobald Kaspar in Köln angekommen war, hatte er den Stadtpalast Schaaffhausen aufgesucht und sogar das Glück gehabt, Luise zu treffen. Doch das einst so freundliche Dienstmädchen war völlig verschreckt gewesen. Sie hatte ihm nur gesagt, dass Emma nicht mehr in Köln sei. Und dann wurden sie prompt von Emmas schrecklichem Bruder Victor unterbrochen.

Emma lebte, da war er sich sicher. Aber er hatte noch nicht herausgefunden, wo. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, hatte er die Suche ein wenig hinausgezögert, aus Angst davor, was er finden würde. Sicher liebte sie ihn nicht mehr. Wahrscheinlich hatte sie ihn längst vergessen. Schließlich war es zwanzig Jahre her, dass sie einander das letzte Mal gesehen hatten.

Und nun stand er mit Julie in der Dunkelheit. Sie sah ihm direkt in die Augen. Und als sie ihn küsste, waren ihre Lippen fest und heiß. Ein Beben ging durch seinen Körper. Er schob eine Hand in ihr Haar und hielt sie mit der anderen am Rücken fest. Langsam dirigierte er sie in Richtung des Bettes. Und als er die Kante an seinen Beinen fühlen konnte, lächelte Julie plötzlich und versetzte ihm einen Stoß gegen die Brust, so dass er rücklings aufs Bett fiel.

Mitten in der Nacht zuckte Julie so heftig zusammen, dass Kaspar davon erwachte. Erst jetzt merkte er, wie warm es geworden war. Die Bettdecke klebte auf seiner nackten Haut. Er drehte den Kopf und versuchte im Dunkeln, Julie zu erkennen.

»Geht es dir gut?«, flüsterte er und tastete nach ihr.

Bevor er sie erreichen konnte, hielt sie seine Hand fest. »Ich habe etwas geträumt, Kaspar.«

»Hattest du einen Alptraum?«

Julie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: »Ich weiß, wo Emma ist.«

Wieder wich Kaspar alle Luft aus den Lungen. Woher kannte sie diesen Namen?

»Du suchst eine Frau Namens Emma, habe ich recht? Ich habe das Haus gesehen, in dem sie wohnt.«

Kaspar wusste nicht, was er sagen sollte. Wortlos richtete er sich auf.

»Ich habe auch eine junge Frau gesehen, mit einem auffälligen Muttermal … Kennst du eine solche Frau?«

Die Welt schien sich mit einem Mal viel zu schnell zu drehen. Was ging hier vor sich?

Er nickte, obwohl Julie es vielleicht gar nicht sehen konnte.

»Sie sollte sich in Acht nehmen, Kaspar. Ihr droht Gefahr.«

Kaspar starrte lange in die Dunkelheit, dorthin, wo Julie liegen musste. Er wollte ihr

sagen, dass er seine Tochter gerade erst wiedergefunden hatte und dass sie ihm keine Angst einjagen sollte. Er wollte Julies Worte laut anzweifeln. Woher kannte sie Emmas Namen? Wie kam sie auf das Muttermal?

Anstatt eine seiner unzähligen Fragen zu stellen, blieb er stumm und atemlos.

»Schlaf jetzt, Poltergeist«, flüsterte sie.

Doch Kaspar machte in dieser Nacht kein Auge mehr zu.

## 27. Kapitel

Apollonia wollte es Heinrich sagen. Sie holte Luft, öffnete den Mund, doch alles, was herauskam, war: »Brauchst du noch irgendetwas?«

Heinrich saß ihr gegenüber am Frühstückstisch, schien aber bereits in weiter Ferne zu sein. Im Kopf schon im Krieg, nur der Körper saß noch hier bei ihr, dachte sie. Er trug seine preußische Soldatenuniform und kaute auf seinem Frühstück herum.

»Nein, vielen Dank.«, sagte er

Apollonia atmete tief ein und wieder aus. Sie sollte es ihm erzählen, dachte sie immer wieder. In wenigen Minuten würde er aufbrechen, und niemand wusste, wann er zurückkäme. Erneut setzte sie an, doch Heinrich kam ihr zuvor: »Bitte kümmere dich um Mutter, während ich weg bin.« Endlich sah er ihr ins Gesicht. »Und sorge dich nicht.« Nun sprach er mit etwas sanfterer Stimme. »Mir und meinen Brüdern wird nichts passieren.«

Einen Moment lang glaubte sie, die vertraute Nähe wieder zwischen ihnen zu spüren. Doch noch bevor Apollonia erneut blinzelte, war sie verschwunden. Er hatte seinen Blick wieder abgewendet, verschlang den Rest seines Frühstücks und sah sie nicht noch einmal an.

Was war nur zwischen ihnen passiert? Wieso war er so weit von ihr weggerückt? Und wie sollte sie dieses Zusammenleben in Zukunft ertragen? Würde es leichter werden, wenn er das Haus verlassen hatte? Oder noch schwerer?

Mit einem Mal ging alles ganz schnell. Peter erschien in der Tür, grüßte Apollonia mit einem völlig unpassenden Lächeln und rief: »Einen wunderschönen guten Morgen! Perfektes Wetter, um in den Krieg zu ziehen, findet ihr nicht?«

Heinrich schnaufte leise.

»Bist du bereit, Brüderchen?«

»Natürlich«, brummte Heinrich, warf seine Serviette auf den Teller und stand auf. Apollonia folgte seinem Beispiel.

Im kleinen Foyer stand die Reisetasche schon bereit. Heinrich ergriff sie und wandte sich noch einmal Apollonia zu.

»Auf Wiedersehen, meine Liebe«, sagte er leise. Er beugte sich vor und küsste sie auf die Wange. Leise flüsterte er in ihr Ohr: »Keine Angst, es wird alles gut.«

Dann richtete er sich wieder zu seiner vollen Größe auf. Er nickte Peter zu und drehte sich um.

»Wollt ihr wirklich nicht zum Bahnhof begleitet werden?«, fragte Apollonia. Sie und Anna Sophia hatten diese Frage schon gestern mehrfach gestellt. Doch wieder winkte Peter ab: »Diese Abschiedsszenen machen einen viel zu sentimental. Ihr werdet schon sehen – wir sind früher zurück, als ihr denkt. Dieser Krieg ist ruckzuck entschieden.«

»Du sagst es«, brummte Heinrich.

»Auf Wiedersehen, Apollonia!«

Apollonia atmete tief ein und aus. »Auf Wiedersehen«, sagte sie leise. Und als die Tür

hinter Heinrich und Peter ins Schloss gefallen war, flüsterte sie: »Heinrich, ich erwarte dein zweites Kind.«



Luana hatte selten so viele Frauen gesehen wie in der Pralinenhalle, in der sie und Paula seit ein paar Tagen eingesetzt wurden. An jedem Tisch saßen knapp zehn Stollwerckmädchen. Sie trugen dunkelgraue Kleider mit hellen Schürzen, die Haare hatten sie streng hochgebunden. Die Vorsteherinnen kontrollierten jeden Morgen Sauberkeit und Aussehen der Mädchen, bevor sie mit der Arbeit beginnen durften. Sie alle verzierten von morgens um sechs bis abends um acht Uhr Schokoladenpralinen mit Streuseln, Nüssen, Sirup, Krokant oder Zuckerkörnern, holten große und kleine Schachteln aus den Regalen und sortierten die glänzenden, verführerisch duftenden Pralinen hinein. In der Luft hing ein herrlich süßer Geruch, dem sie den ganzen Tag lang tapfer standhalten mussten. Nicht auszudenken, sie würden sich heimlich eine der Köstlichkeiten in den Mund stecken.

In der einen Hand hielt Luana eine Spritztüte zum Dekorieren, mit der anderen unterhielt sie sich möglichst unauffällig mit Paula. Seitdem die Freundin ihren Vater kennengelernt hatte, glaubte Luana, eine Veränderung an ihr zu bemerken. Sie stand ein wenig aufrechter, und hin und wieder lächelte sie glücklich. Gestern hatten sie Kaspar zum ersten Mal in einem Hinterhaus in der Nähe des Neumarkts besucht.

»Mein Vater ist ein beeindruckender Mann, findest du nicht?«, sagte Paula nun. »Was der für Geschichten erzählen kann! Und wo er überall gewesen ist! Ich glaube, er ist klug, feinfühlig und mutig.«

»Irgendwoher musst du das ja haben«, antwortete Luana mit einem traurigen Lächeln. Mit einem Mal spürte sie, dass ihr Kinn zitterte. Sie versuchte mit aller Macht, die Tränen zu unterdrücken und wandte den Blick ab. Sie wollte die Aufmerksamkeit jetzt nicht auf sich selbst ziehen. Nein, es war Zeit, sich einzig und allein für Paula zu freuen. Die arme Freundin hatte es verdient, endlich zu erfahren, wer ihre Eltern waren. Doch sie konnte nicht verhindern, bitteren Neid zu spüren. Wieso war ihr eigener Vater nicht auf der Suche nach ihr? Für Paula war ein Märchen wahr geworden. Doch ihrem Vater war Luana herzlich egal, und dieser Gedanke war kaum zu ertragen.

Luana schloss kurz die Augen. Dann sagte sie, so fröhlich sie konnte: »Es war ein merkwürdiger Abend, oder? Der Nuno ist sehr lieb. Aber diese Julie … war sie dir auch ein wenig unheimlich?«

Paula neigte den Kopf. »Ich mochte sie. Aber dass sie mich den ganzen Abend so angestarrt hat …«

»Meinst du, sie und dein Vater …?« Luana musste grinsen.

Paula riss erschrocken die Augen auf. »Du meinst doch nicht …!«

In dem Moment nahm Luana aus dem Augenwinkel eine Bewegung wahr. Hinter ihnen stand Nikolaus Stollwerck und starrte Paula an. Es dauerte einen Augenblick, bis er Luanas Blick bemerkte. Dann senkte er sofort das Kinn und lief geschäftig, aber seltsam schwankend an ihnen vorbei.

Wie lange hatte er schon dort gestanden? Und was machte er hier überhaupt? Es hieß doch, er habe die Firma verlassen? Luana sah ihm hinterher, dachte an die eine Nacht, als er betrunken bei ihnen aufgetaucht war und Paula bedrängt hatte und hörte ihn wieder lallen, bis Paula an ihrem Ärmel zupfte. Sie riss sich vom Anblick dieses Mannes los – und stöhnte leise auf. In ihrer Überraschung hatte sie die Nusscreme so fest aus der Spritztüte gedrückt, dass sie gleich vier Pralinen auf einmal verhunzt hatte.

»Oh, sieh mal einer an!«, rief eine tadelnd schrille Stimme.

Kurz schloss Luana die Augen. Es überraschte sie kein bisschen, dass Fräulein Peters ihr Missgeschick sofort bemerkt hatte. Die Vorsteherin hatte ihre Augen und Ohren überall. Sobald sie einen Fehler bemerkte, stürzte sie sich darauf wie ein Habicht. Nun hob sie den Zeigefinger und deutete auf die misslungenen Pralinen: »Du weißt, dass dir die vier Stück vom Lohn abgezogen werden? Wie kann so etwas nur passieren?«

Luana öffnete den Mund, doch noch bevor sie sich verteidigen konnte, ertönte im Saal eine laute Männerstimme.

»Fräulein, auf ein Wort!«

Sofort verstummte das verbotene Gemurmel der Stollwerckmädchen, und sämtliche Köpfe drehten sich. Mit selbstsicheren Schritten kam der Mann auf Fräulein Peters zu. Er musste einmal ein stattlicher Herr gewesen sein. Doch er war nicht mehr der Jüngste. Luana musterte sein breites Gesicht mit dem Grübchen im Kinn. Abgesehen von seinem Alter hatte er große Ähnlichkeit mit Nikolaus Stollwerck.

»Oh, Herr Stollwerck, was verschafft uns die Ehre?«

Fräulein Peters hatte diesen Namen eine Spur lauter ausgesprochen als nötig. Sofort wurden sämtliche Rücken im Raum durchgedrückt, alle Blicke gesenkt und höchste Konzentration vorgetäuscht. War das wirklich Stollwerck Senior? Der hatte sie noch nie mit einem Besuch beehrt. Wenn sie das richtig verstanden hatte, dann fielen Schokolade und Pralinen doch nun ausschließlich in den Aufgabenbereich seiner Söhne?

»Nur eine kleine Bitte, Fräulein. Ich benötige dringend das neue Schokoladenrezept meines Sohnes«, sagte Stollwerck.

Fräulein Peters starrte ihn mit großen Augen an. Sogar von ihrem Platz aus konnte Luana ihre Angst spüren. Sie war kein Habicht mehr auf der Jagd. Nein, jetzt schien sie eher Beute zu sein.

»Und da hat … Ihr Sohn … Sie ausgerechnet an mich verwiesen?«, hauchte sie mit zittriger Stimme.

»Nicht direkt. Meine Söhne sind gestern abgereist, Sie wissen ja, der Krieg. Leider haben sie versäumt, mir die Rezepte für den Zeitraum ihrer Abwesenheit zu hinterlegen. Im Maschinenraum riet man mir, bei Ihnen nachzufragen.«

Wie alle anderen versuchte Luana, so beschäftigt wie möglich zu tun. Gleichzeitig konzentrierte sie sich auf die Worte, die sie neben sich hören konnte. Warum log Franz Stollwerck? Einer seiner Söhne hatte doch erst wenige Minuten zuvor die Fabrik verlassen – und jede hier hatte es mitbekommen. Das konnte nur bedeuten, dass der Alte von Nikolaus' Anwesenheit an diesem Ort nichts gewusst hatte. Luana hatte schon gehört, dass die beiden in heftigem Streit miteinander lagen. Warum sollte Nikolaus

ihm da auch seine Rezeptur verraten? Marie hatte Agnes erzählt, die Zusammensetzung sei ganz neu und dürfe ausdrücklich nur an die drei Brüder weitergegeben werden.

»Oh, ich … bedaure, Herr Stollwerck …«, stammelte Fräulein Peters. »Ich kann Ihnen leider nicht helfen. Vielleicht weiß ja Herr Mutzmacher mehr.«

»Herr Mutzmacher?«, brummte Franz.

Während Fräulein Peters ihm erklärte, wo der Fabrikaufseher zu finden sei, musste Luana wieder daran denken, wie Nikolaus gerade eben hinter ihnen gestanden hatte. Keinen Mucks hatte er gemacht, er hatte nur geguckt. Gut, dass er nun eingezogen worden war. Vielleicht durchbohrten ihn die Franzosen mit ein paar Bajonetten, verdient hätte er es ja. Doch was, wenn er zurückkäme? Wäre Paula dann vor ihm sicher? Als sie noch in der gläsernen Fabrik eingesetzt worden waren, hatte Nikolaus fast täglich vor dem Schaufenster gestanden und Paula beobachtet. Sie waren so erleichtert gewesen, in die Pralinenhalle versetzt zu werden. Und nun war er auch noch hier aufgetaucht, direkt hinter ihnen!

Mit einem Mal hatte Luana große Lust, dem alten Stollwerck zu helfen. Wenn er Nikolaus' Widersacher war, sollten ihn Luana und Paula dann nicht unterstützen? Gerade hatte Fräulein Peters ihm den Weg erklärt, doch er lief prompt in die falsche Richtung. Die Vorsteherin rief ihn zaghaft zurück und deutete auf eine andere Tür. Da bedankte er sich und wünschte allseits fröhliche Weihnachten. Mitten im Sommer. Luana biss sich auf die Lippen. Er schien etwas verwirrt. Und während er im Vorbeigehen nun Luanas Blick auffing und ihr zerstreut, aber höflich zunickte, traf sie eine Entscheidung: Wenn sie Nikolaus dadurch auch nur ein wenig schaden würde – sie würde dem Alten helfen. Und sie hatte auch schon eine Idee, wie.

Noch am gleichen Abend sprach Luana mit Kaspar und Nuno, bei denen Herr Mutzmacher hin und wieder vorbeikam, um nach dem Rechten zu sehen. Manchmal schimpfte Kaspar darüber, dass sich dieser Kerl mit dem krausen Bart gern Beleidigungen für Nuno ausdachte und sie ihm dann im Vorbeigehen an den Kopf warf. Sie hatte überhaupt keine Lust, mit so einem Menschen zu sprechen – und das musste sie glücklicherweise auch nicht.

»Er ist krank«, sagte Kaspar. »Die Pocken. Er hat es verdient.«

Seine Vertretung hieß Henn, war ein ganz hagerer, nervöser Kerl und hatte sein kleines Aufseherbüro drüben bei den Dampfkesseln. Luana versuchte, ihn morgens und dann noch mal in der Mittagspause abzufangen – beides Mal ohne Erfolg. Erst am nächsten Mittag erwischte sie ihn im Innenhof der Fabrik. Er zog mit zittrigen Fingern an einem Zigarettenstummel, und sein Blick flatterte, als er begriff, dass Luana auf ihn zusteuerte.

»Sind Sie Herr Henn?« Sie schob sich mit beiden Händen die Haare hinter die Ohren und lächelte.

»Ich?« Erstaunt sah er sich um und warf seine Zigarette auf den Boden.

»Ja, Sie. Ich hörte, Sie sind die Vertretung von Herrn Mutzmacher?« Sie legte den Kopf schief und musterte ihn. An seiner Weste fehlte ein Knopf, sein Hemd war dreckig

und an den Ärmeln hochgekrempelt. Und dieser Kerl genoss nun das Vertrauen der Unternehmensleitung?

»Ich habe gehört, er wurde mit den Schokoladenrezepten betraut. Ist das wahr?«

Henns Blick wurde starr, sein Gesicht blass. Luana lächelte – hier war sie ganz offensichtlich richtig. Sie trat noch einen kleinen Schritt vor.

»Herr Mutzmacher ist … heute ganz plötzlich verstorben«, sagte Henn.

»Mein Beileid«, antwortete Luana. Umso besser, dachte sie still bei sich.

»Danke. Und wer … sind Sie?«

»Sagen Sie einfach Luana zu mir.«

Er lächelte und musterte sie. »Das klingt … exotisch. Wo kommen Sie her?«

Sie zwang sich dazu, nicht die Augen zu verdrehen, und antwortete: »Oh, ich stamme aus Persien und wurde als kleines Kind von einem preußischen Soldaten entführt.«

Henn klappte der Mund auf. »Tatsächlich?«

Sie nickte bedauernd und fragte dann: »Sie waren Mutzmachers Schützling, habe ich recht?«

Plötzlich sah der Kerl ein wenig traurig aus. »Er war mein … guter Freund«, flüsterte er.

»Haben Sie schon gehört, dass Herr Stollwerck Senior überall nach Mutzmacher gefragt hat?«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Stollwerck *Senior*?«

»Er braucht dringend die Schokoladenrezepte von ihm. Wissen Sie, ob Mutzmacher sie vor seinem Tod jemandem anvertraut hat?«

Henn sagte nichts, doch die Antwort stand ihm in sein blasses, ängstliches Gesicht geschrieben.

»Ich will nicht in der Haut desjenigen stecken, der sie nun hat …«, murmelte Luana mit möglichst unheilvollem Ton.

»Nicht?«, krächzte Henn.

»Franz Stollwerck hätte die Rezepte von Mutzmacher schon vor Tagen kriegen müssen. Er glaubt beinahe, sie werden ihm absichtlich vorenthalten.«

»Tatsächlich?« Henn wurde sogar noch blasser.

»Ich denke, wer die Rezepte hat und ihm nicht gibt, wird hier nicht mehr lang arbeiten.«

»Glauben Sie wirklich?« Er flüsterte nur noch.

Luana zuckte bedauernd mit den Schultern, nickte ihm dann noch einmal zu und ging.

Apollonia konnte sich selbst kaum ertragen. Zerstreut und unkonzentriert schickte sie das Personal in die falsche Richtung, gab zu vielen Dienstmädchen gleichzeitig frei, und als die Familie Stollwerck zum Essen bei ihr eingeladen war, vergaß sie, der Köchin rechtzeitig Bescheid zu geben. Sie war eine schlechte Gastgeberin, ging es ihr durch den Kopf – das Gespräch am Tisch kam kaum in Gang. Etwas verzweifelt versuchten Elisabeth und Anna Sophia sie, Maria und Franz in ihr Gespräch einzubinden, doch als

niemand darauf einging, begnügten sie sich mit einem Dialog zwischen Mutter und Tochter.

Seltsam, dachte Apollonia. Maria war doch sonst immer für eine höfliche Plauderei zu haben. Doch heute starrte sie nur mit blassem Gesicht auf ihren vollen Teller. Sie vergaß sogar, ihren Fächer zur Hand zu nehmen, und ihre Haare erschienen strähniger und stumpfer als sonst. Stimmte etwas nicht mit ihr?

Als sich später alle voneinander verabschiedeten, nahm Apollonia sie möglichst unauffällig beiseite und flüsterte ihr zu: »Geht es dir gut, Maria?«

»Natürlich«, antwortete sie, setzte ein bemühtes Lächeln auf und sah an Apollonia vorbei.

Noch am nächsten Tag dachte sie darüber nach. Vielleicht vermisste ihre Schwester ihren Mann? Apollonia hatte zwar nicht das Gefühl, dass sich nach ihrer furchtbaren Hochzeitsnacht tatsächlich Liebe zwischen den beiden Eheleuten eingestellt hätte. Doch Apollonia glaubte schon, dass Maria zumindest Zuneigung Nikolaus gegenüber empfand.

Langsam ging sie im Salon auf und ab. Sie musste an Heinrich denken. Seit Tagen fragte sie sich wieder und wieder, warum sie es nicht fertiggebracht hatte, ihm von ihrer Schwangerschaft zu erzählen. Wie sehr konnte sich das Vertrauensverhältnis zwischen ihnen noch verschlechtern? Zugleich war sie noch immer zornig. Er war nun schon seit mehreren Wochen fort. Kaum wusste sie noch, auf wen oder was sie überhaupt so wütend war. Sie war wütend, eine Frau zu sein. Darüber, dass sie sich nicht fühlte, wie eine Frau sich fühlen sollte. Auf diesen Arzt, der das erschreckende Büchlein über die weiblichen Schwächen geschrieben hatte, auf den lieben Gott, der die Frauen überhaupt erst so schwach gemacht hatte, und auf Heinrich, der nichts dagegen tat! Vielleicht war es ungerecht ihrem Mann gegenüber, doch wenn sie an ihn dachte, konzentrierte sich ihre ganze Wut und ihre Enttäuschung über die weite Welt auf ihn. Wieso hatte er nicht zu ihr gehalten? Dass er ihr Verhalten nicht guthieß, konnte sie ja verstehen. Doch dass er sich nicht richtig mit ihr versöhnt hatte, bevor er aufbrechen musste, war etwas anderes. Auch er war schwach, dachte sie. Ansonsten hätte er doch Größe gezeigt!

Immer wieder musste sie an Heinrichs Büro in ihrem Haus denken. Es war das hinterste Zimmer im Erdgeschoss, und es stand voller kluger Bücher. Jetzt, wo Heinrich im Krieg war, könnte sie niemand daran hindern, es zu betreten. Sie könnte einfach hineinspazieren und sich in all die spannenden Bücher vertiefen. Doch was würde dann mit ihrem ungeborenen Kind passieren? Sollten dabei ihre Organe Schaden nehmen, könnte sie sich das nie verzeihen.

Das Klopfen des Dienstmädchens riss sie aus ihren Gedanken. Es streckte den Kopf zur Tür hinein und sagte: »Sie haben Post bekommen, Frau Stollwerck.«

Apollonia bedankte sich und nahm zwei Briefe entgegen. Einer von ihnen wog schwer in ihrer Hand, doch es war der andere, der ihr Herz mit einem Mal schneller schlagen ließ. Die Schrift erkannte sie sofort. Er musste von Cartharina sein! Bei all den Ereignissen der letzten Wochen hatte sie viel zu selten dafür gebetet, dass Cartharina

die Überfahrt gut überstanden hatte und wohlbehalten bei ihrer Tante angekommen war. Nun war ihr endlich dieser Schatz ins Haus geflattert! Sie öffnete den Brief mit vor Aufregung zitternden Fingern und begann zu lesen:

*Meine liebe Apollonia,*

*Du wirst es nicht glauben, aber ich schreibe diesen Brief tatsächlich in New York. Julius und ich haben es geschafft. Die Überfahrt habe ich gut überstanden. Nur einmal hatte ich ein wenig mit Schwäche zu tun (bitte erzähle Mutter nichts davon). Doch seitdem fühle ich mich bestens! Es ist, als hätte ich meine Probleme in Köln gelassen. Leider verweilen dort auch Du und meine liebe Familie. Ich vermisse Euch schmerzlich! Vielleicht könnt Ihr uns ja eines Tages besuchen kommen.*

*Bitte entschuldige, dass ich Dir nicht schon am Tag unserer Ankunft geschrieben habe. Ich war schrecklich erschöpft – und dann ist so viel passiert. Plötzlich sind schon fast drei Wochen vergangen! Ich weiß nicht, wo die Zeit hin ist, und muss Dir endlich alles erzählen.*

*Wir sind wie geplant bei Tante Maria und Onkel Theodor untergekommen. Maria ist eine so liebenswerte und lustige Person. Und Theodor ein erfolgreicher Geschäftsmann. Er vertreibt unter anderem die Stollwerck'schen Brustkaramellen und hat sich hier Einfluss und Wohlstand gesichert. Er liebt es, mir Lausbubengeschichten von ihm und meinem Vater zu erzählen. Kannst Du Dir vorstellen, dass sie als Kinder allerlei Streiche ausgeheckt haben? Papa muss sich in den letzten Jahren sehr verändert haben … Wie geht es ihm? Und wie geht es Mutter und meinen Geschwistern? Natürlich habe ich Mama das Gleiche gefragt, aber Du wirst mir vielleicht offener und ehrlicher Bericht erstatten.*

*Maria hat mir erzählt, dass Vater anfangs auch strikt gegen ihre Liebe zu Theodor gewesen ist. Als er erfuhr, dass seine Schwester sich in seinen besten Freund verliebt hatte, ist er auf Theodor losgegangen! Es hat Wochen gebraucht, bis er ihm verziehen und einer Hochzeit zugestimmt hat. Heute kann Maria darüber lachen, doch vielleicht hat sie sich ja einst ganz ähnlich gefühlt wie ich. Allerdings sind die beiden aus anderen Gründen nach Amerika gegangen. Theodor sagte, er hatte als Jude in Preußen einfach zu wenige berufliche Möglichkeiten.*

*Aber ich schweife ab. Sicherlich möchtest Du wissen, wie Amerika ist! Es gibt hier unendlich weite Steppen und so viel Land, wie Du es Dir gar nicht vorstellen kannst. In New York stehen aber auch unzählige hohe Häuser, hier leben erstaunlich viele Menschen. Ich muss oft an Dich denken – die New Yorker Ingenieure haben schon viele Erfindungen gemacht, die man exportieren sollte. Du kämest aus dem Staunen gar nicht mehr heraus! Aber manches könnten sie auch gut importieren – die Schokolade schmeckt in Köln nämlich deutlich besser als in Übersee.*

*Maria und Theodor suchen für uns ein kleines Häuschen, und Julius hat bereits eine Stelle in einer angesehenen Bank gefunden, so dass wir schon bald auf eigenen Beinen stehen können. Und noch eine Neuigkeit kann ich verkünden: Julius und ich haben drei Tage nach unserer Ankunft in New York geheiratet. Es war der schönste und zugleich*

*der traurigste Tag meines Lebens. Immer habe ich mir vorgestellt, meine Familie wäre an meiner Seite, wenn ich diesen Schritt gehe. Doch Ihr wart so weit weg. Mein Name ist nun Cartharina Mertens. Kannst Du Dir das vorstellen? Ich höre ihn mit Schrecken. Doch wenn ich Julius ansehe, weiß ich trotz allem, dass es richtig war. Er ist die Liebe meines Lebens. Und ich danke Gott für diesen ungewöhnlichen Pfad, auf den mein Leben mich geführt hat.*

*Wie geht es Dir, meine liebe Apollonia? Wenn dieser Brief bei Dir ankommt, liegt die Geburt wahrscheinlich längst hinter dir. Ich hoffe so, dass du sie gut überstanden hast! Wie geht es Deinem Kind, wie habt ihr es genannt? Und kannst du Heinrich mittlerweile wieder in der Fabrik besuchen? Ich bin so gespannt, von Dir zu hören, bitte schreib mir und erzähle mir alles genau. Ich vermisse Dich!*

*Deine Cartharina*

Mit Tränen in den Augen sah Apollonia auf. Sie war so erleichtert zu lesen, dass Cartharina wohlauf und glücklich war! Ob Anna Sophia und die anderen auch schon ihre Briefe bekommen hatten? Sie sollte sofort in die Hohe Straße laufen und sie fragen. Schon sprang sie auf – als ihr Blick auf das zweite Kuvert fiel, das sie auf dem kleinen Nussbaumtischchen neben der Tür abgelegt hatte.

Sie nahm es in die Hand, bemerkte erneut, wie schwer es war, und runzelte die Stirn über die unbekannte Schrift. Vielleicht sollte sie einen kurzen Blick hineinwerfen, bevor sie aufbrach. Sie öffnete es und zog ein kleines, braunes Büchlein heraus. »Über die Befähigung der Frau zum akademischen Studium der Medizin« lautete der Titel.

Erstaunt drehte sie es in der Hand. Dann schaute sie erneut in den Umschlag und fand zusätzlich einen Brief. Verwundert faltete sie ihn auseinander.

*Liebe Frau Stollwerck,*

*bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie auf dem Alter Markt so enttäuscht habe. Ich musste noch häufig an unser Gespräch und Ihren lieben Vater denken. Irgendwann konnte ich nicht mehr an mich halten und habe mir Ihre Entwürfe angesehen. Um ehrlich zu sein: Ich bin zutiefst beeindruckt. Kaum kann ich glauben, dass diese Ideen allein von Ihnen stammen! Daher musste ich einfach mit Ihrem Mann sprechen. Bitte entschuldigen Sie, dass ich diesen Schritt ohne Ihr Wissen gegangen bin. Ich hatte gehofft, ich könnte ihn dazu bewegen, Sie zu unterstützen. Doch er ist wohl zu sehr von seinem Arzt in Angst und Schrecken versetzt worden. Herr Doktor Baader, wenn ich mich recht entsinne?*

*Ich kenne die Sorgen um den weiblichen Körper bei großer geistiger Belastung zwar, beispielsweise das lange Sitzen beim Lernen wird häufig als schädlich für die Frau angesehen. Allerdings habe ich daran ehrlich gesagt meine Zweifel, Frau Stollwerck. Tagtäglich sehe ich, wie die Stollwerckmädchen im Akkord arbeiten und immer wieder kerngesunde Kinder zur Welt bringen. Wieso sollte diese Arbeit, die genauso wie das Studium im Sitzen abgehalten werden muss, weniger schädlich sein als die Weiterbildung?*

*Gelegentlich unterrichte ich an der Universität, wo ich einen Mediziner kennengelernt habe. Ich erinnere mich noch gut daran, dass er erst vor Kurzem über das weibliche Auge geforscht hat. Auf gut Glück habe ich ihn angeschrieben und gefragt, ob er nähere Forschungen zu den Auswirkungen von Frauenbildung kennt. Nun habe ich seine Antwort erhalten. Er beobachtet eine aufkeimende Debatte zu dem Thema, obwohl es dazu bisher kaum Forschungen gibt. Ein Kollege von ihm hat erst letztes Jahr einen Aufsatz verfasst, den ich Ihnen beilege. Er ist der Auffassung, dass vor allem besonders veranlagte Frauen gefördert werden sollten. Und nachdem ich Ihre Entwürfe gesehen habe, wüsste ich nicht, wer besser veranlagt sein könnte als Sie. Ich habe Ihrem Vater unrecht getan, Frau Stollwerck. Er hatte Recht, Sie sind ein Wunderkind. Wenn Sie noch Interesse haben – ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Im Seitentrakt der Fabrik gibt es eine kleinere Halle. Dort werden die Maschinen abgestellt, für die derzeit keine Verwendung besteht. Selten verirrt sich ein Arbeiter hinein. Wollen wir an diesem Ort an Ihrer Idee arbeiten? Ich warte dort in den nächsten Tagen nach Feierabend auf Sie. Bitte achten Sie auf bequeme Kleidung und bringen Sie sich Papier und Stifte für Ihre Notizen mit.*

*Mit herzlichen Grüßen*

*Markus König*

Apollonia konnte nicht glauben, was sie da las. Erneut standen ihr Tränen in den Augen. Konnte das wahr sein? All die Wochen hatte sie geglaubt, sie hätte sich furchtbar riskant verhalten. Und nun schrieb ihr der kleine König, es gebe dazu auch ganz andere Auffassungen! Möglicherweise schadete es überhaupt nicht, wenn sie ihrer Leidenschaft nachginge! Hatten sich Doktor Baader und Heinrich etwa getäuscht? Hatte sie ganz ohne Grund all diese Schuldgefühle gehabt? Und dann hatte der Ingenieur sie auch noch als Wunderkind bezeichnet! Mit bebenden Händen blätterte sie durch das beigelegte Büchlein und überflog hastig einige Zeilen.

*Ich sehe keinen Grund, Mädchen vom Studium der Augenheilkunde gänzlich auszuschließen …*

*Lediglich aus ästhetischen Gründen könnte das Studium gemeinsam mit den Männern unziemlich sein …*

*Schön finde ich es nicht, wenn eine junge Dame gemeinsam mit einem Manne Leichen zergliedern oder syphilitische Männer untersuchen muss. Aber Damen könnte man in Anatomie, gewissen Kapiteln der Physiologie, Zeugung und Fortpflanzung gesonderte Kurse anbieten …*

*Das Heranziehen von Eigentümlichkeiten des weiblichen Schädels und Gehirns zur Entscheidung über ihre Befähigung zum Studium halte ich für völlig unstatthaft …*

*Es ist kaum möglich, einen anatomischen-physiologischen Beweis dafür zu erbringen, dass Frauen für bestimmte geistige Arbeiten nicht befähigt seien. Schaden können sie meiner Meinung nach mitnichten davontragen, ganz im Gegenteil …*

Mit jedem Wort breitete sich in ihr ein größeres Glücksgefühl aus. Mit einem Mal war ihr Wohnhaus in der Brückenstraße ein anderes. Zwar arbeiteten hier noch die gleichen Dienstmädchen und Küchenhilfen wie zuvor, die schweren, für die Ewigkeit gebauten Möbel waren dieselben. Und doch schienen sich die Räume, die sich alle um den gemütlichen Salon in der Mitte gruppierten, verändert zu haben. Sie erschienen ihr größer und heller. Und die Vorhänge wehten in strahlenderen Farben vor den weit geöffneten Fenstern. Die kleine Bertha war bei Agathe, und bis zum Abendessen war noch viel Zeit.

Freudig lief sie zur Garderobe, an der ihre neue Handtasche hing. Anna Sophia hatte sie ihr geschenkt: Sie war beutelförmig, aus dunkelgrüner Seide gefertigt und wurde von einem silbernen Schnappverschluss zusammengehalten. Sie band sich den kurzen Henkel an den Gürtel und steckte beide Briefe hinein, von denen einer schöner war als der andere. Dann lief sie los.

Als sie in die Sonne hinaustrat, den frischen Wind um die Nase fühlte und das fröhliche Treiben auf der Brückenstraße sah, überkam sie ein Gefühl von Freiheit. Sie hüpfte beinahe zwischen den Kutschen und Karren die Straße hinunter, grüßte rechts und links Damen, deren Männer vielleicht ebenfalls im Krieg waren, und stellte sich einen Moment lang vor, das Leben könnte so bleiben. Die jungen Männer wären fort, und wohin man auch blickte, sähe man Schuten statt Zylinder. Doch dann kamen ihr zwei preußische Soldaten entgegen, die blass vor sich hinstarrten und sie begriff, was sie sich da gerade gewünscht hatte. Wie selbstsüchtig und zugleich grausam von ihr! Was Heinrich wohl gerade durchmachte, während sie hier den Sonnenschein genoss? Ob es ihm gut ging? Ob er in Gefahr war? So schön gerade noch das Freiheitsgefühl gewesen war, desto heftiger überkam sie nun die Angst um ihren Mann. Auch wenn er sie enttäuscht hatte, wollte sie keinesfalls, dass er leiden musste. Ob er tatsächlich an der Front würde kämpfen müssen? Ob er in der Lage wäre, jemanden zu töten? Schon Anfang August waren die ersten Nachrichten von gewonnenen Schlachten in der Stadt angekommen, und Köln hatte mit einem hoffnungsvollen Lichtermeer geantwortet. Seitdem wurden den Zeitungsjungen die Blätter aus den Händen gerissen. Vor den Redaktionen bildeten sich regelmäßig lange Schlangen, da die Kölner auf weitere Siegesnachrichten hofften – und bei guten Neuigkeiten, die in diesen Tagen glücklicherweise Schlag auf Schlag kamen, ging wieder ein Jubel durch die Stadt. Ob es dabei bleiben würde?

Sie versuchte, die Gedanken an Sieg und Niederlage zu verdrängen, während sie in die wie immer große Geschäftigkeit der Hohen Straße einbog. Schon von Weitem sah sie die Schlange, die sich vor Stollwercks Ladengeschäft gebildet hatte. Heinrich würde dieser Anblick freuen, dachte Apollonia. Wie gern würde sie ihm davon erzählen und mit ihm über Cartharina und die Lage der Firma sprechen. Sicher würde er sie nach dem Gespräch interessiert mustern, jeden Zentimeter ihres Körpers betrachten, als wäre sie die einzige Erfindung, die er noch nicht in Gänze verstanden hatte … Sie schüttelte den Kopf. Nein, das war Unsinn. Keineswegs würden sie derzeit so miteinander umgehen. Apollonia versuchte, die Gedanken abzuschütteln, und betrachtete die Anstehenden. Es

waren ausschließlich Frauen, die in ihren aufgebauschten Röcken sowie den eng geschnürten Taillen warteten und die Hälse reckten. Apollonia folgte ihren Blicken und sah in einem der hohen Rundbogenfenster das große Schild: »Militär-Schokolade oder Pfefferminz? Wir schicken Ihre Liebesgaben an die Front.«

Einen Moment lang blieb Apollonia stehen. Sicher war das Peters Idee gewesen, dachte sie. Jedes Wort klang nach seinen gewitzten und gewinnbringenden Einfällen. Noch bevor er selbst abgereist war, musste er die Lieferungen organisiert, in Auftrag gegeben und seine Mitarbeiter instruiert haben.

Mit einem Lächeln im Gesicht ging sie an den Frauen vorbei und stattete zunächst ihrer Schwiegermutter einen Besuch ab. Anna Sophia hatte ebenfalls einen Brief ihrer Tochter erhalten. Voller Glück lagen sich die beiden Frauen in den Armen. Cartharina lebte! Es ging ihr gut! Auch Elisabeth kam dazu und kämpfte mit den Tränen, so erleichtert war sie.

Am liebsten hätte sich Apollonia noch ein wenig länger mit den beiden Frauen gefreut, doch sie hatte andere Pläne. Also zwang sie sich dazu, bald wieder in die geschäftige Hohe Straße hinauszutreten.

Kurz sah sie sich um, entdeckte niemanden, den sie kannte, und reihte sich schließlich in die Schlange vor dem Geschäft Stollwerck ein.

Bestimmt hätte sie auch mit dem Bürochef ihres Mannes sprechen können und dadurch Wartezeit und Kosten vermieden, doch sie wollte das hier ganz allein tun. Also wartete sie fast eine halbe Stunde, bis sie an die Reihe kam. Sie wählte beides: die stärkende Militär-Schokolade, die Stollwerck in dunkel verpackten, dicken Riegeln verkaufte, und eine kleine, runde Schachtel Pfefferminz.

»Möchten Sie eine Botschaft mitschicken, gnädige Frau?«, fragte die Verkäuferin im leiernden Ton eines Menschen, der seit Stunden das Gleiche sagte.

Apollonia nickte langsam und nahm eine Postkarte entgegen, auf deren Rückseite groß »Stollwercks Liebesgaben« stand. Sie beugte sich darüber und schrieb:

*Lieber Heinrich,*

*ich schicke Dir viel Kraft und all meine Liebe. Egal, was war: Ich vermisse Dich in jeder Sekunde. Ich denke an Dich und möchte für Dich da sein. Ich verzeihe Dir. Bitte verzeih Du auch mir. Du sollst der Erste sein, dem ich es anvertraue: Ich trage Dein Kind unter meinem Herzen. Und ich bete dafür, dass Du es bald kennenlernst. Ich hoffe, diese Nachricht gibt Dir Kraft. Wir alle denken an Dich.*

*Deine Dich liebende Gattin*

Die Verkäuferin nahm die Postkarte und die Süßigkeiten entgegen. »An wen geht Ihre Sendung?«

»An Heinrich Stollwerck«, sagte Apollonia leise und nannte ihr schnell noch das Regiment, in dem er diente.

Überrascht sah das Fräulein zu ihr auf. Sein Mund öffnete sich, es schien nach Worten zu suchen, doch Apollonia sagte schnell: »Ich danke Ihnen für Ihre Diskretion.«

Dann legte sie mehr Geld als nötig auf den Tresen, nickte noch einmal möglichst würdevoll und ging.

Zurück auf der Straße lief sie langsam zur gläsernen Fabrik hinüber. Die Schlange hatte sich mittlerweile aufgelöst, auch vor den Schaufenstern stand kaum noch jemand. Die Sonne hing bereits so tief hinter den Häusern, dass Apollonia sie nicht mehr sehen konnte. Ob es schon soweit war?

Sie wartete noch einige Minuten und schaute den Arbeitern in der gläsernen Fabrik zu, beobachtete die Maschinen und spürte ihre Aufregung. *Du schaffst das*, sagte sie sich selbst, straffte die Schultern und lief hinüber zu dem großen Tor. Es war weit geöffnet, und der Pförtner, der in einem kleinen Verschlag saß, grüßte sie fröhlich.

»Frau Stollwerck!«, rief er aus. »Lange nicht gesehen! Wie geht es Ihnen, wie kann ich Ihnen helfen?«

Herr Simon war ein dicker Mann mit einer tiefen Bassstimme.

»Guten Tag! Danke, gut. Ich müsste kurz mit Herrn König sprechen.«

»Aber natürlich. Soll ich ihn holen lassen?«

»Nein, nein, nicht nötig. Ich gehe selbst zu ihm.«

Herr Simon nickte. »Sagen Sie Bescheid, wenn Sie etwas brauchen.«

Kurz dachte sie nach, dann beugte sie sich vertrauensvoll zu ihm vor. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie meinen Besuch … diskret behandeln könnten.«

»Sicher«, brummte er. Mit gerunzelter Stirn sah er sie an.

»Ist noch etwas, Herr Simon?«

»Nein, nein. Natürlich nicht. Nur … wenn Sie jetzt durch die Halle gehen … wird Ihr Besuch wahrscheinlich … nicht unbedingt diskret bleiben. Die Arbeiter haben erst in einer Stunde Feierabend.«

Apollonia nickte nachdenklich. So lange wollte sie nicht warten. »Das ist wohl wahr. Aber ich müsste in die Nebenhalle zu den stillgelegten Maschinen. Wissen Sie, wo das ist?«

»Ich denke schon.«

»Gibt es dorthin vielleicht einen … unauffälligeren Weg?«

Einen Moment lang sah er sie mit zusammengekniffenen Augen an, dann rief er plötzlich gellend: »Henn?«

Ein Arbeiter mit falsch geknöpfter Weste und dreckigem Hemd eilte herbei. »Ja, Herr Simon?«

»Passt du hier kurz auf?«

»Natürlich, Herr Simon.«

Etwas schwerfällig schälte er sich aus seinem Verschlag, nickte Apollonia zu und ging voran. Zunächst liefen sie ein kleines Stück in den nur spärlich mit Bäumen bepflanzten Innenhof hinein, dann hielten sie sich rechts und nahmen eine unscheinbare Tür ins Innere der Fabrik. »Hier gehts zum Pausenraum der Arbeiter«, erklärte Simon. »Doch um diese Zeit dürfte niemand hier sein.«

Er führte sie den Gang mit den hohen Wänden hinunter und erklärte ihr, dass sich

hinter den weiß gestrichenen Holztüren kleinere Lagerräume befanden, in denen ungenutzte Verpackungen und andere Materialien aufbewahrt würden.

»Sie könnten natürlich auch quer über den Innenhof laufen, aber ich weiß nicht, wer alles im Vorderhaus aus den Fenstern guckt, wissen Sie? Und hier ist um diese Uhrzeit immer wenig los«, brummte er.

Es war ein weiter Weg, bis Simon nach links abbog. Nun waren sie wohl im Hinterhaus angekommen, überlegte Apollonia. Während im Vorderhaus die gläserne Schokoladenfabrik und die Pralinenhalle angesiedelt waren, werkelte Heinrich im kleineren Hinterhaus, auf der anderen Seite des Innenhofs, gemeinsam mit seinen Ingenieuren und Schlossern an den Maschinen. Sein eigenes Büro musste sich am Ende des Gangs befinden.

Nun deutete Herr Simon auf eine Tür zu ihrer Linken.

»Ich denke, Sie meinen diesen Raum.«

Apollonia nickte. »Ja, genau, herzlichen Dank«, sagte sie so selbstsicher wie möglich.

Herr Simon tippte sich an den Hut und verabschiedete sich. Einen Moment lang wartete sie noch im Flur, bis seine Schritte verhallt waren, dann nahm sie ihren Mut zusammen, klopfte und drückte die Klinke hinunter.

Sofort schlug ihr der Geruch von Eisen, Kohle und Holz entgegen. Der Raum war ungewöhnlich hoch. Hier und da ragten Holzbretter, Teile aus Metall und Eisen in die Höhe. An einer Arbeitsplatte, auf der allerlei Werkzeug herumlag, stand der kleine König und machte seinem Namen alle Ehre. Zwischen den hohen Maschinenteilen wirkte er noch winziger als sonst.

»Frau Stollwerck!« Er lächelte. »Sie haben meinen Brief erhalten.«

Apollonia war so überwältigt von den Ereignissen des Tages, dass sie nichts weiter sagen konnte. Wortlos betrat sie den Raum und stellte fest, dass der kleine König ihre Entwürfe auf der Arbeitsplatte ausgebreitet hatte.

»Nun?«, fragte er. »Haben Sie Lust, mit mir gemeinsam etwas zu erfinden?«

## 28. Kapitel

Die ganze Eisenbahnfahrt über starrte Nikolaus auf seine unnützen Beine. Was war er nur für ein Mann? Um ihn herum bluteten die Verletzten aus unzähligen Wunden und wimmerten vor Schmerz. Sie hatten für ihr Vaterland an vorderster Front gekämpft. Viele von ihnen waren von Kugeln durchbohrt worden, da die französischen Gewehre doppelt so weit schossen wie die preußischen. Im Gegensatz zu Nikolaus. Er saß heute wohl als Einziger aufrecht und unversehrt in diesem Lazarettzug in Richtung Heimat. Guter Gott, was hast du mit mir vor?, fuhr es ihm durch den Kopf. Das Pfeifen in seinem Ohr wurde immer lauter, während er sich an seine Schmach erinnerte. Noch einmal sah er sich bei dieser Truppenübung zwischen all den anderen Soldaten marschieren. Er hatte das Gewehr geschultert, sein Helm saß fest auf seinem Kopf. Und dann erinnerte er sich wieder an diesen beißenden Schmerz. Es war, als hätte ihm jemand aus nächster Nähe in beide Beine geschossen. Er schrie auf und ging in die Knie. »Wer war das?«, rief er wie von Sinnen. Doch als der Schmerz nachließ und er seine Beine untersuchte, musste er feststellen, dass sie unversehrt waren. Nur seine Knie, die ihm schon lange immer wieder wehtaten, waren noch geschwollener als sonst. Langsam und zitternd stand er auf und spürte, wie es ihm warm und nass die Innenseiten der Oberschenkel hinunterlief. Er hatte sich in die Hosen gemacht – wie ein Kind. Und das vor den Augen unzähliger, bewaffneter Soldaten.

Man hatte ihn umgehend zum Feldarzt geschickt, der bei ihm Tabes Dorsalis diagnostizierte. »Rückenmarksschwindsucht – aber das wissen Sie ja bereits, habe ich Recht?«

»Bitte was?«, hatte Nikolaus gekeucht.

»Es tut mir sehr leid, Herr Stollwerck. Sie haben Syphilis, weit fortgeschritten. Sie sind bereits im vierten Stadium. Ich dachte, das wäre Ihnen bekannt. Es muss viele Jahre her sein, dass Sie infiziert wurden. Damals haben Sie vielleicht lediglich ein kleines, schmerzloses Geschwür bemerkt, vielleicht haben Sie sich ein wenig abgeschlagen gefühlt, manchmal tritt Fieber auf. Im zweiten Stadium klagen Patienten über einen roten Hautausschlag – am Rücken oder an den Händen zum Beispiel. Im dritten folgen dann Geschwüre, die ein Sekret absondern. Auch Organe können …«

Doch Nikolaus war schon rückwärts getaumelt. In letzter Zeit hatte er immer wieder dieses Pfeifen im Ohr gehabt, das Gehen fiel ihm schwer, und mit seiner Frau hatte er schon lang nicht mehr das Bett geteilt, da er nicht selten in einer Urinpfütze erwachte. Er hatte all das ignorieren wollen. Zweimal hatte er überlegt, nach Doktor Baader schicken zu lassen, doch dann war er zu feige gewesen. Und nun das. Syphilis. Hatte er es nicht im Stillen längst gewusst, all die Jahre? So rächte sich Gott wohl an ihm, weil er dem ständigen Locken der Huren damals nachgegeben hatte.

Von weit her hörte er den Feldarzt sagen, dass er ihn für kriegsuntauglich erklären und in den nächsten Zug nach Hause setzen würde.

Und hier war er also. Während sich seine jüngeren Brüder für die Belagerung von

Metz rüsteten, fuhr er nach Hause. Wie sollte er so seinem Vater gegenübertreten? Er kniff die Augen zusammen und dachte an den Traum zurück, der ihn in der letzten Nacht im Feldbett ereilt hatte: Auf nackten Füßen war er einen staubigen Weg entlanggelaufen. Das Kreuz, das ihm an einer Kette um den Hals hing, hatte schwer gewogen, doch er hatte es mit Stolz getragen. Er hatte gewusst, dass dieses Kreuz ihn nicht nur beschützte, sondern auch leitete. Es führte ihn die Straße hinunter, und an ihrem Ende lag Palästina. Das Land der Welterlösung. Wenn er erst dort wäre, an den heiligen Stätten des Christentums, könnte er auch selbst Erlösung finden. Er biss sich auf die Lippen – was hatte das zu bedeuten?

In Köln angekommen stützte er zwei Verletzte beim Aussteigen und führte sie zu dem Zelt, das man für Verwundete in der Nähe des Bahnhofs aufgestellt hatte. Doch dann stand er nutzlos mitten auf der Straße herum. Er sah in die Ferne – der Dom war nicht mal ein kleines Stück gewachsen, während Nikolaus fort gewesen war. »He, weg da!«, rief ein Kutscher und ließ seine Peitsche knallen. Also machte sich Nikolaus auf den Weg in die Bayenstraße.

Nachdenklich sah er auf die Königshalle, die noch immer leer stand. Seine Frau hatte ihm erzählt, die Witwe Wolff sei im Gespräch mit einer Baumwollspinnerei, doch noch hätten sie sich nicht über das Grundstück geeinigt. Einen Moment lang blieb er vor dem benachbarten Wohnhaus stehen, in dem er die meisten Jahre seiner Jugend gelebt hatte und in dem nun seine eigenen Kinder aufwachsen sollten. Doch seitdem seine Eltern nicht mehr hier wohnten, kam ihm das Gebäude kalt und leblos vor. Er könnte zu seiner Frau raufgehen und ihr sagen, dass er zurück sei. Doch wie würde sie ihn ansehen? Sicher würde sie den Fächer vor ihr Gesicht heben und ihre Lider würden flattern vor Enttäuschung. Sie würde irgendeine unangenehme Bemerkung machen. *Der Krieg ist wirklich nicht jedermanns Sache*, oder *Gut, dass du in Sicherheit bist, mein Lieber*. Er wollte es nicht hören.

Also steuerte er den Nebeneingang an. Dort hatte er gleich im Erdgeschoss das neue Büro seiner eigenen Firma eingerichtet. Geschäftspartner konnten ihn besuchen, ohne durch seine Privaträume spazieren zu müssen.

Er schloss die Tür auf, schaute auf den einladend dastehenden Sekretär, seine Ordner und Bücher im Regal, atmete tief durch – und machte sich an die Arbeit. Er wollte erst wieder herauskommen, wenn er etwas vorzuweisen hatte, sagte er sich. Und umso tiefer er sich in die brachliegende Entwicklung des Eichelkakaos stürzte, desto besser fühlte er sich. Er würde das heißgeliebte Rezept seiner Mutter nutzen. Wenn er als Kind in den Ferien zu Hause gewesen war und sich nicht wohl gefühlt hatte, dann hatte sie ihm immer dieses wunderbar duftende Getränk aus Eicheln und Kakao zubereitet, das nach Geborgenheit und Sicherheit schmeckte und seinen Schmerz sofort linderte. Er hatte es als außerordentlich kräftigend in Erinnerung. Auf dem Schreibtisch lag bereits ein Brief für ihn bereit: Er war von Dr. Michaelis, dem Berliner Mediziner, mit dem er Mutters Rezept weiterentwickelt hatte. Das neue Getränk könnte gerade in den überfüllten Häusern Berlins wegen der großen Kindersterblichkeit bei Brechdurchfall

eine immense Nachfrage bedienen. In seinem neusten Brief bescheinigte der Arzt sogar, der Kakao könne Darmstörungen vorbeugen, vor allem in der heißen Jahreszeit. *Gerade für Kinder kann es ein hervorragendes Nähr- und Kräftigungsmittel sein*, schrieb er, und Nikolaus brummte zufrieden. Vielleicht würde sich dieser Tag ja doch noch zum Guten wenden. Ein Sonnenstrahl fiel durch das Fenster auf das Blatt Papier, und Nikolaus blinzelte. Wo gerade noch Schrift gewesen war, sah er nun rein gar nichts mehr. Nervös rückte er sich den Zwicker zurecht, doch daran lag es offenbar nicht. Wütend schlug er mit der Faust auf den Schreibtisch. Er rieb sich die Stirn, als es an der Tür klopfte.

»Wer ist da?«, rief Nikolaus unwirsch.

»Bitte … also … entschuldigen Sie, hier ist Doktor Baader«, drang eine Stimme von draußen herein.

Nikolaus warf den Zwicker auf den Tisch und stöhnte.

»Was wollen Sie?«

»Ich … habe Sie am Fenster gesehen! Es geht um Ihre werte Gattin. Also es ist … gut, dass Sie nicht mehr im Krieg sind, sehr gut sogar!«

Widerwillig richtete er sich auf und schwankte mit schmerzenden Knien zur Tür, um dem Doktor zu öffnen.

»Es ist … dürfte ich vielleicht …? Drinnen lässt es sich doch besser sprechen.« Der stets etwas verwirrte Arzt schaute freundlich zu ihm hinauf, und sein weißes Haar, das ihm in einem großen Büschel vom Oberkopf abstand, wehte im Wind.

»Natürlich, Doktor Baader«, brummte Nikolaus und ließ ihn eintreten. »Setzen Sie sich.«

Der Arzt sah sich um, stieß dann aus Versehen mit der Hüfte gegen den Besucherstuhl, entschuldigte sich vielmals und setzte sich endlich.

Nikolaus seufzte und ließ sich hinter seinem Schreibtisch nieder. »Was ist mit Maria, Herr Doktor?«

»Ihre Frau ist … nun, ich fürchte, ihr Zustand hat sich in den letzten Tagen verschlechtert, Herr Stollwerck.«

Nikolaus starrte ihn an. Und plötzlich schämte er sich entsetzlich. Seit seiner Schmach beim Militär hatte er nicht eine Sekunde an die Gesundheit seiner Frau gedacht. Dabei wusste er doch, wie Syphilis übertragen wurde. Er hatte selbst die Hautausschläge gesehen, die Maria vor einigen Monaten in den Handflächen bekommen hatte. Er hatte bemerkt, dass sie sich immer wieder krank fühlte und das Bett aufsuchte. Sogar den Kontakt mit ihrer Schwester hatte sie reduziert. Doch er hatte darüber nicht nachdenken wollen. Nun hielt er unwillkürlich den Atem an. Der Doktor wich seinem Blick aus.

»Es haben sich auf ihrer Haut … nun … ich habe leider mehrere Geschwüre feststellen müssen, besonders auf ihrem Kopf. Sie versucht, sie mit Perücken zu verdecken. Es ist die Syphilis, Herr Stollwerck. Meine Diagnose wollte ich aber zunächst mit Ihnen, ihrem Mann besprechen, bevor ich das arme Weib ängstige.«

»Ich danke Ihnen«, sagte Nikolaus leise. Der Arzt war glücklicherweise diskret.

Trotzdem fürchtete Nikolaus einen kurzen Moment, er könnte ihn auf die eigenen Symptome ansprechen. Schnell fügte er hinzu: »Es war genau richtig, dass Sie zuerst zu mir gekommen sind. Wie genau ist es um meine Frau bestellt?«

»Sie ist in einem … also, fortgeschrittenen Stadium. Ich kann nicht ausschließen, dass es von nun an schlimmer wird. Möglich ist beispielsweise eine, sagen wir, kognitive Verwirrung … Viele Patienten leiden unter, nun ja, impulsivem und geradezu wahnhaftem Verhalten.«

Einen Moment lang starrte er den Arzt erschrocken an. Am liebsten würde er ihn fragen, was genau das bedeuten würde und ob es ihn auch selbst ereilen könnte, doch gerade noch rechtzeitig bremste er sich. Er räusperte sich. »Meine Frau würde eine solche Diagnose sicherlich nicht gut auffassen. Ich wäre Ihnen daher sehr verbunden, wenn das unter uns bleiben könnte.«

»Natürlich, Herr Stollwerck.«

»Können Sie irgendetwas für sie tun?«

»Mit Ihrem, nun, Einverständnis leite ich eine Quecksilber-Therapie ein. In ihrem Fall wäre eine Einreibungskur angeraten. Perspektivisch würde ich dazu übergehen, es ihr unter die Haut zu spritzen.«

Nikolaus nickte langsam. »Danke.« Dann erhob er sich und geleitete den Doktor zur Tür. Kurz bevor der gehen konnte, fragte er ihn aber noch leise: »Würden Sie die … Medikation auch für mich vorbereiten?«

Doktor Baader nickte verständnisvoll. »Selbstverständlich, Herr Stollwerck.«

Sobald der Arzt gegangen war, tigerte Nikolaus im Büro auf und ab. Wenn er doch nur wüsste, welche Hure ihnen das angetan hatte! Er würde sie eigenhändig ins Klingelpütz werfen – oder Schlimmeres! Warum nur wurde diesen geldgierigen Dirnen nicht das Handwerk gelegt?

Um nicht vor Wut seinen Sekretär umzustoßen, stürzte er sich wieder in seine Korrespondenzen.

Es dauerte nur wenige Tage, bis er die Zusammenarbeit mit dem Arzt, die Gestaltung der Blechdosen und den Schriftzug *Dr. Michaelis Eichelkakao* organisiert und entworfen hatte. Sogar die Produktion konnte er mithilfe von Heinrichs rechter Hand planen: Der Schlosser Jakob, der für den Wehrdienst schon zu alt war, half ihm gern.

Nur selten bekam er in dieser Zeit seine Frau zu Gesicht, die sich meist in ihrem Zimmer einsperrte und nur zu besonderen Anlässen wie Familienessen herauskam. Sie trug dann aufwendig drapierte Perücken, und ihre Augen waren gerötet. Er wollte natürlich nicht behaupten, dass er für seine Frau große Gefühle hegte. Doch sie war die Mutter seines Kindes, und auch wenn sie ihm hin und wieder zu schnippisch und urteilend war – er war sich mehr als sicher, dass sie zumindest unschuldig in die Ehe mit ihm gegangen war. Er musste es gewesen sein, der sie angesteckt hatte. *Herr Jesus Christus, bitte verzeih mir*, flehte er stumm.

Um sich zu beruhigen, schlenderte er hin und wieder durch die Pralinenhalle und beobachtete Paula von Weitem. Sobald er sie sah, wie sie so vollkommen versunken,

brav und unschuldig Pralinen verzierte, ging es ihm ein wenig besser. In ihrer Gegenwart schien die Welt in Ordnung zu sein. Er stellte sich vor, ebenfalls in Stille zu versinken, und wurde ganz ruhig. Auf dem Weg nach draußen nahm er heimlich eine Praline an sich und steckte sie sich in den Mund. Und so schmeckten diese kleinen Besuche für ihn häufig nach dunkler, kräftiger Schokolade mit cremig nussigem Marzipan.

Als Nikolaus eines Nachmittags wieder mal in seinem Büro saß und sich über seine Papiere beugte, klopfte es an der Tür. Eigentlich erwartete er niemanden, dennoch sprang er beschwingt auf und öffnete.

»Herr Stollwerck. Schön, dass ich Sie hier antreffe.«

Vor ihm verschränkte ein Mann mit weit auseinanderstehenden Augen die Arme auf dem Rücken.

»Herr Mertens«, sagte Nikolaus leise und unterdrückte ein Seufzen. »Na, dann kommen Sie mal herein.«

Walter ging mit langsamen Schritten in Stollwercks Büro. Möglichst unauffällig betrachtete er das Familiengemälde an der Wand, das Franz Stollwerck mit seinen ältesten Söhnen zeigte. Allerdings hatte der Maler Franz' gewaltigen Bauch, Nikolaus' Hakennase und Peters Schmächtigkeit untertrieben. Nur Heinrich Stollwerck war ganz gut getroffen: Diese bierernste Miene verriet auch auf dem Gemälde, dass er sicher keinen Spaß verstand. Wenn Walter seine Nachricht überbracht hätte, würde Nikolaus dieses Bild hoffentlich mit der Schere bearbeiten wollen, um Franz Stollwerck herauszuschneiden, überlegte Walter und unterdrückte ein grimmiges Lächeln. Er würde währenddessen fröhlich ins Grüne rausfahren. Wilma hatte die wunderbare Idee gehabt, die Schwarzen Kriegsgefangenen zu besichtigen, die vor den Toren der Stadt in Zelten untergebracht waren. Er hatte davon in der Zeitung gelesen und war schon höchst gespannt auf diese Bestien in Menschengestalt. Es war doch ungeheuerlich, dass Frankreich sie tatsächlich im Krieg gegen Deutschland einsetzte … Kein Wunder, dass ein Nikolaus Stollwerck bei solcherlei Umständen nicht lange durchgehalten hatte.

»Ich hoffe, Sie erfreuen sich bester Gesundheit, Herr Stollwerck. Ich hörte, Sie sind vorzeitig nach Hause zurückgekehrt …?«, fragte er und kostete dabei jedes Wort aus.

»Danke der Nachfrage, es geht mir gut. Und Ihnen? Wurden Sie nicht einberufen?«, knurrte Nikolaus und funkelte ihn an. Ein unangenehmer Mensch, dachte Walter. Doch er würde sich sein Unbehagen keinesfalls anmerken lassen! Stattdessen würde er Nikolaus dazu bringen, sich selbst ganz unbehaglich zu fühlen. Er trat einen Schritt vor und lächelte süffisant.

»Selbstverständlich. Ich werde zu Pferd dienen, schon in zwei Tagen breche ich auf. Es ist mir eine Ehre, unser Vaterland zu verteidigen.«

»Was wollen Sie, Herr Mertens?«, fragte Nikolaus, während er ihm den Rücken zukehrte und sich dann hinter seinem Sekretär verschanzte.

Kurz sah Walter sich um – ihm war kein Platz angeboten worden. Doch das war auch

nicht weiter schlimm. Dann blieb er also stehen und baute sich vor Nikolaus auf. »Ich möchte noch einmal meine Freude über unsere enge Zusammenarbeit zum Ausdruck bringen. Der Mertens-Zucker und die Stollwerck-Schokolade harmonieren wirklich außerordentlich miteinander.«

»Mmh«, brummte Nikolaus und rieb sich die Augen. »Weiter?«

Walter kam noch einen Schritt näher. Dabei fiel sein Blick auf den Tisch: neben den wild durcheinanderliegenden Zetteln stand eine hohe Blechdose. In geschwungener Schrift prangte darauf *Dr. Michaelis Eichelkakao*. Und auf einem papiernen Etikettenentwurf daneben las Walter die Worte: *Vorbeugen ist besser als heilen.*

Während er weiter sprach, versuchte er, sich alles auf diesem Schreibtisch ganz genau einzuprägen.

»Wir haben Ihnen gern einen Kredit gewährt und sind Ihnen zugleich mit den Zuckerpreisen entgegengekommen, damit Sie Ihre eigene Firma aufbauen konnten, Herr Stollwerck.«

»Ja, danke«, knurrte Nikolaus und sah zur Tür. Doch so schnell würde er Walter nicht loswerden. Er wollte schon allein deswegen ein wenig mehr Zeit schinden, um alles über diesen Eichelkakao zu erfahren.

»Allerdings mussten wir mit großem Bedauern feststellen«, fuhr er langsam fort, »dass Sie mit Ihrer Schokoladenrezeptur, die die Firma Nikolaus Stollwerck so einzigartig macht, keinesfalls hinter dem Berg halten.«

Endlich sah Nikolaus ihn an. »Wovon sprechen Sie?«

»Nun, ich spreche von Ihrem Vater, Herr Stollwerck.«

»Was hat mein Vater damit zu tun?«

»Sie haben die Rezepte mit ihm geteilt. Er bereitet gerade seinerseits eine Schokoladenproduktion zu den gleichen Bedingungen wie Sie vor.«

»Er tut was?«

»Ach, das wissen Sie gar nicht?« Walter konnte sich das Grinsen nicht verkneifen.

»Das höre ich zum ersten Mal. Wie kommen Sie auf so eine Behauptung?«

»Ich habe meine Quellen. Dann muss er die Rezepte wohl gestohlen haben.«

Jetzt sprang Nikolaus von seinem Stuhl auf. »Mein Vater würde mich nicht bestehlen!«

»Würde er nicht?« Walter leckte sich nachdenklich über die Lippen. »An Ihrer Stelle würde ich das überprüfen.«

Dann nickte er ihm zu und wandte sich zur Tür. Bevor er den Raum verließ, drehte er sich aber noch einmal um.

»Ah, beinahe hätte ich es vergessen!«, behauptete er in genüsslichster Beiläufigkeit. »Ihre Schokolade ist nun leider nicht mehr einzigartig, die Bedingungen unserer Zusammenarbeit haben sich also drastisch geändert. Unter diesen Umständen werden Sie sicher verstehen, dass wir unsere Zuckerpreise für die Firma *Nikolaus Stollwerck* anheben müssen.«

Stollwerck funkelte ihn wütend an. »Ich kann durchaus auch über andere Raffinerien Zucker beziehen.«

»Das könnten Sie, da gebe ich Ihnen recht.« Er ließ sich viel Zeit, bevor er sagte: »Allerdings werden wir dann auch unseren Kredit innerhalb der nächsten zwei Wochen mitsamt Zinsen zurückfordern. Schließlich würden die Vertragsbedingungen Ihrerseits dann nicht mehr eingehalten. Können Sie denn so schnell zahlen?«

Nikolaus antwortete nicht, also nickte Walter ihm nur zu. »Einen schönen Tag noch«, säuselte er.

## 29. Kapitel

»Ich bin mir nicht sicher, ob sie dich sehen will.« Nikolaus taxierte Apollonia mit ernstem Blick. Zum ersten Mal fielen ihr die Schatten unter seinen Augen auf. Die Gläser seines Zwickers waren verschmiert, und zwischen seiner krummen Nase und dem Schnäuzer glänzten winzige Schweißtropfen. Unruhig huschte sein Blick hin und her.

»Du hast recht, sie wird bestimmt behaupten, dass sie keinen Besuch wünscht«, gab Apollonia zu. »Aber ich kenne meine Schwester. Maria braucht mich jetzt.«

Nikolaus nickte ein paar Mal. »Mich hat sie gebeten, sie erstmal allein zu lassen. Bitte erschrick nicht. Sie ist … in keinem guten Zustand. Doch Doktor Baader hat seine Therapie bereits eingeleitet. Er sagte, sie müsse sich bald besser fühlen.«

Apollonia atmete tief durch. Sie hätte schon viel früher herkommen sollen, fuhr es ihr durch den Kopf. Schon nach diesem einen Abendessen, bei dem Maria sich so seltsam verhalten hatte, hätte sie ihre Schwester allein besuchen sollen! Doch dann hatte sie diese Briefe bekommen und sich fürchterlich egoistisch verhalten.

»Weißt du, was genau ihr fehlt?«, fragte sie mit heiserer Stimme.

Schnell schüttelte Nikolaus den Kopf. »Es stehen wohl noch … einige Untersuchungen aus.« Nikolaus deutete die Treppe hinauf. »Gehen wir?«

Er führte sie in den ersten Stock und zog sich dann zurück.

Apollonia klopfte. Eine Antwort hörte sie nicht, dennoch trat sie ein.

Klein und blass lag Maria in ihrem Ehebett. Sie schien um Jahre gealtert zu sein. Ihre Haut war kalkweiß und ihre Augen dunkel umrandet. Apollonia erschrak, als sie sah, warum ihr die Haare der Schwester beim letzten Treffen so matt erschienen waren: Sie trug eine blonde Perücke, die nun im Liegen verrutscht war. Über der Schläfe prangte ein tiefrotes Geschwür.

Apollonia zwang sich dazu, trotz allem fröhlich zu lächeln.

»Hallo, meine liebe Maria. Darf ich?«, fragte Apollonia und deutete auf einen Stuhl neben dem Bett.

Doch Maria sagte kein Wort. Starr sah sie an Apollonia vorbei, als würde sie ihre Schwester gar nicht sehen. Nach kurzem Zögern ging Apollonia durch den Raum und setzte sich.

»Was ist passiert?«

Endlich drehte Maria ihr den Kopf zu. In ihren Augen glänzten Tränen. »Ich fühle mich wie ein Monster«, flüsterte sie.

Apollonia riss die Augen auf. Sie konnte nicht anders, als die Decke zurückzuschlagen, sich neben Maria auf das Bett zu setzen und sie so fest sie konnte an sich zu drücken.

»Du bist kein Monster«, wisperte sie immer wieder in ihr Haar, von dem die Perücke Stück für Stück hinabrutschte. »Egal, was passiert, du bist Maria Stollwerck, du bist meine Schwester, und du wirst wieder gesund.«

Der Besuch lastete schwer auf Apollonias Schultern. Was fehlte Maria nur? Wie lange

würde Doktor Baader brauchen, um ihr zu helfen? Vielleicht könnte ja auch Anna Sophia mit ihren Kräutern etwas tun! Noch am gleichen Tag sprach sie mit ihrer Schwiegermutter, und in den kommenden Wochen besuchten sie Maria täglich zusammen. Anna Sophia hängte Kräutersträußchen an Marias Bett, ließ ihr spezielle Tees kochen und behandelte ihre Geschwüre mit Tinkturen. Apollonia wusste nicht, ob es an Anna Sophias Behandlung oder an der Therapie durch Doktor Baader lag, aber mit der größten Erleichterung stellte sie fest, dass Maria allmählich etwas Farbe im Gesicht bekam. Manchmal benutzte sie sogar wieder ihren Fächer und tadelte Apollonia für ihre Begeisterung für Technik. »Du solltest dir nicht zu sehr den Kopf um die Schokoladenfabrik zerbrechen«, sagte sie mehr als einmal. »Dafür gibt es doch Fachmänner!«

»Wie wahr«, erwiderte Apollonia und versuchte, nicht allzu breit zu lächeln.

Denn während sie tagsüber für ihre Schwester da war, freute sie sich zugleich stets unbändig auf die Abende, an denen sie regelmäßig den kleinen Maschinenraum in der Schokoladenfabrik aufsuchte. Dort unterrichtete Herr König sie unermüdlich. Manchmal hatte sie den Verdacht, er hätte eigens für sie einen Kurs entwickelt, doch er beruhigte sie und erklärte, er würde sie lediglich die wichtigsten Stationen der Ausbildung durchlaufen lassen, die auch seine Lehrlinge absolvierten. Manchmal dozierte er über die unterschiedlichen Materialien des Rösters oder der Dampfmaschine, dann wiederum stellte er ihr allerlei Werkzeug sowie Fräs- und Löttechniken vor. Doch am liebsten hatte sie die Stunden, in denen sie an ihrem Entwurf arbeiteten. Er zeigte ihr, wo seine Schwachstellen lagen, und wie man vorging, um aus einer bloßen Zeichnung einen ausgeklügelten Plan zu machen.

Bereits am vierten Abend war ihr in der Fabrik einer von Heinrichs Schlossern begegnet. Überrascht blieb er im Gang stehen, zog seine Mütze vom Kopf und verbeugte sich. »Guten … Tag … Frau Stollwerck«, stammelte er. Er musste sie vor längerer Zeit schon einmal gesehen haben, als Heinrich sie noch in die Fabrik mitgenommen hatte. »Kann ich Ihnen … helfen?«

Apollonias Herz klopfte. Sie versuchte, möglichst selbstsicher zu wirken, während sie sagte: »Nein, vielen Dank. Einen schönen Tag noch«, und mit großen Schritten an ihm vorbeilief.

Seitdem traf sie immer wieder Mitarbeiter ihres Mannes im Vorübergehen. Manche grüßten beiläufig, andere sahen sie irritiert an. Herr König erzählte ihnen, dass er als Heinrichs Vertretung Frau Stollwerck Bericht erstatten sollte. Außerdem berichtete er davon, dass er ein Freund ihres Vaters sei, und sie daher alte Geschichten austauschten. Dennoch machte sich Apollonia Sorgen. Sobald Heinrich und Peter aus dem Krieg zurück waren, würden sie erfahren, dass Apollonia hier ein- und ausgegangen war. Und wenn es ganz schlimm lief, kam es Franz sogar schon jetzt zu Ohren. Oder Nikolaus! Er hatte zwar seine eigene Firma und war mit seinem Vater weiterhin zerstritten, doch hin und wieder sah er bei den Vertretern seiner Brüder nach dem Rechten. Trotz allem musste sie das Risiko eingehen und bei Königs Geschichte bleiben. Ihre gemeinsame Arbeit machte Apollonia viel zu glücklich, um nun wieder

damit aufzuhören.

Eines Morgens erwachte Apollonia mit einem festen Entschluss. Manchmal ist Angriff die beste Verteidigung, dachte sie. Sie würde mit der Hilfe des Ingenieurs ihre mittlerweile immer ausgeklügelteren Pläne in die Tat umsetzen und diese Maschine tatsächlich bauen. Wenn sie so funktionierte, wie sie sich das vorgestellt hatte, dann würde sie der Fabrik einen großen Vorteil verschaffen. In diesem Fall würde Apollonia ihrem Mann und ihren Schwagern die Wahrheit sagen. Sie würde gestehen, dass sie etwas erfunden hatte. Vielleicht würde Heinrich sie dann wieder respektieren und mit ihm arbeiten lassen! Schon allein die Vorstellung erfüllte sie erneut mit einer unbändigen Kraft. Sie schwebte beinahe durch die kommenden Wochen, in denen sie unermüdlich mit Herrn König tüftelte und werkelte.

Wenn sie nach Hause kam und die kleine Bertha in die Arme schloss, war sie zwar mit Maschinenöl verdreckt und müde, aber auch überglücklich. Sie sang der Kleinen leise und schief Lieder vor oder erzählte ihr flüsternd von ihrem Tag.

So könnte das Leben bleiben, dachte sie manchmal – und fühlte sich dann ganz schrecklich, da Heinrich doch sicher sehr litt, während sie ihren neuen Alltag genoss. Spätestens am Abend, wenn das Haus ruhig geworden war und die Geschäftigkeit von ihr abfiel, musste sie an ihn denken. Wie gern hätte sie ihn jetzt bei sich – trotz allem, was zwischen ihnen schiefgegangen war. Hoffentlich war er in Sicherheit! Dieser dumme Krieg, dachte sie wütend. Die Gefahr eines Gefechts hing mit jedem Tag drohender über der Stadt. Die Straßen waren voller Soldaten, überall marschierten und patrouillierten sie, ständig wurde von gewonnenen Schlachten an der Grenze und von strategischen Märschen gesprochen. Noch hielt Preußen die Franzosen auf Abstand. Doch wie lang könnte die Stadtmauer sie alle schützen? Und wie sehr müssten sie leiden, wenn die Stadt tatsächlich belagert würde?

Glücklicherweise konnte Apollonia ihre Sorgen mit der Hilfe des kleinen Königs vergessen. Sobald sie zwischen den Teilen der Maschine stand, die sie mit ihm baute, dachte sie kaum noch an den Krieg und ihre Sehnsucht nach Heinrich, dann gab es nur Eisen, Metall und Holz. Mit Öl und Ruß verschmutzt entwarf sie ein Teil nach dem anderen, ließ sie von den Arbeitern fertigen und zusammensetzen. Sie spürte, dass sie stark war. Sie brauchte nichts und niemanden, solange sie ihrer Leidenschaft nachgehen konnte. Außer vielleicht Herrn König, dachte sie mit einem Lächeln, während er sie eines Tages dabei anleitete, die kleine, abschließende Walze am unteren Ende ihrer Maschine selbst festzuschrauben.

»Sie ist so gut wie fertig«, erklärte er.

Apollonia nickte begeistert. »Wir müssen nur noch die Dampfmaschine anschließen und das Vorwalzgut hineinleiten.«

»Ganz genau.«

»Schaffen wir das heute noch?«

Der kleine König lachte. »Unmöglich, meine Liebe! Wissen Sie, wie spät es ist? Ich bin ein alter Mann, ich brauche meinen Schlaf! Wir machen morgen weiter. Aber ich verspreche Ihnen, morgen hauchen wir Ihrer Erfindung Leben ein.«

In der Nacht konnte Apollonia kaum schlafen. Am nächsten Tag hüpfte sie beinahe an den Schaufenstern der gläsernen Fabrik vorbei, trat mit einem stolzen Lächeln durch das Tor und grüßte Herrn Simon überschwänglich. Ihr stand ein denkwürdiger, ein großer Moment bevor, dachte sie, während sie in den Verschlag des Pförtners schaute. Seltsam, dachte sie dann. Er grüßte nicht wie sonst freundlich zurück, sondern starrte erschrocken auf ihre Körpermitte – und wurde fürchterlich rot.

»Frau … Stollwerck«, stammelte er und wich Ihrem Blick aus. »Ich wünsche Ihnen einen … guten … Tag.«

Doch gut würde dieser Tag nicht mehr werden, das wusste sie schlagartig. Auch ihr eigenes Gesicht fühlte sich mit einem Mal ganz heiß an. Vor Scham wäre sie am liebsten im Boden versunken. Sie hatte an diesem Morgen gedankenlos eines ihrer weniger weiten Kleider gewählt. Da ihr Bauch während ihrer ersten Schwangerschaft kaum aufgefallen war, hatte sie auch diesmal angenommen, es würde schon niemand Verdacht schöpfen. Doch anscheinend war sie zu lange optimistisch gewesen.

War Herr Simon der erste, der ihre Schwangerschaft bemerkt hatte? Oder hatten sie auch andere Arbeiter der Schokoladenfabrik durchschaut? Wie würde man nun von ihr und der Familie Stollwerck denken? Ihr wurde schrecklich übel. Unter diesen Umständen konnte sie keinesfalls noch einen weiteren Schritt in die Schokoladenfabrik setzen.

»Ich … habe noch etwas vergessen«, behauptete sie mit schriller Stimme und machte auf dem Absatz kehrt. Auf dem gesamten Heimweg starrte sie auf ihre Füße. Sie sah nicht einmal hoch, hoffte, dass niemand sie und ihren Bauch sähe, riss endlich ihre Haustür auf und schloss sich danach stundenlang in ihrem Schlafzimmer ein.

Es dauerte noch mehrere Monate, bis ihr zweites Kind geboren werden sollte. Und in all der Zeit war sie zur Häuslichkeit verdammt. Zum Glück schrieb ihr der kleine König einen beruhigenden Brief, in dem er ihr versicherte, dass ihre Erfindung kurz vor dem Durchbruch stehe, ihr aber nicht weglaufe. Die Maschine warte auf sie, und Apollonia könne sich ganz entspannt auf ihr Kind konzentrieren. Sobald sie wieder in der körperlichen Verfassung dafür sei, würden sie ihr Projekt gemeinsam fertigstellen. Zudem schickte er ihr Bücher, mit denen sie sich auch daheim weiterbilden konnte. Sobald Besuch kam, verbarg sie diese unter dem Sofa.

Anna Sophia brachte ihr beinahe täglich stärkende Tees vorbei, und erzählte ihr Geschichten über ihre Söhne, aus einer Zeit, in der sie noch Kinder gewesen waren. In ihren Augen sah Apollonia so viel Angst um Heinrich und Peter, dass sie es kaum ertragen konnte. Auch Marias Stimmung war nicht gerade die beste, nichtsdestotrotz freute sich Apollonia unbändig, wenn auch sie vorbeikam. Mittlerweile ging es ihr so gut, dass sie wieder aufstehen konnte. Sie trug noch Perücken und versteckte den Ausschlag an ihren Händen unter Handschuhen, aber immerhin waren die Geschwüre an ihrem Kopf leicht zurückgegangen, so dass die Schmerzen erträglicher geworden waren.

Apollonia sehnte die Geburt regelrecht herbei. Und als sich ihr zweites Kind dann

endlich mit aller Heftigkeit ankündigte, hatte sie keine Angst. Sie brachte es fern ihres Mannes, aber mit der Unterstützung ihrer Schwiegermama zur Welt. Apollonia gab ihr den Namen Sophie und war sich sicher, dass Heinrich einverstanden wäre. Während sie so dalag, mit ihrem wunderschönen Kind auf der Brust, und müde den Kopf ins Kissen sinken ließ, sah sie mit einem Mal sein Gesicht gestochen scharf vor ihrem inneren Auge. Ob er ihre Liebesgabe wohl bekommen hatte? Ob er heute an sie und ihr Mädchen dachte? Wie schön wäre es, wenn er die Geburt auch in der Ferne ein wenig spüren könnte!

Plötzlich hatte sie Tränen in den Augen. Anna Sophia drückte ihre Hand. »Er wird sicher wohlbehalten zurückkommen«, flüsterte sie, und Apollonia ahnte, dass sie es auch ein wenig zu sich selbst sagte.

Apollonia versuchte, tapfer zu nicken. Sie wünschte sich nichts mehr, als dass der Frieden endlich beschlossen würde. Preußen hatte im Krieg schon große Erfolge gefeiert. In der Zeitung hatte sie gelesen, dass vor den Toren der Stadt Tausende Kriegsgefangene aus Frankreich in Lagern untergebracht waren. Vor allem einige Hundert Afrikaner unter ihnen lösten eine wahre Ausflugsbegeisterung der Kölner aus. Sie konnte die Neugier auf unbekannte Menschen ja gut verstehen. Doch wenn sie sich vorstellte, dass der junge Arbeiter Nuno besichtigt werden würde wie ein Tier, drehte es ihr den Magen um. Sie versuchte, darüber nicht weiter nachzudenken. Schließlich war es für Heinrich ein gutes Zeichen, dass Preußen die Oberhand zu haben schien. Und dann war vor wenigen Tagen, am 18. Januar 1871, auch noch das Deutsche Reich gegründet worden. Im Versailler Spiegelsaal wurde der preußische König Wilhelm I. zum Deutschen Kaiser proklamiert. Die süddeutschen Regierungen hatten sich also mit dem Norddeutschen Bund zusammengeschlossen – Frankreich musste das doch einschüchtern!

Wie würde es Heinrich gehen, wenn er aus dem Krieg käme? Wie würde er sein zweites Kind anschauen? Was würde er wohl sagen, wenn er feststellte, was Apollonia in der Zwischenzeit gelernt hatte? Wäre er wütend oder beeindruckt? Nachdenklich streichelte sie das Köpfchen der kleinen Sophie.

Eine Woche später konnte sie das Wochenbett verlassen und mit Sophie auf dem Arm die ersten Streifzüge durch das Haus unternehmen. Sie genoss ihre Nähe und war gleichzeitig dankbar dafür, dass die Amme an ihrer Seite war. Und knapp zwei Monate nach der Geburt besuchte sie abends zum ersten Mal wieder die Schokoladenfabrik.

»Frau Stollwerck, wie schön, Sie wiederzusehen«, grüßte Herr Simon und lächelte breit. »Ich sehe, Sie sind wohlauf?«

Bei dem Gedanken daran, wie er sie beim letzten Mal angesehen hatte, wurde sie wieder rot. Doch sein herzlicher Gesichtsausdruck beruhigte sie ein wenig.

»Es geht mir bestens, vielen Dank«, antwortete sie und betrat den Innenhof. Tief atmete sie ein. Es duftete nach Kohle, Dampf und einem Hauch von Schokolade. Wie sehr sie diesen Ort vermisst hatte! Sie lief hinüber zu der kleinen Tür, die sie vor der Geburt so häufig genutzt hatte, den Gang hinunter und bog in Richtung der

Maschinenräume ab. Gerade wollte sie den Raum betreten, den sie mittlerweile fast als ihren eigenen betrachtete, da bemerkte sie, dass die Tür abgeschlossen war. Sie hatte Herrn König doch geschrieben, dass sie heute wiederkommen wollte. War ihm etwas dazwischengekommen? Sie sah den Gang hinunter – niemand war zu sehen. Sie lauschte. Für die Uhrzeit war es ungewöhnlich ruhig in der Maschinenfabrik. Vielleicht fand heute ein Fest statt, für das die Mitarbeiter frei bekommen hatten? Nein, dachte Apollonia, das war während des Krieges mehr als unwahrscheinlich. Nachdenklich lief sie an der Maschinenfabrik vorbei und hörte auch hier nichts. Vielleicht sollte sie Herrn Simon fragen, ob alles in Ordnung war? Da hörte sie mit einem Mal von draußen einen Schrei. Erschrocken hielt sie inne. Kam das etwa aus der Schokoladenfabrik im Vorderhaus? Ohne nachzudenken lief sie los, den Gang zurück, bis zur Tür, hinter der sie den Ursprung des Geräuschs vermutete. Hier hielt sie inne. Was wollte sie überhaupt tun? Da drin waren sicherlich viele Arbeiter, die sich gegenseitig helfen würden, wenn tatsächlich etwas geschehen sein sollte. Sie sollte wieder gehen. Doch da hörte sie erneut erschrockene Rufe, und ohne weiter darüber nachzudenken, riss sie die Tür auf.

Ihr Blick fiel auf eine Handvoll Arbeiter, die um den großen Melangeur herumstanden. Als Apollonia eintrat, sahen sie sich zu ihr um, und sämtliche Münder klappten auf. Einer von ihnen war Kaspar, auch Nuno befand sich unter ihnen.

»Frau … Stollwerck«, stammelte er erstaunt.

Doch Apollonia hatte kaum Augen für die Männer. Erschrocken sah sie vor allem den Melangeur an. Eine seiner zwei am Dreharm angebrachten Walzen war in der Mitte gebrochen, und der Kessel darunter hatte einen großen Riss.

»Können … wir Ihnen helfen?«, fragte ein dünner Mann, den sie als Herrn Henn wiedererkannte.

»Ich bin auf der Suche nach Herrn König«, sagte sie langsam, und sah sich dabei weiter im Raum um. Sie war zwar lange nicht hier gewesen, doch sie erinnerte sich Wort für Wort an sämtliche Beschreibungen des Ingenieurs. Wohin sie auch blickte, sofort hatte sie Herstellung, Funktion und Schwachstellen der einzelnen Apparate im Kopf. Zudem hatten sie einige der Maschinen bereits im Hinterhaus zur Reparatur und Wartung gehabt, sie kannte sie also gut – und wusste sofort, was hier alles nicht stimmte. An der Butterpresse fehlten einige Rädchen, die Regulatorstange war eindeutig fahrlässig behandelt worden, und warum lag die Abdeckung des Rösters auf dem Boden? Auch die Schälmaschine stand still.

»Herr König hat sich schon vor Wochen krank gemeldet«, sagte ein Mann mit einem runden Bauch und einem weißen Schnäuzer.

»Und uns hat er hier mit dem Mist allein gelassen«, fluchte ein von Ruß völlig verdreckter, großer Kerl.

»Bist du wohl still, Werner?«, fuhr ihn Henn an.

»Herr König ist krank?«, fragte Apollonia erschrocken. »Es ist doch nichts Ernstes, oder?«

»Wir wissen leider nichts Genaues, Frau Stollwerck«, brummte Kaspar.

»Und wer übernimmt in seiner Abwesenheit die Vertretung?«

Der rußige Werner lachte auf. »Vertretung? Die jungen Männer sind alle im Krieg, gnädige Frau! Und bei den alten ging die Scheißerei um. Nur manchmal schaut Stollwerck Senior höchstpersönlich vorbei. Als ob das irgendetwas bringen würde …«

»Wirst du wohl still sein, Werner!«, zischte Henn.

Erneut sah sich Apollonia um. »Hier sind sämtliche Maschinen kaputt.«

»Richtig!«, rief Werner. »Ha! Eine Frau erkennt das besser als der alte Stollwerck!«

»Werner, Herrgott nochmal!« Wütend stieß Henn ihn an.

»Stollwerck Senior hat für übermorgen eine Schokoladenlieferung zugesagt«, murmelte Nuno. »Aber keiner weiß, wie wir mit diesen Maschinen und so wenigen Männern irgendetwas herstellen sollen.«

Nachdenklich sah sich Apollonia um – und hatte einen Einfall. Sie wusste, dass er anmaßend und völlig unpassend war. Und doch …

»Ist einer von Ihnen Schlosser?«, fragte sie mit nachdenklicher Stimme.

Der mit dem weißen Schnäuzer meldete sich.

»Das ist Jakob«, erklärte Nuno mit vielsagendem Blinzeln.

»Ah, Jakob, schön Sie persönlich kennenzulernen!« Sie lächelte. Er war der Mann, der ihre Nachricht an Herrn König überbracht hatte! Und jetzt fiel ihr auch ein, dass sie ihn schon einmal gesehen hatte. Er war der Erste gewesen, dem sie im Gang vor der Maschinenfabrik begegnet war. Ein Freund, dachte sie, und mit einem Mal spürte sie ein warmes Gefühl von Zuversicht in sich aufkeimen. Gleichzeitig prickelte ihr Nacken vor Aufregung. Sie sah erst Nuno, dann Kaspar an. Müde, aber aufmerksam erwiderten sie ihren Blick.

»Ist einer von Ihnen zufällig auch noch Mechaniker?«, fragte sie weiter.

Der Rußige meldete sich. »Immer zur Stelle, gnädige Frau«, sagte er und parodierte ein Salutieren.

»Sehr gut. Es wird Ihnen jetzt vielleicht etwas … ungewöhnlich erscheinen«, sagte sie langsam und vorsichtig. »Aber Herr König hat mich unterrichtet, und ich weiß, wie wir die wichtigsten Maschinen bis morgen Mittag wieder zum Laufen bringen.«

Einen Moment lang starrten sie alle fassungslos an. »Wie bitte?«, krächzte Henn.

»Sie wollen …«, stammelte Jakob.

Und Werner prustete los. »Das ist das Witzigste, was ich seit Langem gehört habe!« Er schlug sich auf die Schenkel.

»Für die, die mich noch nicht kennen: Ich bin die Frau des Geschäftsleiters Heinrich Stollwerck und in Maschinenbau ausgebildet.«

Werner lachte immer lauter. Nun huschte auch über Jakobs und Henns Gesicht ein belustigtes Schmunzeln. Hilfesuchend sah sie zu Nuno und Kaspar, die ratlos herumstanden. Langsam schwand Apollonias gerade erst aufgekeimter Mut. Was hatte sie sich nur gedacht? Sie biss die Zähne aufeinander. Schon zum zweiten Mal überkam sie an diesem Ort eine heftige Scham. Was wollte sie hier? Sie gehörte hier nicht hin. Sie war eine Frau, und sie sollte jetzt nach Hause gehen. Sie schluckte und drehte sich um.

Da hörte sie Kaspar hinter sich knurren: »Werner, hör sofort auf zu lachen.«

»Wenn es aber doch so witzig ist!«, rief Werner und prustete weiter.

»Es ist ganz und gar nicht witzig«, sagte jetzt auch Nuno mit entschiedener Stimme.

Erstaunt drehte sich Apollonia zu den Männern um.

»Nuno und Kaspar haben recht, Werner. Halt den Mund«, brummte Jakob. »Die Frau Stollwerck ist wochenlang täglich bei Herrn König gewesen. Du weißt doch selbst, dass er ihr Bericht erstattet hat. Willst du Herrn Stollwerck erklären, warum du ihren Anweisungen jetzt nicht Folge geleistet hast, sobald er aus dem Krieg zurück ist?«

Bei den Worten verstummte Werner schlagartig. »Aber … Frau Stollwerck kann doch nicht …«

Mit einem Mal spürte Apollonia wieder den alten Stolz in sich. Sie musste an das denken, was Herr König ihr geschrieben hatte: *Ich wüsste nicht, wer besser veranlagt sein könnte als Sie. Ihr Vater hat recht gehabt.* Und dann dachte sie an die Worte ihres Vaters: *Du bist ein Wunderkind.*

Entschlossen reckte sie das Kinn und sagte: »Schaffen Sie den Melangeur und die Röstmaschine in die Maschinenhalle. Alles, was wir brauchen, ist dort. Bitte entschuldigen Sie, aber ich denke, das wird heute ein langer Abend für uns alle.«

Sie arbeiteten unermüdlich bis in die frühe Nacht hinein. Anfangs waren die Männer noch skeptisch und sahen sich bei jeder Anweisung zweifelnd an. Doch als sie merkten, dass Apollonia tatsächlich schnell einen ausgeklügelten Plan für sämtliche Schäden erstellt hatte, die Arbeitskräfte klug verteilte, an alles dachte und jeder Handgriff zum gewünschten Erfolg führte, vergaßen sie scheinbar, dass sie eine Frau war. Unter Apollonias Regiment reparierten sie zunächst die Röstmaschine und die Butterpresse. Den Melangeur und die Schälmaschine nahmen sie sich für den nächsten Morgen vor. Zwar ging Apollonia ein Risiko ein, wenn sie die Schokoladenfabrik am Tag besuchte. Doch sie mussten die Maschinen unbedingt rechtzeitig fertigstellen, und am späten Abend schwanden die Kräfte der Männer zusehends. Würde der Auftrag platzen, würden sie einen einflussreichen Kunden verlieren.

Am frühen Morgen fragte Apollonia den Pförtner, ob er etwas von Herrn König gehört habe. Doch der verneinte bedauernd. Hoffentlich litt er nicht unter einer ernsten Krankheit, dachte sie, schließlich war der kleine König nicht mehr der Jüngste. Doch sie wollte sich keinesfalls vorstellen, dass ihm etwas zugestoßen sein könnte. Stattdessen lief sie voller Tatendrang hinüber zur Maschinenhalle, in die sie die Arbeiter von gestern bestellt hatte. Tief atmete sie ein. Sie konnten das schaffen, sagte sie sich. Gestern war es schon so gut gelaufen, und heute würden sie dieses Projekt zu einem erfolgreichen Abschluss bringen. Mit beiden Händen öffnete sie die breite, zweiflügelige Tür. Und stellte fest, dass einzig Kaspar, Nuno und Jakob dort auf sie warteten.

»Guten Morgen!«, rief sie. »Die anderen sind noch nicht da?«

Kaspar kratzte sich am Kopf und sah Nuno an. Der wich ihrem Blick aus und sagte: »Sie weigern sich, wieder herzukommen.«

Apollonia legte den Kopf schief. »Was soll das bedeuten?«

Dabei ahnte sie es schon. Gestern waren die Männer überrumpelt gewesen. Sie hatten sich mitreißen lassen. Doch eine Nacht Schlaf hatte wohl ausgereicht, um sie zur Besinnung zu bringen. Apollonia sackte ein wenig in sich zusammen. Wieso sollten sie auch unter einer Frau arbeiten? Natürlich hatten sie durchschaut, dass Apollonia überhaupt kein Recht dazu hatte, ihnen Anweisungen zu geben.

»Sie glauben, sie sollten nicht …«, murmelte Nuno. »Sie haben Angst, jemand könnte es ihnen schlecht auslegen, wenn sie …«

»Ach!«, Jakob winkte ab. »Vergessen Sie die Feiglinge, Frau Stollwerck. Wir kriegen das auch ohne die hin! Oder nicht?«

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Da … bin ich mir nicht sicher.« Lange atmete sie aus. »Wir haben keinen Mechaniker mehr. Aber das ist nicht das Schlimmste. Sie könnten vielleicht auch, Jakob … Aber wir bräuchten mehr Hände, um den großen Kessel herauszulösen.«

Einen Moment lang stand Apollonia mutlos mitten im Raum.

»Sie brauchen mehr Hände?«, knurrte Kaspar auf seinem Grashalm kauend.

Apollonia nickte.

Mit zusammengekniffenen Augen sah er sie an. »Einen Moment. Ich habe eine Idee.« Mit diesen Worten durchschritt Kaspar den Raum.

Während sie auf ihn warteten, ging Apollonia im Kopf all die Handgriffe durch, die sie würden tun müssen. Sie überlegte schon, welche Hilfskonstruktion die fehlenden Männer ersetzen würde. Die Materialien dafür könnte sie sich vielleicht nebenan heraussuchen, aber es bräuchte Menschen, um sie zu stützen.

In dem Moment ging die Tür wieder auf, Kaspar kehrte zurück und winkte eine Handvoll Stollwerckmädchen herein. Er grinste Apollonia schief an. »Wenn uns schon eine Frau rettet …« Er zwinkerte.

Apollonia betrachtete die Mädchen staunend. Sie waren allesamt groß und kräftig gebaut, sie wirkten, als könnten sie anpacken – nur zwei von ihnen stachen ein wenig heraus. Sie waren schmaler und hatten ausnehmend hübsche Gesichter. Die eine war blond, die andere hatte tiefschwarzes glattes Haar.

»Darf ich Ihnen meine Tochter vorstellen, Frau Stollwerck?«, fragte Kaspar mit vor Stolz geschwellter Brust und zeigte auf das blonde Stollwerckmädchen. »Das ist Lina Rockstroh.«

Apollonia klappte der Mund auf. »Ich dachte, Sie hätten sie … verloren?«

»Ich habe sie wiedergefunden. In der Fabrik. Ist das zu glauben?« Glücklich strahlte Kaspar.

Apollonia schüttelte den Kopf. »Nein, wie schön!«, rief sie aus. »Guten Tag, Fräulein Rockstroh.«

Das Mädchen erwiderte ihr Lächeln, sagte aber nichts.

»Sie ist taub, Frau Stollwerck«, erklärte die Schwarzhaarige neben ihr. »Wenn Sie etwas zu ihr sagen wollen, sagen Sie es mir. Mein Name ist Luana. Ich kann übersetzen.«

»Oh.« Ein wenig betreten nickte Apollonia. »Angenehm, Luana. Sagen Sie ihr bitte,

dass ich froh bin, euch hier zu haben.«

Erstaunt beobachtete Apollonia die Handzeichen, die Luana in die Luft malte. Dann riss sie sich von diesem Anblick los, sah sich um und schaute in lauter unsichere, fragende Gesichter. Sie holte tief Luft und begann, die nächsten Schritte zu erklären. Jedem und jeder gab sie eine Aufgabe, und bald brach eine große Geschäftigkeit aus. Die Männer stemmten den schweren Kessel, die Frauen packten mit an, schoben Bretter und Rollen darunter, um ihn zu transportieren. Es wurde getragen, geschoben, gestemmt, gelötet, gefräst und geschraubt. Allmählich verdreckten die weißen Kleider der Stollwerckmädchen, und Schritt für Schritt wurde ein Mangel nach dem anderen behoben.

Sie waren beinahe fertig, als die Tür erneut aufschwang. Waren Herr Henn oder Werner doch noch gekommen? Halb drehte sie sich um und wollte gerade schon fragen, ob sie endlich auch mit anpacken wollten, da weiteten sich vor Schreck ihre Augen.

»Franz …«, flüsterte sie.

Stollwerck Senior stand verdattert in der Tür. Außer ihr hatte noch niemand den Eintretenden bemerkt. Lina und Luana polierten gerade den frisch angebrachten Kessel, die anderen Stollwerckmädchen schraubten kleine Rädchen an einer Maschine fest, Kaspar und Nuno hatten sich tief über die Granitwalzen des Melangeurs gebeugt, und Jakob besah sich die Butterpresse von unten.

Apollonia selbst kniete gerade vor einem Mischapparat. Nun sprang sie auf, klopfte sich notdürftig den Dreck vom Kleid und ging auf ihren Schwiegervater zu. Er starrte sie an, als würde er diesem Anblick nicht trauen.

»Hallo Franz«, sagte Apollonia mit zitternder Stimme.

Erst musterte er ihr öliges Kleid, dann trat er einen Schritt vor und starrte an ihr vorbei auf die Stollwerckmädchen, die sich an den Maschinen zu schaffen machten.

»Was ist denn hier passiert?«, rief er.

Nun wirbelten sämtliche Köpfe zu ihm herum. Vor Schreck ließen die Frauen Poliertuch, Schraubenzieher oder Hammer fallen. Jakob kratzte sich verlegen den Kopf, Kaspar stemmte die Hände in die Hüften und sah wie Nuno betreten auf den Fußboden.

Apollonia schlug das Herz bis zum Hals, ihr brach der Schweiß aus. »Die Männer sagten, du hast einer wichtigen Lieferung bis morgen zugesagt«, erklärte sie kleinlaut. »Doch die Maschinen waren kaputt. Und da haben wir alle mit angepackt, um sie … wieder zum Laufen zu bringen.«

Angespannt sah sie in sein Gesicht.

Franz blinzelte. Er wirkte furchtbar zerstreut, während er sagte: »Henn war bei mir. Er meinte, ich müsste jemanden rauswerfen. Und die Mädchen … fehlen sie nicht in der Pralinenhalle? Henn hat recht. Ich sollte sie entlassen. Sie können doch nicht einfach …«

Apollonia klappte der Mund auf. Dann trat sie einen energischen Schritt auf ihren Schwiegervater zu und fasste ihn am Unterarm.

»Nein, Franz. Sie können nichts dafür. Es ist meine Schuld. Ich musste sie um Hilfe bitten. Wenn die Maschinen nicht wieder laufen, gibt es in der Pralinenhalle bald nichts

mehr zu tun! Frauen gibt es im Vorderhaus genug, aber viele Männer sind im Krieg oder krank. Hier hinten fehlte es an Arbeitskraft. Ich hatte keine andere Wahl.«

Endlich sah Franz nicht mehr vollkommen überfordert im Raum umher, sondern Apollonia ins Gesicht. Jetzt, da sie so nah vor ihm stand, bemerkte sie, wie alt er aussah. Graue Bartstoppeln sprießten auf seinen einfallenden Wangen. Seine Haut war schlaff und faltig geworden. Er runzelte die Stirn, als suchte er in ihrem Anblick eine Lösung dieses Rätsels. Dann veränderte sich sein Gesichtsausdruck mit einem Mal. Seine Brauen hoben sich und zeigten steil nach oben, die Augen wirkten vergnügt, leise lachte Franz auf und rieb sich das Kinn. »Da hast du natürlich recht, meine Liebe«, rief er aus. Die Fröhlichkeit, die mit einem Mal in seiner Stimme lag, hatte etwas Unheimliches. Sie passte überhaupt nicht zu diesem Augenblick. »Na dann – noch gutes Gelingen!«

Er tippte sich an seinen Zylinder, grüßte und wandte sich zum Gehen. Mit offenem Mund starrte Apollonia ihm nach. Und während er durch die Tür trat, bemerkte sie, dass er den rechten Schuh am linken Fuß trug – und umgekehrt.

»Julius?«, rief Cartharina über ihre Schulter. »Sieh dir das einmal an!«

Sofort eilte ihr Mann herbei und bot ihr den Arm. »Was ist denn, C. M.?«, fragte er mit einem Grinsen und küsste sie aufs Haar.

»Dort, hast du so etwas schon mal gesehen?«

Sie standen an dem kleinen Bahnhof, nicht weit von ihrem neuen Haus entfernt, und warteten auf den Zug, mit dem sie zu Maria und Theodor fahren wollten. Die Sonne schien, der Himmel war blau, und die Welt erschien Cartharina riesengroß und verheißungsvoll. Sie genoss ihr neues Leben in New York in vollen Zügen. Mit ihrer Tante verstand sie sich so gut, dass sie Maria und Theodor regelmäßig besuchte. Über sie hatte sie sogar schon neue Freundinnen kennengelernt. Sie waren zwar allesamt älter als Cartharina und sprachen so schnelles Englisch, dass sich Cartharina konzentrieren musste, um alles zu verstehen, doch sie fühlte sich wohl in Anwesenheit der Damen. Immer wieder ermutigten die Jüngeren sie dazu, ihnen etwas auf dem Klavier vorzuspielen oder von Köln zu erzählen. Auch Julius erschien ihr zufrieden. Die Arbeit forderte ihn, doch er genoss die Herausforderung und erzählte ihr an den Wochenenden, wenn sie gemeinsam ins Grüne hinausfuhren, das Theater besuchten oder einem Empfang bei Tante und Onkel beiwohnten, ganz begeistert von seinen Erfolgen.

»Was meinst du?«, fragte Julius sie jetzt.

»Da, dieses Gerät.« Sie zeige auf einen roten, länglichen Kasten, der mitten auf dem Bahnhofsvorplatz aufgestellt worden war. Gerade machte sich eine Familie daran zu schaffen.

»Hier einwerfen«, sagte der Vater auf Englisch. Sein Sohn streckte langsam die Hand aus und folgte seiner Anweisung. Es klimperte und ratterte leise, dann lachte das Kind vergnügt auf.

»Und jetzt hier ziehen«, sagte der Vater.

»Was für ein herrlicher Automat«, zwitscherte die Mutter und tätschelte dem Kind den Kopf, während es etwas hinter einer Klappe hervorzog. Mit strahlenden Gesichtern entfernten die drei sich.

Julius schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Idee, was das sein könnte.«

Neugierig traten sie näher. Nun sah Cartharina, dass in der Mitte des Kastens ein kleiner Spiegel angebracht war. Darunter hing ein Schild, auf dem in englischer Sprache stand:

*Gebrauchsanweisung.*
*1. Münze einwerfen.*
*2. Abwarten, bis Geld herabgefallen, erst dann*
*3. Zugstange ganz herausziehen.*

Zu beiden Seiten des Schildes waren Münzschlitze angebracht. Beschriftet waren sie mit: *Zwei Rollen Saure Drops*, *Schokolade*, *Bonbons*, *Pfefferminz* und *Mandel-Dessert*.

»Ist das so etwas wie ein … Süßigkeitenautomat?«, fragte Cartharina.

»Es sieht so aus!« Julius schien ebenso beeindruckt wie sie selbst. »Worauf hast du Lust?« Schon kramte er nach einer Münze.

»Schokolade«, sagte Cartharina prompt und strahlte.

Julius trat vor, warf Geld in den dafür vorgesehenen Schlitz, wartete kurz und zog dann an einem Knauf. Nun purzelte etwas in das Fach am unteren Ende des Kastens. Julius schob die Hand hinein und nahm es heraus.

»Was es alles gibt«, flüsterte Cartharina andächtig und nahm die Süßigkeit in die Hand. »Unglaublich.«

Während sie die Schokolade aus dem Papier wickelte, musste sie an Apollonia denken. Wie ihre Augen beim Anblick einer solchen, öffentlich zugänglichen Maschine leuchten würden! Sie besah sich die kleine dunkelbraune Tafel, schloss die Augen und sog den Duft der Schokolade tief ein. Ein bisschen wie Zuhause, ein bisschen wie die unbekannte Ferne, überlegte sie. Andächtig biss sie hinein. Sie bemerkte noch, dass die süße Masse nicht nur nach dunklem Kakao, sondern auch nach Banane und ein klein wenig nach Essig schmeckte, außerdem war sie viel krümeliger und härter als die Schokolade aus Köln – da wurde Cartharina mit einem Mal schummrig. Erschrocken öffnete sie die Augen und hielt sich an Julius fest.

»Cartharina, was hast du?«, rief er und stützte sie.

Der Süßigkeitenautomat begann, sich um Cartharina zu drehen. Sie versuchte, ruhig zu atmen, doch ihre Lunge erschien ihr mit einem Mal winzig. Immer schneller keuchte sie, und langsam kippte die Welt zur Seite.

Auf ihrem Sitz im Zug ging es ihr schon besser. Verwundert sah sie Julius an. Seitdem sie in New York angekommen war und die Erkältung aus dem Dampfschiff auskuriert hatte, hatte sie sich so gesund gefühlt wie noch nie in ihrem Leben. Ihr Gesicht hatte Farbe bekommen, und der rötliche Schatten, der früher so oft um ihre Augen herum schimmerte, war verschwunden. Sie hatte so viel Energie gehabt, dass sie sich kaum

vorstellen konnte, noch immer krank zu sein. Am liebsten hätte sie das Erlebnis am Bahnhof sofort wieder vergessen und ihr gesundes Leben unbesorgt weitergeführt, doch Julius erzählte schon kurz darauf Maria und Theodor davon, und die ließen sich nicht davon abbringen, ihren Arzt zu rufen.

»Ich brauche nichts«, protestierte Cartharina und starrte auf das Stück Birnenkuchen auf ihrem Teller. Ihr war mit einem Mal so übel, dass sie es nicht anrühren konnte.

»Es kann doch nicht schaden, Liebes«, sagte Maria beschwichtigend und legte ihr eine Hand auf den Arm. Ihre Tante mit dem fein gezeichneten Gesicht und den dunklen Haaren hatte in den letzten Jahren einige Pfunde zugelegt und war eine imposante Erscheinung geworden. Sie hatte keine eigenen Kinder, sah sie nun aber mit so mütterlicher Sorge an, dass sich Cartharina gern an diesen verlässlich wirkenden Körper drücken lassen würde.

Doch sie riss sich zusammen und ging mit dem Doktor, sobald er anklopfte, ins Nebenzimmer. Der Arzt war ein ernster und schweigsamer Mensch. Ohne einen Ton zu sagen, leitete er die Untersuchung ein. Sie schien unendlich lang zu dauern, und jede Berührung des fremden Mannes vergrößerte ihre Sorge. In seinem Gesicht suchte sie nach ersten Hinweisen, doch es blieb völlig teilnahmslos. Sie war nicht mehr krank, sagte sie sich immer wieder. Sie würde nicht sterben. Sie würde leben, in New York, mit Julius. Alles war gut.

Bevor er ihr seine Befunde mitteilte, holte er Julius dazu. Nebeneinander saßen sie auf der Chaiselongue, Cartharina griff nach Julius’ Hand, und voller Anspannung sah sie in das ernste Gesicht des Arztes.

»Frau und Herr Mertens, ich habe gute Neuigkeiten«, sagte er leise, und nun huschte doch tatsächlich ein kleines Lächeln über sein Gesicht. »Herzlichen Glückwunsch, Frau Mertens. Sie erwarten ein Kind.«

Cartharina schlug die Hand vor den Mund und sah Julius an. Seine Augen waren weit geöffnet. Und dann lachte er plötzlich vor Freude und sprang auf. Sie sah, dass er sie an sich ziehen wollte, und anscheinend sah es auch der Arzt, denn er verabschiedete sich hastig und verließ mit einem zufriedenen Blick den Raum.

»Komm her«, flüsterte Julius und hielt sie dann ganz fest. »Du glaubst gar nicht, wie glücklich du mich machst. Kein Mann auf der Welt kann so glücklich sein wie ich.«

Sie lachte leise, sog Julius’ Duft ein – und konnte nicht verstehen, was hier geschah. Seitdem sie denken konnte, hatte sie sich krank gefühlt. Sie hatte lange geglaubt, zu schwach für ein normales Leben zu sein. Jeder Schritt hatte sie angestrengt, jede Aufregung mitgenommen. Sie hatte entschieden, dieses Leben dennoch auszukosten, sich völlig zu verausgaben, bis nichts mehr von ihr übrig wäre. Heiß und hell brennen wie eine Kerze, die beizeiten erlischt.

Eine Ehe, eine Schwangerschaft, ein Kind – all das hatte sie nie zu träumen gewagt. Und jetzt, wo es zum Greifen nah war, konnte sie den Verheißungen kaum trauen.

»Wir bekommen ein Kind«, flüsterte Julius. »Wir werden Eltern.«

Cartharina nickte, aber sie sagte noch nichts.

## 30. Kapitel

Apollonia hielt Sophie in ihrem Arm und schaukelte sie leicht hin und her. »Schhht«, machte sie, »Es ist alles gut.« Dabei versuchte sie, viel eher sich selbst zu beruhigen. Neben ihr standen Anna Sophia, die Bertha auf ihrem Arm trug, Elisabeth, Franz und Nikolaus. Sie alle reckten die Hälse, um über das Meer an Köpfen hinwegsehen zu können. So viele Menschen waren an den Gereonsbahnhof gekommen, hielten beschriebene Tücher und Fahnen in die Luft. Wann würde der Zug eintreffen? Apollonia war fürchterlich nervös.

Sie sollte doch voller Glück und Freude sein: Der Krieg war vorbei, und die Franzosen waren entgegen vieler Befürchtungen nicht nach Köln marschiert. Die Stadt war unversehrt geblieben, und nach allem, was sie gehört hatte, ging es auch Heinrich und Peter gut. Bereits in wenigen Minuten sollte ihre Eisenbahn eintreffen. Apollonia sehnte sich so sehr nach ihrem Mann. Doch gleichzeitig hatte sie Angst davor, was passieren würde, wenn er wieder da wäre. Was würde Franz ihm erzählen? Und was würde er von den Arbeitern der Fabrik erfahren? Sie musste unbedingt zuerst mit ihm sprechen. Noch immer war der kleine König nicht in die Fabrik zurückgekehrt, ihre fast fertige Maschine stand im abgeschlossenen Raum. Außerdem wuchsen ihre Sorgen um den alten Ingenieur stetig. Bereits mehrfach hatte sie sein Haus aufgesucht, doch seine Frau hatte sie vertröstet. Er wolle derzeit niemanden empfangen, es gehe ihm aber den Umständen entsprechend gut, hatte sie gesagt. Die Besorgnis in ihren Augen hatte Apollonia dennoch beunruhigt.

Nun schweifte ihr Blick umher. Wie all die anderen Menschen standen sie hinter den Gleisen, gegenüber vom Bahnhofsgebäude. Auf dieser Seite sollten die Soldaten aussteigen. Von hier aus hatte Apollonia auch einen guten Blick auf die Fassade des Gebäudes, an der einige Reklameschilder mit kunstvoll geschwungenen Buchstaben und kleinen Zeichnungen angebracht waren. An einem besonders großen blieb ihr Blick hängen. In gewaltigen Lettern stand darauf: *Stollwerck – Nährschokolade.* Und etwas kleiner darunter: *mit Chinin, Eisen und Magnesium. Von guter Ernährung hängen Gesundheit und Schönheit ab. Gute reine Schokolade ist vortrefflich für Nahrung und Stärkung*. Den noch kleiner gedruckten Text, der wahrscheinlich den gesundheitlichen Nutzen des Produkts genauer erklärte und dann die moderne Dampfmaschinenfabrik sowie die zahlreichen Vertriebsstellen der Firma anpries, konnte sie von hier aus nicht lesen.

Stollwerck war überall, dachte sie, nicht ohne Stolz. Und gleichzeitig stand die beinahe menschenleere Maschinenfabrik der letzten Tage dazu in einem seltsamen Kontrast. Nun würden sich die Zeiten wieder ändern, die jungen Männer würden zurückkommen, dachte sie.

Endlich fuhr der Zug ein. Die Menge geriet in Aufruhr. Fahnen wurden geschwenkt, Tücher geschüttelt, alles begann zu jubeln und zu rufen.

»Sie kommen, sie kommen!«

»Ein Hoch auf unsere tapferen Soldaten!«

»Seht ihr sie schon irgendwo?«, rief Elisabeth neben ihr.

»Geduld, meine Liebe«, mahnte Anna Sophia, doch Apollonia ahnte, dass auch sie am liebsten losgestürmt wäre, um ihre Söhne zu suchen.

Die Türen öffneten sich, die ersten Soldaten blinzelten gegen das Sonnenlicht und blickten stolz und müde lächelnd auf das Meer an Kölnern zu ihren Füßen. Ihre blauen Jacken hatten ein wenig an Farbe verloren, doch dank der roten Stehkragen und der doppelten Knopfleisten, der weißen Gürtel und der hohen Stiefel wirkten sie dennoch respekteinflößend. Langsam stiegen sie die Treppen von den Waggons auf den Bahnsteig hinab und ließen sich von ihren Familien in Empfang nehmen. Bei jedem neuen Soldaten, der heraustrat, schlug Apollonias Herz schneller. Wo waren Heinrich und Peter?

»Sie sind doch dabei, oder?«, rief Elisabeth. »Sie werden dabei sein, habe ich recht?«

»Nur mit der Ruhe«, brummte Franz.

»Sie kommen sicher gleich«, sagte Anna Sophia.

Klangen auch ihre Stimmen besorgt? Apollonia drückte ihre Sophie noch ein wenig enger an sich und sah zu Bertha hinüber, die sich stumm und mit großen Augen umsah. »Euer Papa ist gleich hier«, sagte sie. Hoffentlich hörten sie nicht, dass ihre Stimme bebte.

»Da!«, schrie Elisabeth und hüpfte wie ein kleines Mädchen auf und ab. »Sie kommen!«

Apollonia drehte den Kopf – und sah ihn endlich. Heinrich stand breitbeinig auf der obersten Treppenstufe vor der Waggontür, sein hoher, dunkler Helm glänzte in der Sonne, und seine Jacke spannte sich um seinen kräftigen Brustkorb. War das ihr Mann?, schoss es ihr durch den Kopf. Sein Bart war viel dichter geworden, sein Körper schien härter, doch seine schmalen Augen sahen so nachdenklich über ihre Köpfe hinweg wie eh und je. Unwillkürlich musste sie lächeln. Ein warmes Gefühl breitete sich in ihr aus – und in diesem Augenblick sah auch er sie. Ganz leicht öffnete sich sein Mund. Einen Moment lang schauten sie einander quer durch die Menschenmenge an – dann sprang er leichtfüßig die Treppe hinab, und der schmalere Peter folgte ihm. Bildete sie sich nur ein, dass sein spitzbübisches Lächeln heute gekünstelt aussah? Die Menschen machten den beiden Heimkehrern sofort Platz. Manche klopften ihnen anerkennend auf die Schultern oder riefen ihnen ihr herzliches Willkommen entgegen. Und dann stand Heinrich endlich vor Apollonia.

»Meine liebe Apollonia«, sagte er leise. Seine Augen glänzten, während sein Blick zu Sophie wanderte. »Wen haben wir denn da?«, flüsterte er mit weicher Stimme. Apollonia spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Vorsichtig gab sie ihrem Mann seine jüngste Tochter in den Arm. Wie das Kind ihm nun neugierig ins Gesicht sah und die kleinen Hände nach seinem hohen Stehkragen griffen! Diesen Moment würde Apollonia sicher nie vergessen.

»Endlich«, flüsterte Heinrich.

Apollonia fasste nach seinem Oberarm und lehnte sich vorsichtig an ihn. Kurz spürte

sie sein Gesicht an ihrem Kopf, fühlte die Wärme seines Körpers und fasste Hoffnung. Sicherlich würde alles gut werden, sagte sie sich.

Es folgte ein großes, fröhliches Hallo der ganzen Familie. Die wiedergekehrten Söhne wurden allseits umarmt und mit Fragen gelöchert, bis sie lächelnd die Hände hoben und auf später verwiesen. Zunächst würde der Generalleutnant noch eine festliche Ansprache halten, anschließend sollten die Soldaten, begleitet von einem Fackelzug und einem Musikkorps, unter großem Jubel in die Stadt einziehen.

Apollonia hätte ihren Mann an diesem ersten Abend gern für sich allein gehabt. Sie wollte hören wie es ihm ging, was er erlebt hatte und ihm erzählen, was sie selbst in seiner Abwesenheit gelernt hatte. Doch die Familie ließ nicht locker und fuhr ein großes Festessen auf.

Ob das gut gehen würde?, fragte sich Apollonia. Nikolaus sträubte sich, überhaupt teilzunehmen, und ließ sich erst von Peters grinsend vorgetragenen Reimen – »Ach komm, ein kleiner Schmaus mit Nikolaus!« – und den unnachgiebigen Blicken seiner Mutter dazu bewegen. Den belanglosen Geschichten, die Elisabeth schon bei der Vorspeise zum besten gab, hörte man an, wie verkrampft sie um Harmonie bemüht war. Auch Anna Sophia erzählte angestrengt Anekdoten aus den Ladengeschäften, in denen sie in der Abwesenheit ihrer Söhne regelmäßig nach dem Rechten gesehen hatte.

Sicherlich wäre es hilfreich, wenn die jüngeren Stollwerck-Geschwister ebenfalls dabei wären. Sie würden auf ganz natürliche Weise für Fröhlichkeit sorgen. Doch Therese war in der höheren Töchterschule und Ludwig und Carl im Internat. Apollonia vermisste auch Maria. Seit zwei Tagen ging es ihr wieder so schlecht, dass sie das Bett hütete.

Immerhin gab es als Hauptspeise Kalbsbraten, und niemand konnte übersehen, wie gut diese ordentliche, warme Mahlzeit Heinrich und Peter tat. Gierig machten sie sich darüber her. Während die Frauen weiterhin um ein Gespräch kämpften, ging von den Männern ein düsteres Schweigen aus. Immer wieder schielte Apollonia zu Heinrich hinüber. Er kam ihr so vertraut vor und gleichzeitig schrecklich weit entfernt. War er noch derselbe? Am Bahnhof hatte sie eine solche Erleichterung gespürt. Doch sein Schweigen verunsicherte sie erneut.

Auch ihren Schwager musterte sie verstohlen. Normalerweise war Peter glatt rasiert und grinste viel. Nun war sein Gesicht von Bartstoppeln übersät, seine Mundwinkel umgab ein ungewohnt ernster Ausdruck, und unter seinen Augen hatten sich dunkle Schatten gebildet.

Noch missmutiger als die Heimkehrer sahen aber Nikolaus und Franz aus. Zumindest konnte Apollonia dadurch hoffen, dass Franz ihre Begegnung in der Fabrik nicht zur Sprache bringen würde, versuchte sie sich zu trösten. Irgendwann würden Heinrich und Peter alles erfahren, aber es sollte besser nicht heute sein.

»Oh, ich habe eine wunderbare Idee!«, rief Elisabeth mit einem Mal aus. »Wir sollten am Sonntag alle gemeinsam in die Wahner Heide fahren! Was haltet ihr davon?«

Apollonia sah sie von der Seite an und beobachtete, wie Elisabeths Augen leuchteten.

»Du meinst den alten Truppenübungsplatz?«, fragte Peter. »Warum das denn?«

»Weil …«, sie sah mit einem verheißungsvollen Lächeln in die Runde, »… das mittlerweile kein Truppenübungsplatz mehr ist. Dort befindet sich jetzt das Lager der französischen Kriegsgefangenen. 10.000 Menschen leben da!«

Apollonia senkte den Kopf. Elisabeths Begeisterung stieß ihr sauer auf. Es kam ihr einfach falsch vor, Kriegsgefangene zu besichtigen, als wären sie interessante Tiere.

Heinrich kniff die Augen zusammen. »Ich verstehe noch immer nicht ganz, warum wir dahin fahren sollten.«

»Alle fahren hin!«, erklärte sie. »Sonntags pilgern sämtliche Kölner in die Heide, um sich die Lager anzusehen. Es ist wirklich hochspannend! Denn einige unter ihnen sind Turcos. Ich hoffe, euch ist keiner von denen begegnet …?«

Peter und Heinrich sahen Elisabeth zögernd an. Also sprach Elisabeth schnell und aufgeregt weiter. »Diese Afrikaner sollen ja besonders fürchterliche Krieger sein. Meine Freundinnen haben gehört, sie seien regelrechte Bestien. Allerdings bin ich mir da nicht so sicher. Wir waren vor ein paar Wochen dort, und mir kamen sie ganz freundlich vor. Sie sind sogar noch dunkler als dieser Junge, der bei uns in der Fabrik arbeitet. Und sie tragen so bunte Uniformen! Manche hatten an jedem Finger einen goldenen Ring, andere bemalte Haut. Ich habe sogar einen gesehen, der sich einen Rosenkranz als Talisman um den Hals gelegt hat. Bestimmt hat er den geklaut, man sagt, dass sie nicht so recht zwischen Mein und Dein unterscheiden können. Vielleicht haben sie das nicht gelernt? Es sind jedenfalls wirklich stattliche junge Männer dabei. Aber natürlich ohne die Disziplin unserer Soldaten.« Sie lächelte ihre Brüder gewinnend an. »Manche Kölner versuchen, mit den Wilden Tauschhandel zu treiben. Direkt neben mir hat ein Herr seine Taschenuhr gegen eine goldene Säbelquaste eingetauscht! Aber ich habe gehört, dass der Zugang bald beschränkt werden soll. Und sie werden wohl Eintritt nehmen müssen, der Andrang war schon vor Wochen viel zu groß. Wir sollten also bald hinfahren. Nicht, dass ihr das verpasst!« Vor Begeisterung beugte sie sich weit über ihren Teller.

»Ich fürchte, dafür ist es schon zu spät«, sagte Apollonia leise. »Ich habe … gehört, dass sie abtransportiert worden sind.«

Sie wollte lieber nicht erzählen, dass sie die Berichterstattung über die Schwarzen Kriegsgefangenen vor den Toren Kölns in der Zeitung verfolgt hatte.

»Oh«, sagte Elisabeth. Sie seufzte und lehnte sich enttäuscht zurück. »Zu schade.«

Schweigend aß sie weiter, und die Stille breitete sich erneut schwer und drückend über ihnen allen aus.

Als Peter aufgegessen hatte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück.

Apollonia beobachtete ihn verstohlen und bemerkte einen kurzen Blickkontakt zwischen ihm und seiner Mutter. Dann räusperte er sich und sah Nikolaus an. »Wie … geht es denn der lieben Maria, warum isst sie nicht mit uns?«

Sicher wollte er nur anregen, dass sich endlich auch die Männer am Tischgespräch beteiligten, doch Apollonia wusste sofort, dass er das falsche Thema gewählt hatte und fühlte einen Stich in der Magengegend. Sie machte sich große Sorgen um ihre

Schwester. Gleich morgen würde sie Maria wieder besuchen.

»Sie fühlt sich heute nicht wohl«, brummte Nikolaus.

»Oh, das tut mir leid. Aber es ist doch nichts Schlimmes?«

Einen Moment lang hielt Nikolaus Messer und Gabel ruhig in der Hand. Dann antwortete er unwirsch: »Nein, sie wird sicher bald wieder gesund.«

Verbissen säbelte er an seinem Kalbfleisch herum.

»Warum sagst du nicht die Wahrheit?«, fragte Franz plötzlich mit leiser Stimme.

Sofort ließ Nikolaus sein Besteck sinken. »Wovon sprichst du?«

Apollonias Herz begann, schneller zu klopfen.

»Deine Frau ist krank, Nikolaus. Und auch du scheinst nicht bester Gesundheit zu sein …«

Lag etwa Besorgnis in Franz' Blick? Den Mund kniff er zusammen, zwischen seinem dünn gewordenen Backenbart vertieften sich die Falten, und seine blasser gewordenen Augen musterten Nikolaus traurig. »Sag uns doch bitte die Wahrheit, Sohn. Wir wollen euch zur Seite stehen.«

Alle Köpfe drehten sich in Nikolaus' Richtung. Sein Gesicht war in letzter Zeit etwas eingefallen, so dass seine Nase noch größer und gekrümmter wirkte als früher.

»Natürlich, wie freundlich von dir!«, presste er höhnisch hervor. »Aber wenn wir schon bei der sogenannten *Wahrheit* sind, dann fang du doch bitte an.«

Franz runzelte die Stirn. »Wovon sprichst du?«

»Pah«, machte Nikolaus und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, dass das Geschirr klirrte und alle zusammenzuckten. »Du sitzt hier seelenruhig mit deinen Söhnen am Tisch! Ganz so, als wären wir alle eine friedliche Familie. Was ein fröhlicher Abend!« Er lachte ohne jede Freude. »Dabei hast du uns im letzten Jahr alle hintergangen, Papa! Du hast den Krieg genutzt, du hast versucht, dich während Peters und Heinrichs Abwesenheit auch von meinen Brüdern zu lösen, gib es zu!«

Apollonia verschlug es den Atem. Auch Anna Sophias Wangen verfärbten sich dunkelrot, während sie ihren Mann erschrocken anstarrte. Der wischte sich mit der Serviette über den Mund. »Es ist wirklich traurig, dass du am Tag der Rückkehr unserer tapferen Soldaten Streit anfängst, Sohn. Was glaubst du, wie es deinen Brüdern geht? Du warst nur wenige Wochen an der Front – frag sie mal, was sie in einem Jahr erlebt haben. Meinst du, sie können jetzt solche Diskussionen ertragen?«

Peter hob beide Arme und sagte in beschwörendem Tonfall: »Bitte, lasst uns die Streitigkeiten auf morgen vertagen und …«

Doch Nikolaus achtete gar nicht auf ihn. »Wenn sie hören, was du getan hast, werden auch sie nicht mehr mit dir speisen wollen, Vater!«

»Nikolaus«, flüsterte Anna Sophia. »Dein Bruder hat recht, heute ist nicht der richtige …«

»Dafür gibt es keinen richtigen Moment, Mutter. Dass Vater seine eigenen Söhne bestohlen hat, kommt einem bei jeder Gelegenheit schrecklich vor.«

Apollonia klappte der Mund auf. Sie konnte kaum glauben, was sie da hörte. Am liebsten wäre sie aufgestanden und davongerannt.

Peter legte sein Besteck neben seinen Teller. »Was meinst du damit?«

»Willst du es ihnen selbst sagen, oder soll ich?« Nikolaus funkelte seinen Vater an. Als der nicht reagierte, fuhr er fort: »Vater hat euer neues Schokoladenrezept gestohlen. Er will sich von euch unabhängig machen. Ist doch so, oder?«

»Ach, *gestohlen*! Dieses Rezept steht mir zu!« Franz wurde immer lauter und warf seine Serviette auf den Tisch.

»Wie bitte?«, knurrte Heinrich. Die ganze Zeit war er dem Gespräch gemächlich kauend gefolgt und hatte sich nichts anmerken lassen. Doch nun starrte er den Vater mit schmalen Augen an. Sobald er sprach, hielt Apollonia unwillkürlich die Luft an. Da war eine neue Schärfe in Heinrichs Stimme. Vor dem Krieg schien er stets in seiner eigenen Welt aus Metall und Eisen versunken. Doch nun hatte man ihn aus diesen Träumen gerissen. Er sah müde aus. Unter seinen Augen hingen Tränensäcke. Sein Gesicht war kantiger geworden, seine Stimme schneidender und seine Worte klarer. Apollonia sollte versuchen, die Situation zu retten. Was könnte sie tun? Hilfesuchend schaute sie zu ihrer Schwiegermutter, die immer am besten schlichten konnte. Doch sie hatte die Hände zu Fäusten geballt und sah nur ihren Mann wütend an.

Heinrich fuhr fort: »Peter und ich haben zugestimmt, trotz übermäßig starker Einschränkungen in deiner Firma zu bleiben, Vater. Unsere einzige Bedingung war: Die Schokoladensparte steht allein unter unserer Herrschaft. Du hast eingewilligt, sie uns zu überlassen.«

»Ach, Papperlapapp!«, rief Franz. »Ihr habt dieses neue Rezept nur entwickeln können, weil ich euch ausgedehnte Schulbildung und Erziehung habe zukommen lassen. Nur wegen der Maschinen, die ich finanziert habe, könnt ihr eure Schokolade herstellen. Ihr habt euch in mein Nest gesetzt und wollt mich nun raushalten? Wir sind eine Familie und ich verlange, Anteil daran zu haben!«

Da spuckte Peter aus: »Du willst deinen Anteil? Vater, du hast dir durch diesen elenden Vertrag mit Heinrich und mir den gesamten Gewinn des Unternehmens gesichert! Uns zahlst du gerade mal 2000 Taler jährlich. Von zusätzlichem Erfolg haben wir nichts, für Verluste müssen wir aber mit zehn Prozent einstehen. Wir haben uns auf diese Knebelung nur eingelassen, weil du uns Aufbau und strategische Ausrichtung der Schokoladenproduktion überlassen und uns versprochen hast, in mittlerweile vier Jahren aus der Firma auszutreten. Und nun bestiehlst du uns? Das kann nur bedeuten, dass du nicht im Traum daran denkst, dich zurückzuziehen! Nein, du willst rechtzeitig alle Informationen haben, um ohne uns weitermachen zu können, habe ich Recht? Weil du nicht loslassen kannst! Weil du nicht zugeben kannst, dass deine Söhne mittlerweile mehr wissen und können als du, dass wir dich überflügelt haben.«

Einen Moment lang war es vollkommen still. Dann atmete Franz ein, um etwas zu sagen, doch Anna Sophia war schneller. »Franz, lass gut sein.« Sie warf ihrem Mann einen strengen Blick zu. »Es ist vieles schiefgegangen. Ihr solltet darüber sprechen, wenn ihr euch beruhigt habt. Nicht heute.« Dann wandte sie sich an ihre Söhne. »Ihr Jungs habt schwere Monate hinter euch. Atmet bitte alle einmal tief durch und –«

Franz unterbrach sie: »Dieses ganz und gar respektlose und arrogante Verhalten

bestätigt mich nur«, polterte er. »In den letzten Wochen habe ich überlegt, die Firma *Franz Stollwerck & Söhne* wieder umzubenennen. Und genau das werde ich nun tun, sie wird wieder *Franz Stollwerck* heißen. Ihr seid wahrlich noch nicht soweit, im Namen des Unternehmens aufzutauchen, das ich im Schweiße meines Angesichts aufgebaut habe! Nein, bis dahin liegt vor euch noch ein langer Weg.«

»Wie kannst du es wagen …?«, entfuhr es Peter.

»Ihr behauptet, ihr hättet die Schokoladenproduktion im Griff? Ha!« Franz schüttelte den Kopf. »Das habe ich gesehen! Eine junge Mutter musste in der Fabrik hinter euch herräumen!«

»Wie bitte?«, knurrte Heinrich.

»Oh. Ihr wusstet wohl nicht, dass Apollonia in eurer Abwesenheit in der Fabrik ein- und ausgegangen ist?«

Cartharinas Hand kam kaum hinterher, während sie den Brief schrieb. Die Worte erschienen krakelig, so nervös waren ihre Finger. Doch es war Zeit, es ihrer Familie endlich zu erzählen. Erst indem sie es aufschrieb, schien es tatsächlich wahr zu werden: *Ich erwarte ein Kind. Ich kann euch gar nicht sagen, wie glücklich wir sind.*

Sie las die Worte wieder und wieder, lachte leise und streichelte ihren Bauch. Mittlerweile war er schon leicht nach vorn gewölbt. Und noch immer war da keine Spur ihres alten Krankheitsgefühls. Stattdessen war sie randvoll mit Freude. Sie würde tatsächlich ein ganz normales Leben führen, dachte sie und lächelte. Regelmäßig war ihr zwar übel und schwindelig, doch der Arzt beruhigte sie – das habe allein mit der Schwangerschaft zu tun, sagte er. Ihr kleines Mädchen würde eine gesunde Mutter haben. Um ihr Glück nicht zu sehr auf die Probe zu stellen, schonte sie sich so gut sie konnte. Sie blieb in ihrem kleinen Häuschen, verbrachte die Zeit meist liegend und genoss die Besuche ihrer Tante Maria. In Köln hätte sie die Eintönigkeit dieser Tage erdrückend gefunden. Sie hätte das Gefühl gehabt, ihr kurzes Leben zu verpassen. Doch in New York fand sie, sie hätte noch genug Zeit. Und selbst die untätigen Tage kamen ihr nun sinnvoll vor – in Gesellschaft ihrer ungeborenen Tochter.

Abends kam Julius von seiner immer anspruchsvoller werdenden Arbeit in der Bank nach Hause und schloss sie in seine Arme. Sie redeten oft und lang über ihre Zukunft mit ihrem Kind, und überlegten, wie sie es nennen könnten.

»Und du glaubst, es wird ein Mädchen?«, hatte er sie erst am Vorabend wieder gefragt.

»Ich weiß nicht, warum, aber ich habe da so ein Gefühl.« Sie hatte gelächelt. »Wir sollten sie nach der beeindruckendsten Frau benennen, die wir kennen!«

Julius grinste. »Meinst du Cartharina?« Er zwinkerte und sie knuffte ihn liebevoll in die Seite.

»Alter Charmeur.«

Julius sah in die Ferne. »Ich habe meine Tante Emma immer sehr bewundert. Ich glaube, sie war zutiefst unglücklich an der Seite ihres Mannes. Auf den ersten Blick

könnte man meinen, sie wäre eine oberflächliche, arrogante Person, doch wer genauer hinsieht, wird belohnt. Hinter ihrer harten Schale verbirgt sie eine liebevolle und hilfsbereite Seite. Mein Vater hat sie schrecklich behandelt, doch sie war immer gut zu mir. Ich hätte mir keine bessere Tante wünschen können.«

»Emma ist ein schöner Name«, sagte Cartharina.

»An wen hast du gedacht?«

Cartharina biss sich kurz auf die Unterlippe. Dann sagte sie: »An Apollonia. Sie ist die klügste und stärkste Frau, die ich kenne. Sie brennt so sehr für das, was sie liebt. Und sie ist voller Liebe.«

Julius lächelte ebenfalls. »Apollonia Emma Mertens. Wie findest du das?«

Cartharina schlang ihre Arme um seinen Hals. »Ich liebe diesen Namen«, flüsterte sie.

»Und ich liebe unsere kleine Apollonia Emma«, wisperte er in ihr Haar.

»Tust du mir einen Gefallen und schickst diesen Brief ab?«, fragte Cartharina ihre Tante Maria. Soeben hatte sie das Siegel festgedrückt.

»Aber natürlich, meine Liebe«, sagte sie, nahm ihn entgegen und drückte Cartharina kurz gegen ihren weichen Körper. »Ich bin zu früh dran, habe ich recht? Ich glaube, ich habe den Arzt vor der Tür gesehen.«

Tatsächlich klopfte es schon einen Moment später, und Cartharina bat ihre Tante, während der Routine-Untersuchung nebenan zu warten.

Wie immer versuchte sie, auf dem Bett liegend an dem ernsten Gesicht des Arztes vorbeizuschauen. Schon mehrfach hatte sie sich grundlos Sorgen gemacht, nur weil er so böse guckte. Diesmal waren seine Finger besonders kalt. Cartharina sah an die Decke und dachte an die kleine Apollonia. Sie stellte sich vor, wie groß ihre Hände und Füße jetzt wohl schon wären, und fragte sich, welches Gesicht sie haben würde, wenn sie ihrer Mutter zum ersten Mal in die Augen blickte. Cartharina, die sich immer so schwach gefühlt hatte, dem Tod geweiht, lebte endlich. Sie lebte so sehr, dass sie sogar einem zweiten Menschen das Leben schenken würde!

Ein Räuspern riss sie aus ihren Gedanken. »Es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen.« Der Arzt faltete die Hände auf seinem Schoß. »Aber ich höre keinen Herzschlag mehr.«

Cartharina brauchte einen Moment, um diesen Satz zu begreifen.

»Aber … woran kann das liegen?«

»Sollten wir vielleicht auf ihren Mann warten …?«

Ruckartig setzte sich Cartharina in ihrem Bett auf. »Woran kann das liegen?«, fragte sie erneut, nun laut und deutlich.

»Möglicherweise ist es nur die Position des Kindes. Ich werde morgen wiederkommen und Sie erneut untersuchen. Es ist noch nicht an der Zeit, sich ernsthaft Sorgen zu machen.«

»Und … wenn es nicht nur an der Position des Kindes liegt?«

Ihr Herz raste. Wieso war ihres so laut und wild, dass es ihr in den Ohren dröhnte, und das des Kindes so leise?

»Wir warten besser auf die zweite Untersuchung und auf die Anwesenheit Ihres Mannes, Frau Mertens.«

Kaum begriff sie, dass der Arzt sich verabschiedete, dass sie auch ihre Tante bat, zu gehen, dass sie sie nur in der Tür noch einmal zurückhielt und auf den Brief in Marias Händen zeigte.

»Gibst du ihn mir bitte zurück?«, flüsterte sie. »Ich möchte ihn doch noch nicht abschicken.«

»Was ist denn passiert?«, fragte Maria mit ängstlichem Gesichtsausdruck. Doch Cartharina konnte es ihr nicht sagen.

Sie stellte sich vor, es gäbe gar kein Kind. Da wäre nie ein Kind gewesen. Vielleicht konnte der Arzt keinen Herzschlag hören, weil kein Herz da war. Ihr Bauch war eine leere Höhle. Ein leeres Versprechen. Sie war ganz allein.

In Apollonias Ohren summte es, als säße sie inmitten eines Bienenschwarms. Sie hatte so gehofft, ihr Schwiegervater würde heute nicht an ihre Begegnung in der Fabrik denken. Doch nun war es geschehen – Heinrich hatte es von seinem Vater und nicht von ihr selbst erfahren. Und das auch noch in einem so fürchterlichen Streit!

Wie gern würde sie Heinrich zur Seite nehmen und ihm alles erklären. Sie schloss die Augen und atmete tief durch. Dann nahm sie all ihren Mut zusammen und sah ihren Mann an. Er erwiderte ihren Blick nicht. Er starrte nur zu seinem Vater.

»Wie kommst du auf diese Idee?«, fragte Heinrich.

»Na, ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Sie hat Männer und sogar Stollwerckmädchen bei Reparaturarbeiten angeleitet«, erwiderte Franz.

»Nein. Ich meine: Wie kommst du auf die Idee, ich hätte das nicht gewusst?«

Apollonia blinzelte mehrmals vor Überraschung. Auf einmal fühlte sie Heinrichs Hand auf ihrer Schulter.

»Meine Frau ist ausnehmend klug und fleißig. Ich habe sie ausdrücklich darum gebeten, in meiner Abwesenheit hin und wieder nach dem Rechten zu sehen. Und dafür hätte ich mir niemand Besseren aussuchen können.«

Während er das sagte, klang Heinrichs Stimme so überzeugend, dass Apollonia kurz selbst glaubte, so müsste es gewesen sein. Tief atmete sie durch. Sie durfte sich nun wirklich nicht anmerken lassen, dass ihr Mann gerade seine Familie anlog, um sie in Schutz zu nehmen. Allerdings machte sie seine Reaktion so glücklich! Am liebsten hätte sie laut gelacht.

»Aber … sie ist gerade erst niedergekommen!«, warf Franz ein.

»Weißt du nicht mehr, wie ich schon kurz nach meinen Geburten wieder in der Bäckerei stand, Franz?«, fragte da Anna Sophia. Überrascht sah Apollonia ihre Schwiegermama an.

Heinrich nickte. »Da hast du recht, Mutter. Apollonia kann hervorragend selbst entscheiden, wie viel sie sich zumutet.« Und seine Stimme ließ keinen Widerspruch zu. »Ich bin stolz auf das Verhalten meiner Frau in meiner Abwesenheit. Doch ich bin

zutiefst schockiert von deinen Entscheidungen, Vater.«

Er sah zu seinem Bruder hinüber, und Peter nickte mit finsterer Miene. Dann fixierte Heinrich erneut Franz. »Du hast Recht, wir haben in einem Jahr des Krieges eine Menge erlebt. Bisher haben wir deinem steten Drängen nach Herrschsucht nachgegeben, um dem Ruin unseres Geschäfts vorzubeugen und den lieben Frieden zu wahren. Ich war auf beinahe jeden Frevel gefasst, den du an unserem Geschäft und unserer Familie begehen könntest. Doch nun ist eine Grenze überschritten, Vater.« Er stand auf und warf seine Serviette auf den Teller.

»Heinrich«, wisperte Anna Sophia. Ihr standen so viele Sorgen ins Gesicht geschrieben, dass Apollonia es kaum aushielt. In diesem Moment stand Franz auf und funkelte Heinrich zornig an. »Niemals hätte ich erwartet, dass du so mit deinem Vater sprichst.«

»Du bist nicht zu befriedigen, Vater«, antwortete Heinrich. »Wir stehen uns nun nicht mehr als Vater und Sohn gegenüber, sondern als Männer, und wir werden uns dabei einzig auf unseren Vertrag stützen. Daran halten wir fest.«

»Gut gesprochen, Heinrich«, knurrte Nikolaus. Auch er und Peter standen auf.

»Apollonia, lass uns gehen«, brummte Heinrich in ihre Richtung. Mit steifen Gliedern erhob sich Apollonia und sah Anna Sophia verzweifelt an. Die blinzelte langsam und unendlich traurig. »Geht jetzt nicht«, versuchte sie ihre Söhne ein letztes Mal zu besänftigen. »Ich kann euch ja verstehen. Was in eurer Abwesenheit passiert ist, ist unentschuldbar. Doch ich bitte euch …« Aber es war zwecklos, das sah Apollonia in Heinrichs Blick. Die Entscheidung war gefallen. Ihr war nun furchtbar übel.

»Geht nur!«, rief Franz. »Solltet ihr mein Haus noch einmal betreten, werde ich euch mit passender Derbheit empfangen, darauf könnt ihr euch verlassen.«

»Papa!«, rief nun sogar Elisabeth entrüstet. »Wie kannst du so etwas sagen? Sie sind gerade erst aus dem Krieg heimgekehrt!« Doch Franz schien sie gar nicht zu hören.

»Für mich habt ihr aufgehört, meine Söhne zu sein!«, rief Franz, anstatt ihr zu antworten. Bei diesen Worten stand auch Elisabeth auf.

»Es hat tatsächlich keinen Zweck«, sagte sie leise, und schob ihre Brüder und Apollonia aus dem Zimmer. Hinter sich schloss sie die Tür.

In der Nacht sprach Julius Cartharina Mut zu. Er sagte ihr wieder und wieder, dass alles gut werden würde, und verzweifelt klammerte sie sich an seine Worte. Ihr Mädchen hatte doch schon einen Namen. Cartharina hatte sich so darauf gefreut, es kennenzulernen und ihm die Welt zu zeigen.

Sie schlief keine Sekunde, wartete nur, bis der Arzt kam. Während er sie ein weiteres Mal untersuchte, starrte Cartharina Julius an, fest hielt sie seine Hand umklammert. Bitte, meine liebste Apollonia Emma Mertens, dachte sie, lebe! Die Stille im Schlafzimmer lastete so schwer auf ihr, dass sie kaum atmen konnte.

Ob die kleine Apollonia Julius’ Züge hätte? Sein freches Grinsen? Seine schnurgeraden Augenbrauen? Cartharina sehnte sich schmerzlich nach ihrer Tochter.

Sie hatte nicht gewusst, dass man jemanden so schrecklich vermissen konnte, bevor man ihn überhaupt kannte.

Julius drückte warm ihre Hand. Der Arzt verschob noch einmal den kühlen Trichter. Dann schüttelte er den Kopf. Und für Cartharina brach die ganze neue Welt zusammen. Sie hörte es nicht krachen, sie sah es nicht splittern, die Zerstörung war unsichtbar und stumm. Aber schon als der Kopf des Arztes wieder stillstand, war alles verloren.

Von diesem Moment an war Cartharina wieder die alte. Ihre Krankheit kehrte mit voller Wucht zurück. Erneut war da die Abgeschlagenheit, die Schwäche, das Fieber, die Atemnot. Ihre Haut wurde aschfahl, sie nahm ab.

Nur ihr Bauch wuchs noch, doch das war normal, sagte der Arzt. Ihr Körper wusste noch nicht, dass die kleine Apollonia Emma Mertens nicht mehr lebte. Cartharina würde sie trotz allem gebären müssen. In den kommenden Wochen versuchte sie, sich zu verabschieden. Tante Maria sagte, das sei wichtig. Erst dann würde ihr Körper loslassen. Und sie strengte sich an. Sie schrieb Briefe an ihr ungeborenes Kind, sagte der Zukunft, die es nicht mehr gab, Lebewohl. Und doch versank sie immer mehr in Dunkelheit.

Sie spielte Klavier, als die Wehen einsetzten. Sie dachte an Apollonia, daran, wie sie gemeinsam im Haus ihrer Eltern Klavier gespielt hatten. Damals war ihr das Leben noch schrecklich kurz, aber verheißungsvoll erschienen. Nie hätte sie sich vorstellen können, dass sie es eines Tages bedrohlich finden könnte, lange zu leben.

Die erste Wehe ergriff sie, und mit zehn Fingern spielte sie eine nicht enden wollende, schmerzverzerrte Dissonanz. Sofort eilte Tante Maria herbei, die auf dem Sofa sitzend gelauscht hatte.

Sie half ihr ins Schlafzimmer hinüber, schickte nach dem Arzt und hielt Cartharinas Hand.

Cartharina machte kein Geräusch, während sie ihr totes Kind auf die Welt brachte. Der Schmerz drohte sie zu zerreißen, doch sie blieb so still wie ihr kleines Mädchen. Und sie verfluchte ihr eigenes krankes Herz dafür, dass es auch danach noch weiterpochte. Wild, lebendig, einsam.

## 31. Kapitel

In der ersten Nacht nach seiner Heimkehr hatte Heinrich unverständliche Sätze gemurmelt und sich hin und her gewälzt. Als er aufwachte, glänzte sein Gesicht vom Nachtschweiß. Apollonia zog ihn an sich und drückte ihn fest. So lagen sie, bis die Sonne aufging.

»Möchtest du mir erzählen, was du erlebt hast?«, fragte sie leise.

Er brauchte lang, um zu antworten. Irgendwann sagte er: »Sei mir nicht böse, aber es will noch nichts über meine Lippen.«

Traurig schaute sie an ihm vorbei.

Er drückte ihre Hand und flüsterte: »Aber du kannst erzählen. Was ist in meiner Abwesenheit geschehen?«

Kurz zögerte sie, dann sagte sie ihm die Wahrheit. Sie berichtete von dem Text, den der kleine König ihr geschickt hatte, von ihren Unterrichtsstunden in der Schokoladenfabrik, der Pause wegen Sophies Geburt, von Königs Krankheit und davon, wie sie spontan eingesprungen war.

Mit hochgezogenen Augenbrauen sah er sie an. »Du hast die Männer angeleitet?«

Apollonia lächelte stolz. »Und die Frauen. Wir haben alle Maschinen wieder zum Laufen gebracht und konnten pünktlich liefern. Einen Moment lang dachte ich, Franz entlässt nun meinetwegen die armen Stollwerckmädchen, aber es ist alles gut gegangen.«

Heinrich lachte leise und schüttelte den Kopf. »Du bist die erstaunlichste Frau, die ich jemals getroffen habe. Und du kennst meine Tante Julie!«

Auch Apollonia kicherte. »Ich nehme das als Kompliment.« Sie schmiegte ihren Kopf in seine Halsbeuge und beobachtete seine Finger, die sanft ihren Unterarm streichelten.

»Herr König und du seid also der Meinung, die Arbeit schadet dir als Frau wirklich nicht?«

Apollonia hob den Kopf, um ihn ansehen zu können. Ein wenig Sorge lag noch immer in seinem Blick.

»Ich zeige dir die Abhandlung, die wir dazu gelesen haben. Ich habe täglich Unterricht genommen und dann die gesunde, wunderschöne Sophie zur Welt gebracht. Es scheint mir also gutgetan zu haben.«

»Wenn das nicht der beste Beweis ist«, brummte er. »Aber eines musst du mir versprechen. Wir müssen deine Tätigkeit vertrauensvoll behandeln.«

Überrascht sah Apollonia ihm in die Augen. »Das heißt … ich darf weiterhin … in die Schokoladenfabrik?«

»Es ist wohl müßig, es dir zu verbieten.« Heinrich schmunzelte. »Aber es muss so geheim wie möglich bleiben. Ich weiß nicht, was meine Brüder sagen würden, wenn sie um das Ausmaß deiner Tätigkeit wüssten. Die Öffentlichkeit darf es keinesfalls erfahren. Wir müssen das Ansehen unserer Firma schützen.«

Apollonia wusste nicht, ob sie sich freuen oder gekränkt sein sollte. »Wahrscheinlich

hast du recht«, sagte sie, schloss die Augen und genoss seine Berührungen.

Dann fügte sie hinzu: »Ich habe noch eine Überraschung für dich. Doch dafür brauche ich die Hilfe von Herrn König …«

»Wie lange ist er jetzt krank?«

»Schon seit Wochen! Und seine Frau lässt mich nicht zu ihm.«

»Ich werde nach ihm sehen«, versprach er und küsste sie auf die Stirn.

Den ganzen Tag lang war Apollonia nervös gewesen. Wie es dem kleinen König wohl ging? Ob Heinrich ihm helfen könnte? Es wurde Nachmittag, es wurde Abend, doch sie hörte nichts von ihrem Mann. Er kam so spät nach Hause, dass er sich vor Müdigkeit kaum mit ihr unterhalten konnte.

»Es ist so schrecklich viel zu tun«, sagte er erschöpft. Schließlich hatten er und Peter nun entschieden, in Nikolaus' Firma einzutreten, die in *Gebrüder Stollwerck* umbenannt wurde. Schon zu Anfang zeichnete sich ab, wie zäh sich die Vertragsverhandlungen mit dem Vater über die Miete der Räume, die Aufteilung der Maschinen und Arbeiter gestalten würden.

»Aber morgen besuche ich den kleinen König. Versprochen.«

Es dauerte dennoch Tage, bis er es tatsächlich schaffte.

In der Zwischenzeit zog Elisabeth aus dem Elternhaus aus und bei Nikolaus ein. Sie war mittlerweile zweiundzwanzig Jahre alt und hielt es zu Hause nicht mehr aus. In den letzten Jahren hatte sie immer wieder mit Franz zu kämpfen gehabt, erzählte sie Apollonia. Je öfter er sich mit seinen Söhnen stritt, desto wütender wurde er. Sie hatte immer wieder versucht, ihn zu beruhigen, doch ohne Erfolg. Bei Nikolaus wollte sie nun einerseits im Büro helfen und andererseits für die kranke Schwägerin da sein.

Obwohl Maria sie manchmal anherrschte, sie solle sofort den Raum verlassen, besuchte auch Apollonia sie in diesen Tagen regelmäßig. Doch ihre Laune war schrecklich. Ihre Geschwüre wuchsen wieder an, und ihr Fieber wurde stärker. Immerhin – wenn Maria noch genügend Energie hatte, um sie abschätzig zu behandeln, konnte es ihr so schlecht nicht gehen, tröstete sich Apollonia. Dennoch machte sie sich große Sorgen um ihre Schwester.

Und dann fand Heinrich zwischen all den Verhandlungen und Veränderungen endlich eine freie Minute und besuchte Herrn König. Bei seiner Heimkehr wusste Apollonia sofort, dass es ernst war. Seine Haut wirkte müde und seine Augen zutiefst erschrocken.

»Herr König hat eine Hand verloren.«

Apollonia riss die Augen auf. »Eine Hand?«, flüsterte sie tonlos.

Heinrich nickte. »Er hat wohl allein an einer Maschine gearbeitet und war einen Moment lang unaufmerksam. Sie haben ihn erst Stunden später gefunden.«

Apollonia musste sich setzen. Die Nachricht schlug ihr sofort auf den Magen. »Wie … geht es ihm?«

»Der Arzt sagt, es sah lange ganz und gar nicht gut aus. Seine Frau wollte ihn in dieser Zeit nicht zu sehr aufregen und hat daher keinen Besuch zugelassen. Doch er ist

über den Berg. Er wird wieder gesund.«

Apollonia versuchte, ruhig zu atmen. »Weißt du … um welche Maschine … es sich gehandelt hat?«

Heinrich runzelte die Stirn. »Um welche Maschine? Nein, das hat er nicht erwähnt. Aber mach dir bitte keine Sorgen. Es wird alles wieder gut.«

»Er war ganz allein«, flüsterte sie. Und in Gedanken fügte sie hinzu: Wäre ich da gewesen, wäre das vielleicht nicht passiert. Es war ihre Schuld. Und dann kam ihr noch ein weiterer Gedanke: Hatte der kleine König etwa in ihrer Abwesenheit weiter an ihrer Erfindung gearbeitet? Waren es ihr Konzept, ihre Ideen, die ihm das angetan hatten? Fieberhaft ging sie sämtliche Bauteile, Funktionen und Gefahrenstellen durch. Konnte ihre Maschine ihn die Hand gekostet haben? Aber wie? Was hatte sie falsch gemacht?

»Ich sollte ihn ebenfalls besuchen«, sagte Apollonia.

Heinrich schüttelte den Kopf. »Er braucht weiterhin Ruhe. Sobald es ihm besser geht, gibt mir seine Frau Bescheid.«

Mehrere Wochen lang hatte Apollonia nun um den alten Freund gebangt. Sie hätte da sein müssen, dachte sie wieder und wieder. Und dann: Sie hätte nie in die Fabrik gehen dürfen. Ohne ihre Erfindung wäre es vielleicht gar nicht erst passiert. Möglicherweise hatte sie in ihren Bauplänen einen Fehler gemacht. Waren seine Finger vielleicht in die Zahnräder an den Seiten der Maschine gekommen? Oder gar unter eine der Granitwalzen? Bei welchem Handgriff konnte es passiert sein? Nachts träumte sie, wie Herr König eine Walze bewegte, die Apollonia festgeschraubt hatte. Und plötzlich rutschte sie aus ihrer falsch angebrachten Verankerung und fiel Herrn König krachend auf die Hand. Apollonia fuhr schweißnass aus dem Schlaf. Was hatte sie nur getan?

Am Nachmittag überbrachte ein Dienstbote ihres Mannes ihr eine Nachricht: »Ihr Mann bittet Sie, um sieben Uhr in die Maschinenhalle zu kommen«, sagte er.

Sofort schlug ihr Herz schneller. Hatte Heinrich etwas Neues über Herrn König erfahren? Nervös lief sie durchs Haus, packte vorsorglich ihr Notizheft und ihren Bleistift in ihre Tasche, zog sich eines ihrer bequemeren Kleider an, die schon öfter schmutzig geworden waren, und lauschte immer wieder auf das Schlagen der Kirchturmuhr. Gegen halb sieben brach sie auf. Ihr ganzer Körper stand unter Anspannung, während sie in die Hohe Straße lief. Heute war es unter den Markisen und zwischen den Kutschen und Karren besonders eng. Sie drängte sich durch die Menschen hindurch, lief an den Schaufenstern der gläsernen Fabrik vorbei, grüßte Herrn Simon, spürte, wie ihr Angst und Sorge die Kehle zuschnürten – und lief im Innenhof prompt dem kleinen König in die Arme.

»Herr König!«, rief sie aus. »Sie sind hier! Oh, es ist so eine Erleichterung, Sie zu sehen! Wie geht es Ihnen?«

Er schien in den letzten Monaten geschrumpft zu sein. Sein Körper war noch dünner, seine Haut noch schlaffer geworden. Einen Arm trug er in einer Schlinge. Sie versuchte, nicht hinzusehen, doch aus den Augenwinkeln erkannte sie, dass er zu kurz erschien. An der Stelle, wo die Hand sein sollte, befand sich ein dicker Verband.

»Frau Stollwerck, bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie so geängstigt habe.« Er sprach leise und hob dabei den verletzten Arm. »Ich war leider eine Zeit lang unpässlich.«

Sie schüttelte schnell mit dem Kopf. »Nein, mir tut es schrecklich leid. Wie fühlen Sie sich? Kann ich irgendetwas für Sie tun? Mein Mann sagte mir, Sie sollten sich noch schonen …«

»Da hat er theoretisch recht.« Herr König lächelte süffisant. »Aber zunächst müssen wir ihm endlich etwas zeigen, habe ich recht?«

»Aber Sie können doch nicht … in Ihrem Zustand …«, stammelte sie.

»Ach, ein paar Stunden halte ich schon durch.«

»Die Maschinen sind ganz egal, Herr König. Ihre Gesundheit ist so viel wichtiger. Ich sollte einen Arzt holen. Setzen Sie sich am besten erstmal, dann werde ich …«

Mit der gesunden Hand winkte der kleine König ab. »Unsinn, Frau Stollwerck! Es geht mir gut«, behauptete er. Dabei sah Apollonia deutlich, dass er immer blasser wurde.

Vorsichtig fasste sie ihn am gesunden Arm und zog ihn zu einer Bank hinüber. Sie setzten sich hin, und Apollonia musterte ihn. Er lehnte sich an, schloss kurz die Augen und lächelte dann erneut. »Können wir dann? Wir haben zu tun!«

Schon wollte er wieder aufstehen, doch Apollonia hielt ihn zurück.

»Ich kann niemandem irgendetwas zeigen, bevor …« Sie brach ab und suchte nach Worten.

»Bevor was, Frau Stollwerck?«

Mit fester Stimme fragte sie: »Wie ist das passiert?«

Er seufzte. »Ich bin ein alter Tattergreis und war unaufmerksam. So ist das manchmal.«

»War es … ist es wegen … meiner Erfindung?«

Mit gerunzelten Brauen sah er sie an.

»War ich es, die Ihnen das angetan hat? War es mein Fehler?«

Er öffnete den Mund, schloss ihn wieder und öffnete ihn dann erneut. »Sie denken, Sie hätten …? Aber Frau Stollwerck, wie kommen Sie denn darauf?« Seine Stimme klang ehrlich entrüstet. »Es passiert ein Unfall in einer Schokoladenfabrik, in der es von Gefahrenstellen und Maschinen nur so wimmelt, und Sie denken, die eine Maschine, die Sie erfunden haben, hätte mich verletzt?«

Apollonia befeuchtete sich die Lippen und wischte sich die nassen Finger am Rock ab. »Naja, wir haben häufig daran gearbeitet. Sie ist noch unerprobt, und ich habe so etwas noch nie gemacht …«

»Selbst wenn es Ihre Erfindung gewesen wäre – es hätte mehr über mich als Ingenieur ausgesagt als über Ihre Maschine.«

»Das heißt, es war nicht …?«

»Nein, natürlich nicht! Der Unfall ist an der Butterpresse passiert. Mit Ihrer Erfindung hat es rein gar nichts zu tun!«

Sie brauchte einen Moment, um seine Worte zu verstehen. Und als sie endlich zur ihr durchgesickert waren, atmete sie erleichtert aus.

»So«, sagte er und schlug sich mit einer Hand auf den Oberschenkel. »Wir sollten sie endlich präsentieren, finden Sie nicht?«

Sie setzte sich auf. »Das würde ich gern, aber zunächst müssen wir sie fertigstellen. Und vor allem sollten Sie sich vorher richtig auskurieren!«

Da lächelte der kleine König verschmitzt. »Sie war schon fertig, erinnern Sie sich? Nur der Test stand noch aus. Und ich habe mir erlaubt, ihn mit Jakob vorab durchzuführen.« Er zwinkerte. »Gestern habe ich schon ein paar Stunden hier verbracht und als erste Amtshandlung mithilfe Ihrer neuen Maschine eine kleine Portion Schokolade herstellen lassen. Wir wollen Heinrich doch so richtig beeindrucken, nicht wahr?« Er bot ihr seinen gesunden Arm. »Gehen wir? Heinrich wartet schon auf Sie.«

Apollonias Mund wurde trocken, als sie Heinrich im Gang stehen sah. Noch nie in ihrem Leben war sie so nervös gewesen. Herr König führte sie langsam zu ihm – gleichzeitig führte sie auch ein wenig Herrn König. Im Grunde stützten sie sich gegenseitig, und erst, als sie vor Heinrich standen, ließen sie einander los. Apollonias Finger waren ganz kalt und klamm.

»Hallo meine Liebe«, brummte Heinrich mit einem Schmunzeln.

»Hallo Heinrich«, flüsterte sie.

Dann sah sie unsicher zum kleinen König hinüber. Der nickte feierlich und öffnete die Tür zu dem kleinen Nebenraum der Maschinenhalle, in der er und Apollonia so viele Stunden verbracht hatten.

Einen Moment sahen sie in den halbdunklen Raum hinein. Dann gab sich Apollonia einen Ruck und trat ein.

»Wir haben intensiv daran gearbeitet«, sagte sie über ihre Schulter, und ihre Stimme zitterte. Dies war der Moment, auf den sie Monate lang hingearbeitet hatte, dachte sie. Auf weichen Knien lief sie zu ihrer Maschine. Sie war fast drei Fuß höher als sie selbst. Fünf Walzen waren übereinander angebracht, die nach oben hin immer größer und mächtiger wurden. Rechts und links hatten sie jeweils Zahnräder, die ineinandergriffen und die Walzen antrieben. Und oben thronte ein längliches, geschwungenes Messingschild mit der Aufschrift *1871 Gebr. Stollwerck*. Golden funkelten die Buchstaben durch die kleine Halle.

Heinrich sagte kein Wort, er musterte nur die Maschine. Und dann brach es aus Apollonia heraus: »Das ist der neue Fünf-Walzen-Stuhl von Stollwerck. Das Vorwalzgut wird von oben nach unten geleitet und dabei von fünf Walzen immer feiner gemahlen. Dabei sind sie platzsparend angeordnet. Die umständlichen und großen Melangeure kann Franz also gern behalten. Unser Walzenstuhl kann 40 Zentner Schokolade täglich produzieren, zum Vergleich: der Walzenstuhl mit drei Walzen aus Frankreich schafft gerade mal fünf Zentner. Das Beste ist aber: Die Qualität der Schokolade wird drastisch gesteigert.«

»Möchten Sie sich davon selbst überzeugen?«, warf Herr König ein und griff nach einem kleinen silbernen Tablett, das er vorbereitet und auf der Arbeitsplatte abgestellt hatte. Darauf lagen mehrere große Stücke Schokolade bereit. Er bot Heinrich und

Apollonia jeweils eines an. Sie hob es an die Nase – und schon seine würzige Süße beruhigte ihre Nerven ein wenig. Wie verheißungsvoll, lieblich und komplex dieser Duft war! Honig, Vanille und Kakao konnte sie riechen. Sie schloss die Augen und biss hinein. Augenblicklich blieb ihr die Luft weg. Die Masse lag ihr herrlich samtweich auf der Zunge! Die alte Dampfschokolade von Stollwerck war stets krümelig und ein wenig trocken gewesen, doch diese neue schmolz nun zart und cremig. In Apollonias Mund entfalteten sich herrliche Rostnoten; sie schmeckte milden Kardamom, einen Hauch von Orange und zarte Töne von dunklem Tee. In ihrem Bauch erwachte ein warmes Glücksgefühl, unwillkürlich lächelte sie in sich hinein. Widerstrebend schluckte sie die Schokolade hinunter, hielt die Augen genießerisch geschlossen und spürte diesem Geschmack noch einen Moment lang nach.

Sie musste sich dazu zwingen, die Lider wieder zu heben. Nervös beobachtete sie ihren Mann. Einen Moment lang starrte Heinrich die Maschine an. Langsam sah er anschließend von Apollonia zu Herrn König und zurück.

»40 Zentner?« Er runzelte die Stirn und schüttelte langsam den Kopf. »Apollonia, Herr König, das … ist genial.«

Apollonia strahlte.

»Das wird uns einen immensen Vorteil verschaffen. Und diese neue Konsistenz! Dadurch kommt die Vielfalt des Geschmacks viel besser zum Tragen! Wie seid ihr darauf gekommen?«

Herr König hob abwehrend den gesunden Arm. »Ich bin darauf überhaupt nicht gekommen. Sämtliche Ideen stammen allein von Ihrer Frau.«

Heinrich sah sie an, und in seinen Augen lag so viel Bewunderung und Anerkennung, dass sie es kaum fassen konnte.

»Apollonia. Du hast da etwas Bahnbrechendes erfunden.«

Sie war sprachlos. Nervös blinzelte sie und spürte, wie eine Last von ihr abfiel, der sie sich nicht einmal in Gänze bewusst gewesen war. Mit einem Mal war ihr Herz ganz leicht, und auf ihrer Zunge lag noch immer die atemberaubende Komplexität von Schokolade.

Einem plötzlichen Impuls folgend stürmte sie ihrem Mann entgegen und schloss ihn fest in die Arme. Sie konnte weiterhin nichts sagen, nur seine Wärme fühlen, und seine Arme, die sich um ihren Körper legten. Ganz entfernt hörte sie, wie sich Herr König leise kichernd von ihnen entfernte, eine Entschuldigung murmelte – »Ich werde dann besser mal wieder das Bett hüten, bis morgen!« – und die Tür hinter sich schloss.

»Es tut mir leid, wie ich mich bis zu meiner Abreise verhalten habe«, brummte Heinrich. »Schon vor unserer Hochzeit wusste ich doch, dass du eine Erfinderin bist, Apollonia. Und genau in diese Leidenschaft habe ich mich verliebt. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist, als du schwanger wurdest. Irgendwie glaubte ich plötzlich, wir müssten … ach, ich weiß auch nicht.«

»Wir müssten einem bestimmten Bild entsprechen, habe ich recht?«, fragte Apollonia leise.

»Mmh«, machte Heinrich. »Als ich fort war, dachte ich dann: Wofür? Das Leben ist

ungewiss, kurz und schmerzhaft. Warum machen wir es uns noch schwerer? Wieso können wir nicht zumindest so leben, wie wir es wollen?«

»Vielleicht können Erfinderinnen von Maschinen ja auch ein neues Leben entwerfen.«

»Da bin ich mir ganz sicher. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie sehr ich dich vermisst habe.«

»Tatsächlich?« Sie hob den Kopf, um ihn ansehen zu können. All die Monate hatte sie gefürchtet, seine Wut würde sie beide entzweien. Sie hatte sogar geglaubt, sich in ihm getäuscht zu haben! Wie schrecklich falsch sie doch gelegen hatte! Er war und blieb ihr Heinrich.

»Ich hatte Angst um dich und unsere Kinder. Aber ich hätte dir vertrauen sollen …«

Apollonia spürte, wie ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen. »Du glaubst gar nicht, wie viel mir diese Worte bedeuten«, flüsterte sie. Schnell wischte sie sich die Wangen mit dem Handrücken trocken. »Aber … warum hast du mir kaum geschrieben? Nur ein paar Zeilen Feldpost. Ich habe mir solche Sorgen gemacht.«

»Ich habe doch geschrieben, dass es mir gut geht!«

»Ich hatte Angst um uns«, erklärte sie leise.

»Ich … wusste einfach nicht, was ich schreiben soll. Es kam mir alles so falsch vor. Ich habe zuvor nicht gewusst …« Heinrich brach ab und schüttelte den Kopf.

»Was hast du nicht gewusst?« Apollonia fuhr ihm sanft durch die Haare.

»Dass … Sehnsucht körperlich schmerzen kann.«

Wieder verschlug es Apollonia die Sprache. Er sah sie ernst und aufrichtig an, und dann küsste er sie so leidenschaftlich, dass ihr auch noch die Luft wegblieb. Einen Moment lang wünschte sie sich, sie könnte einfach alles um sich herum vergessen und Heinrich hier und jetzt vor ihrem Fünf-Walzen-Stuhl lieben. Doch dann taten sie etwas, das ihr ungefähr genauso viel Freude bereitete: Sie fütterten die Maschine mit Vorwalzgut und schalteten sie ein. Und das Rumpeln und Mahlen der Walzen, Heinrichs Hand, die gleichzeitig nach ihrer griff, und sein stolzes Lächeln, während er sie an sich zog, um ihr Gesicht zu betrachten, machten ihr die vielleicht schönste Gänsehaut ihres Lebens.

»Wo ist mein Bruder?«, fragte Nikolaus den kleinen Ingenieur, der für Heinrich arbeitete und ihm im Gang des Hinterhauses entgegenkam. Er trug seinen Arm in einer Schlinge und war etwas blass um die Nase.

Erschrocken sah der alte Mann ihn an. »Oh, er wollte nur kurz nebenan … aber, wissen Sie was? Ich kann ihm Bescheid geben und …«

Doch Nikolaus achtete nicht weiter auf ihn. »Hier drin?«, fragte er und riss schon die Tür auf.

»Heinrich, bist du hier?«, rief Nikolaus – und hielt inne. Vor einer riesigen, rumpelnden Maschine standen Heinrich und Apollonia und hielten sich im Arm!

Schnell wandte er sich ab. »Bitte entschuldige, aber ich wollte … ähm.« Er räusperte sich.

Sofort ließen die Eheleute einander los. Aus den Augenwinkeln sah Nikolaus, dass Apollonia hochrot anlief.

»Ich hatte gehofft, Heinrich allein … Guten Tag, Apollonia«, stammelte Nikolaus. »Liebe Schwägerin, ist etwas passiert, oder warum …?«

»Ich … habe nur kurz etwas mit Heinrich …«

»Wir mussten etwas Familiäres besprechen«, behauptete Heinrich und trat schützend vor sie.

Nikolaus musste an die Worte seines Vaters denken. Während des Kriegs war Apollonia wohl häufig hier gewesen und hatte nach dem Rechten gesehen. Doch was hatte sie jetzt, da die Brüder wieder in Köln waren, an diesem Ort zu suchen? Er erinnerte sich daran, dass sie Heinrich auch kurz nach ihrer Eheschließung schon eine Zeitlang regelmäßig hierher begleitet hatte. Was sollte das? Eine Frau gehörte nicht in eine solche Umgebung. Schon die rumpelnde Maschine hinter ihr war eine Gefahr für diese zarte Person! Wie konnte Heinrich das zulassen?

»Bitte entschuldigt mich, ich muss … wieder nach Hause«, sagte Apollonia. Sie senkte den Kopf und eilte an ihm vorbei nach draußen.

»Ist alles in Ordnung, Nikolaus?«, fragte Heinrich.

»Nicht ganz«, antwortete er. »Gehen wir in dein Büro?«

Dort angekommen tigerte Nikolaus auf und ab.

»Vor nicht mal zwei Wochen sind wir mit unserem Dr. Michaelis Eichelkakao an den Markt gegangen. Er wurde in zahlreichen Apotheken gut angenommen, ich habe bereits eine ordentliche Stückzahl verkauft, die Zeitungen haben groß berichtet«, sagte Nikolaus.

Heinrich nickte brummend.

»Die Poliklinik des Augusta-Hospitals Berlin hat sogar eine Testreihe mit unserem Präparat an 97 Kindern zwischen ein und zehn Jahren mit Magen- und Darmerkrankungen durchgeführt, in mehreren Fällen mit großem Erfolg! Eine solche Nachricht ist für uns natürlich goldwert und könnte die Verkaufszahlen enorm in die Höhe treiben. Ich denke, dieses Produkt wird unsere Hustenbonbons noch weit überflügeln. Nun rate mal, was der Mann unserer Tante seit Neustem in seiner Apotheke verkauft und sogar überregional anbietet?«

»Du meinst August Arkenberg?«

Statt einer Antwort zog Nikolaus eine Ausgabe der *Pharmaceutischen Zeitung* aus der Hosentasche und breitet sie auf dem Schreibtisch aus.

»Hier!«, rief er.

Heinrich beugte sich darüber. »*Wir möchten auf unseren entölten Eichel-Kakao nach Vorschrift des Dr. med. Michaelis in Waldenburg aufmerksam machen.*« Er runzelte die Stirn. »Ich dachte, der Doktor kommt aus Berlin?«

»Lies weiter!«, rief Nicolaus aufgebracht, holte seinen Zwicker hervor und sah ihm über die Schulter.

Auf der nächsten Seite stand ein ellenlanges Gutachten, das Heinrich sicher nur

überflog. Doch den Schlusssatz las er murmelnd vor: »*Zum Unterschied von anderen gleichlautenden Fabrikaten verlange man ausdrücklich den echten Arkenberg'schen Eichel-Kakao mit dem Namenszusatz Dr. Michaelis.*«

Heinrich sah Nikolaus an, seine Denkerfalte vertiefte sich. »Hat August etwa ebenfalls einen Eichelkakao entwickelt und sich dafür auch noch einen Dr. Michaelis gesucht?«

»Ganz genau!« Nikolaus warf seinen Zwicker wütend auf die Zeitung. »Wie dreist dieser Kerl ist! Er kopiert nicht nur unser Produkt, sondern verwendet auch den gleichen Namen, um von unserem Erfolg und unserer harten Arbeit zu profitieren! Und dann empfiehlt er den Menschen, nach seinem Kakao statt nach unserem zu fragen! Und das nur wenige Tage, nachdem wir damit an den Markt gegangen sind. Wie konnte der so schnell sein?«

»Unfassbar«, murmelte Heinrich, wieder tief über die Zeitung gebeugt. »Schon vor Jahren hat er versucht, Mutters Bonbons zu kopieren, und ist gescheitert. Ist er derart verzweifelt?« Er kniff die Augen zusammen.

»Was machen wir jetzt?«, rief Nikolaus.

»Na, was wohl?«, fragte Heinrich ruhig. Er ging hinter seinen Schreibtisch, holte Papier und Tinte hervor und setzte sich mit grimmiger Miene. »Wir werden August Arkenberg antworten.«

# Teil 4

1871–1876

## 32. Kapitel

One Sunday mornin', Lord, Lord, Lord
Preacher went a-huntin', Lord, Lord, Lord

Im Chor grölten sämtliche Arbeiter Nunos Lied. Seit einer Woche arbeitete er – auf Geheiß von Nikolaus Stollwerck – in der gläsernen Fabrik. Kaspar hatte sofort alles drangesetzt, ihm folgen zu dürfen. Nun betätigten sie gemeinsam die Röstmaschine und sangen:

He carried 'long his shotgun, Lord, Lord, Lord
'Long come a grey goose, Lord, Lord, Lord

Mittlerweile war Nuno schon bald siebzehn Jahre alt, und noch immer verbreitete er in der Schokoladenfabrik eine ausgelassene Stimmung. Die meisten Arbeiter lagen seinem klugen Charme längst zu Füßen, sie genossen es, mit ihm zu singen und zu scherzen. Mit jedem *Lord* wurde Nuno lauter, er peitschte die Arbeiter richtig an. Seine Stimme hatte mittlerweile einen klaren, tiefen Klang bekommen, und auf seinen Wangen sprossen bereits starke Barthaare. Er würde mal ein stattlicher Mann werden, dachte Kaspar. Doch umso größer er wurde, desto misstrauischer beäugten ihn Fremde. Während sich eine stetig wachsende Anzahl an Kölnern – Arbeiter und Stollwerckmädchen, Dienstleute und Kutscher – längst an ihn gewöhnt und ihn ins Herz geschlossen hatte, waren es größtenteils völlig unbekannte Gesichter, die Kaspar immer wieder irritierten. Vor allem reiche Bürger zogen die Stirn in Falten, führten ihre Frauen auf die andere Straßenseite oder tuschelten, sobald sich Nuno näherte.

Seltsam, dachte Kaspar. Ähnlich ging es auch seiner Lina. Die meisten, die sie persönlich kannten, mochten ihre überraschend lustige, ja fast freche Art. Wenn man sich die Zeit nahm und sich mit ihr – dank Luanas Übersetzung – unterhielt, merkte man, dass sie klug, stark und unbeugsam war. Doch ausgerechnet die gebildeten Menschen dieser Stadt – der Priester der Kirche oder die höheren Fabrikaufseher – behandelten sie gern wie eine Schwachsinnige. Sie sahen sie mit einer mitleidigen Herablassung an, die Kaspar wütend machte. Fleißig übte er mithilfe von Luana die Gebärdensprache seiner Tochter. Eines Tages wollte auch er für sie übersetzen können, so dass sie dieser Welt noch besser zeigen konnte, wer sie wirklich war. Und, was zugegebenermaßen noch ein bisschen wichtiger für ihn war: Er wollte sich endlich einmal ganz allein mit ihr unterhalten können. Schon in Gegenwart von Luana und Nuno, der meist ebenfalls mit von der Partie war, wenn sie sich zur Pausenzeit kurz im Innenhof der Fabrik trafen oder gemeinsam in Julies Dachkammer zu Abend aßen, bewunderte er seine Kleine für ihre schlauen Fragen und Antworten. Er dachte oft lang über ihre Meinungen nach und genoss ihr unkontrolliert lautes Lachen. Wenn sie einmal unter vier Augen sprechen könnten, würde er ihr gern von ihrer Mutter erzählen, von Höhenforst, von Gesche und dem Wald. Wer weiß, vielleicht würde sie ihm dann ja auch

Dinge berichten, die sie nur ihrem Vater anvertrauen wollte. Er sollte sich anstrengen und diese Sprache schneller lernen, sagte er sich.

Nachdenklich sah er wieder zu Nuno hinüber, der grinste und eine Augenbraue hochzog, sobald er Kaspars Blick bemerkte. Doch Kaspar ahnte, dass Nunos Fröhlichkeit in diesem Moment nur ein Schutzschild gegen all die Blicke der Passanten auf der Hohen Straße war. Dahinter lag eine stumpfe Traurigkeit, die nachts die Oberhand gewann. Angefangen hatte das etwa ein Jahr nach ihrer Ankunft in Köln. Sobald sie allein in Julies Kammer waren, wurde Nuno mit einem Mal ganz still. Dann glaubte Kaspar, er könnte gar nicht mehr zu ihm durchdringen. Auf Fragen antwortete der Junge höchstens mit Ja oder Nein, er starrte vor sich hin, und seine Mimik verriet nichts über seine Gedanken oder Gefühle. Die Stunden, in denen Kaspar in Julies Kammer verschwand, schien Nuno kaum zu bemerken. Manchmal ertappte sich Kaspar sogar dabei, wie er diese Stunden noch ausdehnte, um die Traurigkeit nicht zu spüren, die den Jungen umgab. Was für ein Vater tat so etwas? Wenn er dann im Morgengrauen zurückkam, sah er, wie Nuno die Krähe fütterte, die Julie täglich besuchte. In diesen Momenten lag oft ein leises Lächeln auf seinen Lippen. Eines, das nichts mit dem frechen Grinsen des Tages oder dem teilnahmslosen Blick in der Nacht gemein hatte.

Manchmal begleitete die Krähe Nuno und Kaspar sogar bis zur Fabrik. Dann warf Nuno ihr eine der Nüsse hin, die Julie ihm eigens für diesen Zweck überlassen hatte, und beobachtete, wie sie sie hüpfend einsammelte. Hin und wieder bemerkten andere Krähen den Jungen, folgten ihm, und wenn sie dann bei Stollwerck ankam, waren sie umgeben von einer flatternden, hüpfenden Krähenschar.

Gun went »a-boo-loo!«, Lord, Lord, Lord
He was six weeks a-fallin', Lord, Lord, Lord
He was six weeks a-haulin', Lord, Lord, Lord
Then my wife an' your wife, Lord, Lord, Lord
Get a-feather-pickin', Lord, Lord, Lord

Nuno sang dröhnend, alle sangen mit, und an der Schaufensterscheibe drückten sich die Passanten die Nasen platt. Kaspar wurde den Gedanken nicht los, dass sie einzig und allein Nuno anstarrten. Er war hier nicht nur zum Arbeiten, sondern auch zur Unterhaltung, ging es Kaspar durch den Kopf.

Noch bis vor Kurzem hatte man in der Stadt ständig über die Turcos gesprochen, die vor den Toren in Zelten untergebracht gewesen waren. Die feinen Herrschaften sollten sonntags hingepilgert sein, als wäre das Lager ein Zoo. Die Schwarzen, tätowierten Soldaten – breitschultrige Kerle mit blinkenden Säbeln – waren für die meisten Kölner um einiges spannender gewesen als der viel unscheinbarere Nuno. Doch jetzt, da sie fort waren, übte er wieder eine größere Faszination auf die Kölner aus. Er musste an die Worte des Seemanns Otto denken: *Es gibt nicht viele Orte für solche wie dich bei uns. Außer vielleicht einen Zirkus.* Genau vor einer solchen Zurschaustellung wollte Kaspar Nuno bewahren. Doch nun hatte er ihn an einen ganz ähnlichen Ort gebracht.

Was war das nur für eine Welt? Er wollte am liebsten die Schaufel hochnehmen, die er gerade in der Hand hatte, kräftig ausholen und damit das verdammte Glas zerbrechen. Er stellte sich das genüsslich vor – und hielt kurz inne. Was tat Anna Sophia da draußen?

Sie lief über die Straße, sah sich nervös nach rechts und links um und wickelte ihren Sommermantel um ihren Körper. In einer Hand trug sie eine zusammengerollte Zeitung. Kaspar kratzte sich unter dem Schlapphut. Dann machte er sich wieder an die Arbeit.

Eine halbe Stunde später hatten sie Feierabend. Auf dem Rückweg wurde Nuno immer stiller und antwortete auf Fragen nur noch einsilbig. Hin und wieder sah er in den Himmel. Ob er wohl seine Krähe suchte?

Heute würden sie ausnahmsweise einmal nicht mit Luana und Lina zu Abend essen. In der Pause hatten sie ihnen gesagt, dass sie schrecklich müde waren und am nächsten Tag sogar noch früher als sonst raus müssten, da eine große Sonderbestellung bearbeitet werden sollte.

In der Dachkammer fand Kaspar eine Notiz von Julie. Sie konnte es einfach nicht lassen! Fast gegen seinen Willen hatte sie ihm immer wieder Lektionen im Lesen gegeben. Und obwohl sie wusste, wie ungern er sich auf diese kleinen Buchstaben konzentrierte, schrieb sie ihm immer wieder.

*Lieber Kaspar, Elisabeth und ich besuchen Wilhelmine für ein paar Tage in Bonn. Seid also bitte besonders leise und vorsichtig. Ein wenig Essen habe ich euch auf die Obstkiste gestellt. Alles Liebe, Julie.*

Gemeinsam mit Nuno schlang Kaspar das Essen hinunter, dann wollten sie sich schlafen legen. Doch bevor Kaspar die Petroleumlampe löschen konnte, flüsterte Nuno auf dem Sofa: »Hörst du das?«

»Was soll ich hören?« Kaspar zog die Augenbrauen zusammen. In letzter Zeit wollte der Junge ihm immer mal weismachen, er werde langsam schwerhörig. Doch das würde Kaspar ja wohl merken!

»Was frag ich überhaupt?« Nuno grinste. Etwas ernster fuhr er fort: »Du hast doch gesagt, Julie und Elisabeth sind in Bonn.«

»Ja, warum?«

Nuno sah an die Decke, als würde er angestrengt lauschen. »Ich höre eine Frauenstimme.«

Kaspar runzelte die Stirn. »Vielleicht hat dieser August eine Liebschaft?«

»Mmh«, machte Nuno. »Das wird es wohl sein.«

Kaspar streckte sich erneut zur Petroleumlampe, um sie zu löschen. Doch da hob Nuno eine Hand. »Warte …«

»Was ist?«

Nuno legte den Kopf schief. »Sie … schreit.«

»Soll vorkommen in einer Liebschaft«, sagte Kaspar und zog einen Mundwinkel hoch.

»Nein, nicht *solche* Schreie!« Nuno kniff die Augen zusammen. »Sie hat Angst. Sie

wehrt sich …«

Jetzt drehte sich Kaspar zu Nuno um und starrte ihn an. »Du meinst …?«

Nuno nickte, und seine Stirn runzelte sich. »Sie wird immer lauter. Hörst du denn gar nichts?«

Kaspar versuchte, sich zu konzentrieren. Doch in seinen Ohren rauschte es nur.

*Du alter Seemann hast bestimmt Wasser in den Ohren*, hatte Nuno einmal gesagt. Und vielleicht stimmte es. Er hatte das Meer in den Ohren, dachte er, den Staub aus seinem Bauerndorf, den Ruß der Raffinerie und den Dampf der Schokoladenfabrik. Vielleicht hatten seine Ohren für ein Leben einfach genug gehört.

»Komm mit, Matrose«, entschied Nuno, sprang vom Sofa auf und nahm die Petroleumlampe von der Wand.

»Jawohl, Kapitän«, brummte Kaspar. Leise schlichen sie den Flur hinunter, den Kaspar wegen seiner Besuche bei Julie mittlerweile gut kannte. Nuno hielt immer wieder inne, um zu lauschen, und deutete dann weiter den dunklen Flur entlang.

Am Ende blieb er stehen und sah über seine Schulter. »Sie sind unten«, flüsterte er.

»Da sollten wir nicht hin. Julie würde fuchsteufelswild.«

Nuno betrachtete ihn einen Moment lang nachdenklich. Dann öffnete er trotzdem die Tür zur Treppe – und jetzt konnte auch Kaspar es hören. Die Stimme der Frau ging ihm durch Mark und Bein – er kannte sie. Sofort warf auch Kaspar alle Vorsicht über Bord. Hinter dem Jungen stürzte er die schmale Holztreppe hinunter, dem Geräusch entgegen. Es polterte, als hätte jemand etwas umgeworfen, ein Mann schrie: »Was erlaubst du dir?!«

Wieder polterte es, dann klirrte es laut.

Nuno griff nach einem Besen, der an der Wand lehnte. Kurz schoss Kaspar durch den Kopf, dass sie ihre Bleibe aufs Spiel setzten, sobald sie durch diese Tür rechts vom Ladengeschäft gingen. Und doch mussten sie es tun. Nuno drückte die Klinke. Mit erhobenem Besen betrat er den schummrigen Raum, der nur von einer kleinen Wandlampe erleuchtet war.

Kaspar brauchte einen Augenblick, um sich zu orientieren: Sie standen im Hinterzimmer der Apotheke – inmitten von Glas- und Tonscherben. August Arkenberg wirbelte zu ihnen herum, seine Augen blitzten hell in der Dunkelheit, und an ihren aufgelösten, langen Haaren hatte er Anna Sophia Stollwerck gepackt. Ihr Mantel hing ihr über der Schulter, das Kleid war aufgerissen, Bluse und Corsage schauten hervor.

»Lass sie sofort los!«, schrie Nuno und schwang den Besen, doch Arkenberg wich aus.

»Warte, Kapitän«, knurrte Kaspar, trat einen Schritt auf Arkenberg zu und boxte ihn einmal so hart ins Gesicht, dass er Anna Sophia losließ und zu Boden sank. Als er stöhnend vor ihm lag, sah Kaspar, dass dem Apotheker bereits eine große Kräuterschere tief im Oberschenkel steckte.

»Ich hatte gehofft, dass ihr mich hört …«, keuchte Anna Sophia. »Kommt.« Schnell schob sie die beiden aus dem Zimmer.

Sie verließen die Apotheke durch die Ladentür. Während Nuno und Kaspar Anna Sophia nach Hause brachten, erzählte sie ihnen bruchstückhaft ihre Geschichte: Sie

habe mit ihm reden wollen, wegen irgendeines Eichelkakaos. Doch mit August könne man nicht reden, erklärte sie wütend, es sei eine dumme Idee gewesen. Sie hätte keine Schere, sondern ein Messer mitnehmen sollen, presste sie hervor. Ein langes, scharfes Messer, und sie hätte es ihm gleich in den Hals rammen sollen, ohne Umschweife.

Kaspar musterte Anna Sophia alarmiert. Was musste wohl passieren, dass eine so freundliche Person wie Anna Sophia Stollwerck so etwas sagte?



Anfangs hatten die Brüder Anna Sophia nicht in ihre Sorgen wegen August Arkenberg einbeziehen wollen. Aber Apollonia hatte immer wieder auf Heinrich eingeredet und ihn gebeten, dass die drei ihre Mutter doch wenigstens anhören sollten. Niemand aus der Familie kannte den Apotheker so gut wie sie. Zudem lagen die Brüder ja nicht mit ihr im Streit, sondern mit Franz. Apollonia war sich sicher, dass Anna Sophia in ihrem Haus in der Hohen Straße unablässig auf den sturen alten Holzkopf einredete. Nicht zuletzt hatte sie das Gefühl, ihre Schwiegermama müsste dringend mal wieder ihre Söhne sehen. Wenn Apollonia ihr in seltenen Fällen einmal begegnete, war ihre Haut so blass und ihr Mund so fest zusammengekniffen, dass es Apollonia immer wieder das Herz zu brechen drohte. Anna Sophia musste zwischen der Wut auf Franz, der Sehnsucht nach ihren älteren Kindern und dem Pflichtgefühl gegenüber den Jüngeren sowie ihrem Mann schrecklich hin- und hergerissen sein. Es verlief ein tiefer Graben durch die Familie Stollwerck: Auf der einen Seite standen die drei ältesten Brüder mit ihren Frauen und Elisabeth, auf der anderen Seite die Eltern und die drei Jüngeren – Ludwig, Carl und Therese. Mittlerweile waren sie 14, 12 und 10 Jahre alt und litten mindestens genauso schlimm unter den Streitereien wie Anna Sophia. Wenn sich Apollonia nur der Hohen Straße näherte, zog sich schon ihr Magen zusammen. So konnte es doch nicht für immer bleiben, dachte sie wieder und wieder, bis sie Heinrich endlich auf ihre Seite zog und er seine Brüder davon überzeugte, sich zu dem Thema Arkenberg mit Anna Sophia zu unterhalten. Sie trafen sich in der Brückenstraße, in Apollonias und Heinrichs Salon, und überrascht bemerkte Apollonia, dass niemand auf die Idee kam, sie während des Gesprächs hinauszuschicken. Sie wusste zwar, dass das wohl weniger an ihrer Kompetenz als an der Anwesenheit der Mutter lag, wegen der dieser Termin sowieso keine reine Zusammenkunft der Geschäftsleitung war, sondern eher ein kleines Familientreffen. Dennoch erfüllte es sie ein wenig mit Stolz.

»Eure Antwort an August hat mir wirklich gut gefallen«, sagte Anna Sophia. »Lies doch bitte noch mal vor, Peter.«

Peter räusperte sich und zitierte aus der neuen Ausgabe der *Pharmaceutischen Zeitung*: »*Natürlich hat unser Produkterfolg zu anderen Angeboten von Eichel-Kakao geführt. Doch die anständige Konkurrenz hat durch unterschiedliche Artikelbezeichnungen Verwechslungen vermieden.*«

»Wunderbar«, murmelte Anna Sophia. »Das macht die Dreistigkeit wirklich deutlich.«

»*Erst Arkenberg, Inhaber der Apotheke am Neumarkt, blieb es vorbehalten, auf einem neuen, von deutschen Apotheken bisher nicht betretenen Weg zu wandeln. Seine*

*Absicht ist unzweifelhaft: Die Käufer, die Dr. Michaelis Eichel-Kakao verlangen, sollen durch diesen Namenszug in den Glauben versetzt werden, es handele sich um das Stollwercksche Präparat.*«

»Dass er sich auf so ein Niveau herablassen würde …« Anna Sophia schüttelte den Kopf.

»Überrascht dich das wirklich, Mama?«, brummte Nikolaus. »Mit euren Bonbons hat er es doch früher ganz ähnlich versucht. Er hat euch sogar verklagt!«

»*Es fragt sich nur, was mehr zu bewundern ist«,* las Peter weiter. *»Die Gesinnung, welche zu einer derartigen illoyalen Konkurrenz befähigt, oder die Handlungsweise des Arztes, der seinen Namen einer auf Täuschung berechneten Sache leiht.*«

Anna Sophia nickte. »Auf den Punkt! Wirklich ungeheuerlich, was da vor sich geht.«

»Vater lacht sich bestimmt ins Fäustchen«, knurrte Nikolaus.

»Natürlich nicht!« Anna Sophia sah ihren Ältesten tadelnd an. »Ich weiß, dass er sich euch gegenüber fürchterlich verhält. Aber so etwas würde er nicht tun. Tatsächlich ist er ganz erzürnt über dieses Vorgehen.«

Nikolaus zog zweifelnd die Augenbrauen hoch, und Apollonia konnte es ihm nicht verdenken. So wie sich Franz in letzter Zeit verhielt, war von ihm wirklich kein Mitgefühl zu erwarten. In den Vertragsverhandlungen war er so unnachgiebig und hart, dass man meinen könnte, er spräche mit einem Erzfeind und nicht mit seinen eigenen Söhnen.

»Wir waren beide so wütend, dass … ich August aufgesucht habe«, fügte Anna Sophia nun etwas leiser hinzu.

»Du hast was?« Heinrich verschränkte die Arme. »Aber doch nicht allein?«

»Ich wollte ihn zur Rede stellen und ihn davon abbringen, euch weiterhin auf so schändliche Weise Konkurrenz zu machen. Dabei habe ich eine wertvolle … Information erhalten.«

Apollonia sah zwischen ihrem Mann und ihrer Schwiegermutter hin und her.

»Du hast diesen Mann ganz allein aufgesucht?«, hakte Heinrich noch einmal nach.

»Natürlich hätte ich mir gleich denken können, wer dahinter steckt«, fuhr sie fort, ohne auf Heinrich einzugehen. »Die Mertens haben ihm den Arzt vermittelt und in seinen Kakao investiert. Er gibt vor, zur Markteinführung noch nicht einmal etwas von Nikolaus' Produkt gewusst zu haben.«

»Sehr glaubwürdig!« Peter schüttelte den Kopf. »Woher sollten die Mertens denn bitte davon wissen?«

Plötzlich sog Nikolaus scharf die Luft ein. Panik lag in seinen Augen. »Er weiß es von mir«, erklärte er, und sein ganzer Körper schien plötzlich angespannt. Er raufte sich die Haare, sprang auf und tigerte mit schwankenden Schritten durchs Büro.

»Nikolaus?«, fragte Heinrich. »Ist dir nicht wohl?«

Apollonia runzelte die Stirn und beobachtete ihren Schwager.

»Ich … sollte euch wohl … etwas gestehen.« Nikolaus sah aus dem Fenster und verschränkte die Arme. Ohne seine Brüder, seine Mutter oder Apollonia anzusehen, erzählte er, dass er nur mit Mertens' Hilfe seine eigene Firma hatte gründen können.

Dass sie ihn mit einem hohen Kredit und niedrigen Zuckerpreisen gelockt, ihn dann aber unter Druck gesetzt hätten. Auf ihm unerklärliche Weise waren sie an interne Informationen aus dem Familienleben gelangt und hatten die Zuckerpreise mithilfe dieses Wissens in die Höhe getrieben. Vielleicht hatte Walter Mertens die Pläne für den Eichel-Kakao ja in diesem Büro gesehen, als sie beide eine Unterredung hatten, und die Idee dann an August Arkenberg gegeben.

»Nicht ganz unwahrscheinlich«, überlegte Anna Sophia leise. »Beide Parteien haben schon vor Jahren im Bonbonstreit zusammengearbeitet.«

Nikolaus wirbelte herum. »Vielleicht ist es nun wirklich an der Zeit, dass die Frauen diesen Raum verlassen!«, polterte er los. Apollonia und Anna Sophia sahen sich erschrocken an, doch bevor sie etwas entgegnen oder sich entfernen konnten, schlug Peter mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Du hast dich auf die Mertens eingelassen, Nikolaus?«, presste er hervor. »Schimpfst auf unsere Schwester und legst dich dann selbst zu ihnen ins Bett!«

»Peter!«, rief Anna Sophia erschüttert. »Hüte gefälligst deine Zunge!«

Peter schloss kurz die Augen. Und etwas ruhiger sagte er: »Du weißt doch ganz genau, dass ein solcher Pakt niemals gut gehen kann.«

Nikolaus trat einen wütenden Schritt auf seinen Bruder zu. »Was hätte ich denn machen sollen? Mit Vaters Knebelvertrag hätte ich niemals genug Geld für die Firma gehabt! Ich hatte keine andere Wahl! Und du und Heinrich wart ja fein raus, weil ihr schön brav beim Alten geblieben seid!«

»Und warum haben wir das getan, Nikolaus?«, knurrte nun Heinrich und richtete sich ebenfalls auf. »Weil du und Vater Hitzköpfe seid. Wir mussten einen Weg finden, damit nicht alles zerbricht. Hättest du ihn während des Kriegs etwas mehr im Zaum gehalten, würde die Firma schon in vier Jahren uns gehören!«

»Ganz genau!«, pflichtete ihm Peter bei. »Sobald Heinrich und ich mal nicht da sind, geht alles den Bach runter.«

»Sag das nochmal!« Nikolaus packte seinen Bruder am Kragen.

»Kinder! Was ist nur in euch gefahren?«, rief Anna Sophia in schrillem Tonfall.

Apollonias Blick huschte durch den Salon. Peter und Nikolaus wirkten, als würden sie sich gleich aufeinander stürzen, Heinrich beobachtete die beiden mit geballten Fäusten, Anna Sophia sprang auf und versuchte, sie auseinander zu schieben.

Ohne darüber nachzudenken, was sie da tat, raffte Apollonia ihren Rock und kletterte auf ihren Stuhl.

»Bitte herhören!«, rief sie so laut, dass ihr der Bleistift aus den Haaren rutschte, den sie heute Morgen dort hineingesteckt und vergessen hatte. Überrascht hielten alle inne und sahen sie an. »Schlagt euch jetzt bitte nicht gegenseitig die Köpfe ein! Ich würde vorschlagen: Ihr zahlt Mertens seinen Kredit zurück, und Nikolaus distanziert sich von jeder weiteren Zusammenarbeit.«

Bildete sie es sich ein, oder zuckten Heinrichs Mundwinkel teils amüsiert, teils bewundernd, während er sie ansah? Nikolaus funkelte zu ihr rauf. Sie erwartete schon, dass er sie beschimpfen und ihr erklären würde, dass sie ihnen keine neunmalklugen

Ratschläge zu machen hatte. Sicher würde er sie nun doch noch hochkant rauswerfen. Stattdessen knurrte er allerdings: »Und woher sollen wir das Geld nehmen?«

»Du und Heinrich habt keine armen Frauen geheiratet. Unsere Tante Barbara wird ihr Geld jetzt, da ihr euch von Franz gelöst habt, mit Sicherheit lieber in euch investieren. Tut mir leid, Anna Sophia«, fügte sie an ihre Schwiegermutter gewandt hinzu, die kaum merklich nickte.

»Mmh«, brummte Peter und ließ von seinem Bruder ab. »Außerdem bekomme ich natürlich noch Agnes' Mitgift …«

»Ganz genau«, sagte Apollonia. »Du heiratest schon in wenigen Tagen, Peter.«

»Ich kann darüber hinaus den Gewinn aus meinen Geschäften während des Krieges einbringen. Meine Emser Pastillen haben ebenfalls gut eingewirtschaftet«, überlegte Nikolaus halblaut.

Heinrich nickte. »Und dann habe ich auch noch Grund zur Annahme, dass unser neuer Fünf-Walzen-Stuhl schon in naher Zukunft eine hübsche Summe einbringen wird.«

Apollonia sah ihren Mann an und musste alle Kraft aufbringen, um nicht stolz zu strahlen. Heinrich sprach von ihrer Maschine, von ihrem kleinen Geheimnis, dachte sie glücklich. Verschwörerisch erwiderte er ihren Blick.

»Unser was?«, erkundigte sich Peter.

»Eine neue Stollwerck-Erfindung«, erklärte Heinrich. »Ich werde sie in Kürze nicht nur in unserer Fabrik einsetzen, sondern auch in Serienfertigung anbieten.«

Apollonia war mit einem mal so glücklich, dass sie etwas übermütig rief: »Peter und Nikolaus, darf ich vorschlagen, dass ihr eine Kalkulation aufstellt? Und Heinrich wird sich um die technischen Fragen kümmern.«

Peter gluckste, dann flachste er: »Zu Befehl, Oberstleutnant Apollonia!« Spielerisch salutierte er. »Ist Apollonia jetzt unsere neue Chefin, Heinrich?« Peter lachte leise und sah aus seinen verschieden farbigen Augen herausfordernd zu Apollonia auf.

Heinrich zuckte mit den Schultern. »Sieht wohl so aus.«

Und während Heinrich ihr die Hand reichte, um ihr vom Stuhl zu helfen, war da plötzlich dieser Gedanke: In Zukunft würde sie gern öfter auf Stühlen stehen, Lösungen finden und Anweisungen geben. Es fühlte sich fast so gut an wie Erfinden. Sie wollte nicht für immer einzig die Frau eines Geschäftsleiters sein. Ihre Erfindung durfte nicht ewig ein Geheimnis bleiben. Nein, sie wollte eines Tages stolz auf ihre Arbeit sein dürfen und auf Augenhöhe mit den Brüdern arbeiten. Ihr Geld steckte schon in der Firma. Genauso wie ihre Ideen und ein großer Teil ihrer Kraft. Sie wusste, dass ein solcher Gedanke für eine Frau ungeheuerlich war, und doch war er warm, verheißungsvoll und so komplex wie der cremig süße Geschmack von Schokolade. Wie wunderbar wäre es, wenn sie eines Tages Teilhaberin werden könnte …

In den nächsten Tagen fühlte Apollonia diesen Schwung in ihrem ganzen Körper. Es war, als wäre sie eine Jongleurin in einem Zirkus – und sie hatte ständig alle Bälle gleichzeitig in der Luft. Sie wirbelte zwischen Haushaltsführung und der Firma hin und

her. Heinrich gestattete ihr, abends regelmäßig in die Fabrik zu kommen. Er stellte ihr sogar einen Schreibtisch in ihre eigene kleine Maschinenhalle, auf dem sie weiter lernen und die Vorbereitungen zur Patentierung des Walzenstuhls treffen konnte. Dabei stand ihr nicht nur Heinrich zur Seite, sondern auch Herr König, der mit jedem Tag wieder mehr Farbe im Gesicht bekam. Anfangs verbrachte er jeweils nur wenige Stunden in der Fabrik, doch allmählich hielt er immer länger durch. Meist erschien er Apollonia erstaunlich gut gelaunt. Er sei erleichtert, dass es die linke Hand erwischt habe, sagte er. Außerdem schraube er sowieso nicht mehr selbst an den Maschinen herum, dafür habe er ja seinen Jakob. Nur hin und wieder hörte Apollonia ihn üble Flüche auf sein Schicksal ausstoßen.

Mittlerweile warnte sie stets Herr Simon, wenn Peter oder Nikolaus auf dem Weg ins Hinterhaus waren. Dann schickte er einen der Arbeiter, die geschwind die Flure entlang rannten und an das kleine Fenster im Gang klopften. So konnte sich Apollonia rechtzeitig in einen der selten genutzten Archivräume zurückziehen.

Nikolaus kündigte die Zusammenarbeit mit Mertens auf, und an Peters Hochzeit sagte Tante Barbara fest zu, in die Gebrüder Stollwerck investieren zu wollen. Apollonia war in Hochstimmung. Ihre Kinder, die in ihren kleinen Rüschenkleidchen bis zum frühen Abend von der Verwandtschaft bewundert wurden, erschienen ihr glücklich und wohlauf, Peter und seine frisch angetraute Frau Agnes saßen nebeneinander und sahen sich verliebt in die Augen, und Christina, die Klavierlehrerin, schickte die schönsten Melodien durch den Saal, während auf sämtlichen Tischen erlesene, bunte Pralinen glänzten und ihren verführerischen Schokoladenduft verbreiteten. Nur Franz' Miene trübte die Stimmung. Peter hatte zwar die Größe besessen, seinen Vater trotz allem zur Hochzeit einzuladen, allerdings sprachen er und seine ältesten Söhne kein Wort miteinander. Anna Sophia saß mit traurigen Augen neben ihm, und hin und wieder schüttelte sie ärgerlich mit dem Kopf. Erst, als er die Tür hinter sich schloss, um schlafen zu gehen, schien der Saal aufzuatmen.

Anna Sophia blieb noch und setzte sich zu Wilhelmine und Julie. Und sobald die Amme Apollonias Kinder mitnahm, um sie ins Bett zu bringen, setzte auch sie sich mit ihrer Schwester dazu. Es war glücklicherweise einer von Marias besseren Tagen, hin und wieder biss sie sogar in eine der hübschen Stollwerck-Pralinen. Apollonia musste an die vergangenen Hochzeiten denken – ihre und Marias. Damals hatte Cartharina mit ihnen am Tisch gesessen. Ihr Magen zog sich zusammen. Apollonia erinnerte sich daran, wie die Freundin in ihrer riesigen Krinoline und den Löchern im Rock neben ihr gesessen hatte. Oh, wie gern würde sie ihr jetzt von ihrer neuen Erfindung erzählen, davon, dass sie heimlich in der Schokoladenfabrik arbeitete! Cartharina würde sie beglückwünschen und ermutigen, ganz sicher. Was sie wohl in diesem Moment erlebte? Hoffentlich kam bald der nächste Brief!

»Wie geht es dir?«, fragte Julie gerade Anna Sophia.

Die seufzte leise. »Es ist eine schwere Zeit. Aber ich freue mich natürlich für Peter. Agnes scheint mir eine gute Wahl zu sein.«

Apollonia sah zu der jungen Frau hinüber, die Peter mit schräg stehenden

Augenbrauen und herausfordernd geschürzten Lippen anblinzelte.

»Ich denke, mit ihr werden wir noch Freude haben«, murmelte Maria.

Apollonia drehte sich überrascht zu ihrer Schwester um. Wenn Maria trotz ihrer seltsamen Krankheit einmal einen guten Tag hatte und sich unter Menschen wagte, dann blieb sie in der Regel still. Heute wirkte sie beinahe gesund und stark. Sie trug eine sorgfältig geflochtene Perücke und fächerte sich in eleganten Handbewegungen Luft zu.

»Wie kommst du darauf?«, fragte Apollonia.

»Ach, ist nicht so wichtig«, sagte Maria und senkte den Blick. Ihre Stirn war rot geworden – sicher, weil sie nun sämtliche Frauen am Tisch neugierig ansahen.

»Ich kann mir schon vorstellen, was du meinst.« Wilhelmine trank einen Schluck von ihrem dunkelroten, schweren Wein. »Die Frau weiß, was sie will, das sehe ich von hier.« In ihren Augen blitzte es amüsiert.

»Sie war gestern bei uns zu Besuch und hat …« Sie unterbrach sich selbst. »Entschuldigt, ich plappere viel zu viel.«

Eigentlich liebte Maria das Tratschen. Aber diesmal glaubte Apollonia, etwas anderes in der Stimme ihrer Schwester zu hören. Hatte Agnes sie ernsthaft verletzt?

»Hat sie etwas … Unpassendes gesagt?«, fragte Apollonia vorsichtig.

Maria schnaubte leise. »Das ist wohl Ansichtssache. In jedem Fall hat sie ihren … eigenen Geschmack bezüglich der Inneneinrichtung. Und der Umgangsformen. Und meiner Frisuren …« Das letzte Wort hatte sie ganz leise ausgesprochen. Apollonia schluckte. Sicher wusste Agnes noch nichts von Marias Krankheit – und anscheinend war sie sofort ins Fettnäpfchen getreten. Für Maria, die täglich unter ihren Schmerzen und fast noch mehr unter ihrer Scham litt, war das natürlich gar nicht komisch.

Apollonia griff wortlos nach Marias Hand und hielt sie ganz fest. Während der nächsten Minuten ließ sie sie nicht mehr los. Immer wieder sah Maria sie dankbar an.

»Wie geht es Sibylle?«, fragte Julie währenddessen.

»Ach, es geht. Sie ist dieses Jahr 64 Jahre alt geworden und leidet unter ihren Hüftschmerzen. Aber sie veranstaltet noch inspirierende Salons«, erzählte Wilhelmine.

»Und dichtest du noch so viel wie früher?«

Wilhelmine wiegte den Kopf. »Zur Zeit habe ich wieder mehr Freude am Malen …«

Da horchte Apollonia auf. »Was malst du denn?«

Kurz sah Wilhelmine in die Ferne, dann erklärte sie: »Porträts, Stadtansichten, Szenen aus großen Geschichten. Ich würde gern Kunst für das Volk machen, wisst ihr? Nichts Abgehobenes oder Elitäres. Meine Bilder sollen ins Herz gehen oder lehrreich sein, auf eine Weise, die jeder versteht.«

Jetzt setzte sich Apollonia auf. »Würdest du mir einmal etwas von dir zeigen?«

»Gerne!«

Mit aufgeregter Stimme erzählte Apollonia: »Nikolaus hat angefangen, den Schokoladen kleine Zeichnungen beizulegen. Bisher sind es Szenen aus dem Kölner Leben, aber was du gerade gesagt hast, ist hochinteressant! Es wäre so spannend, wenn er echte Künstler – oder eine Künstlerin wie dich – engagieren könnte und von ihnen

lehrreiche Reihen produzieren ließe! Zum Beispiel zum Kölner Dom oder zum Deutsch-Französischen Krieg …«

»Das klingt wunderbar!«, freute sich Wilhelmine. »So könnte man die Kunst tatsächlich unters Volk bringen. Du solltest mich in Bonn besuchen, dann können wir weiter darüber nachdenken.«

Apollonia strahlte. Sie öffnete den Mund, um sofort einen Termin vorzuschlagen, doch da runzelte Wilhelmine plötzlich die Stirn. Schlagartig wich die Begeisterung aus ihrem Gesicht. Apollonia folgte ihrem Blick und sah, dass Wilhelmine die Klavierlehrerin beobachtete. Christina saß mit gesenktem Kopf seitlich zu ihnen, schlug sanft in die Tasten und war augenscheinlich völlig in ihre Melodie versunken.

»Diese Frau kommt mir … bekannt vor«, murmelte Wilhelmine. »Wer ist das?«

»Das ist die Klavierlehrerin unserer Töchter«, sagte Anna Sophia. »Nikolaus hat sie in einem Berliner Salon kennengelernt – und sie ist wirklich ein großes Talent. Deswegen habe ich sie für heute Abend engagiert. Erst hat sie abgelehnt, aber ich habe darauf bestanden. Beeindruckend, nicht wahr?«

»Sie kommt aus Berlin? Wirklich erstaunlich«, murmelte Wilhelmine. »Könntet ihr sie vielleicht in ihrer Pause an unseren Tisch einladen? Ich würde sie gern etwas fragen.«

In den nächsten Minuten versank Wilhelmine in nachdenkliches Schweigen. Immer wieder sah sie zum Klavier hinüber. Und als Apollonia Christina herführte und ihr half, sich auf einen Stuhl neben Wilhelmine sinken zu lassen, starrte diese Christina mit großen Augen an.

»Guten Tag. Mein Name ist Wilhelmine Müller. Mein aufrichtiges Kompliment für Ihr Klavierspiel, Fräulein …?«

»Weber«, ergänzte Christina. »Vielen Dank.«

»Weber …«, murmelte Wilhelmine. »Bitte verzeihen Sie mir die neugierige Frage, aber: Sind Sie verheiratet?«

»Nein, Frau Müller.«

»Hatten Sie früher einmal einen anderen Namen?«

Christina antwortete nicht. Ihre Augen huschten nur hin und her.

»Es … mag Zufall sein, aber Sie erinnern mich an ein kleines Mädchen, das ich einmal kannte. Sie hieß Charlotte. Charlotte Mertens.«

»Oh, Zufälle gibt’s«, sagte Christina leise.

Wilhelmine leckte sich kurz über die Lippen, während sie fortfuhr: »Sie ist die Tochter von Sibylle Mertens-Schaaffhausen und hat eine Schule in Berlin besucht, bis sie von einem auf den anderen Tag verschwunden ist.«

»Tatsächlich …«, murmelte Christina. »Hoffentlich ist ihr nichts Schlimmes widerfahren.«

»Hoffentlich«, stimmte Wilhelmine zu. »Ihre Mutter Sibylle ist krank vor Sorge.«

»Wie traurig«, sagte Christina. Doch Apollonia nahm ihr die Anteilnahme nicht ab. Es lag etwas Kühles in der sonst so freundlichen Stimme. »Ich fürchte, meine Pause ist vorüber. Apollonia, würden Sie mich freundlicherweise zum Klavier zurückbringen?«

»Aber natürlich«, sagte Apollonia schnell und reichte ihr den Arm. Und während sie Christina langsam begleitete, spürte sie Wilhelmines nachdenklichen Blick im Rücken.



Kaspar hatte erwartet, Julie würde ihn und Nuno starr vor Schreck ansehen. Doch als sie ihr erzählten, was während ihrer Abwesenheit vorgefallen war, kreischte sie plötzlich vor Wut auf.

»Dieser verdammte Mistkerl«, rief sie und ihre sonst so helle Stimme klang ganz düster.

Kaspar beobachtete sie und kaute auf seinem Strohhalm.

»Soll ich ihn mir vorknöpfen?«, knurrte er

Julie sah ihn nicht an, sie schüttelte nur den Kopf. »Wenn das schief geht … Ihr könnt von Glück reden, dass er euch noch nicht auf die Schliche gekommen ist. Nein, ich werde mich selbst darum kümmern.«

Nachdenklich legte sie ein paar Walnüsse für die Krähe auf die Fensterbank und lief zur Tür.

»Habt eine gute Nacht«, sagte sie mit nun wieder sanfterer Stimme. Im Flur drehte sie sich noch einmal zu Kaspar um. »Fast hätte ich es vergessen: Ich habe Emma gesehen.« Kaspar traute seinen Ohren kaum. Er riss die Augen auf. Was hatte sie da gerade gesagt?

»Es ist Emma Witt, geborene Mertens, habe ich recht? Natürlich, diese Frau kam mir bekannt vor. Sie lebt in Bonn bei ihrer Schwägerin Sibylle. Sie sagt, sie kannte einmal einen Kaspar Rockstroh, aber das sei unendlich lange her …«

Kaspar konnte kein Wort erwidern, fast wurde ihm schwindelig.

»Soll ich dir ihre Adresse geben?«, fragte Julie.

Kaspar zwang sich dazu, weiter zu atmen, zu mehr war er nicht in der Lage. Emma war nicht weit weg, und es gab einen Weg, sie zu kontaktieren. Jetzt, nach all den verlorenen Jahren. Julie erwartete eine Antwort, doch seine Gedanken rasten: Er hatte kein Geld für die Hin- und Rückfahrt. Die wenigen Stunden am Sonntagnachmittag, in denen er nicht in der Fabrik arbeiten musste, waren zu kurz. Am Ende wäre er am Montag nicht pünktlich zurück und würde seine Stelle verlieren. Und dann waren da noch Nuno und Lina. Endlich hatte er wieder eine richtige Familie. Für sie wollte er unbedingt weiter Geld sparen. All das war richtig. Und gleichzeitig fühlte sich jeder dieser Gedanken an wie eine Ausrede. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, hatte er einfach eine Scheißangst. Die Sache mit Emma war schon mehr als zwanzig Jahre her. Was würde sie von ihm denken, wenn er plötzlich vor ihr stünde? Wie sollte er ihr erklären, warum er so lange weggewesen war? Wenn sie ihn Jahrzehntelang genauso sehr geliebt hatte, wie er sie, musste sie ihn mittlerweile hassen. Sie musste glauben, er hätte sie vergessen, im Stich gelassen und verraten. Und hätte sie damit nicht recht? Er wusste ja selbst nicht, wo all die Jahre hin waren. Anfangs hatte er sich eingeredet, die Anzeige ihres Bruders würde es ihm nunmal unmöglich machen, nach Köln zurückzukehren. Doch umso länger er fort war, desto eher hätte er das Risiko eingehen

können. Schon damals war es in Wahrheit viel eher die Furcht gewesen, die ihn zurückhielt: Vielleicht war Emma mit Absicht nicht zu ihrem Treffpunkt gekommen. Möglicherweise hatte sie sich gegen ihn entschieden. Vor ihr zu stehen und zu erfahren, dass sie nie mit ihm hatte leben wollen, dass sie ihn nicht liebte, hätte er nicht ertragen. Doch umso häufiger er sich das vorstellte, umso wahrscheinlicher schien es ihm. Sicher war sie längst verheiratet, hatte Kinder, war eine angesehene Dame von hohem Stand. Wie schäbig er ihr vorkommen würde. Ein dreckiger, mittelloser Matrose. Vielleicht könnte sie sich kaum an ihn erinnern … Kaspar wollte es lieber nicht erfahren. Manchmal sollte man seine größten Träume vor der Realität schützen.

»Du kannst es dir ja noch mal überlegen«, sagte sie nun leise. »Schlaft schön, ihr beiden.«

Dann schloss sie die Tür.

Nachdenklich ging Kaspar zu seinem Stoffbeutel hinüber. Er griff hinein, kramte ein wenig darin, dann fand er ihn: den Stein, den er einst Emma schenken wollte. Er hatte ihn noch immer. Und wie eh und je war er strahlend blau. Er drehte ihn in seinen Fingern hin und her. Dann, langsam, schob er ihn in seine Hosentasche.

## 33. Kapitel

Im Dezember 1871 eröffnete Nikolaus mit seinen Brüdern sein erstes Detail-Verkaufs-Magazin in der Brückenstraße, Ecke Ludwigstraße, unweit von Heinrichs und Apollonias Wohnhaus. Anfangs war dies ihre einzige Einnahmequelle: Hier boten sie Vaters Waren sowie Süßigkeiten anderer Hersteller an. Mit Franz einigten sie sich darauf, dass er nun allein seine Brustbonbons herstellen würde, dass der Vertrieb aber den Brüdern oblag. Das Zuckergeschäft sowie das Magazin der Emser Felsen-Quellen verblieb bei Nikolaus, dem die Pastillen besonders am Herzen lagen. Süßigkeiten anderer Art durften laut Vertrag beide Parteien herstellen. Zunächst produzierten die Gebrüder noch in Vaters Räumlichkeiten, doch bald war das nicht mehr nötig. Denn Heinrich baute schon fleißig an ihren eigenen Fabrikräumen: Sie wurden tief im Süden der Stadt zwischen Ferkulum-, Anno- und Corneliusstraße errichtet. Es dauerte nicht lang und die Kölner nannten die in ihrer Mitte erwachsende Schokoladenfabrik *Süßes Dreieck*. Nur wenige Minuten entfernt entstand Heinrichs Maschinenfabrik, die besser ausgestattet war und mehr Platz hatte als die alte Halle im Hinterhaus des Vaters. An diesem Ort wurden die neuesten Techniken, die klügsten Ingenieure, die geschicktesten Schlosser und die besten Materialien versammelt, um eigens entworfene Stollwerck-Maschinen herzustellen und sie an Fabrikfirmen in aller Welt zu verkaufen.

Die Streitigkeiten mit dem Vater blieben freilich nicht aus. Immer wieder kam es vor, dass Franz die an die Gebrüder gelieferten Pralinenschachteln nur zur Hälfte füllte, um seinem Ärger über die zurückgeforderten Gewinnanteile von Heinrich und Peter Luft zu machen. Wieder und wieder wurden die Brüder bei ihm vorstellig und drohten schließlich mit Klagen vor Gericht, wenn sie ihr Geld und die bei ihm eingekauften Waren nicht vollständig erhielten. Im August 1872 nahm dann endlich ihre eigene Fabrik ihren Betrieb auf.

Die Waren transportierten sie zu zahlreichen Vertriebsstellen und natürlich in ihr edles Magazin in der Innenstadt. Sie brauchten kaum noch Waren des Vaters anzubieten und hofften, sich dadurch nicht mehr allzu sehr mit ihm streiten zu müssen. Im Zuge dessen hatte Nikolaus sein Haus an der Königshalle aufgegeben und war mit seiner Familie ebenfalls in die Innenstadt gezogen. Nun lebte er in der Brückenstraße, neben Heinrich und ihrem modernen neuen Verkaufsmagazin. Es war ein schmales Haus, aber es hatte elegant verzierte Decken, zwei Stockwerke und einen eigenen, kleinen Dienstbotentrakt. Er mochte die Räumlichkeiten, doch am besten gefiel ihm, dass er nur aus der Haustür treten und ein paar Schritte die Straße hinunter zu laufen brauchte, um zum Geschäft zu gelangen.

Es war ein warmer Septembermorgen, als Nikolaus im Laden kurz nach dem Rechten sehen wollte. Dabei fiel sein Blick auf die neuen Schokoladenschachteln der Gebrüder. Sie waren mit Kakaopflanzen und Kokospalmen verziert, und groß prangte der Schriftzug *Stollwerck* darauf. Doch eine Kleinigkeit stimmte nicht. Er hielt inne, runzelte die Stirn und trat näher heran. Auf der Packung stand nicht *Gebr. Stollwerck,*

sondern *Franz Stollwerck*! Nikolaus spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Er schnappte sich eine Schachtel und drehte sie in seinen Händen hin und her. Es handelte sich um Vaters Marzipanpralinen, doch die Verpackung sah der neuen der Gebrüder zum Verwechseln ähnlich. Vater hatte nicht nur ihre Zeichnungen verwendet, sondern auch die Anordnung der Symbole. Nikolaus feuerte die Schachtel mit Schwung zurück auf ihren Stapel, so dass zwei Packungen verrutschten, eine dritte hinunterfiel und die schokobraunen Marzipankugeln über den Teppich kullerten.

»Oh, ich kümmere mich umgehend darum, Herr Stollwerck!«, rief eine Verkäuferin. Nikolaus beachtete sie gar nicht und stürmte an ihr vorbei auf die Straße.

Der Vater empfing Nikolaus und seine Brüder so gönnerhaft in seinem Büro, als würde er ihnen eine Audienz geben. Er saß zurückgelehnt hinter seinem Schreibtisch, die Hände auf dem Bauch gefaltet.

»Wie kann ich euch helfen?«, fragte er und sah von einem zum anderen.

»Deine neuen Pralinenschachteln, Vater«, knurrte Nikolaus und trat einen Schritt vor. »Wie kannst du es wagen, uns so dreist zu kopieren?«

Franz zog die Augenbrauen hoch. »Ich? Euch kopieren?« Er schüttelte missbilligend den Kopf. »Ihr seid es, die sich an meiner unverwechselbaren Handschrift orientiert haben. Vergleicht bitte einmal eure Verpackungen mit meinen. Dann seht ihr, wer hier von wem kopiert.«

»Die Verpackungen, von denen du sprichst, haben wir in den vergangenen Jahren stets mit dir gemeinsam entwickelt!«, protestierte Peter und schob die Hände in die Taschen.

»Ach, Peter. Ich gestalte meine Produkte seit Gründung des Unternehmens im Jahre 1839 auf diese Weise. Und nun wollt ihr es mir verbieten? Zunächst beleidigt ihr mich, brecht unseren Vertrag und kehrt euren lieben Eltern den Rücken, und nun das?«

Nikolaus ballte die Hände zu Fäusten und trat noch näher an den Sekretär seines Vaters heran. Er brauchte alle Selbstbeherrschung, um sich nicht auf ihn zu stürzen. »Ist das wirklich die Geschichte, die du dir erzählst? Kannst du damit ruhiger schlafen?«

Franz sah nachdenklich an ihm vorbei. »Ich schlafe schon lang nicht mehr ruhig, Nikolaus«, murmelte er. »Doch deswegen seid ihr offenbar nicht hier.«

»Nein, sind wir nicht«, schaltete sich Heinrich ein. »Solltest du nicht umgehend zu deinen alten Verpackungen zurückkehren, werden wir diese Auseinandersetzung vor Gericht austragen.«

Franz sah Heinrich direkt in die Augen. »So weit möchtet ihr es also kommen lassen?«, fragte er leise.

»Wir nicht, Vater«, knurrte Heinrich. »Wir nicht.«

Nikolaus war so wütend, dass er an diesem Abend nicht direkt nach Hause zurückkehren wollte. Er konnte das tieftraurige, von Krankheit gezeichnete Gesicht seiner Frau und das unentwegte Schluchzen seines kleinen Sohnes jetzt nicht ertragen. Also ließ er sich vom Kutscher zum *Süßen Dreieck* fahren. Nichts beruhigte ihn so sehr

wie ein Ausflug zu seiner Fabrik im Süden der Stadt. Er schlenderte über den großen Platz seitlich des Haupteingangs und sog den süßlichen Geruch von Bonbons und Schokolade ein, der in den Gassen hing: Kakao, Honig, Kräuter, Zucker und herrlich dunkler Karamell … Den Kopf in den Nacken gelegt betrachtete er das herrschaftliche Gebäude. Es war ganz aus Backsteinen gehauen, die hohen Fenster glänzten verheißungsvoll im Abendlicht, und die Uhr, die über dem Haupteingang aus riesigen Flügeltüren angebracht war, zeigte acht Uhr an. Feierabendzeit. Er lehnte sich möglichst unauffällig an eine Straßenlaterne, zog den Zylinder tief in die Stirn und schielte zu dem schmalen Seiteneingang hinüber. Und dann wartete er.

Es dauerte knapp zehn Minuten, bis die ersten Mädchen herauskamen und über den Platz liefen. Wie in der gläsernen Fabrik trugen sie weiße Kleider und Häubchen.

Paula entdeckte er wie immer schnell. Sie stach einfach heraus mit ihrem honighellen Haar. Weder sie noch Luana bemerkten, dass er sich langsam von der Laterne löste und ihnen folgte. Sie verabschiedeten sich von der Mädchentraube und liefen in Richtung Norden. Seitdem sie für die Gebrüder im Süden arbeiteten, brauchten die beiden Frauen mehr als 40 Minuten nach Hause. Nikolaus war ihnen nun schon mehrfach bis zum Gereonswall gefolgt. Auch heute schlich er wieder durch die stinkenden Wege der Stadt hinter ihnen her. Er könnte diesmal endlich auf sich aufmerksam machen. Paula sagen, dass er sie nie vergessen habe. Dass er in seiner Ehe unglücklich sei, aber sie ihn glücklich machen würde. Er könnte ihr eine kleine Wohnung mieten, in der sie die Möglichkeit hätte, Nikolaus zu empfangen. Sie müsste dann nicht mehr in der Fabrik arbeiten, er würde für sie sorgen, jeden Tag. Was hielt ihn eigentlich davon ab? Gerade bog sie in die nächste Gasse ein. Nikolaus ging schneller, um sie einzuholen. Seine Knie wurden weich vor Aufregung – doch mit einem Mal schoss ihm das altbekannte Stechen in beide Beine. Er unterdrückte einen Schrei und sackte in sich zusammen. Einen Moment blieb er so sitzen und wartete, bis der Schmerz langsam nachließ.

»Kann ich Ihnen helfen, gnädiger Herr?«, fragte ein Dienstmädchen auf der anderen Straßenseite.

»Nein, nein, es geht schon.« Nikolaus winkte ab. Mit steifen Knochen rappelte er sich hoch und sah sich um, doch Paula hatte er verloren. Zumindest für heute.

In der schwankenden Kutsche sah Apollonia immer wieder zu Heinrich hinüber. Doch auf seinem Gesicht konnte sie keinen einzigen Hinweis ablesen.

»Nun sag schon, Heinrich. Wo fahren wir hin?«, fragte sie zum wiederholten Male. Erneut schüttelte er nur mit dem Kopf. »Lass dich überraschen, meine Liebe.«

Er hatte sogar die Vorhänge vor den Kutschenfenstern zugezogen, um die Spannung zu steigern.

Die Kutsche hielt, doch Heinrich bedeutete Apollonia, sitzen zu bleiben. Er knotete sich sein Halstuch ab. »Darf ich?«, fragte er und band es ihr um die Augen.

»Was machst du denn, Heinrich?« Sie musste lachen. Er antwortete nicht.

Sie hörte, wie ihr Mann aus der Kutsche sprang und spürte, dass er von der anderen

Seite kommend ihre Hand nahm.

»Vorsichtig«, sagte er. Sie stützte sich auf ihn und stieg schwankend und kichernd aus.

»Nimm meinen Arm«, sagte Heinrich. Sie hakte sich unter. Langsam führte er sie den Weg entlang, einmal bog er ab, bevor Apollonia das Knarren einer großen Tür hörte. Nun hallten ihre Schritte, als würden sie durch einen hohen Gang laufen. Die nächste Tür, die Heinrich öffnete, quietschte. Heinrich ging zwei Schritte weiter, dann blieb er stehen.

»Wir sind da«, sagte er leise. »Bist du bereit?«

»Ich … glaube schon«.

»Achtung«, sagte Heinrich und nahm ihr das Halstuch ab.

Mit geweiteten Augen und offenem Mund sah sich Apollonia um. Sie fand sich in einem schmalen Raum wieder. Auf der rechten Seite zeigte ein großes Fenster hinaus auf eine einsame Gasse. Davor befand sich ein Schreibtisch, bestückt mit Zirkel, Lineal und allerlei Bleistiften. Auf Brettern rechts und links vom Fenster waren zahlreiche Bücher aufgereiht. An der Rückseite des Raums lehnten Holzbretter und Metallteile neben einem Regal voller Werkzeug. Und an der anderen, langen Wand stand eine Arbeitsplatte aus Holz.

»Wo sind wir hier?«, fragte Apollonia.

Heinrich schob die Hände in die Westentaschen und sah sie einen Moment lang verheißungsvoll an. Dann sagte er: »Wir sind in deinem Büro, Apollonia.«

Ihr Mund klappte noch weiter auf. »In meinem …?«

»Wir sind in der Maschinenfabrik der Firma Stollwerck. Nicht weit entfernt von diesem Raum werden sämtliche Apparate gefertigt, die wir in der Schokoladenfabrik verwenden oder an andere Firmen liefern.«

Apollonia zwang sich dazu, den Mund zu schließen, während sie ihrem Mann weiter zuhörte.

»Der Vorteil an diesem Gebäude ist: Peter und Nikolaus sind hier so gut wie nie. Meistens treffen wir uns in Nikolaus' Büro im *Süßen Dreieck*. Sie müssen also nichts davon wissen. Du kommst durch diese Gasse dort«, er zeigte aus dem Fenster, »direkt in den hiesigen Gebäudetrakt und in dein Arbeitszimmer. So musst du nicht durch die Gänge oder die Halle laufen und kannst unbemerkt ein- und ausgehen.«

Apollonia wusste nicht, was sie sagen sollte. Fassungslos sah sie ihren Mann an.

»Ah, fast hätte ich es vergessen!« Er hob einen Zeigefinger und ging beschwingt durch den Raum zu einer kleinen Tür in der hinteren Ecke, die Apollonia erst jetzt bemerkte.

»Wenn du etwas brauchst – Herr König hat sein Büro direkt neben deinem.« Mit diesen Worten öffnete er, rief den kleinen Mann zu sich, und der streckte seinen Kopf mit vergnügtem Grinsen durch die Tür. »Guten Tag, Frau Stollwerck! Und herzlich willkommen!«

»Hallo.« Zu mehr als diesem Wort war sie nicht in der Lage. Staunend sah sie sich um. Ihr eigenes Arbeitszimmer, dachte sie immer wieder. Mit Büchern! Und einem

Schreibtisch! Sogar mit einer Arbeitsplatte!

»Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Außerdem ist Jakob eingeweiht, den ich gern dazu hole, wenn wir etwas ausprobieren möchten«, sagte der kleine König.

Erwartungsvoll sahen er und Heinrich sie an.

»Ist alles in Ordnung, Apollonia?«, fragte ihr Mann schließlich.

Wortlos nickte sie.

»Habe ich irgendetwas nicht bedacht?« Mit sorgenvollem Blick sah nun auch er sich um.

Und dann brach es endlich aus Apollonia heraus: »Nein, Heinrich, du hast an alles gedacht. Es ist perfekt. Ich kann es noch gar nicht glauben! Danke!«

Sie schloss ihn in ihre Arme. Herr König kannte das ja schon, dachte sie mit einem leisen Kichern, und sah über Heinrichs Schulter, wie er sich schnell zurückzog.

Die nächsten Wochen vergingen für Apollonia in rasender Geschwindigkeit. Sie erwachte früh, gab Amme und Kindermädchen Anweisungen für den Tag und fuhr dann mit ihrem Mann in der Kutsche zur Maschinenfabrik in der Südstadt. Heimlich schlich sie durch die seitliche Gasse zu ihrem eigenen Arbeitszimmer. Hier verbesserte sie gemeinsam mit Herrn König ihren Fünf-Walzen-Stuhl und sammelte Ideen für weitere Erfindungen.

Apollonia fühlte sich so lebendig wie noch nie zuvor. Was sie sich seit der Geburt der kleinen Bertha sehnlich gewünscht hatte, war Wirklichkeit geworden. Heinrich arbeitete mit ihr gemeinsam, sie war eine Erfinderin geworden. Sie sprudelte über vor Ideen, ihre Überlegungen waren schnell und präzise, und nicht nur Herr König und Jakob, sondern auch Heinrich nickten ihr immer wieder anerkennend zu.

Meist verabschiedete sich Apollonia am Nachmittag von den Männern, um nach Hause zu fahren und ihren familiären und gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen. Zwar verließ sie die Fabrik stets etwas widerstrebend, doch natürlich liebte sie auch die Stunden mit ihren Töchtern. Sie schrieb mehrere Briefe an Cartharina, auf die bisher leider noch immer keine Antwort gekommen war, sie besuchte Maria und pflegte den Kontakt zur Schwiegermutter sowie deren liebenswerten Schwestern. Agnes, die sich schon nach wenigen Wochen vollends mit Maria zerstritten hatte, wurde Apollonia dennoch eine angenehme Gesprächspartnerin. Sie redete laut und viel, machte große Gesten und lachte mit offenem Mund, wovon Heinrich, Nikolaus und Maria mehr als abgeschreckt waren. Doch Apollonia ließ sich gern von dieser überbordenden Energie anstecken.

Der Tag, an dem Heinrich ihren Walzenstuhl schließlich zur Patentierung einreichte, war für Apollonia ein Festtag. Gleichzeitig bekamen sie mehr und mehr Aufträge für ihre Entwicklungen. Ihre Dampfmaschinen wurden immer effizienter, in kürzester Zeit steigerten sie ihre Antriebskraft um Hunderte PS. Beinahe in jeder Woche erreichte sie eine neue Erfolgsnachricht.

Doch trotz all der Fortschritte bemerkte Apollonia nun immer häufiger einen kleinen Stich der Unzufriedenheit. Während Heinrich stolz und mit gereckten Schultern durch

den Haupteingang in die Fabrik spazierte und rechts und links freundlich grüßte, musste Apollonia weiterhin heimlich hinters Haus huschen und sich in ihr geheimes Büro zurückziehen.

Anfangs war sie unendlich stolz auf ihr eigenes Zimmer und die Ausstattung, die der von Herrn König in nichts nachstand. Doch wenn Heinrich verschwand, um sich mit Peter und Nikolaus im *Süßen Dreieck* zu treffen und wichtige Entscheidungen zu diskutieren, oder wenn eine der neuen Maschinen zum ersten Mal in Betrieb genommen wurde, sie nicht dabei sein durfte, und allein Heinrich die Anerkennung seiner Brüder erntete, überkam sie Traurigkeit. Zu vielen dieser Maschinen hatte sie die Idee oder wichtige Kniffe beigesteuert. Sie zog regelmäßig hinter den Kulissen die Fäden, doch niemand durfte sie sehen.

Wie lange konnten sie dieses Versteckspiel noch aufrechterhalten? Neben Jakob und Herrn König arbeiteten mittlerweile immer mehr Schlosser und Mechaniker mit ihr zusammen. Sie alle hatten sich zur Verschwiegenheit verpflichtet, doch umso mehr Arbeiter sie traf, desto größer wurde die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Tätigkeit irgendwann bekannt würde. Was könnte dann geschehen? Verlöre die Firma Stollwerck tatsächlich an Ansehen, so wie es Heinrich befürchtete? Würden die Brüder ihn davon überzeugen, sie wieder aus sämtlichen Firmenaktivitäten auszuschließen? Manchmal lag sie nachts wach und stellte sich vor, die möglichen Folgen ihrer Entdeckung wären andere. Peter und Nikolaus würden sie beglückwünschen, ihr Respekt zollen und sie in ihre Reihen aufnehmen. Eine Stollwerck unter Stollwercks. Warum sollte das nicht möglich sein?

Nichtsdestotrotz schlich sie weiterhin wie eine Kriminelle hintenrum in die Fabrik hinein. Sie öffnete die Tür ihres Arbeitszimmers, hängte ihren Mantel an die Garderobe und schritt geradewegs zu der Tür, durch die sie Herrn König erreichen konnte. Sie klopfte kurz, öffnete, rief fröhlich: »Guten Morgen, Herr König, was für ein schöner Tag, um etwas zu erfinden, denken Sie nicht auch …?« Und hielt inne. Denn neben Herrn König stand Peter und sah sie erstaunt an.

## 34. Kapitel

*Liebe Apollonia*, schrieb Cartharina und bei diesem Namen stach es ihr wie immer in der Brust. Sie atmete tief durch, setzte ihren Federhalter wieder aufs Papier und fuhr fort: *Es tut mir schrecklich leid, dass ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Ihr seid sicher alle schon krank vor Sorge. Aber ich wusste einfach nicht, wie ich Dir und den anderen erklären soll, was geschehen ist und wie es mir geht. Sicher würde es mir helfen, Dich zu sehen und persönlich mit Dir zu sprechen. Doch das Schreiben fällt mir so schwer …*

Sie hielt inne. Wie sollte sie Worte dafür finden, was geschehen war? Vielleicht könnte sie zunächst von den schönen Dingen berichten. Von Julius' beruflichen Erfolgen, dem herzlichen Hausmädchen, das sie sich nun leisten konnten, von den Konzerten und Opernbesuchen oder den Picknicken mit ihrer Tante und ihrem Onkel. Von dem erstklassigen Mediziner, den Theodor ihr vermittelt hatte und der ihr die beste Behandlung zukommen ließ, die sie sich nur wünschen konnte.

»Ich möchte ganz ehrlich zu Ihnen sein«, hatte er bereits nach seiner dritten Untersuchung zu ihr gesagt. »Sie sind chronisch krank, sie haben Leukämie. Es wird immer Phasen geben, in denen es Ihnen gut geht. Doch darauf werden auch schlechte Phasen folgen.«

Sie hatte genickt. Keines der Worte hatte sie erschreckt. Es war beinahe eine Erlösung gewesen, sie nun so offen und ehrlich aus dem Munde des Arztes zu hören.

»Wie alt kann ich werden?«, hatte sie gefragt.

Einen Moment lang hatte er sie nachdenklich angesehen. »So genau kann ich Ihnen das nicht sagen. Es ist verblüffend, dass Sie bereits 25 Jahre alt geworden sind. Ihr Zustand kann sich jederzeit verschlechtern. Doch es kann auch sein, dass Sie uns Jahre lang immer wieder erstaunen werden.«

Sie hatte oft an diese Worte gedacht. Wie lange würde sie diese Welt noch überraschen können? Sollte sie Apollonia davon erzählen? Oder wäre es besser für ihre Freundin, wenn sie nichts davon wüsste? Als sie Köln verlassen hatte, hatte sie geglaubt, hinter dem Ozean erwarte sie das Leben. Zwar kurz, dafür aber strahlend hell. Doch so schön es an Julius' Seite, so aufregend New York auch war – selbst hier lauerte der Tod auf sie, und am Ende würde er gewinnen.

Cartharina setzte den Stift aufs Papier, drückte fest auf, doch einen weiteren Buchstaben schrieb sie nicht. Sie beobachtete nur, wie die Tinte langsam und unaufhaltsam ins Papier floss.

Und dann schrieb sie doch noch einen Satz.

*Ich will nach Hause*, stand da. Und es fühlte sich so gut an, dass sie es gleich noch einmal schrieb. Und noch einmal. *Ich will nach Hause. Ich will nach Hause. Ich will nach Hause. Zu euch.*

Und als Julius eintrat, wunderte er sich bestimmt über ihr Lächeln. Er hatte es schon lange nicht mehr gesehen.

»Ich möchte meine Familie besuchen«, eröffnete sie ihm.

Erschrocken blieb er mitten im Raum stehen.

»Ich habe das Gefühl, dass es … nicht mehr lange dauert. Und ich möchte sie noch ein letztes Mal sehen.«

Auf einen Schlag wurde Julius blass. »Aber … was redest du denn da?«, stotterte er.

»Ich habe so ein Gefühl. Nur für ein paar Wochen, Julius. Bitte. Danach kommen wir wieder zurück.«

»Dir … dir geht es doch gut«, sagte er flehend. »Der Arzt sagt, er ist zufrieden mit deinen Werten. Wir sind doch glücklich in New York. Wir haben doch alles, was wir brauchen.«

Cartharina stand auf und ging langsam auf ihn zu. »Du hast recht. Wir haben alles, was wir brauchen. Vor allem haben wir uns. Und ich liebe dich mehr als alles andere auf der Welt. Aber ich muss meine Familie noch einmal sehen.«

Er atmete hörbar aus. »Ich kann nicht von heute auf morgen hier weg, Cartharina. Ich muss erst mit meinem Chef sprechen. Es müssen erst … gewisse Dinge geregelt werden.«

»Natürlich«, sagte Cartharina. »Das verstehe ich gut. Regele diese gewissen Dinge. Und sobald du kannst, buchen wir unsere Fahrkarten.«

Besorgt sah er sie an. Also lächelte sie so fröhlich sie konnte. »Wir machen Urlaub in Köln – könnte es etwas Schöneres geben?«

Sie zwinkerte, und endlich stahl sich auch auf sein Gesicht ein Lächeln.



»Was für ein Anblick am frühen Morgen!«, rief Peter. »Hallo, liebe Schwägerin! Was machst du denn hier?«

Sofort spürte Apollonia, wie sie rot wurde. »Ich … ähm … also.« Einer ihrer Wortschwalle wäre jetzt gut, doch sie war wie erstarrt.

»Hallo Frau Stollwerck. Haben Sie sich möglicherweise … verlaufen?«, kam ihr der kleine König zur Hilfe.

Schnell nickte Apollonia. »Ja, also. Verlaufen, genau. Ich wollte Heinrich ein Buch bringen, das er in seinem Arbeitszimmer in der Brückenstraße vergessen hat.«

Peter nickte. »Wie nett von dir. Heinrichs Büro ist am anderen Ende des Gangs. Soll ich dich hinbringen?«

»Das … wäre sehr freundlich«, sagte sie.

»Diese langen Gänge sehen aber auch alle schrecklich gleich aus. Da kann man sich schon mal verlaufen. Frauen und Orientierung, nicht wahr, Herr König?« Peter lachte und zwinkerte fröhlich. Mit angewinkeltem Arm kam er auf sie zu, und Apollonia hakte sich unter. Zwei Schritte liefen sie nebeneinander her, dann hielt Peter noch einmal inne. »Das Buch!«, rief er aus.

»Das Buch?« Fragend sah sie ihn an.

»Du wolltest ihm doch ein Buch vorbeibringen.«

Wieder wurde ihr Gesicht heiß. »Oh, natürlich. Ich habe es eben nur … warte einen

Moment.«

Sie eilte zurück in ihr geheimes Büro, nahm eins ihrer eigenen Bücher aus dem Regal und lief zurück, doch im Türrahmen stieß sie beinahe mit Peter zusammen.

»Diesen Raum habe ich ja noch nie gesehen!«, sagte er. Staunend trat er ein. »Für wen hat Heinrich den denn einrichten lassen?«

Fieberhaft suchte Apollonia nach einer guten Antwort. Gerade rechtzeitig fiel ihr ein, dass es viel glaubwürdiger wäre, wenn sie das selbst nicht wüsste. Sicher hatte er mit Herrn König und nicht mit ihr gesprochen. Doch der schien es nicht gehört zu haben.

»Hier fehlt es ja wirklich an nichts. Da hat Heinrich sich nicht lumpen lassen.« Neugierig sah Peter sich um.

Umso schneller huschte Apollonias Blick umher: Er fiel auf ihren Mantel, der an der Garderobe hing. Auf ihre Handtasche, die auf dem Schreibtisch lag. Auf den Spiegel auf dem Fensterbrett, in dem sie abends stets prüfte, ob sie für den Heimweg sauber genug war. Auf den Paravent in der Ecke, über dem für den Notfall ein sauberes Kleid hing und hinter dem sie sich umzog, falls sie sich zu schmutzig gemacht hatte. Wenn er all das bemerkte, würde er eins und eins zusammenzählen. Aber wäre es nicht besser, wenn es endlich herauskäme? Statt einer Antwort sah sie plötzlich den besorgt dreinschauenden Heinrich vor sich. Sie konnte ihm das nicht antun. Besser wäre es, sie würde ihn davon überzeugen, es seinen Brüdern persönlich zu erzählen. Also trat sie entschlossen zu Peter, hakte sich unter und zog ihn mit einem fröhlichen »Wollen wir dann?« in Königs Richtung.

»Sie wissen doch sicher, wer dort arbeitet«, rief Peter im Vorübergehen Herrn König zu.

»Natürlich«, sagte der endlich geistesgegenwärtig. »Er ist für … meine Gesellen gedacht, damit sie an meiner Seite arbeiten können.«

Staunend sah Peter ihn an. »Na, Geselle bei Herrn König sollte man sein.«

Apollonia fasste Hoffnung, Peter könnte die seltsamen Anzeichen übersehen haben. Leider drehte er sich im Türrahmen noch einmal zu Herrn König um und sagte in vertrauensvollem Tonfall: »Wissen Sie, dass einer ihrer Gesellen ganz offensichtlich Damenbesuch gehabt haben muss? Es sollte wohl über eine Kündigung nachgedacht werden, prüfen Sie das bitte?«

»Aber … natürlich«, stammelte Herr König.

Während Peter und Apollonia auf den Gang hinaus traten, versuchte Apollonia, ihren Herzschlag zu beruhigen.

»Eine Kündigung, Peter?«

»Es ist bedauerlich, aber ja. Du weißt doch, dass wir schon häufiger mit Firmengeheimnissen erpresst worden sind. Wenn ein Geselle ohne Absprache eine fremde Frau hier hereinlässt, sind unsere Erfindungen nicht sicher. Das muss sofort unterbunden werden.« Er seufzte.

»Oh, aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass hier spioniert wird!«

Peter lächelte sie warm an. »Es ehrt dich, dass du so denkst«, sagte er und tätschelte ihre Hand.

Am nächsten Tag entließ Heinrich den jüngsten Gesellen. Er hatte sich unbändig über diese Stelle gefreut, war gerade mal 15 Jahre alt und vollkommen unschuldig.

»Das kannst du nicht machen!«, rief Apollonia, sobald sie mit Heinrich allein war.

»Ich muss, Apollonia! Peter und Nikolaus lassen sonst nicht locker, ich musste ihnen einen Schuldigen liefern!«

»Aber doch nicht den armen Jungen! Der soll Damenbesuch gehabt haben? Er ist kaum aus dem Stimmbruch raus!«

»Das wissen Peter und Nikolaus doch nicht.«

»Das kannst du dem Jungen nicht antun. Wenn herauskommt, dass er nach wenigen Wochen gekündigt wurde, kriegt er keine neue Stelle mehr!«

»Er ist noch jung. Außerdem hat er ältere Brüder, seine Familie nagt nicht am Hungertuch. Er wird schon etwas anderes finden. Viel schlimmer wäre, wenn herauskäme, dass es dein Büro ist! Von der korrekten Funktion unserer Maschinen hängt nicht nur der Umsatz mehrerer Firmen ab, sondern auch das Leben zahlreicher Männer. Was meinst du, was passiert, wenn herauskommt, dass eine Frau daran mitgearbeitet hat?«

»Die Maschinen funktionieren einwandfrei! Vielleicht passiert überhaupt nichts, Heinrich! Wir sollten zumindest Peter und Nikolaus die Wahrheit sagen.«

»Nein.« Heinrich verschränkte die Arme. »Auf keinen Fall.«

»Wenn wir ihnen erzählen, dass ich es war, die den Walzenstuhl erfunden hat, dann …«

»Glaub mir, Apollonia, ich kenne meine Brüder. Wenn ich es ihnen jetzt sage, nur weil sie deine Sachen im Büro gesehen haben, dann wird es Streit geben. Und du weißt, wie die Stollwerckmänner streiten können.« Er seufzte. »Das kann unsere junge Firma nicht aushalten.«

Traurig sah Apollonia ihn an. Ihr Traum, stolz und auf Augenhöhe mit den Gebrüdern Stollwerck zu arbeiten, schien meilenweit entfernt.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, verschwand langsam jede Strenge aus Heinrichs Gesicht. Er kam auf sie zu und ergriff ihre Hände.

»Es tut mir leid, Apollonia. Ich weiß, wie viel du leistest.«

Sie schluckte und sah ihm dann möglichst fest in die Augen. »Ich möchte nicht für immer das Geheimnis dieser Firma sein«, sagte sie leise.

Einen Moment lang sahen sie einander nur an. Endlich nickte Heinrich. »Das verstehe ich. Du hast recht. Ich werde es ihnen erzählen.«

Apollonia hob die Augenbrauen. »Wirklich?«

»Eines Tages werde ich die Wahrheit sagen.«

Apollonias gerade aufgekeimte Freude wurde augenblicklich wieder kleiner. »Eines Tages …«, murmelte sie.

»Sollten sie erfahren, dass wir sie angelogen haben, würden sie mir das nicht verzeihen. Nein, wir werden es feierlich in einem Familienrat verkünden, wenn sie es nicht mehr mit der Frauenkleidung in Verbindung bringen werden. Ganz ohne Zwang und Scham.«

Jetzt musste Apollonia doch lächeln. »Du wirst es wirklich tun? Aber … was ist mit dem Jungen?«

Heinrich seufzte leise. »Wir sagen ihm, dass ein Fehler vorlag, und stellen ihn in wenigen Wochen wieder ein. So genau lesen Peter und Nikolaus die Namen der Personalliste hoffentlich nicht.«

Da schlang Apollonia ihre Arme um seinen Hals und küsste ihn auf die Wange. »Das ist eine wunderbare Entscheidung, Heinrich!«

Seine zuckenden Schultern verrieten, dass er stumm in sich hineinlachte.

»Ah, was ich dir noch sagen wollte!« Sanft löste er sich von ihr. »Doktor Baader macht sich wieder Sorgen um deine Gesundheit.«

Geräuschvoll atmete sie aus. Auf keinen Fall würde sie sich noch einmal verbieten lassen, zu arbeiten!

»Er hat mir mehrfach ins Gewissen geredet, ich müsse aufpassen, damit du bei all der ungebührlichen Arbeit nicht zu schwach würdest, um weitere Kinder zu bekommen.«

Apollonia legte den Kopf schief. Hatte Heinrichs Stimme einen ironischen Unterton angenommen? Nun verdrehte er sogar die Augen und grummelte viel tiefer als sonst: »*Die gesundheitlichen Risiken … äh, also ja, sie sind nun … nicht … ja, nein … nicht abzuschätzen.*«

Apollonia starrte Heinrich überrascht an, dann musste sie laut lachen. »Hast du gerade Doktor Baader gemimt?«

»Entschuldige, ich konnte nicht widerstehen«, murmelte er, doch Apollonia konnte sich kaum halten vor Lachen.

»Das war gut!«, rief sie aus. »Richtig gut!«

Und dann fiel Heinrich doch tatsächlich in ihr Lachen ein! Zwar bestand seines lediglich aus ein paar Grunzlauten, aber zweimal konnte sie dabei sogar seine weißen Zähne sehen. Da waren sie nun sechs Jahre verheiratet und er offenbarte ihr mit einem Mal eine lustige Seite!

»Jedenfalls habe ich ihm dieses Buch von Herrn Königs Kollegen gezeigt und ihm geraten, sich zu dem Thema noch einmal einzulesen.« Er zwinkerte schalkhaft.

»Du hast *was*?«

Nun konnte Apollonia beim besten Willen nicht mehr an sich halten und umschlang Heinrich wieder mal so fest sie konnte. Er roch wunderbar nach dem Maschinenraum, der Tinte und nach frisch gerührter Schokolade. Zu ihrer Überraschung bat er sie nicht, ihn wieder loszulassen, da jederzeit jemand vom Personal in den Salon treten könnte. Nein, er streichelte ihr Gesicht mit den Fingerspitzen und begann dann, ihren Hals zu küssen.

Den ganzen Abend sahen sie sich immer wieder verstohlen an. Apollonia konnte es nicht erwarten, sich mit Heinrich in das gemeinsame Schlafzimmer zurückzuziehen, und sie ahnte, dass es ihm ebenso ging. Wie glücklich und erleichtert sie war! Er würde nicht auf Doktor Baader hören, außerdem würde er seinen Brüdern die Wahrheit sagen! In der Nacht liebten sie sich leidenschaftlich, Apollonia war voller Glück und Hoffnung.

Doch die Tage und Wochen vergingen. Immer wieder sprach sie ihn darauf an, und als er ihr versicherte, das Thema beim nächsten Familientreffen endlich anzuschneiden, schüttelte sie langsam den Kopf.

»Nun sollten wir doch noch ein wenig warten«, sagte diesmal sie leise.

Seine Denkerfalte vertiefte sich. »Ist alles in Ordnung?«

Sie bemühte sich nach Kräften, nicht traurig zu klingen, während sie sagte: »Ich erwarte wieder ein Kind.«

Er klatschte vor Freude in die Hände. Sie wusste, dass dieses Kind ein Geschenk Gottes war. Vielleicht würde es ein Junge, der eines Tages ins Geschäft einsteigen könnte. Doch sie selbst konnte sich in diesem Moment nicht so recht freuen. Wie erwartet bat Heinrich sie, bis nach der Geburt zu Hause zu bleiben und von Besuchen in der Fabrik abzusehen.

Voller Ungeduld beobachtete sie ihren wachsenden Bauch. So sehr wie diesmal hatte sich ihr Körper noch nie verändert. Diese Schwangerschaft hätte sie keinesfalls länger als ein paar Wochen in der Fabrik verbergen können: Sogar ihre Füße waren bald so dick, dass sie kaum noch laufen konnte. Während ihr drittes Kind in ihr heranwuchs, wurde ihr Fünf-Walzen-Stuhl endlich patentiert – auf Heinrichs Namen. Sie spürte ein Ziehen im Magen, wenn sie darüber nachdachte, wusste aber, dass es so das Beste für die Firma war. Und nach der Geburt würde Heinrich bestimmt zumindest seiner Familie die Wahrheit sagen. Cartharina hatte sie bereits in einem langen Brief alles erzählt. Und endlich hatte Apollonia von der Freundin ebenfalls ein paar Zeilen erhalten. Zwar wirkte der Brief, als wäre er in Eile verfasst worden – viel Persönliches enthielt er nicht. Dennoch munterte es Apollonia auf, in diesen Tagen Cartharinas Worte im Ohr zu haben.

Ab dem Jahr 1873 revolutionierte ihre Erfindung nicht nur die Schokoladenproduktion im eigenen Haus. Auch andere Firmen zeigten Interesse, und sogar aus Amerika kamen bald die ersten Anfragen.

Für Heinrich stand schnell fest, dass der Fünf-Walzen-Stuhl das Herzstück ihres Auftritts auf der Wiener Weltausstellung sein würde. Apollonia war unglaublich stolz. Die Welt wäre in Wien zu Gast. Vielleicht würde sogar der Kaiser von Österreich ihren Fünf-Walzen-Stuhl sehen! Zumindest war er bei der Eröffnung im Mai 1873 anwesend. Ganz im Gegensatz zu Apollonia. Heinrich fuhr allein eine Woche nach Wien, um den Aufbau der Maschinen zu betreuen.

Als er endlich zurückkehrte, hing sie begeistert an seinen Lippen. »Was sie dort errichtet haben, ist wirklich atemberaubend«, erzählte er. »Es gibt einen gewaltigen Wasserturm, einen Senkbrunnen, sie haben einen Osmanischen Brunnen aus Konstantinopel kopiert und ein nordamerikanisches Wigwam aufgestellt! Ich habe eine Ägyptische Moschee gesehen und ein persisches Haus!«

»Und die Maschinen?«, fragte Apollonia. »Wie waren die Maschinen?«

Heinrich strich ihr liebevoll über die Wange. »Beeindruckend! Sie sind im Zentrum der Ausstellung zu besichtigen: In einer Rotunde mit gewaltigem Stahlbau. Darin haben

auch wir unsere Fläche. Ich sag dir, die Investition wird sich lohnen! Die Leute sind fasziniert von unseren Schokoladenmaschinen.«

Wenige Tage später kam endlich ihr erster Sohn Albert Nikolaus Stollwerck zur Welt. Apollonia hatte das Gefühl, seit Jahren eingesperrt gewesen zu sein. Sie glaubte, in seinem kleinen Gesicht mit der winzigen Nase schon jetzt ihre eigene Anspannung und Traurigkeit zu erkennen. Aber natürlich war das Unsinn. Er war ein Kind, und Kinder weinten nun mal. Sie und Albert sahen einander immer wieder lang in die Augen, und sie wusste, dass sie ihn liebte. Sie liebte ihn genauso sehr wie Bertha und Sophie, und sie wollte dabei helfen, ihm eines Tages ein erfolgreiches Unternehmen zu hinterlassen.

Schon bald durfte sie wieder ihr geheimes Arbeitszimmer in der Südstadt besuchen, und eines Abends rannte ihr Heinrich beinahe die Tür ein.

»Wir wurden eingeladen!«, rief er und hielt ihr einen Brief entgegen. »In zwei Wochen! *Heinrich Stollwerck und Gattin*!«

»Wozu eingeladen?«

»Zur Preisverleihung der Weltausstellung. Ich habe schon mit Peter gesprochen – Agnes wird ein Auge auf die Haushaltsführung haben, während du weg bist.«

»Während … ich weg bin?«

Apollonia schlug sich beide Hände vor den Mund und musste sich stark beherrschen, nicht aufzuschreien.

Mit großen Augen sah Apollonia aus dem Kutschenfenster.

»In dieser Stadt sollten wir unsere erste Filiale eröffnen, findest du nicht?«

»Gar keine schlechte Idee«, murmelte Heinrich.

Staunend schaute Apollonia am gigantischen Eisentor hinauf, das nun vor ihr in den Himmel ragte. Es war mit unzähligen Wappen und Ornamenten verziert und obenauf thronten geflügelte Raubtiere. Hinter dem gewaltigen Bogen tauchte das runde Stahlgebäude auf, von dem auch Heinrich schon geschwärmt hatte. Das unverkleidete Dach offenbarte die großartige Ingenieurskunst, die in jedem Balken steckte. »Und darin steht unser Walzenstuhl?«, fragte Apollonia atemlos.

Den ganzen Tag flanierten sie zwischen den Tempeln und Häusern umher. Vor dem nordamerikanischen Wigwam hielt Apollonia inne. An mehreren Tischen, die im Halbschatten der Zeltplanen standen, ließen sich die Besucher von Frauen und Männern mit dunkelbrauner Haut Kaffee und Kakao servieren. Täuschte sie sich, oder wurden die Menschen sogar noch auffälliger angestarrt als das Zelt oder die darin ausgestellten Skulpturen? Sie musste an Nuno denken. Auch er hatte eine Zeit lang in der gläsernen Fabrik arbeiten müssen, wo er von Passanten neugierig beobachtet worden war. Gut, dass er mittlerweile in das steinerne Gebäude im *Süßen Dreieck* gewechselt war.

Neben Heinrich ging sie weiter über das großflächige Ausstellungsgelände und bewunderte neben den Pavillons auch die exquisiten Kleider der Besucherinnen. In den Maschinenhallen fand sie eine solche Fülle von Apparaten vor, dass ihr schwindelig wurde. Und als sie ihre eigene Maschine in der Rotunde betrachtete, wurde ihr warm

ums Herz. Sie konnte kaum glauben, dass die Idee, die vor einiger Zeit nur in ihrem Kopf herumgespukt war, nun aus Granit und Eisen bestand und in Wien von allerlei fremden Menschen bewundert wurde! Was sie wohl denken würden, wenn sie wüssten, dass die Frau neben ihnen die Erfinderin war? Sie schalt sich innerlich für diesen eitlen Gedanken, und doch machte er ihr Freude. Heinrich las etwas abseits eine Ausstellungstafel, und Apollonia war in ihre eigenen Gedanken versunken, als ein Mann an sie herantrat. »Eine beeindruckende Maschine, nicht wahr?«, fragte er und schielte zu ihr herüber.

»Da haben Sie wohl recht …«, murmelte sie verlegen.

»Sehen Sie die Granitwalzen dort? Sie zerkleinern Kakaobohnen, wissen Sie?«

Apollonia unterdrückte ein Lächeln. »Tatsächlich?«

Der Mann nickte wichtig. Apollonia bemerkte, dass seine Augen weit auseinander standen und seine Wangen vernarbt waren. An irgendjemanden erinnerte er sie … Schnell schaute sie wieder weg.

»Die Bohnen werden oben hineingegeben, sehen Sie? Und dann werden sie von vier Walzen zermalmt. Aber das ist natürlich schrecklich kompliziert«, erklärte er ihr großspurig.

Apollonia konnte es sich nicht verkneifen. »Sind es nicht fünf Walzen?«

»Oh, tatsächlich!«

Sie sah noch einmal zu ihm hinüber – wurde er etwa rot? Darauf, dass nicht ganze Kakaobohnen, sondern das Vorwalzgut gemahlen wurde, wollte sie ihn besser nicht hinweisen. Am Ende würde ihr noch herausrutschen, wie viel Zentner die Maschine produzierte, wie wunderbar cremig die neue Schokolade schmeckte und wie stolz Apollonia war.

»Apollonia, meine Liebe, wir müssen weiter«, rief Heinrich ihr in diesem Moment zu. Er lief ihr entgegen, dann fiel sein Blick auf den Mann neben ihr – und seine Miene verfinsterte sich.

»Herr Mertens«, knurrte er mit schmalen Augen.

Für einen Moment klappte dem Mann der Mund auf. »Herr und Frau Stollwerck …«

Sie hatte doch gewusst, dass sie ihn kannte!

Apollonia sah zwischen Heinrich und Mertens hin und her. Es lag plötzlich eine so unangenehme Spannung in der Luft, dass Apollonia das Gefühl hatte, nur schwer atmen zu können. Kurz überlegte sie, ob Mertens in jüngster Zeit wohl etwas von Julius und Cartharina gehört haben könnte. Schließlich wartete sie schon wieder sehnsuchtsvoll auf Neuigkeiten. Wenigstens hatte Maria Herx, Cartharinas Tante, erst letztens an die Familie Stollwerck geschrieben und ihnen mitgeteilt, dass Cartharina und Julius wohlauf seien. Nun musste Apollonia wieder an Anna Sophias Worte denken: »Ist es nicht seltsam, dass sie uns nicht mehr selbst schreibt? Da stimmt doch etwas nicht …«, hatte sie gesagt. Apollonia hatte versucht, sie zu beruhigen, doch ihr war selbst nicht wohl bei der Sache. Möglicherweise fühlte sich Cartharina wieder schlechter, wollte aber nicht, dass ihre Familie sich sorgte. Hatte sie Maria daher gebeten, alle zu beruhigen?

»Herr Mertens, darf ich Sie etwas fragen?« Sie befeuchtete sich die Lippen. »Haben Sie in jüngster Zeit Post von ihrem Bruder bekommen? Wir sind … etwas in Sorge.«

»Ich? Von Ju … von meinem Bruder? Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Wir haben nicht gerade das beste Ver… Nein, ich kann Ihnen leider nicht helfen.«

Sie seufzte. »Trotzdem danke.«

»Apollonia, kommst du?«, brummte Heinrich.

»Natürlich. Auf Wiedersehen, Herr Mertens. Grüßen Sie Ihren Bruder, wenn Sie das nächste Mal einen Brief nach Amerika schicken.«

Etwas verdutzt hob er zum Abschied eine Hand.

Die Preisverleihung fand am Abend statt. Apollonia konnte kaum fassen, wie viele Menschen sich im Konzertsaal versammelt hatten. Die Bühne war so weit entfernt, dass Apollonia die Akteure vorn kaum sehen konnte. Es war ein Gedränge und Geschiebe, nicht alle Anwesenden fanden Sitzplätze, und unentwegt brandete Applaus auf.

»Es werden schon die Kunstmedaillen verliehen«, rief Heinrich ihr zu, während er voranging und sich nach freien Plätzen umsah. »Gleich kommen die Fortschrittsmedaillen. Und später noch die für guten Geschmack. 430 Unternehmen wurden ausgewählt.«

»Und wir sind eines davon …« Apollonia stolperte mit geröteten Wangen hinter ihm her. Wie aufregend all das war!

Bald mussten sie akzeptieren, dass sie keinen Platz mehr finden würden. Sie gesellten sich zu ein paar Menschen am Rand. Anfangs klopfte Apollonias Herz noch wild, während sie nach vorn sah. Ein Unternehmen nach dem anderen wurde ausgezeichnet, ein Herr nach dem anderen trat stolz vor, verneigte sich und nahm seine Medaille entgegen, und ganz allmählich verlangsamte sich ihr Puls wieder. Jetzt bemerkte sie, dass ihre Beine, die von den langen Spaziergängen des Tages müde waren, zu schmerzen begannen. Ihr Korsett schnürte ihre Brust ein, so dass sie bald auch noch gegen Schwindel kämpfen musste und ihr der Schweiß auf die Stirn trat.

Heinrich musste ihr blasses Gesicht bemerkt haben, jedenfalls hielt er ihr seinen Arm hin. Dankbar hakte sie sich ein. Sie würde durchhalten, sagte sie sich. Unbedingt! An diesem Tag wollte sie nichts verpassen. Doch die Minuten verstrichen und die Luft wurde immer dünner. Als beinahe zwei Stunden später doch noch der Name *Stollwerck* durch den Saal hallte, glaubte Apollonia für einen kurzen Moment, sie wäre im Stehen eingeschlafen.

»Haben sie *Stollwerck* gesagt?«, rief Apollonia erschrocken.

Heinrich lächelte und drückte ihren Arm. »Bitte entschuldige mich«, sagte er in einem so würdevollen Ton, dass Apollonia eine Gänsehaut bekam. Sie versuchte, sich jeden Augenblick einzuprägen: Heinrich mit dem dunkelblauen Frack, der aufrecht und federnd durch die Menge schritt, die Treppe zur Bühne herauf, Heinrich, der seinen Hut abnahm, sich verbeugte und die Fortschrittsmedaille der Wiener Weltausstellung entgegennahm. War das zu glauben? Was hatten sie in den letzten Jahren alles erreicht! Unwillkürlich klatschte Apollonia in die Hände.

»Oh«, entfuhr es einem älteren Herren neben ihr. »Sie sind aber sehr stolz auf die Errungenschaften Ihres Mannes.« Er zwinkerte ihr freundlich zu, und sie nickte. Zunächst lächelte sie dabei fröhlich, doch ganz langsam spürte sie, wie ihr dieses Lächeln auf dem Gesicht gefror. Sie wollte nicht neidisch sein. Keinesfalls. Aber sollte sie nicht zumindest mit ihm dort oben stehen?



»So kann es nicht weitergehen«, zeichnete Luana in die Luft und schaute aus dem Fenster. Nikolaus Stollwerck stand dort unten in der schmalen Gasse und starrte zu ihnen hoch. Ob er wohl wusste, dass sie ihn sahen? »Ich halte das nicht länger aus.«

Paula legte den Kopf schief. »Soll ich mit Kaspar darüber sprechen? Vielleicht kann er uns helfen.«

Sie beugte sich über die Waschschüssel und säuberte ihre geschundenen Hände. Derzeit waren sie in der Pralinenpackabteilung eingesetzt. Anfangs hatten sie sich gefreut, denn hier konnte man einen Zuschlag bekommen: Wer fünfundzwanzig Schachteln in der Stunde befüllte und etikettierte, der bekam fünfzehn Prozent extra. Aber sie hatten schnell gemerkt, dass das kaum zu schaffen war. Die Kordeln waren so hart, dass sie den Mädchen regelmäßig die Finger aufrissen. Die Aufseherinnen verteilten dagegen Mullbinden, die allerdings schon bei der nächsten Schachtel verrutschten. Auch Luana tauchte nun ihre Finger ins Wasser und verzog unwillkürlich das Gesicht.

Kurz darauf antwortete sie mit nassen Händen: »Kaspar ist doch auch auf seine Arbeitsstelle angewiesen. Aber ich weiß, wen wir fragen können.« Sie sah die Freundin vielsagend an.

Paula riss die Augen auf. Sie trocknete sich vorsichtig ab und malte »Nein, Luana!« in die Luft. »Er ist verheiratet! Und er war immer gut zu mir. Ich will nicht, dass er in Schwierigkeiten kommt. Oder dass es so wirkt, als ob ich …«

»Als ob du einen alten Freund erneut um Hilfe bittest? Es ist sein Bruder, der da unten steht!«

Paula ließ sich erschöpft auf das Bett fallen und verschränkte die Arme, bevor sie ausführte: »Genau deswegen! Peter wird uns nicht glauben.«

Luana verengte ihren Blick. »Er hat dir schon einmal ohne mit der Wimper zu zucken geholfen. Vielleicht kennt er seinen Bruder ja besser, als du denkst. Er wird wissen, was zu tun ist.«

»Was, wenn es das alles noch schlimmer macht?«

Luana sah noch einmal aus dem Fenster und seufzte. »Was, wenn dann alles besser wird?«, flüsterte sie, obwohl Paula ihre Antwort nicht hören konnte.

## 35. Kapitel

Sie sollten nicht hier sein, dachte Apollonia immer wieder. Es war Wahnsinn! Und doch saß sie in dem kleinen Saal des Apellhofs zwischen Agnes und Anna Sophia. Die drei Frauen betrachteten besorgt ihre Männer, die da vorn stritten. Auf der einen Seite des Richters saßen die Kläger: Heinrich, Peter und Nikolaus mit ihrem Advokaten. Auf der anderen Seite Franz Stollwerck, der sich selbst verteidigen wollte.

»Er hätte sich auch einen Anwalt nehmen sollen«, flüsterte Agnes mit knirschender Stimme. Als sie ihre Schwägerin kennengelernt hatte, hatte Apollonia geglaubt, sie wäre heiser. Doch ihre Stimme kippte seitdem immer wieder, mit einer Erkältung konnte das also nichts zu tun haben. Agnes sah sie an und zuckte mit den Schultern. Die rotblonden Haare hatte sie hochgesteckt, und ihr Kleid war mal wieder weit ausgeschnitten. »Franz ist doch völlig überfordert«, fügte sie noch hinzu.

»Psst, Agnes«, murmelte Apollonia erschrocken. Hoffentlich hatte Anna Sophia diese Worte nicht gehört.

Vorsichtig wandte sie sich zu ihrer Schwiegermama um, doch die schien nur ihren Mann und ihre Söhne wahrzunehmen. In letzter Zeit schien sie um Jahre gealtert zu sein. Ihr Haar lag ordentlich geschwungen und schneeweiß um ihren Kopf herum, ihre Haut war fast durchscheinend geworden. Apollonia sah sie nur noch selten. Früher war sie häufig im Haus in der Hohen Straße gewesen, hatte sich dort von Christina Klavierstunden geben lassen, mit den jüngeren Stollwerck-Geschwistern geplaudert und mit Anna Sophia Tee getrunken. Doch seit der Termin für den Prozess festgestanden hatte, war die Stimmung im Haus so unerträglich geworden, dass Apollonia kaum noch hingegangen war.

Anna Sophia sprach nur noch wenig, und von den Stollwerck-Kindern hatte Apollonia erfahren, dass sie wieder häufiger schlafwandelte. Außerdem hatte Therese ihr von fürchterlichen Streitereien zwischen Anna Sophia und Franz berichtet. Beinahe wäre Anna Sophia zu Peter, Nikolaus oder Heinrich gezogen. Um sich zu beruhigen, fuhr sie stattdessen so oft sie konnte zum Stadtrand und pflückte Kräuter, deren Duft wenig später durch das Haus strömte. Vielleicht wollte sie mit den vielen Sträußchen, die sie an der Decke trocknete oder in Blumenvasen steckte, die bösen Geister des Familienstreits vertreiben. Doch seitdem Apollonia sie einmal besucht hatte, roch Lavendel für sie nach Trauer und Melisse nach Wut. Sicher konnten die Kräuter viel, doch sie konnten diese Familienkrise nicht lösen.

Apollonia zwang sich dazu, sich wieder auf das Geschehen in der Mitte des Raums zu konzentrieren.

»Meine Mandanten sind bereits 1871 aus der väterlichen Firma ausgetreten«, erklärte der Advokat gerade. Er war ein kräftig aussehender Mann mit hoher Stimme. Sein Haar wuchs auf dem Oberkopf nur noch sehr spärlich, dafür war sein Kinnbart kräftig und lang. »Im Jahr 1873 wurden sie mit einer Fortschrittsmedaille auf der Weltausstellung in Wien ausgezeichnet – als Anerkennung vor den zahlreichen

Konkurrenzfirmen. Zwei Jahre nach der Trennung! Herr Stollwerck, wieso schmücken Sie sich dennoch mit dieser Auszeichnung?«

Franz nahm einen tiefen Atemzug. Mit ungewöhnlich leiser Stimme sagte er: »Meine Söhne sind in meinem Unternehmen groß geworden. Durch mich haben Sie die Fertigkeiten gewonnen, die sie heute auszeichnen. Ich habe ihnen alles beigebracht, was ich weiß. Nur mit diesem Wissen haben Sie die Medaille bekommen.«

Der Advokat schien ein Lachen zu unterdrücken. »Heißt das, ein Meister kann sich mit den späteren Errungenschaften all seiner Gesellen schmücken, selbst, wenn sie in anderen Betrieben arbeiten?«

»Nein, Herr Advokat. Das heißt es mitnichten«, antwortete Franz scharf und richtete sich in seinem Stuhl auf. »Hier verhält es sich doch etwas anders: Wir haben jahrelang Seite an Seite in der Geschäftsleitung gearbeitet. Meine Söhne konnten meine Ideen mitnehmen und selbst umsetzen.«

»Sie haben einen Vertrag abgeschlossen, der diesem Gericht vorliegt. Darin wird genau festgehalten, welche Bereiche den Gebrüdern Stollwerck und welche Ihnen zustehen.«

»Das haben wir.« Franz beugte sich über den Tisch zu seinen Söhnen. »Aber steht dort auch geschrieben, dass sie sich mit meinen silbernen Medaillen der *Academie nationale* aus den Jahren 1860 und 1869 schmücken dürfen? Oder mit meinem königlich-preußischen Wappen, das mich seit den 1840er Jahren als Hoflieferanten auszeichnet? Und was ist mit meiner bronzenen Medaille der großen Ausstellung in Paris von 1867? Auch mit der werbt ihr!« Nun sprach er seine Söhne direkt an. »Und mir wollt ihr Gleiches verwehren?«

Da knurrte Nicolaus: »Diese Auszeichnung hast du nur erhalten, weil Heinrich die Zuckerwaren-Fabrikation neu eingeführt hat! Wir waren es, die die prämierten Waren herstellten!«

»Sehen Sie, Herr Richter? Wo liegt da der Unterschied zu meiner Verwendung?« Franz lehnte sich wieder zurück und verschränkte die Arme.

Nikolaus schlug wütend auf den Tisch, Peter schnaubte. Nur Heinrich blieb ganz ruhig.

Wieder sah Apollonia zu Anna Sophia hinüber. Wie musste sich die arme Frau fühlen, wenn Ehemann und Söhne ihre Streitigkeiten vor Gericht austrugen? Dort vorn keiften sie sich immer heftiger an. Vordergründig ging es um Medaillen, Auszeichnungen, um die Gestaltung von Pralinenschachteln und um die Verunglimpfung des jeweils anderen bei Kunden und Lieferanten. Doch Apollonia wurde den Verdacht nicht los, dass es doch eigentlich um etwas ganz anderes ging. Um einen Vater, der sich von seinen Söhnen verraten fühlte. Um Söhne, die endlich selbstständig agieren wollten und sich gleichzeitig im Geheimen nichts mehr wünschten, als ihren Papa stolz zu machen. Ihr Magen zog sich zusammen. Könnten sie nicht alle nach Hause gehen und am Esstisch darüber sprechen? Zwar fand der Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, doch mittlerweile hatte jedes Stollwerckmädchen und jeder Sackträger gehört, dass der Streit nun vor Gericht entschieden werden sollte. Was wollten die Herren damit

erreichen? Dass sie bei Kunden, Lieferanten und Mitarbeitern immer stärker belächelt wurden? Sie hatten doch Wichtigeres zu tun!

»Sie machen sich wirklich lächerlich«, knitterte Agnes neben ihr, als hätte sie Apollonias Gedanken gelesen. »Ich habe es Peter schon zigmal gesagt. Doch er hört einfach nicht auf mich.«

Apollonia seufzte. »Du sprichst mir aus der Seele«, murmelte sie.

Beim Abendessen am nächsten Tag konnte Apollonia einfach nicht an sich halten, obwohl sie wusste, dass sie sich besser nicht einmischen sollte.

»Denkt ihr wirklich, dass dieser Prozess notwendig ist?«, fragte sie. Dabei war es weder der richtige Zeitpunkt noch der richtige Ort. Die Brüder saßen gemeinsam mit ihren Ehefrauen und Anna Sophia bei Tisch. Anlass war Marias Geburtstag, für den sie von Anna Sophia mit Tinkturen und von Doktor Baader mit Opium versorgt worden war. Apollonia hatte ihr eine neue, strahlend blonde Perücke gebracht und das Dienstmädchen hatte die Kunsthaare in prächtigen Zöpfen um ihren Kopf gelegt. Marias Gesicht war gepudert, ihre Wangen strahlten vom Rouge und ihre Lippen leuchteten vom Lippenstift. Dennoch verrieten ihr glasiger Blick und ihre starre Körperhaltung, dass sie ganz und gar nicht wohlauf war.

Sobald Apollonia zu ihr hinübersah, zog sich ihr Magen schmerzhaft zusammen. Ihre Schwester schien sich kaum auf das Tischgespräch konzentrieren zu können. Wie eine Puppe saß sie da, dachte Apollonia. Ausstaffiert, hübsch gemacht, leblos.

»Frag das lieber unseren Vater«, antwortete Peter und verzog den Mund.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Gerichtsverhandlungen gut sind fürs Geschäft«, wandte Apollonia ein. Den warnenden Blick ihres Mannes ignorierte sie.

»So?«, brummte Nikolaus. »Und woher willst du das wissen?« Er bedachte sie mit einem wütenden Seitenblick. »Glaubst du, du verstehst etwas von unserer Arbeit, weil du Heinrich hin und wieder in der Fabrik besuchst?«

Beschämt senkte Apollonia die Lider – und sah überrascht wieder auf, als Maria das Wort ergriff. »Meine Schwester weiß das, weil sie ausnehmend klug ist, Nikolaus. Hör dir lieber an, was sie zu sagen hat«, sagte sie in erstaunlich festem Ton.

Einen Moment lang war es still am Tisch. Alle hielten inne und starrten erst Maria, dann Nikolaus an.

»Wo sie recht hat«, murmelte Heinrich und warf Apollonia einen liebevollen Blick zu.

»Natürlich ist sie klug«, sagte Peter. »Das wissen wir alle. Aber du kannst uns vertrauen, Apollonia. Wir müssen die typische Gestaltung der Gebrüder Stollwerck unbedingt gerichtlich durchsetzen – das ist wichtig für die Zukunft.«

Marias Worte hatten Apollonia ermutigt. Sie reckte das Kinn und sagte: »Ein innerfamiliärer Krieg könnte die Vertriebskunden allerdings auch immens abschrecken.«

Nikolaus lachte trocken auf. »Bitte, Apollonia. Sprich nicht von Dingen, von denen du nichts verstehst.«

Apollonias Gesicht wurde heiß. Doch bevor sie etwas entgegnen konnte, rief Agnes

betont fröhlich: »Ach, wir Frauen halten uns da wirklich besser raus. Manchmal denke ich, ich habe etwas verstanden, und dann! Pah!« Sie zwinkerte Apollonia zu. »Es ist doch alles schrecklich kompliziert. Ihr Männer wisst schon am besten, welche Strategie für die Firma von Vorteil ist. Apollonia, wie wäre es, wenn wir uns währenddessen um einen kleinen Empfang kümmern? Es wird schließlich höchste Zeit, den Preis der Weltausstellung gebührend zu feiern, findest du nicht?«

Apollonia sah Agnes an und stellte mit großer Überraschung fest, dass Wut in ihr aufwallte. Eigentlich mochte sie Agnes, doch in diesem Moment würde sie ihr am liebsten ordentlich über den Mund fahren.

»Da kennst du meine Schwester aber schlecht, Agnes«, mischte sich Maria schon wieder ein, und ihre Stimme klang diesmal sogar noch schärfer. »Wärst du eine wahre Freundin, wüsstest du, dass du sie mit solchen Ideen zu Tode langweilst. Frag sie lieber, wer diesen Preis für die Firma Stollwerck geholt hat.«

Apollonia klappte der Mund auf. Was redete Maria da? Sie konnte doch überhaupt nichts über den Fünf-Walzen-Stuhl wissen. Oder doch? Apollonia hatte geglaubt, ihre kleine Schwester läge nur teilnahmslos in ihrem Bett und leide zu sehr unter ihren Schmerzen, um allzu viel aus dem Familienleben mitzubekommen. Ganz offensichtlich hatte sie Maria maßlos unterschätzt.

Heinrich, der zwischen Maria und Apollonia saß, ließ langsam das Besteck sinken. Apollonia konnte sehen, dass sein Adamsapfel zuckte.

»So?«, brummte Nikolaus kauend. »Na dann erzähl doch mal, Schwägerin. Wer hat denn diesen Preis geholt?«

Langsam drehte sich Heinrich zu ihr um. Apollonia sah ihm in die Augen, während Nikolaus weitersprach: »Vielleicht kannst du uns dann ja auch gleich erklären, wie er funktioniert. Heinrich ist bestimmt ganz gespannt auf deine Ausführungen.« Er lachte, und auch Peter und Agnes kicherten vergnügt.

Endlich sah Apollonia, dass Heinrichs Kopf ganz leicht nickte. Sie holte tief Luft und erwiderte: »Die 2,20 Meter hohe Maschine ersetzt den bisherigen Melangeur und kann täglich 40 Zentner Schokolade produzieren. Das Vorwalzgut wird dank der fünf Walzen immer feiner gemahlen, wodurch die Schokolade cremiger wird. Wie genau wir ihn fertigen, würde heute Abend wirklich zu weit führen, wahrscheinlich kämest du nicht ganz mit, Nikolaus. Doch ich kann dir gern meine Bauzeichnung geben und mit dir einmal in Ruhe sämtliche Schritte durchgehen. Denn die Erfinderin dieser Maschine bin ich.«

Endlich hörte Nikolaus auf zu kauen. Entsetzt starrte er sie an. Sie spürte, dass nun alle Blicke am Tisch auf sie gerichtet waren. Dennoch fühlte sie sich in diesem Moment stark und selbstbewusst. Sie hatte es ausgesprochen. Von nun an würde sie sich nicht mehr verstecken, sagte sie sich. Von nun an würde sich alles ändern.

»Was Apollonia sagt, ist die Wahrheit. Wir haben noch auf den … richtigen Moment gewartet, es euch zu sagen. Aber in dem Streit mit Vater schien es nie passend zu sein«, erklärte Heinrich. »Apollonia hat während des Krieges nicht nur zeitweise die Leitung der Maschinenfabrik übernommen, um Reparaturen und Wartungen rechtzeitig

durchzuführen, die Vater versäumt hat. Sie hat auch den Walzenstuhl erfunden.«

»Aber …«, stammelte Peter, »… wie ist das möglich?«

Ihr Schwager sah sie an, als wäre sie ein seltsam anmutendes Tier, von dem möglicherweise Gefahr ausginge.

»Ich wurde schon als Kind naturwissenschaftlich unterrichtet, und in der Schokoladenfabrik hatte ich einen klugen und hilfsbereiten Mentor.«

»Apollonia hat sich immer weitergebildet, seitdem ich sie kenne«, ergänzte Heinrich.

»Und mir ist sie schon lange vorher damit auf die Nerven gegangen.« Maria verdrehte schmunzelnd die Augen.

Apollonia beugte sich leicht vor und sah ihre Schwester dankbar an. Dass sie in dieser Stunde zu ihr halten würde, hätte sie nie für möglich gehalten. Sie hätte sie am liebsten fest an sich gedrückt.

»Und wie …«, Nikolaus räusperte sich und rieb sich über den Oberlippenbart, »… geht das vonstatten? Einen Walzenstuhl entwickelt man ja nicht … im Klavierzimmer!«

Hörbar atmete Heinrich durch. »Ich habe ihr ein Arbeitszimmer in der Maschinenfabrik eingerichtet.«

»Ich wusste es!« Peter klatschte in die Hände. »Agnes, habe ich es dir nicht gesagt? Ich wusste es! Dieser Raum neben Herrn König! Ich habe mir doch gleich gedacht, dass das Kleid über dem Paravent einem von deinen ähnelt, Apollonia! Und dann dieser Geselle, den du entlassen und kurz darauf doch wieder eingestellt hast, Heinrich! Ich habe es gewusst, aber Agnes sagte, ich sehe Gespenster!«

»Es klang … vollkommen unwahrscheinlich«, knatterte Agnes. Sie musterte Apollonia mit großen Augen. In ihrem Blick glaubte Apollonia eine Mischung aus Abneigung und Bewunderung zu erkennen.

»Du hast ihr heimlich ein Arbeitszimmer eingerichtet?« Nikolaus funkelte Heinrich an. »Du hast die Erfindung deiner Frau in unserer Fabrik eingeführt, sie in Wien ausgestellt und uns rein gar nichts davon gesagt?« Sein Kiefer malmte unheilvoll. »Wollten wir nicht offen zueinander sein und uns vertrauen? Müsstest du nicht mir als dem Ältesten die wichtigsten Firmenentscheidungen überlassen? Wir beschließen aus gutem Grund alles nach dem Senioritätsprinzip!«

Heinrich senkte den Kopf und sah auf seinen Teller. »Du hast recht, Nikolaus«, brummte er. »Ich hätte sofort mit euch sprechen sollen. Es tut mir leid.«

»Es tut dir leid?« Nikolaus wurde lauter. »Ihr belügt uns seit drei Jahren!«

»Was hätte er denn machen sollen?« Schon wieder mischte sich Maria ein. »Als hättest du Apollonia gestattet, weiterzumachen, Nikolaus. Wahrscheinlich hättet ihr den Walzenstuhl sofort wieder aus dem Sortiment genommen. Nur weil er es geheimgehalten hat, konnte er überhaupt patentiert und auf der Weltausstellung ausgezeichnet werden. Ist es nicht so, Apollonia?« Maria drehte den Kopf und sah ihre Schwester voller Stolz an. Apollonia drückte ihre Hand.

»So ist es«, sagte sie leise. »Das zumindest war unsere Befürchtung. Wir wollten zunächst die Erfolge der Erfindung abwarten, bevor wir euch davon berichten. Aber nun, da ihr alles wisst, möchte ich ganz offen zu euch sein.« Apollonia sah abwechselnd

Peter, Nikolaus und Heinrich an. Schüttelte ihr Mann ganz leicht mit dem Kopf? Apollonia ignorierte es. »Ich möchte nicht länger im Verborgenen arbeiten. Ich habe schon einige neue Ideen angestoßen und möchte sie an eurer Seite weiterentwickeln.«

»An unserer …« Nikolaus rieb sich über das Gesicht. »Weißt du, was passiert, wenn bekannt wird, dass eine Frau unsere Maschinen entwickelt?!«, rief er.

»Nicht alle Maschinen«, brummte Heinrich.

»Wir werden von der Öffentlichkeit belächelt werden! Unsere Kunden werden sich abwenden! Unsere Arbeiter werden das Vertrauen verlieren und aus Angst vor Mängeln und Gefahren der Maschinen nach einer neuen Stelle suchen!«

Vehement schüttelte Apollonia den Kopf. »Die Qualität zählt. Das sehen die Kunden genauso. Und es gibt in der Fabrik bereits ein paar Männer, die eingeweiht sind. Sie arbeiten hervorragend und vertrauensvoll mit mir zusammen.«

»Wir würden zum Gespött der Stadt!«, rief Nikolaus.

Plötzlich griff Anna Sophia nach Apollonias Hand und sah sie eindringlich an. »Es tut mir leid, Liebes. Aber mein Sohn hat recht«, sagte sie. »Die Fabrik mit ihren schweren Maschinen ist Sache der Männer. Die Firma ist auf das Vertrauen der Vertriebspartner und Kunden angewiesen.«

Überrascht starrte sie ihre Schwiegermutter an. Dass ihr gerade die Frau, die einst die Bonbonsparte verantwortet hatte und die für sie zu einer zweiten Mutter geworden war, in den Rücken fallen würde, hatte sie nicht erwartet. »Wir wissen alle, was du kannst und wie klug du bist. Wir bewundern dich sehr, Apollonia. Du solltest natürlich weitermachen – wenn Heinrich einverstanden ist. Aber, bitte, tu es im Verborgenen. Es wäre auch zu deinem eigenen Besten.«

»Wir sollen sie weiter in ihrem geheimen Büro Maschinen bauen lassen?«, polterte Nikolaus los. »Was für eine absurde Vorstellung!«

»Sie hat es doch schon gemacht, Nikolaus!« Jetzt wurde Heinrich laut. »Und es hat hervorragend funktioniert.«

»Und wie lange noch?«, gab Peter zu bedenken. »Sie könnte jederzeit auffliegen! Was dann?«

In dem Moment rumpelte es zwischen ihnen heftig. Alle Köpfe drehten sich – Maria war vom Stuhl gekippt. Apollonia schrie auf und stürzte zu ihr hinunter.

»Maria! Was hast du?«

Doch sie antwortete nicht.

»Schickt nach einem Arzt!«

Sofort brach Hektik aus. Agnes rief nach einem Dienstmädchen, Nikolaus ließ sich einen kühlen Lappen bringen, Anna Sophia kramte in ihrer Handtasche nach einer belebenden Tinktur und Apollonia umklammerte Marias Hand.

»Maria«, flüsterte sie. »Bitte wach auf.«

Anna Sophia träufelte Maria etwas auf die Lippen, besorgt starrte Apollonia ihre Schwester an, und endlich schlug sie die Augen auf.

»Es geht mir … gut«, wisperte sie. »Ich muss nur … ein wenig schlafen.«

Und vor Erleichterung liefen Apollonia die Tränen über die Wangen.

Kaspar fand, dass Lina und Luana irgendwie zerknirscht aussahen. Oder sogar traurig? Dabei war es warm in Julies Kammer, der Honigkuchen auf der Obstkiste duftete und der Kräutertee in ihren Tassen dampfte. Luana und Lina hatten sogar für jeden eine Praline mitgebracht, die wegen kleiner Mängel aussortiert worden waren. Andächtig betrachtete Kaspar sie von allen Seiten, bevor er vorsichtig hineinbiss. Wie unglaublich süß sie schmeckte! Nach herben Nüssen, fruchtiger Orange und dunklem, schwerem Kakao. Obwohl er nun schon länger bei Stollwercks arbeitete, waren die Pralinen für ihn immer noch Wunderwerk. Die Arbeiter bekamen schließlich nur zu besonderen Anlässen wie großen Feiertagen welche geschenkt. Doch weder der köstliche Geschmack noch Nunos Geschichten aus der Fabrik konnten die Stimmung auflockern.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte Kaspar irgendwann. Vielsagend sahen die beiden Frauen sich an. Dann malte Lina die Worte in die Luft: »Wir müssen gehen.«

»Jetzt schon? Ihr seid doch gerade erst angekommen.«

Lina schüttelte den Kopf. »Das meine ich nicht. Wir müssen Köln verlassen«, erklärte sie.

Kaspar sog überrascht die Luft ein. »Köln verlassen, aber … warum?«

Mit tapfer zusammengepressten Lippen antwortete Lina: »Wir werden in die neue Stollwerck-Filiale nach Wien versetzt. Unser Zug fährt am Sonntag.«

»Du meinst übermorgen?« Kaspar sprang auf und sah ungläubig von einer zur anderen. Er konnte nicht anders, immer wieder fragte er, warum die Frauen versetzt würden und ob man dagegen nichts tun könnte. Doch Lina und Luana blieben trotz seiner Verzweiflung seltsam reserviert. »Ich spreche mit dem kleinen König. Oder mit Frau Stollwerck. Wir können das bestimmt noch abwenden«, überlegte er.

»Nein«, widersprach Luana schnell. »Wir … freuen uns auf Wien. Es ist eine gute Stelle. Sie wird ordentlich bezahlt. Außerdem ist es doch aufregend, einmal in einer anderen Stadt zu leben.«

»Aber … warum schicken sie gerade euch?«

Die Frauen wichen seinem Blick aus.

»Wir kommen mit«, schlug Nuno vor. »Vielleicht kann Frau Stollwerck etwas für uns einfädeln.«

Bedauernd lächelte Luana. »Als was wollt ihr mitgehen?«, fragte sie. »Dort hat Stollwerck keine Fabrik. Nur ein Ladengeschäft.«

Fieberhaft suchte Kaspar nach einer Lösung. Vielleicht sollten er und Nuno einfach auf gut Glück nach Wien reisen und sich eine neue Arbeit suchen. Doch was, wenn sie niemand einstellte? Im Süden kannten sie niemanden wie Anna Sophia, die ihnen so sehr geholfen hatte. Fremde reagierten auf Nuno schrecklich abweisend. Und in Köln hatten sie mittlerweile Freunde gefunden, die ihnen zur Seite standen. Kaspar konnte es Nuno nicht antun, ihn erneut an einen feindlichen Ort zu bringen.

Als die Frauen schon lange nach Hause gegangen waren, grübelte er noch immer darüber nach. Zwei Nächte lag er wach – doch irgendwann musste er einsehen, dass es

keine Lösung gab. Lina und Luana wollten gehen – und Kaspar und Nuno sollten bleiben.

Viel zu früh kam der Sonntag, und mit traurigen Gesichtern eilten Kaspar und Nuno durch die Stadt. Aufgeregt flatterte die Krähe über Nunos Kopf. Der Junge keuchte. »Warte, Matrose! Sonst schleichst du immer gemütlich pfeifend durch die Straßen. Und heute?«

»Ich pfeife nie!«, protestierte Kaspar.

»Natürlich pfeifst du. Du merkst es nur nicht«, brummte Nuno.

Doch Kaspar konnte nicht langsamer gehen. Er war viel zu aufgewühlt.

»Wir haben doch noch zwei Stunden Zeit, bis die Eisenbahn abfährt!«, rief Nuno.

»Es sind *nur* noch zwei Stunden, Nuno«, korrigierte Kaspar ihn schärfer als beabsichtigt.

Sie liefen am Rheinufer entlang, und der Geruch des Wassers erinnerte Kaspar an die weiten Meere, an Aufbruch und Ferne. Erst als das Flattern der Krähe verstummte, bemerkte er, dass Nuno stehengeblieben sein musste. Überrascht drehte er sich um. »Kommst du?«, rief er.

Doch Nuno antwortete nicht. Er stand an der eisernen Balustrade, hinter der die Mauer steil ins Wasser ragte, und sah auf den Fluss hinaus. Der Vogel war neben seiner Hand gelandet und schaute in dieselbe Richtung. Kurz schoss Kaspar durch den Kopf, dass der Junge wahrlich ein Mann geworden war. Sein krauses Haar rasierte er sich häufig ab, doch es wuchs so schnell, dass schon wieder ein paar Löckchen im Wind wehten. Seine Kieferknochen waren breit geworden, seine Haut glänzte.

»Siehst du das?«, fragte Nuno mit eng zusammengekniffenen Augen.

Kaspar wollte rufen, dass sie keine Zeit hatten und weiter mussten, doch Nuno wirkte so angespannt, dass er seinem Blick folgte. Auf dem Wasser schwamm ein Zirkus. Kaspar musste ein paar Mal blinzeln, um zu begreifen, dass dieser Zirkus nicht aus einem klassischen Zelt bestand, sondern aus Holz und Planen – und dass er auf einem Schiffsrumpf saß.

»Erkennst du das Schild da?«, fragte Nuno.

Kaspar trat näher an die Brüstung. Er kniff die Augen zusammen und las langsam und stockend vor, was auf dem großen Plakat am Zirkuseingang prangte: »*Lent's Swimming American Circus in Köln: Brillante Exerzitien in der höheren Reitkunst und Gymnastik.*«

»Was sind Exerzitien?«, fragte Nuno.

Kaspar zuckte mit den Schultern. »Vielleicht wollen sie damit ein paar reiche Schaumschläger beeindrucken.«

»Kennt doch kein Mensch! Hast du auch gelesen, was darunter steht?«

»Das ist viel zu klein«, brummte Kaspar.

Julie gab ihm und Nuno mittlerweile gemeinsam Unterricht im Lesen. Doch er musste zugeben, dass Nuno sehr viel schneller lernte als er selbst.

»Da steht: *Die berühmte Affenfrau Zenora Pastrana …*«

»Affenfrau, Kapitän?«

»Ganz genau, Matrose. Also: *Die berühmte Affenfrau Zenora Pastrana wird sich täglich von zehn Uhr morgens bis sechs Uhr abends auf dem Oberdeck des Zirkus zeigen. Dabei kann auch die ganze Einrichtung des Zirkus besichtigt werden. Entreé: 18 Kr.*«

»Du wirst dich sicher Hals über Kopf in sie verlieben!«, rief mit einem Mal ein junger Mann, der in einigen Metern Entfernung stand, und lachte. »Sie hat mehr Bart als wir alle zusammen, schwarze Haut und doppelte Zahnreihen!« Er bleckte die eigenen Zähne.

Schnell trat Kaspar auf Nuno zu und fasste ihn am Oberarm.

»Lass uns gehen«, flüsterte er.

»Einen Moment noch«, bat ihn Nuno und schaute weiter wie gebannt auf das Schiff.

»Gleich und Gleich gesellt sich gern, he?«, höhnte der Mann.

Kaspar starrte ihn finster an und trat einen warnenden Schritt auf den Fremden zu. Der spuckte vor ihnen aus und schlenderte betont langsam weiter.

Als Kaspar sich wieder zum Zirkus umdrehte, sah er sie: Dort drüben vor dem Zeltdach stand eine kleine Frau in einem eleganten, engen Kleid. Ihre Haare waren dunkel wie ihre Haut, sie hatte einen beeindruckenden Vollbart, eine große Nase und weit vorstehende Kieferknochen. Sie beugte sich vor, stützte sich auf die Reling und blickte zu ihnen herüber. Kaspar spähte zu Nuno, der den Kopf hob und ihren Blick erwiderte. Für einen Moment glaubte Kaspar, dass sich etwas veränderte. War es ein Luftzug? Ein Sonnenstrahl? Verstärkte sich die Strömung unter ihren Füßen? Oder war es nur die Krähe, die immer tiefer über ihren Köpfen kreiste?

»Komm Nuno«, flüsterte Kaspar. »Gehen wir!«

Und endlich folgte Nuno ihm.

Kaspar und Nuno trafen als Erste im Centralbahnhof ein.

»Sag ich doch, dass wir nicht so hätten rennen müssen.« Nuno verdrehte die Augen.

»Sie kommen sicher gleich«, brummte Kaspar und sah sich auf dem großen Platz um. Einige Mietdroschken reihten sich am Rand des Bahnhofsgebäudes auf, davor wimmelte es nur so von Menschen, die ihre langen Herbstmäntel durch den Dreck zogen. Es hatte am Morgen geregnet, daher war der Boden noch immer weich. Der Schlamm spritzte den Pferden, die vor die Kutschen gespannt waren oder Polizisten trugen, die Beine hoch. Und vor dem Haupteingang, der aus zwei Torbögen bestand, drängten sich Fahrgäste zusammen, um schneller eintreten zu können.

»Vielleicht sind sie schon am Gleis?«, überlegte Nuno.

»Sie sagten, wir treffen uns draußen«, wandte Kaspar ein. Er sah sich um und verfluchte sich nun doch dafür, keinen Zahnstocher oder Strohhalm mitgenommen zu haben. Hier wuchs natürlich rein gar nichts, auf dem er zur Beruhigung kauen könnte. Der Wind blies immer stärker, hier und da verabschiedete sich schon ein Zylinder von seinem Besitzer und landete im Schlamm. Kaspar und Nuno stellten sich am Rand des Gebäudes unter einen Dachvorsprung und warteten.

»Hat Otto einen solchen Zirkus gemeint?«, murmelte Nuno irgendwann.

Kaspar verschränkte die Arme und lehnte sich an die Wand. »Wen schert es, was dieser Otto irgendwann einmal gemeint hat?«

Nuno antwortete nicht, sondern fuhr sich nur nachdenklich über das glatte Kinn. Dann leckte er sich über die Unterlippe und sagte leise: »Vielleicht gehöre ich ja wirklich an so einen Ort.«

Kaspar riss die Augen auf

»Wie die Affenfrau«, fügte Nuno hinzu und sah auf den Boden.

Kaspar packte ihn kurzerhand am Kragen. »Hör mir jetzt mal ganz genau zu, ja?«, knurrte er ihm ins Gesicht. »Ich will so einen Mist nie wieder hören, hast du mich verstanden?«

»Mmh«, machte Nuno.

Kaspar schüttelte ihn. »Ob du mich verstanden hast?!«

»Ja, doch«, sagte Nuno und zeigte ihm beschwichtigend beide Handflächen.

»Ihr müsst euch doch nicht gleich prügeln, wenn euch langweilig wird!«, hörten sie hinter sich die fröhliche Stimme von Luana.

Sofort ließ Kaspar Nuno los und drehte sich zu den beiden Frauen um. Da war sie: Neben Luana stand seine Lina. Sie sah gesund aus. Die Haut rosig, das helle Haar gekämmt. Ihre Traurigkeit von neulich Abend schien einer freudigen Aufregung gewichen zu sein. Gut so, dachte er. Sie sollte das Leben genießen und diese neue Entwicklung als wunderbare Gelegenheit betrachten, ohne sich ihrem alten Vater gegenüber verpflichtet zu fühlen. Auch er sollte sich von nun an nur noch für sie freuen. Also zwang er sich zu einem Lächeln.

»Habt ihr an alles gedacht?«, fragte er mit seinen Händen.

»Viel haben wir ja nicht«, antwortete Lina. Sie deutete auf einen kleinen Stoffbeutel.

»Und, freut ihr euch?«

Lina zuckte mit den Schultern. Mit einem Mal lag wieder Wehmut auf ihren Gesichtszügen. »Ich will nicht weg von dir. Wir sind endlich eine Familie …«

»Und das bleiben wir auch. Für immer!«, malte Kaspar in die Luft. »Ihr werdet eine neue Stadt kennenlernen! Und nicht mehr in einer stinkenden Fabrik arbeiten, sondern in einem eleganten Geschäft! Sicherlich wird es ganz wunderbar.« Er brauchte lang, bis er all das gesagt hatte, dann ließ er erschöpft die Arme hängen.

»Was haben sie gerade gesagt?«, flüsterte Nuno in Luanas Richtung. Dabei beherrschte er die meisten Gebärden längst, wunderte sich Kaspar. Manchmal hatte er sogar das Gefühl, wie das Lesen fiel Nuno auch die Zeichensprache viel leichter als ihm. Jetzt warf der Junge Luana ein Lächeln zu. Überrascht stellte Kaspar fest, dass sie schmunzelte. »Ich könnte es dir ja sagen … Aber was kriege ich dafür?«, flüsterte sie zurück.

Machten die beiden einander etwa schöne Augen? Und Kaspar hatte davon bisher gar nichts bemerkt!

»Also, ich möchte doch sehr bitten!«, mischte er sich ein. »Der Junge ist erst …«

»Was ist der Junge?« Nuno lachte so laut, dass er sich den Bauch halten musste. »Er ist zwanzig Jahre alt, Matrose! Zwanzig!«

»Ah«, machte Kaspar und seufzte. »Stimmt ja …«

»Luana, du kannst von mir alles haben, was du willst.« Nuno zog die Augenbraue hoch und machte eine übertriebene Verbeugung.

»Schluss jetzt!«, rief Kaspar und schlug mit seinem Schlapphut nach Nuno, der lachend zur Seite sprang. Da kicherte Lina neben ihm, und ihm wurde ganz warm ums Herz. Wie ungerecht war diese Welt, dass er sie nun wieder verlor?

Sie hatten viel zu wenig Zeit miteinander verbringen können. Erst seit kurzer Zeit konnte er die Gebärden so gut, dass sie keine Übersetzerin mehr brauchten. Er wollte doch noch so viele Gespräche mit ihr führen! Er wollte sehen, wie sie irgendwann selbst eine Familie gründete und es schaffte, ihre Kinder immer zu beschützen, im Gegensatz zu ihm. Er hatte sie dabei mit Rat und Tat unterstützen wollen, so gut es ihm möglich war.

»Warum müsst ihr gehen?«, fragte er noch ein letztes Mal – in Worten und in Gebärden gleichzeitig.

»Du weißt doch …«, malte Lina in die Luft und sah Luana hilfesuchend an. Und dann bekam er wider Erwarten endlich doch noch eine Antwort. Leise flüsterte Luana: »Peter Stollwerck glaubt, wir würden der neuen Wiener Filiale guttun. Und Lina … ist hier nicht sicher.«

Kaspar trat einen Schritt vor und runzelte die Stirn. Schlagartig fiel ihm wieder ein, wovor Julie ihn vor Jahren gewarnt hatte: Er solle gut auf Lina Acht geben. Sie sei in Gefahr. Er hatte diesen Satz für Humbug gehalten und ihn irgendwo tief in seinem Hirn vergraben. Doch jetzt war er wieder da – und er war laut. »Was meinst du damit?«

»Sie … wird von einem … Mann verfolgt«, sagte Luana und senkte das Kinn, so dass Kaspar noch näher herantrat, um sie besser verstehen zu können. »Peter Stollwerck glaubt, es ist das Beste, wenn wir nach Wien gehen.«

»Was für ein Mann? Wer ist es?«, fragte Kaspar. Und fügte im Stillen hinzu: *Den bringe ich um.* Kurz erschrak er darüber, wie ernst er diesen Gedanken meinte, dann konzentrierte er sich auf Luana. »Sag es mir«, knurrte er.

Langsam schüttelte sie den Kopf. »Es ist besser, wenn du es nicht weißt, Kaspar … Wahrscheinlich hab ich dir schon zu viel gesagt. Es tut mir leid, wir müssen los.«

Sie warf sich ihren Beutel auf den Rücken. Und so oft Kaspar auf dem Weg zu den Gleisen noch nachfragte – weder Luana noch Lina antworteten ihm. Erst, als er die Eisenbahn sah, vergaß er die Fragerei. Er schloss sein Mädchen noch ein letztes Mal ganz fest in die Arme. Am liebsten hätte er ihr ins Ohr geflüstert, dass er sie lieb hätte, dass er sie immer und immer lieb haben und beschützen würde. Er seufzte, drückte sie fester, wollte diesen Moment ewig bewahren – und dann ließ er seine Lina gehen.

Die beiden Frauen standen am Fenster und winkten, während der Dampf zischte und die Eisenbahn anrollte. In Gedanken versunken drehte und wendete Kaspar den Stein, der in seiner Hosentasche steckte. Er holte ihn zwar nicht heraus, doch er wusste genau, wie blau er war – noch immer, nach all den Jahren. Wieso stieg er nicht ebenfalls in so eine Bahn? Die ganze Zeit hatte er sich hinter dem Gedanken versteckt, er dürfte Lina und Nuno nicht im Stich lassen. Nun spürte er mehr denn ja, dass das Unsinn war.

Sie waren erwachsen, sie gingen ihre eigenen Wege, und das war auch gut so. Er sollte das Gleiche tun – und seine Jahrzehnte alte Feigheit endlich überwinden.

»Wollen wir dann?«, fragte Nuno und deutete mit dem Kopf in Richtung Heimweg. Kaspar nickte.

»Natürlich«, sagte er.

Er lief neben ihm her, spürte zwischen seinen Fingern die angenehme Kühle des blauen Steins, und traf endlich eine Entscheidung. Sie machte ihm eine Heidenangst, und gleichzeitig fühlte sie sich verdammt richtig an. Er hatte viel zu lang gezögert. Nun war es endlich soweit: Er würde Emma suchen. Und er würde erst aufhören, wenn er sie wirklich gefunden hätte.

## 36. Kapitel

»Haben Sie etwa geübt?«, fragte Christina vergnügt. Überrascht sah Apollonia die Lehrerin an.

»Ich? Geübt?« Sie verzog den Mund. »Wenn dazu zählt, in diesem Zimmer zu sitzen, über Maschinen nachzudenken und dabei das Klavier zumindest anzustarren, dann habe ich eine Menge geübt.«

Christina lachte. »Aber das war gut! Gleich noch einmal.«

Apollonia nickte und spielte die Melodie erneut. Vielleicht zahlten sich ihre Klavierstunden endlich ein wenig aus. Seit Kurzem erhielt Apollonia sie in ihrem eigenen Haus in der Brückenstraße, und nicht mehr in der Hohen Straße, wo sich die Stimmung mit jedem Prozess zwischen Vater und Söhnen täglich verschlechterte: In der ersten Verhandlung hatte das Gericht den Söhnen Recht gegeben. Franz durfte sich nicht mit ihrer neusten Medaille schmücken. In der nächsten, in der Franz seine Söhne für die Verwendung seiner Auszeichnungen verklagte, bekam wiederum er recht. Eine Versöhnung rückte in immer weitere Ferne. Apollonia wollte ihre Schwiegermama zwar nicht im Stich lassen, doch sie hatte sich immer mehr quälen müssen, sie in der Hohen Straße zu besuchen. Egal, wovon Apollonia sprach – Anna Sophia schien es kaum zu hören. Außerdem war Apollonia, wenn sie ehrlich zu sich selbst war, tief enttäuscht davon, dass Anna Sophia sie zur Zurückhaltung in der Firma gemahnt hatte. Seit der Diskussion auf Marias Geburtstag erschienen die Tage Apollonia schrecklich düster. Marias Zustand hatte sich erneut verschlechtert, und ihr Kopf war von Geschwüren übersät. Mittlerweile verabreichte ihr Doktor Baader so viel Opium, dass sie Apollonia häufig nicht einmal wahrzunehmen schien. Die Angst um ihre Schwester raubte Apollonia den Schlaf. Noch immer wusste niemand, unter welcher Krankheit Maria litt, und ob sie wieder gesund würde. Zudem waren Peter und Nikolaus weiterhin wütend auf sie und Heinrich. Ihr Mann bat Apollonia daher, der Maschinenfabrik so lang fernzubleiben, bis sich die Wogen geglättet hatten. Nikolaus ließ überhaupt nicht mit sich reden. Um zumindest den gutmütigen Peter auf ihre Seite zu bringen, empfahl Heinrich Apollonia, sich hin und wieder mit Agnes zu treffen. Doch mittlerweile hasste Apollonia die Stunden in Agnes' Empfangssalon. Stets gluckste Peters Frau amüsiert, wenn Apollonia von ihren Maschinen erzählte, und wählte stattdessen ein Thema, das sie für sinnvoller hielt: Empfänge, den Haushalt, Klavierstunden. Apollonias anfängliche Sympathie für Agnes war verflogen. Sehnsuchtsvoll dachte sie immer wieder an Cartharina. Zwar hatte sie wieder Post von ihr bekommen. Doch ihre Zeilen hatten ein weiteres Mal fremd und distanziert geklungen. Warum erzählte sie so wenig Persönliches?

In diesen schweren Tagen waren es überraschenderweise einzig die Klavierstunden, die Apollonia ein wenig aufheitern konnten. Sie genoss Christinas Gegenwart in vollen Zügen. Ihre Fröhlichkeit war ansteckend. Oft kicherte sie an den falschen Stellen und erinnerte Apollonia an glücklichere Tage, in denen die Familie Stollwerck noch

zusammengehalten hatte, ihre liebe Schwägerin zu Hause und Maria gesund gewesen war. In letzter Zeit fragte die Klavierlehrerin sogar interessiert nach ihrer Leidenschaft für Technik und schien völlig fasziniert, wenn Apollonia erzählte, welche neuen Maschinen in der Schokoladenfabrik standen, und wie die Apparate funktionierten.

»Es ist wirklich ungewöhnlich, dass Sie so viele Einblicke in die Fabrik haben«, sagte sie. »Woher nehmen Sie all Ihr Wissen?«

Apollonia biss sich auf die Unterlippe. Natürlich durfte sie niemandem von ihrer Arbeit erzählen. Doch sie kannte Christina schon so lange. Sie hatte sogar Cartharinas Geheimnis um ihre Beziehung zu Julius für sich behalten. Und seit Marias Geburtstag fühlte sich Apollonia so schrecklich allein. Unsicher öffnete sie den Mund – und dann erzählte sie beinahe atemlos von ihrem Vater, der sie unterrichtet hatte, von ihrer großen Begeisterung für Technik, und davon, wie erfolgreich der Fünf-Walzen-Stuhl war, den sie mit Herrn Königs Hilfe erfunden hatte, und wie viel besser die Schokolade nun schmeckte.

Mit offenem Mund und verzücktem Lächeln hörte Christina zu. Sobald Apollonia endete, sagte Christina: »Es ist wahrlich inspirierend, eine solche … Freundin zu haben.«

Apollonia hob voller Freude die Hände vor den Mund. Christina hatte sie eine Freundin genannt! Wie gut diese Worte taten, nach allem, was passiert war … Da fiel ihr etwas ein.

»Oh, ich wollte dir doch längst noch einen Brief geben!«, rief Apollonia aus, sprang auf und lief zur Kommode hinüber, auf der er schon bereit lag. »Er ist von Heinrichs Tante Wilhelmine.«

Augenblicklich verschwand Christinas Lächeln. »Noch ein Brief …«, murmelte sie.

Apollonia hielt inne und sah auf das rote Siegel. Es stimmte, es war nun schon der dritte, den Wilhelmine ihr für Christina mitgab.

»Soll ich ihn dir diesmal vorlesen?«, fragte Apollonia.

»Nein«, sagte Christina schnell. »Bitte geben Sie ihn mir einfach.«

Sie streckte die Hand aus und wartete, bis Apollonia den Brief hineingelegt hatte. Dann schob Christina ihn schweigend in die Tasche.

Nach der Stunde dachte Apollonia immer wieder an Christinas Reaktion. Warum blieb Wilhelmine so hartnäckig, und wieso wies Christina sie immer wieder ab? Ob Julie wohl mehr darüber wüsste? Da fiel Apollonia auf, dass sie Heinrichs jüngste Tante schon lange nicht mehr gesehen hatte. Früher war sie häufig mit Anna Sophia zum Neumarkt spaziert, um Julie zu besuchen, doch seit dem Prozess hatte sie andere Dinge im Kopf gehabt. Sicherlich würde es ihr guttun, mit Julie zu sprechen, dachte Apollonia.

Bereits am folgenden Sonntag übergab sie der Amme ihren kleinen Albert und lief durch die vollen Straßen der Stadt. Der Himmel war strahlend blau, und die Sonne blendete Apollonia. Es stank so unerträglich, dass sie fast durchgängig ihr Taschentuch vor Mund und Nase drücken musste. Der Neumarkt war gespenstisch leer – heute fand hier keine militärische Übung statt. Von Weitem sah es so aus, als hätte die Apotheke

geschlossen. Doch sie musste sich täuschen, schließlich war erst früher Nachmittag.

Wie immer bog Apollonia in die Seitengasse ab und näherte sich dem Apothekerhäuschen von hinten. Bestimmt würde Julie gleich ihren Kopf aus dem Fenster strecken, dachte Apollonia. Doch sie lief Schritt für Schritt vorwärts – und nichts geschah. Sie sah an der bröckeligen Fassade des Hinterhauses hinauf. Wenn Julie nicht da war, schloss sie zum Zeichen ihrer Abwesenheit die Fensterläden. Dann wussten die Besucherinnen, dass sie es zu einem anderen Zeitpunkt versuchen sollten. Heute war das Fenster geöffnet, doch statt ihrer sah Apollonia nur eine schwarze Krähe, die auf der Fensterbank saß.

»Hallo?«, fragte Apollonia leise und lauschte. Vielleicht war sie im Haus unterwegs?

»Julie, bist du da?«

Als niemand antwortete, drückte Apollonia die Türklinke. Sie würde drinnen auf ihre Rückkehr warten. Das wäre Julie sicher lieber, als wenn Apollonia in der Gasse herumstünde und am Ende noch die Nachbarn auf sie aufmerksam würden.

Sie stieg die schmale Holztreppe hinauf, atmete den altbekannten Geruch staubiger Tapeten und nasser Wände ein, hoffte oben angekommen auf den Duft von Honigkuchen und Tee – doch sie wurde enttäuscht. Die Kräutersträußchen an der Decke verströmten stattdessen einen Geruch, der Apollonia erneut an das Haus der Schwiegereltern erinnerte: wütend und traurig. Auf der Obstkiste stand heute kein Kuchen. Es dampfte kein Tee und es stand auch keine Tasse für sie bereit.

Mit gerunzelter Stirn sah sich Apollonia um. Der Seesack, in dem Kaspars und Nunos Sachen verstaut waren, lehnte wie immer an der Wand, daneben lagen aufgewühlt ein paar Kissen und Decken. Die beiden schliefen also noch hier. Jetzt war das Sofa leer, das Feuer im Kamin war aus. Es war kalt hier drinnen. Fröstelnd verschränkte Apollonia die Arme – da fiel ihr Blick auf die halb offenstehende Tür, die in den Wohnbereich des Hauses führte. Deswegen zog es hier so! Sie ging darauf zu und wollte sie gerade schließen, als sie ein Poltern und Röcheln hörte. Apollonias Armhaare stellten sich auf. Sie hielt die Luft an, gleichzeitig begannen ihre Gedanken zu rasen.

Julie hatte ihr tausendmal eingebläut, niemals den Wohnbereich zu betreten. Andernfalls würde August ihr sicher verbieten, weiterhin Gäste zu empfangen. Doch Apollonia wusste auch, wozu August fähig war. Was, wenn Elise oder Julie in Gefahr waren? Mit wild klopfendem Herzen stand sie in der halb geöffneten Tür und wusste weder vor noch zurück. Da war es wieder, ein Röcheln, dann ein Schieben, ein leiser Schrei. Apollonia konnte nicht anders. Sie rannte los.

Der Flur war dämmrig. Sie lief auf die Treppe zu, sprang die Stufen hinunter – und keuchte vor Schreck. Beinahe wäre sie über eine dunkle Gestalt gestolpert, die auf einer der untersten Stufen hockte.

»Hallo?«, flüsterte Apollonia und trat vorsichtig näher. »Bitte entschuldigen Sie, ich habe etwas gehört und mir Sorgen gemacht.«

Jetzt erkannte sie, dass es eine Frau war, die da saß. Sie hatte helle Haut, dunkles, nachlässig zusammengebundenes Haar, und in ihrer Hand hielt sie eine alte Puppe aus Pappmaché. Apollonia sah das zerklüftete Gesicht des Spielzeugs und das dunkelrote

Kleid. Und dann begann die Frau, ganz leise zu singen: »Ein Vogel wollte Hochzeit machen in dem grünen Walde.« Gleichzeitig wiegte sie sich leicht hin und her.

Apollonia überlief es eiskalt. War das etwa Elise Arkenberg? Sie sah sie nicht an, doch von der Seite erkannte Apollonia, dass die Wange der Frau dunkelgrün angelaufen war.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Apollonia mit zitternder Stimme.

In diesem Moment hörte sie es wieder rumpeln, schnaufen, röcheln. Während Elise immer lauter sang, wie um die Geräusche zu übertönen, ging Apollonia mit weichen Knien darauf zu. Sie lief die Treppe ganz hinunter und den Gang entlang. Rechts ging es sicher zur Apotheke. Doch die Geräusche kamen eindeutig aus dem Zimmer auf der anderen Seite. Es musste das Hinterzimmer der Apotheke sein, in dem die Arzneimittel hergestellt und gelagert wurden. Die Tür war verschlossen, doch Apollonia war sich sicher, dass dahinter etwas Schreckliches geschah. Julie war in Gefahr. Sie musste ihr zur Hilfe eilen. Nur wie? Hektisch sah sie sich um, entdeckte jedoch nur einen alten Mörser, der am Fuß der Treppe abgestellt worden war, vielleicht, um ihn später hinaufzubringen. Sie ergriff den Stab, der sich schwer in ihren Händen anfühlte, drückte gegen die Tür – und schrie auf.

»Niemals!«, rief Nikolaus und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Es pfiff in seinen Ohren, und in seiner Hüfte breitete sich ein stechender Schmerz aus. »Nein, Peter. Nein!« Er unterdrückte ein Stöhnen. Trotz seiner Wut griff er nach der Stuhllehne und setzte sich, um die Schmerzen in den Griff zu bekommen.

Tief atmete er ein und aus – und starrte zwischen Peter und Heinrich zum Fenster. Kaum konnte man noch die Brückenstraße dahinter erkennen, es war beinahe dunkel geworden. Die drei Brüder hatten sich für eine Besprechung in Nikolaus’ Büro eingefunden, und er konnte nicht glauben, was er da hörte. »Vater hat sich nicht einmal bei uns entschuldigt, und jetzt sollen wir auf ihn zugehen?« Nikolaus schnaufte. »Wieso, um alles in der Welt?«

Peter kratzte sich den Kopf und sah ihn mit seinem blauen und seinem braunen Auge nachdenklich an. Was war es nur, das seinen Blick so furchtbar korrekt wirken ließ? Sicher war es allein diese Legende, die ihre Mutter um seine Augen gesponnen hatte. Peter sei genau in dem Moment geboren worden, in dem ihre Urgroßmutter Gesche starb. Sie sei ein wunderbarer, guter Mensch gewesen, der immer das Richtige getan habe. Und Peter habe ihre Augen … So ein Unsinn, sagte sich Nikolaus. Es waren doch nur Augen. Nikolaus wollte wieder wegsehen, doch er konnte nicht. Er musste an das Gebot der Nächstenliebe denken. Ein Mann sollte gütig sein und vergeben können, hieß es doch in der Bibel …

»Wir sollten das Richtige tun«, sagte Peter jetzt auch noch.

Nikolaus schnaufte. »Wieso wir? Soll Vater doch das Richtige tun!« Er hörte selbst, wie albern das klang, doch er war zu wütend, um es zu relativieren.

»Ludwig war bei mir«, sagte Peter.

Nikolaus verschränkte die Arme. »So?«

»Ich war auch überrascht. Ludwig-Schludrig, kleiner Bruder, hab ich gesagt, was führt dich her? Er hat ein ganz ernstes Gesicht gemacht. Noch ernster als sonst, meine ich. Er ist ja nie sonderlich zu Scherzen aufgelegt, aber an diesem Tag …«

»Peter, komm zum Punkt!«, knurrte Nikolaus.

»Entschuldige. Jedenfalls gab er zunächst zu, dass Vater seit Jahren herrschsüchtig und unnachgiebig ist. Er glaubt aber, das liege vor allem an seiner gesundheitlichen Situation.«

Nikolaus schüttelte den Kopf. »Er ist alt und böse.«

»Das hab ich auch gesagt, aber Ludwig meint, so einfach sei es nicht. Er sei verwirrt. Manchmal gehe er im Nachtgewand in die Fabrik, manchmal nenne er ihn Heinrich – und er meine damit seinen alten Freund, nicht dich, Brüderchen.« Kurz sah er den Jüngsten von ihnen an. »Immer öfter denkt er wohl, er wäre in einer vergangenen Zeit.«

»Und sobald er in unsere zurückkehrt, erhebt er wieder die Hand gegen uns. Das kennen wir doch schon!«, knurrte Nikolaus.

»Dieser ganze Ärger trägt wohl viel dazu bei, dass sich sein Zustand verschlechtert. Vor Kurzem glaubte Ludwig, Vater hätte einen leichten Schlaganfall gehabt. Es sei nicht angenehm, mit den Eltern in dieser unfreundlichen Zeit zusammenzuleben. Anfangs war Mama sehr wütend auf Vater. Sie hat kaum ein freundliches Wort mit ihm gewechselt. Mittlerweile ist aus ihrer Wut Verzweiflung geworden. Auch ihre Albträume werden schlimmer. Eines Nachts stand sie in Ludwigs Schlafzimmer und hat sämtliche Schranktüren und Schubladen geöffnet. Immer wieder hat sie dabei wirr gesprochen. ›Er stirbt daran‹, hat sie gesagt.«

Nikolaus wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Was für eine furchtbare Vorstellung …

»Ludwig sagt, am meisten Sorgen bereite ihm aber, dass Vaters Zorn mit einem Mal verschwunden sei. Er erscheint ihm ganz still und depressiv, als wäre er kaum noch da.« Einen Moment lang schwieg Peter, dann setzte er hinzu: »Er weiß nicht, wie lange Vater noch lebt.«

Kurz war es still im Büro. Nikolaus sah die Welt wieder wie durch eine Milchglasscheibe. Er blinzelte und spürte den bekannten Schmerz in seinen Augäpfeln.

»Ich war zunächst auch dagegen«, schaltete sich Heinrich in ruhigem Tonfall ein. »Der Alte hat uns das Leben wahrlich schwer gemacht. Aber was, wenn Vater stirbt – und wir haben uns nicht versöhnt? Wir drei könnten damit wahrscheinlich sogar leben …«

»Ich könnte es«, verkündete Nikolaus.

»Du könntest es«, wiederholte Heinrich so langsam, dass Nikolaus beinahe an seinen eigenen Worten zweifelte. »Aber was ist mit Mutter? Sie leidet sicherlich mehr unter diesem Streit als wir alle zusammen.«

»Hat dir das deine Frau diktiert, mmh?«, murrte Nikolaus.

Heinrich ignorierte den Seitenhieb. »Wollen wir Mutter das wirklich antun?«

Und dann schauten sie ihn beide so an, ein blaues, ein braunes und zwei grüne Augen – eine gefühlte Ewigkeit.

Apollonia konnte sich nicht rühren. An der Decke hing ein Mann. Der Strick hatte sich bereits so tief in seinen Hals gebohrt, dass sein Kopf von einem rötlichen Violett überzogen war. Seine Haare standen in wilden Locken ab und seine Hände versuchten verzweifelt, den Strick an seinem Hals zu fassen zu kriegen. Seine Beine strampelten, doch der Stuhl unter ihm war umgekippt und unerreichbar. Nur wenige Meter von ihm entfernt, lehnte Julie mit verschränkten Armen an der Wand. Sie schien Apollonia kaum zu bemerken. Stattdessen beobachtete sie in aller Seelenruhe, wie der Mann um sein Leben kämpfte. Wie unwirklich dieser Anblick war! Von Weitem hörte Apollonia Menschen lachen, die gerade über den Neumarkt flanierten. Und in einem hereinfallenden Sonnenstrahl zwischen Julie und August tanzte der Staub. Eine alte Erinnerung schoss Apollonia durch den Kopf. *Es wird ein sonniger Tag sein. In den Sonnenstrahlen, die vom blauen Himmel hereinscheinen, wird der Staub tanzen. Draußen werden die Menschen lachen und scherzen, während du einsam sein wirst.* Diese Worte hatte Julie einst gesagt, und sie hatten Apollonia so erschreckt, dass sie keines davon vergessen hatte.

»Wir müssen ihm helfen!«, schrie Apollonia. Sie wollte auf ihn zustürzen, doch Julie hielt sie fest. Ohne Apollonia anzusehen, sagte sie mit ruhiger Stimme: »August hat es nicht anders gewollt.«

Apollonia versuchte, Julies Arm abzuschütteln, doch mit einer Kraft, die sie dieser zierlichen Frau niemals zugetraut hätte, schob sie Apollonia aus dem Raum. »Lass mich einen Augenblick mit ihm allein.« Dann schloss sie die Tür vor ihrer Nase und drehte zweimal den Schlüssel um.

Nach einem kurzen Moment des Unglaubens begann Apollonia wie wild an der Tür zu rütteln, so lange, bis ihre Arme ganz müde waren. Als sie sich irgendwann erschöpft gegen die Wand lehnte, bemerkte sie, dass Elise aufgehört hatte zu singen. Und auch hinter der Tür war es still geworden. Apollonia konnte es kaum fassen. Was geschah nur in diesem Haus?

Endlich hörte sie den Schlüssel im Schloss, und Julie trat mit ruhigem Gesicht heraus.

»Du solltest nicht hier sein, meine liebe Apollonia.«

Im Hintergrund hing August Arkenberg schlaff und leblos von der Decke. Dann schloss Julie die Tür. »Das hättest du nicht sehen sollen.«

Apollonia starrte Julie nur an und fühlte, wie ihr die Tränen die Wangen runter liefen. Sie hätten ihn retten können, dachte sie immer wieder.

»Er hatte keine Wahl, Apollonia. Entweder er hätte Elise und mich getötet, oder sich selbst. Irgendjemand in diesem Haus musste gehen.«

Apollonia schluchzte. Wessen Tränen waren das?, dachte sie unwillkürlich. Sie kannte diesen Mann nicht. Er musste ein schrecklicher Mensch gewesen sein. Und doch spürte sie eine unermessliche Traurigkeit in ihrer Brust. Als würde sie für Elise weinen, für Julie, für diesen Mann, für all die Jahre des Leids.

»Oh, meine arme Apollonia«, flüsterte Julie. »Glaub mir, es ist eine Erlösung.«

»Hast du … das getan?«, fragte sie und war selbst überrascht über diese Frage.

»Ich?« Julie legte den Kopf schief. »Nein, er ist selbst auf den Stuhl gestiegen und hat sich das Seil um den Hals gelegt. Aber ich wusste, dass er so sterben wird. Ich habe es ihm vor langer Zeit vorausgesagt.«

Apollonia wischte sich die Tränen von den Wagen, und ihre Hände zitterten heftig.

»Du solltest nach Hause gehen. Ah – würdest du mir einen Gefallen tun?«

Apollonia konnte nicht antworten.

»Gibst du diesen Brief meiner Schwester Anna Sophia?« Julie streckte ihr einen Umschlag entgegen, das Siegel war bereits gebrochen. »Er ist von August. Richte ihr bitte aus, dass er ihn schon vor Jahren geschrieben hat. Erst heute, kurz vor seinem Tod, hat er ihn mir gegeben. Eigentlich wollte ich ihn zerreißen. Doch dann habe ich ihn trotzdem geöffnet. Ich glaube, sie sollte ihn lesen.«

Mit noch immer bebenden Fingern nahm Apollonia das Papier entgegen, bevor Julie sie durch die Apotheke nach draußen brachte. Kurz musste sich Apollonia auf den Baumstumpf vor der Tür setzen und durchatmen. Sie blickte auf den sonnigen Platz, über den die Spaziergänger schlenderten, und wartete, bis ihr Herzschlag sich etwas beruhigt hatte. Sollte sie gleich zu Anna Sophia gehen? Jetzt, da sie ein wenig ruhiger wurde, spürte sie, wie fürchterlich erschöpft sie war, und entschied sich dagegen. Sie konnte jetzt nicht in dieses Haus in der Hohen Straße gehen, in dem so viel Streit und Wut in der Luft lagen, sie konnte noch nicht mit ihrer unendlich traurigen Schwiegermutter sprechen. Nicht heute.

Morgen war auch noch ein Tag, sagte sie sich. Dann stand sie auf und ging auf wackeligen Beinen nach Hause.

## 37. Kapitel

Noch die ganze Nacht lang wälzte sich Nikolaus hin und her und fand einfach keinen Schlaf. Auch das Hausmädchen war wach, er hörte Anni über seinem Kopf auf und ab gehen. Sicher hatte seine Frau in ihrem Schlafzimmer einen erneuten Krankheitsschub und musste versorgt werden. Er bekam Maria in letzter Zeit kaum zu Gesicht. Und wenn, dann erschrak er. Mittlerweile hatten sich auch auf ihren Armen Geschwüre gebildet, ihr Blick war glasig und abwesend. Nur Mutter und Apollonia durften hin und wieder in ihr schmal geschnittenes Zimmer mit den hohen Fenstern. Mama stopfte es voller Kräuter, so dass es noch enger wirkte. Apollonia saß währenddessen auf der Bettkante und erzählte ihrer Schwester großspurig Geschichten aus der Fabrik, so als wäre sie ein Mann, doch Maria hörte wohl kaum noch zu.

Er hatte ihr das angetan, dachte Nikolaus in dieser Nacht immer wieder. Nur seinetwegen war sie krank. Sie würde sterben, ganz sicher. Und auch Vater lebte vielleicht nicht mehr lange. Und dann dachte er wieder an die Blicke seiner Brüder. Sie wollten sich mit ihm versöhnen, sie glaubten, sie könnten ihm verzeihen. Wie hatten sie ihren Zorn besiegt? Woher nahmen sie diese Gelassenheit?

Er wünschte, Paula wäre bei ihm. Ihre Gegenwart würde ihn beruhigen. Sobald er ihre Nähe spürte, würde die Wut auf Heinrich, auf Apollonia und auf seinen Vater schwinden. Wenn er doch nur wüsste, wohin sie so plötzlich verschwunden war. Doch er hatte bereits die Stollwerckmädchen befragt und keines hatte ihm etwas sagen können. Es konnte doch nicht sein, dass sie einfach vom Erdboden verschwunden war!

Über ihm hörte er ein lautes Wimmern, dann das beruhigende Summen des Hausmädchens. Er spürte einen Stich im Magen und schloss die Augen, dachte an Paula. Doch, sie lebte, sagte er sich. Sie war irgendwo da draußen, und wenn sie wüsste, dass er so oft an sie dachte, dann wäre sie sicher überglücklich.

Wieso hatte er so schnell aufgegeben? Mit drei Angestellten hatte er gesprochen, nichts herausgefunden und sich schon damit abgefunden. Er, Nikolaus Stollwerck! War er wirklich so schwach? Er sollte sie weiter suchen. Möglicherweise würde es helfen, an Litfaßsäulen Anschläge auszuhängen. Außerdem könnte er eine Zeitungsannonce aufgeben und noch mehr Stollwerckmädchen befragen. Er würde nichts unversucht lassen, und eines Tages würde er sie finden. Er könnte sich in ihre Arme flüchten, sein Schmerz würde verschwinden, sein Blick wieder klar, und das Leiden seiner Frau in Stille untergehen. Seine Familienstreitereien wären unwichtig.

Als er sich das vorstellte, sank er in einen unruhigen Schlaf. Er träumte zum wiederholten Male von Jerusalem. Davon, wie er mit schweren Schritten auf die Grabeskirche zuging, von ihren sandsteinfarbenen Mauern und der mächtigen Rotunde, unter der sich das Heilige Grab befand. Er träumte vom Ort der Auferstehung Christi, an dem aus dem Tod die größte Hoffnung erwuchs … Atemlos erwachte er – hatte Jesus ihm eine Botschaft geschickt? Er dachte noch lang darüber nach, bevor er erneut in einen unruhigen Schlaf fiel.

Vater sah schlecht aus. Er hatte Gewicht verloren, seine Haut war aschfahl und die Augen schwarz unterlaufen. Nikolaus hatte ihn zuletzt bei den Prozessen gesehen. Das war nun über ein Jahr her – doch dass ein Mensch sich in so kurzer Zeit dermaßen verändern konnte, hatte er nicht gewusst. Auch Mutter, die hinter ihm stand und ihm eine Hand auf die Schulter legte, war weißhaarig und blass. Es verschlug ihm beinahe die Sprache. Peter und Heinrich sahen ihn mal wieder erwartungsvoll an. Ärgerlich schüttelte er den Kopf. Warum musste Nikolaus immer das Wort führen? Elendes Los des Ältesten, dachte er.

Missmutig setzte er sich auf einen der Stühle. Sofort folgten seine Brüder seinem Beispiel. Sie alle starrten auf die Kanne Kakao, die auf dem Tisch dampfte. Niemand rührte sie an.

»Guten Tag, Vater«, presste Nikolaus hervor.

»Es ist … gut, euch zu sehen«, krächzte Franz. Sogar seine Stimme klang schwach.

»Ludwig hat uns gebeten, wieder mit dir … ins Gespräch zu kommen. Deswegen sind wir heute hier.«

Hilfesuchend sah er sich nach seinen Brüdern um. Peter kratzte sich nur den lockigen Kopf, und Heinrich brummte zustimmend. Nikolaus unterdrückte ein Stöhnen. Warum konnten sie nicht auch mal den Mund aufmachen?

»Es ist schön, dass ihr uns besucht«, sagte Anna Sophia. Sie sah zu ihrem Mann hinunter und legte ihre Hand auf seine Schulter. »Nicht wahr, Franz?«, fragte sie mit mahnendem Unterton.

»Mmh«, machte der. »Eure Mutter hat recht.« Er nickte – mehr zu sich selbst, als zu seinen Söhnen.

Nikolaus rieb sich über den Nasenrücken. »Wir waren in den letzten Jahren sehr … enttäuscht von dir.«

»Das war ich auch«, knurrte Franz.

»Franz, was hatten wir besprochen?«, zischte Anna Sophia.

»Ja, ist ja gut«, seufzte er. »Das ist alles Schnee von gestern, nicht wahr?«

Nikolaus spürte, wie Wut in ihm aufkeimte. Warum konnte dieser Mann sich nicht bei ihnen entschuldigen? Am liebsten hätte er den Raum wieder verlassen. Doch da fühlte er Peters Hand auf seiner Schulter, und endlich machte der kleine Bruder den Mund auf: »Es ist immer gut, wenn etwas Zeit verstreicht«, sagte er leise. »Da können sich alle Gemüter beruhigen, habe ich Recht, Nikolaus?«

Widerwillig stimmte er zu.

»Ich denke, in diesem Raum sitzen vier Männer, deren Stolz ihnen im Wege steht«, fuhr Peter fort, und Mutter sagte in bitterem Ton: »Wie wahr!«

»Wir alle wollen unsere Stärke demonstrieren, niemand will nachgeben, und ständig sehen wir nur das Unrecht, das uns widerfährt. Doch jeder von uns hat Fehler gemacht.«

Franz sah Peter eine Weile schweigend an, dann antwortete er: »Ich war immer stolz auf euren Verstand. Und auf eure Stärke. Das habe ich euch viel zu selten gesagt.«

Nikolaus verschlug es den Atem. Hatte er gerade richtig gehört?

»Vor langer Zeit hat mich eure Mutter gelehrt, selbstkritisch zu sein. Weißt du noch, meine liebe Anna Sophia? Wie du mir damals in der Bonbonfabrik die Leviten gelesen hast …« Plötzlich lachte er laut auf, schlug sich auf den Oberschenkel, und für einen Moment schien der alte Franz wieder durch. »Ich hatte es verdient! Trotzdem habe ich eine ganze Nacht gebraucht, um es mir einzugestehen. Erst am nächsten Tag habe ich es fertiggebracht, mich zu entschuldigen. Ach herrje, wie lang das her ist …« Er ächzte leise. »Die Jahre haben es mich vergessen lassen. Aber heute ist ein guter Tag. Ist es nicht so, meine Liebe?« Er sah zu seiner Frau auf, die ihm die Schulter tätschelte. Liebevoll legte er seine Hand auf ihre.

»Heute bist du glasklar.«

»Das bin ich. Ich erinnere mich an so vieles …« Kurz presste er die Lippen zusammen und als hätte er sich endlich einen Ruck gegeben, sagte er: »Auch an einiges, das ich falsch gemacht habe. Ich hätte Ludwig viel früher zu euch schicken sollen.«

Peter legte den Kopf schief. »Du hast Ludwig zu uns geschickt?«

»Um genau zu sein, habe ich ihn zu dir geschickt, Peter. Ich wusste, dass du als Erster über deinen Schatten springen würdest. Und dass du die Fähigkeit hast, sogar Nikolaus zu überzeugen.«

»Was soll das denn heißen?« Nikolaus ballte unwillkürlich die Hände zu Fäusten.

»Dass du derjenige meiner Söhne bist, der mir in vielen Bereichen am Ähnlichsten ist.« Nun sah Franz ihm direkt in die Augen, und mit einem Mal wirkte sein Blick ganz weich und warm. Ein schüchternes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Nikolaus setzte seinen Zwicker lieber nicht auf – sollte es eine Täuschung sein, so wollte er sie lieber beibehalten.

»So, so«, brummte Nikolaus und hörte selbst, dass seine Stimme nun etwas freundlicher klang.

»Vielleicht war ich daher vor allem mit dir so streng, Nikolaus. Weil ich es lange versäumt habe, streng mit mir selbst zu sein.«

Nikolaus konnte kaum glauben, was er da hörte. War das tatsächlich sein Vater, der da sprach? Er wusste nicht, was er erwidern sollte.

Tief atmete Franz ein. »Ich war ein furchtbarer Vater in letzter Zeit. Fast wie mein Vater damals! Ich wollte niemals so werden wie er. Stattdessen wollte ich euch alles an die Hand geben, was ihr braucht, um selbst erfolgreich zu werden. Und als ihr es dann wart – sogar ohne mich, da …« Er brach ab und rieb sich das Kinn. Nikolaus wusste, dass er den Satz nicht beenden würde. »Heinrich, du hast mich zutiefst beeindruckt mit deinen Ideen. Dein technisches Verständnis geht so weit über das meine hinaus. Sogar das deiner Frau tut es!« Er lachte leise. »Und anstatt darauf stolz zu sein …« Er schüttelte den Kopf. Dann murmelte er: »Es fällt mir schwer, das zu sagen. Aber ich … bitte euch um Verzeihung.«

Einen Moment lang hingen die Worte in der Luft. Sicher konnten seine Brüder sie ebenso wenig fassen wie Nikolaus. Sie alle schienen den Atem anzuhalten. Mutter sah einem nach dem anderen eindringlich in die Augen. Bis endlich Peter den Mund aufmachte. »Sicher hätten auch wir … nachsichtiger sein können. Dass wir gleich vor

Gericht gezogen sind …«

Nikolaus räusperte sich. »Also, dafür hatten wir ja nun wirklich unsere Gründe«, grummelte er.

Heinrich drehte den Kopf und sah mit verengten Augen zu Nikolaus hinüber. »Nein, Peter hat recht. Wir hätten den Konflikt anders lösen können.«

Nikolaus setzte zu einer Antwort an, doch Franz war schneller: »Ach, Schwamm drüber! Das ist Vergangenheit, findet ihr nicht? Lasst uns das alles vergessen.« Etwas schwerfällig erhob er sich, stützte sich auf seinen Stock und sah Nikolaus an. »Versöhnen wir uns?« Langsam streckte er ihm die Hand hin.

Nikolaus zögerte. Mit unsicheren Fingern fischte er nach seinem Zwicker in seiner Westentasche und setzte ihn sich wieder auf die Nase. Da stand sein Vater immer noch, schaute ihn mit wässrigen Augen an und sah dabei so alt aus … Und obwohl seine Miene freundlich war, wirkte er doch auf beunruhigende Weise traurig. Nikolaus konnte diesen Mann nicht stehen lassen. Er war immerhin sein Vater, er hatte sich entschuldigt, und wenn er ihm jetzt nicht verzieh, würde es vielleicht keine zweite Gelegenheit geben. Er sah zu seiner Mutter hinüber, die ihn hoffnungsvoll ansah. Also stand er auf und schlug ein. »Versöhnen wir uns«, brummte er. Sein Blick streifte die Kakaokanne auf dem Tisch, aus der kein Dampf mehr aufstieg. Und während er die Hand seines Vaters schüttelte, fühlte sie sich so zerbrechlich an wie ein Sträußchen morscher Äste.

Nikolaus hätte schwören können, dass seine Mutter Tränen der Erleichterung in den Augen hatte, als sie sie bat, zum Essen zu bleiben. Sie strahlte übers ganze Gesicht.

»Natürlich, gern«, brummte Nikolaus und konnte sich nicht dagegen wehren, ebenfalls zu lächeln. Überrascht stellte er fest, dass seine Lippen diese Form schon lang nicht mehr angenommen hatten. Auch sein Bauch fühlte sich plötzlich viel leichter an. Er stemmte die Hände in die Hüften und sah sich mit erhobenem Kopf um. Peter entfuhr sogar ein leises Lachen! Er trat auf Vater zu, schüttelte ihm ebenfalls die Hand und klopfte ihm dann noch in einer herzlichen Umarmung auf die Schulter. Sogar Heinrich zeigte viel mehr als sein übliches Schmunzeln. In diesem Moment wurde Nikolaus deutlich, wie schwer sich das Leben in der letzten Zeit angefühlt hatte. Sie hatten nur noch über das Geschäft gesprochen. Nun erschien ihm alles heller und freundlicher.

Wenig später saßen die drei Brüder im Empfangszimmer. Die Köchin hatte ihnen die Schokolade noch einmal aufgewärmt, nun dampfte sie würzig duftend in ihren Tassen. Vater ruhte sich vor dem Essen noch einmal aus, und Mutter ließ nach Elisabeth und den Ehefrauen schicken, damit sie ebenfalls am Versöhnungsessen teilnehmen konnten.

»Vielleicht ist das eine gute Gelegenheit, damit ich … mich ebenfalls noch einmal in aller Form bei euch entschuldige«, sagte Heinrich leise. Er beugte sich vor und sah erst Nikolaus und dann Peter an. »Apollonia hat mir schon nach dem Krieg gesagt, dass wir mit euch sprechen sollten. Doch ich … ich weiß auch nicht …«

Peter seufzte. »Das ist wirklich nicht optimal gelaufen. Aber was soll’s, oder,

Nikolaus?«

Nikolaus nahm einen Schluck Kakao und schaute aus dem Fenster. Wenn er ehrlich zu sich selbst war, dann tat ihm die Versöhnung mit dem Vater überraschend gut, überlegte er. Er fühlte sich ganz leicht und zuversichtlich. Und er hatte keine Lust mehr zu streiten. Heinrich hatte sich immerhin entschuldigt und ihnen die ganze Wahrheit gesagt. Und Apollonias Ideen hatten – wenn er all seine Entrüstung einmal beiseite schob – der Firma ja tatsächlich zum Vorteil gereicht. Er wandte sich wieder seinen Brüdern zu und brummte: »Ich sehe das genauso wie du, Peter.«

Der lachte auf. »Schön! Na dann! Wir sind nicht kleinlich, Heinrich!« Er schlug dem Jüngsten von ihnen freundschaftlich auf die Schulter.

»Ich danke euch von Herzen«, antwortete er, und seine Augen lachten.

In diesem Moment schwang die Tür auf, und Ludwig trat ein. Obwohl er mit seinen 19 Jahren noch völlig bartlos und jungenhaft schlaksig war, strahlte er schon eine selbstbewusste Ruhe aus. Das kurze, dunkle Haar hatte er streng zurückgekämmt.

»Ludwig-Schludrig!«, rief Peter und goss ihm ebenfalls eine Tasse ein. »Wie schön, dich zu sehen!«

Ludwig grüßte sie alle nacheinander und nahm seine heiße Schokolade dankend entgegen. »Ich freue mich sehr, dass ihr euch einigen konntet.«

»Dank dir«, sagte Peter vergnügt. »Manchmal braucht man einfach einen kleinen Schubs.«

»Es tut mir leid, dass ich eure Laune bereits jetzt ein wenig trüben muss.« Ludwig legte ein Kuvert auf den Tisch. »Diesen Brief hat gerade ein Dienstbote der Mertens für euch abgegeben. Er war wohl schon im *Süßen Dreieck*, hat euch dort aber nicht angetroffen. Er hatte den ausdrücklichen Auftrag, ihn einem Stollwerck persönlich in die Hand zu legen. Nun hat er mich an der Haustür angetroffen.«

Nikolaus runzelte die Stirn, nahm den Umschlag in die Hand und öffnete ihn. Langsam faltete er das Papier auseinander, dann begann er, den Anfang vorzulesen.

Drohend breiteten sich die Worte im Raum aus, und sobald Nikolaus beim Lesen einmal kurz aufschaute, sah er, wie blass Heinrich, wie hochrot Peter und wie erschrocken Ludwig aussahen. Sie schüttelten ungläubig die Köpfe, ballten die Hände zu Fäusten und schnauften.

»Ungeheuerlich!« Überrascht wandte sich Nikolaus zur Tür: Dort stand Franz – zwar blass, schwach und auf einen Stock gestützt, doch seine Augen funkelten wie eh und je. »Wie konnten die Mertens an diese Information gelangen?« Mit klackendem Stock kam er näher und streckte die Hand nach dem Brief aus, von dem sie noch nicht einmal die erste Seite zu Ende gelesen hatten.

Nikolaus hatte überhaupt nicht gemerkt, dass der Alte aufgetaucht war. Wie viel hatte er gehört? Er bemühte sich, ruhig zu bleiben.

»Vater …«, Nikolaus wollte den Zettel schon zusammenfalten. »Du solltest dich in deinem Zustand besser nicht zu sehr …«

»Ich entscheide selbst, was ich mir zumute, Nikolaus.«

Sie sahen einander an, und Nikolaus glaubte, statt Strenge etwas Flehendes in Vaters

Blick zu erkennen. Als wollte er darum bitten, nicht wie ein alter, schwacher Trottel, sondern wie der stolze Franz Stollwerck behandelt zu werden. Langsam nickte Nikolaus und überreichte ihm den Brief. Franz legte ihn umständlich auf den Tisch, bevor er sich darüber beugte.

»Was für ein Unfug«, schimpfte Franz schon nach wenigen Sätzen.

Peter verzog das Gesicht. »Lass gut sein, Vater.«

Doch Franz ließ sich nicht davon abhalten, weiterzulesen. Angespannt warteten die Gebrüder – bis ein lautes Klappern sie zusammenfahren ließ. Franz' Stock war zu Boden gefallen. Nikolaus sah, wie Franz' Bein unter ihm weg knickte. Er stürzte dem Vater entgegen, stieß dabei seine Tasse um und fing Franz auf. Er stöhnte unter dessen Gewicht. Obwohl Franz so schmal geworden war, schien er nun Zentner zu wiegen. Schlaff hing er in seinen Armen, während der Kakao vom Tisch tropfte.

»Vater! Ist alles in Ordnung?«, presste er hervor. »Peter, lass nach Doktor Baader rufen, schnell! Heinrich, Ludwig, helft mir, ihn rüberzubringen!«

Mit vereinten Kräften zogen die Brüder ihn in den Nachbarraum und ließen ihn auf das Sofa sinken. Sein Kopf hing zur Seite, er schien völlig weggetreten zu sein.

»Papa!«, rief Nikolaus und rüttelte an seinen Schultern. »Wach auf! Papa!«

Endlich öffnete er eines seiner Augen und sah ihn an. Aus einem Mundwinkel nuschelte er langsam ein paar Worte, die Nikolaus nicht verstand.

»Was sagst du?«

Eine Hand legte Franz auf seine Schulter. Erneut versuchte er zu sprechen.

»Ich kann dich nicht verstehen!« Nikolaus wollte nicht wütend klingen, doch er konnte es kaum verhindern.

Wieder holte Franz Luft, und dann sagte er etwas, das so ähnlich klang wie: »Ich danke euch von Herzen …«

Nikolaus schluckte schwer. So oft hatte er sich über seinen Vater geärgert, er war unendlich zornig gewesen. Doch während er nun diesen alten, traurigen Mann vor sich sah und in seinem offenen Auge nichts als Erleichterung und Dankbarkeit las, war ihr Streit vollkommen unwichtig. Wieso hatten sie es sich so unendlich schwer gemacht? Viele Jahre hatten sie verloren, und nie könnten sie die Zeit wieder aufholen. Nikolaus hatte ihn doch stolz machen wollen! Er wollte ihm noch erzählen, was sie alles in der letzten Zeit geschafft hatten! All die Geschichten von Ideen, Kunden und Verkäufen, die er nicht kannte! Nikolaus hatte insgeheim so sehr auf Vaters anerkennenden Blicke gehofft und sich ausgemalt, wie er ihm bei Tisch auf die Schulter klopfen würde, wenn sie es tatsächlich schafften, diesen elenden Streit beizulegen. Und jetzt? An wem sollte er sich und seine Ziele messen, wenn sein Vater nicht mehr war?

»Wir wollten doch ein großes, fröhliches Versöhnungsessen machen …«, entfuhr es Nikolaus. Mit aller Macht unterdrückte er die Tränen.

»Was ist nur mit ihm?«, flüsterte Ludwig.

Nikolaus wusste nicht, was er sagen sollte – doch diesmal antwortete Heinrich für ihn. Leise sagte er: »Ich denke, Vater hatte einen Schlaganfall.«

Apollonia traf Anna Sophia, als sie gerade aus der Küche trat. Zu ihrer großen Überraschung war ihr Gesicht voller Zuversicht und Freude. Der Anblick schmerzte Apollonia in diesem Moment sogar noch mehr als die vorherige Traurigkeit. Schließlich würde Apollonia die seltenen Glücksgefühle ihrer Schwiegermama in Kürze wieder vernichten. Sie war todmüde, denn in der Nacht hatte sie kein Auge zugetan. Immer wieder hatte sie den Brief auf ihrem Nachttisch gesehen und sich daran erinnert, was sie im Apothekerhaus erlebt hatte. Sollte sie diesen Brief wirklich Anna Sophia geben? Bis zu Augusts Tod hatte sie geglaubt, sie könnte Julie vertrauen. Doch nun sah Apollonia sie in einem anderen Licht. War es wirklich das Richtige, ihrer Bitte nachzukommen? Oder sollte sie den Brief besser verbrennen? Am liebsten hätte sie mit Heinrich darüber gesprochen, doch er blieb an diesem Abend stundenlang im Büro. Von Zweifeln und Ängsten geplagt, entzündete sie irgendwann eine Kerze, um den Brief zu lesen. Schon nach wenigen Zeilen musste sie sich eingestehen, dass sie Julie zustimmen musste: Anna Sophia sollte das unbedingt lesen.

»Meine liebe Apollonia, wie gut, dass du da bist! Ich wollte gerade nach dir schicken lassen. Stell dir vor, Franz und unsere Ältesten haben sich endlich vertragen, und nun möchten wir ein großes Festessen …«

Doch Apollonia konnte es nicht länger für sich behalten. »August ist tot«, platzte es aus ihr heraus. Anna Sophias Lächeln gefror auf ihrem Gesicht.

»Was … sagst du da?«, fragte sie.

Apollonia erzählte Anna Sophia alles, was sie gesehen hatte. Am Ende hielt sie ihr atemlos Augusts Brief hin. »Er hat ihn schon vor Jahren geschrieben, doch erst vor seinem Tod hat er ihn Julie gegeben«, keuchte sie.

Mit großen Augen sah Anna Sophia auf das Papier, doch sie machte keine Anstalten, es an sich zu nehmen. Sie wischte sich eine verirrte Haarsträhne aus der Stirn. »Ich … kann nicht …«

»Soll ich ihn dir vorlesen?«

Anna Sophia schien zu schlucken, dann nickte sie.

Sie setzten sich auf eine Bank im Eingangsbereich. Sanft drückte Apollonia den Unterarm ihrer Schwiegermama, dann las sie leise vor.

*Liebe Anna Sophia,*

*heute kamst Du zu mir in die Apotheke. Du wirst nicht glauben, wie ich mich gefühlt habe. Für einen Moment dachte ich, Du wärest meinetwegen hier, und wir könnten uns aussprechen, um uns wieder zu lieben. So wie früher, als wir noch beinahe Kinder waren, erinnerst Du Dich? Es war ein törichter Gedanke, das ist mir bewusst, aber er war so überwältigend, dass er mir den glücklichsten Moment seit Jahrzehnten bescherte. Als Du dann lediglich über den Eichelkakao streiten wolltest, ist es mit mir durchgegangen. Ich habe versucht, Dir Schändliches anzutun. Dafür gibt es keine Entschuldigung, doch wisse: Ich tat es einzig aus gekränkter Liebe.*

*Nach all den Jahren wirst Du es mir kaum glauben können, doch ich liebe Dich noch*

*immer. Ich habe nie damit aufgehört. Ich versuche manchmal, einen Blick auf Dich zu erhaschen, und jedes Mal, kurz bevor Du die Vorhänge zuziehst, bin ich glücklich.*

*Bisher standen mir mein verletzter Stolz und meine Furcht im Weg, doch nun wird es Zeit, dass ich Dir die Wahrheit erzähle. Vor vielen Jahren hast Du mir vorgeworfen, ich wolle Deinen Vater vergiften. Ich habe es immer abgestritten, doch Du wolltest mir nicht glauben. Du hast falsch gelegen, Anna Sophia. Wie ich es Dir schon damals gesagt habe, war es Doktor Baader, der sich für den Tod seiner Tochter rächen wollte, er hat es mir selbst unter Einfluss von vielen Gläsern Wein gestanden. Ich habe ihn nur aus einem Grund nicht angezeigt: Im gleichen Gespräch habe ich ihm gesagt, dass dennoch ich es war, der letztlich für Gottliebs Tod verantwortlich ist. Kurz bevor er damals von der Kutsche stürzte, sagte er mir, dass er Elise erlauben wolle, einen anderen Mann zu heiraten. Somit hätte ich nach all den Jahren der harten Arbeit die Apotheke und jede Chance auf eine eigene Lizenz verloren. Als sich dann das Pferd erschreckte und Gottlieb auf der Straße landete, hätte ich ihn retten können, doch ich bin weitergefahren und habe ihn sterben lassen. Nur so konnte ich verhindern, dass er sein Testament ändert. Ich konnte Elise heiraten und die Apotheke behalten.*

*Seit vielen Jahren lebe ich nun mit dieser Schuld. Ich habe versucht, sie auf Dich zu schieben, Anna Sophia: Du hast in mir einen Mörder gesehen, bis ich tatsächlich zu einem wurde. Wie wäre unser beider Leben verlaufen, wenn Du mir vertraut hättest? Wären wir miteinander glücklich und ich ein guter Mann geworden? Was wäre gewesen, wenn Du nicht mich, sondern Doktor Baader verantwortlich gemacht hättest? Der alte Quacksalber ist noch immer euer Hausarzt, oder? Kannst Du ihm nach all dem wirklich noch das Leben Deiner Familie anvertrauen? Wie viele Menschen in deiner Umgebung sind krank, Anna Sophia? Bist Du Dir sicher, dass Doktor Baader damit nichts zu tun hat?*

*Ich hingegen war immer ehrlich zu Dir. Und ich bin es jetzt noch mehr denn je. Wahrscheinlich bin ich tot, wenn Du diesen Brief liest. Vorher werde ich den Mut nicht finden, ihn Dir zukommen zu lassen. Und es ist gut, dass ich tot bin. Dieses Leben ist doch nichts. Julie hat mir schon gesagt, wie ich sterbe: Ich werde auf einen Stuhl steigen, mir einen Strick um den Hals legen und dann werde ich hängen. Vielleicht entscheide ich mich dafür gleich jetzt, vielleicht in ein paar Jahren. Doch ich werde es tun, sie hat es mir prophezeit. Früher dachte ich, Julie sei eine Quacksalberin wie Doktor Baader. Doch sie hat mich davon überzeugt, dass es Geister gibt, die nach uns trachten, und Wahrsagerinnen, die uns verhexen können. Vielleicht mischt sie aber auch hin und wieder Blei in mein Essen, um mich zu zermürben. Was soll ich sagen? Ich habe es wohl nicht besser verdient.*

*Im Gegensatz zu Dir, Anna Sophia. Du machst so vieles richtig … Aber nicht alles. Hättest Du mir damals, vor vielen Jahren, vertraut, dann hätte Dein Vater wohl noch länger gelebt. Dann wären wir heute alle eine große, glückliche Familie, und dieses Haus wäre noch immer ein freundliches.*

*Ich werde davon für immer träumen,*

*Dein August.*

*Am 18. August 1871.*

Apollonia sah auf und erschrak. Anna Sophias Gesicht schien aus Stein gehauen zu sein. Starr sah sie zum Eingang, und erst jetzt begriff Apollonia, dass jemand hereingekommen war: Peter stand mit Doktor Baader in der geöffneten Tür. Hatten sie gehört, was Apollonia gerade vorgelesen hatte?

»Es ist also doch wahr«, flüsterte Anna Sophia, während sie langsam aufstand und auf den Doktor zuging. »Sie sind es gewesen, der damals meinen Vater vergiften wollte.«

Der Doktor war Apollonia schon vor Jahren alt erschienen. Doch er gehörte wohl zu den Menschen, die Zeit ihres Lebens irgendwie gleich aussahen. Sein Oberhaar stand ihm noch immer lustig vom Kopf ab, rechts und links hing es lang hinunter. Der einzige Unterschied war, dass es vollkommen weiß geworden war. Seine Lippen waren lang und schlaff und schmatzten nun ein paar Mal unsicher, bevor er stammelte: »Ich … nun … niemals hätte ich so etwas … ich bin Arzt … meine liebe Anna Sophia, wie …«

»War Cartharina wirklich krank? Und was ist mit Franz? Haben Sie auch ihn vergiftet?«

»Wie … kommen Sie nur auf so … also das ist doch!«

»Raus hier«, sagte Anna Sophia ruhig und bestimmt. »Verlassen Sie dieses Haus und kommen Sie nie wieder.«

»Nun … ich …«

»Raus!«

»Aber, Mutter! Vater geht es nicht gut und …«, warf Peter überrascht ein, doch Anna Sophia hob, ohne ihn anzusehen, eine Hand in seine Richtung, so dass er verstummte.

»Ich werde das zur Anzeige bringen, verlassen Sie sich darauf. Gehen Sie.«

»Ich …«, setzte Doktor Baader an, doch beim Blick in Anna Sophias kaltes Gesicht wandte er sich endlich ab und lief so flink, wie Apollonia es bei ihm noch nie gesehen hatte, die Treppe hinunter.

Kurz war es gespenstisch still im Foyer. Und mit einem Mal musste Apollonia an die Erpressung durch die Mertens denken. Sie hatten Julius verdächtigt, doch mittlerweile glaubte wohl niemand mehr, dass er seinem Vater geheime Information gegeben haben könnte. War Doktor Baader möglicherweise die undichte Stelle in diesem Haus gewesen? Er ging hier schließlich seit Jahren ein und aus. Doch bevor sie weiter darüber nachdenken konnte, rief Peter panisch: »Vater hat einen Schlaganfall! Wir brauchen einen Arzt, Mutter!«

Es dauerte ein paar Wimpernschläge, bis Anna Sophia aus ihrer Starre zu erwachen schien. »Hol Doktor Breitenstein, er wohnt am Ende der Straße. Apollonia, du läufst und holst Julie. Beeilt euch!«

Und so schnell wie noch nie in ihrem Leben rannte Apollonia durch die Stadt.

Apollonia würde den Moment nie vergessen, in dem sie mit Julie in Franz' Zimmer trat. Man hatte ihn mittlerweile in sein Bett gelegt. Er schien so blass wie die Laken, und um ihn herum standen Anna Sophia und seine Kinder – bis auf Carl, der gerade im Internat

war, und Cartharina. Nikolaus, Heinrich, Peter, Ludwig, Elisabeth und die 15-jährige Therese drehten allesamt die Köpfe und sahen sie und Julie an. In ihren Augen lag so viel Hoffnung, dass Apollonia sich am liebsten wieder umgedreht hätte und gegangen wäre.

»Wo ist Doktor Breitenstein?«, fragte Julie, während sie an Franz' Bett trat.

»Er war nicht zu Hause. Ich habe drei Dienstmädchen nach Ärzten schicken lassen, aber sie sind noch nicht zurück«, flüsterte Anna Sophia, die am Kopfende neben Franz auf einem Stuhl saß und ihm unaufhörlich die Schulter streichelte.

Julie trat näher an ihn heran. »Das ist nicht weiter schlimm«, sagte sie leise. »Bei einem Schlaganfall kann man sowieso wenig machen, als hoffen und beten, das wisst ihr, oder? Hallo Franz, kannst du mich hören?«

Doch Franz reagierte nicht. Apollonia sah, dass eine Gesichtsseite schlaff hinunterzuhängen schien. Es war gespenstisch – dieses leblose Gesicht hatte kaum noch etwas mit dem vor Kraft strotzenden Franz von früher zu tun. Kurz dachte sie daran, wie laut er früher hatte lachen können, wie gern er Witze gemacht und wie leidenschaftlich er die Firma ausgebaut hatte.

»Ich habe dir ein Medikament aus der Apotheke mitgebracht. Es wird dich ein wenig stärken, hörst du?«, flüsterte Julie. Ohne seine Reaktion abzuwarten, träufelte Julie es ihm in den Mund.

»Arnika?«, flüsterte Anna Sophia.

Julie nickte.

»Eine gute Idee …« Leise schluchzte Anna Sophia auf, und nun konnte Apollonia nicht mehr an sich halten, auch ihr liefen die Tränen die Wangen hinunter.

Wie sie alle um das Bett herumstanden und stumm beteten … Dabei wusste Apollonia schon, was passieren würde. Julie hatte es ihr vorhin gesagt, noch bevor sie selbst Gelegenheit gehabt hatte, von Franz' Schlaganfall zu erzählen: »Er wird sterben, heute noch.«

Das Medikament hatte nur einen Zweck: Es sollte der Familie das Gefühl geben, alles Nötige getan zu haben, damit sie zur Ruhe käme und sich in aller Form von ihm verabschieden könnte.

Leise schlich Apollonia zu Heinrich hinüber, der am Fenster stand, und nahm seine Hand. Ihr Mann hielt sie so fest, dass es beinahe wehtat. Und dann warteten sie. Sie warteten lange. Irgendwann begann Apollonia zu hoffen, das Medikament habe vielleicht doch neue Lebensgeister in Franz geweckt. Könnte er es schaffen? Doch dann wurden Franz' schwere Atemzüge immer seltener. Und während er sich Stück für Stück aus seinem Körper entfernte, erkannte Apollonia sich und ihren frühen Verlust in jedem der Stollwerck-Kinder wieder. Alle verloren sie einen wichtigen Teil ihrer selbst. Am Ende dieser Nacht war es, als würden sie nur noch auf einem Bein stehen. Sie taumelten, schwankten und schluchzten. Sie wollten nicht begreifen, wie sie im Morgengrauen trotz allem einen Fuß vor den anderen setzen sollten. Dennoch schien irgendwann erbarmungslos die Sonne zu ihnen hinein, erinnerte sie ans Weitergehen, und Apollonia erschrak darüber, wie fahl diese neue Welt bei Tageslicht aussah – und

wie alleingelassen sie alle waren. Denn jeder von ihnen warf nun seinen eigenen, einbeinigen Schatten.

## 38. Kapitel

»Cartharina?«

Sie konnte nicht antworten. Stattdessen betrachtete sie ihre Zeichnung und las noch einmal, was sie geschrieben hatte.

»C. M.?«

Sie wusste, dass Julius zu lächeln versuchte. Doch seine Fröhlichkeit war in den letzten Wochen immer verbissener geworden. Umso lustiger er tat, desto stiller wurde sie. Das hier war doch ihr Traum gewesen, dachte sie, und auf ihrer Zunge lag ein bitterer Geschmack. Dieses Land. Diese Stadt. Mit diesem wunderbaren Mann. Sie dachte an den Moment vor fast sieben Jahren auf dem Dampfschiff zurück. Sie hatte das Lachen der Kinder gehört und sich vorgestellt, sie könnte ganz normale Träume haben. Wie sie vor Vorfreude und Glück geglüht hatte! Und jetzt? Sie biss sich von innen auf die Wange.

In ihren letzten Briefen in die Heimat hatte sie weder von ihren Plänen noch von ihrem Zustand erzählt. Hatte sie richtig gehandelt? Vielleicht hätte sie besser die Wahrheit sagen sollen.

»Wir hätten nie auswandern dürfen«, flüsterte Cartharina. Sie hatte kaum darüber nachgedacht, die Worte kamen einfach so aus ihr heraus. Doch der Zug ratterte so laut, dass Julius sie sowieso kaum hören konnte. Bei jeder kleinen Unebenheit verzog sie das Gesicht vor Schmerz. Ihre Haut brannte, ihre Augen waren trocken, sie fühlte sich schrecklich schwach und weit entfernt von allem. In dieser dunklen Stunde musste sie immer wieder an ihren Papa denken. An die letzten Worte, die sie miteinander gewechselt hatten. *Ich für meinen Teil weiß nicht, ob du noch meine Tochter bist.* Danach hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen, und mitten in der Nacht war sie aufgebrochen. In ihren Briefen hatte ihre Mutter ihr versichert, dass er es nicht so gemeint hatte und dass sie immer seine Tochter bleiben würde. Auch Franz hatte diese Briefe unterschrieben. Doch sie hatte die Worte nie aus seinem Mund gehört. Sie wollte ihm noch einmal gegenübertreten, seine Hände nehmen und sich mit ihm versöhnen. Ihr stiegen die Tränen in die Augen, wenn sie sich den stolzen, alten Mann vorstellte, mit all seiner bitteren Traurigkeit in den Augen. Lange war sie wütend und enttäuscht gewesen, doch gleichzeitig lastete Schuld auf ihr. Sie hatte ihn verlassen. In diesem Moment spürte sie nichts als Heimweh. Sie vermisste ihn so sehr, dass es wehtat.

Julius griff nach ihren Schultern. »Was sagst du?«, fragte er laut und lächelte viel zu breit. Er konnte sie nicht täuschen, sie sah doch die Angst in seinen Augen. Dies war das Gefühl, das Cartharina bei jedem auslöste, den sie liebte: Furcht. Früher in ihrem alten Leben, heute in ihrem neuen. Unmöglich konnte er glauben, dass sie das nicht wusste. Er streichelte ihren Handrücken. Dachte er wirklich, er konnte sie trösten? Oder sich selbst?

»Es war ein Fehler.« Ihre Stimme hob sie nicht. »Ich hätte in meinem Zimmer bleiben sollen. Es wäre jetzt alles leichter, wenn ich diese Welt gar nicht erst gesehen hätte.

Wenn ich nie ein Leben gehabt hätte, dann müsste ich es nicht wieder hergeben.«

Langsam verschwand sein Lächeln aus seinem Gesicht. Hatte er sie doch verstanden?

»Du wirst nicht sterben, Cartharina«, sagte er mit fester Stimme. Er wollte sicher zuversichtlich klingen, doch sie ahnte, dass er sie in Wahrheit anflehte. Schließlich hatte sie sich diese Fahrt schon vor zwei Jahren gewünscht. Immer wieder hatte er sie vertröstet, ihr erzählt, dass sie noch lange leben würde, dass sie stark sei und der Arzt zuversichtlich. Er müsse nur noch diesen einen Termin wahrnehmen, nur noch dieses eine Projekt abschließen. Doch aus jedem Projekt war ein neues erwachsen. Sie wollte sich ja für ihn freuen. Stark bleiben, New York genießen, überleben. Doch sie war immer schwächer geworden. Und erst, als der Arzt Alarm schlug, kündigte Julius endlich und besorgte die Fahrkarten.

»Ich habe die schönsten Jahre meines Lebens mit dir in New York verbracht«, sagte Julius. Er wirkte so ehrlich, dass sie eine Gänsehaut bekam. »Und das war jede Mühe, jeden Schrecken, jede Angst wert. Niemand kann uns dieses Geschenk wieder nehmen. Wir waren so glücklich. Weißt du nicht mehr?«

Kurz schloss Cartharina die Augen. »Das waren wir …«, flüsterte sie. »Ich habe unbedingt leben wollen. Es war mein größter Wunsch: So leben, dass sämtliche Vasen um mich herum zerbrechen, alle Röcke reißen und meine Finger schmutzig werden.« Sie schüttelte den Kopf. »Wie naiv und dumm bin ich gewesen? Jetzt wünschte ich, ich wüsste nicht, was Glück ist.« Sie sah ihn an und beobachtete, wie sein Gesicht hinter ihren Tränen verschwamm. »Wie soll ich es aushalten, dich zu verlieren? Dich allein zu lassen? Allein zu sein?«

Sie schluchzte, und er hockte sich vor sie auf den staubigen Boden des Zugabteils. »Du bist nicht allein!«, rief er. »Niemals, Cartharina. Nie! Ich werde immer bei dir sein. Du hast alles richtig gemacht. Wir haben die Welt gesehen, ein neues Leben geführt. Und nun fahren wir wieder nach Hause. Das Leben geht noch weiter, da kommt noch was, das verspreche ich dir!«

Cartharina schluchzte und nickte mehrmals. »Ich will nach Hause«, flüsterte sie. »Ich will mich mit Papa versöhnen! Ich will Mama noch einmal in den Arm nehmen. Elisabeth. Meine Brüder. Apollonia. Ich will noch einmal Köln sehen. Den Dom. Die gläserne Fabrik. Ich will im Salon heiße Schokolade trinken. Und du sollst an meiner Seite sein.«

»Das werde ich.« Er umarmte sie ganz fest.

»Lass mich nicht allein«, wisperte sie.

»Niemals.«

Jetzt weinte sie laut und heftig, und sie hasste sich dafür, wie schwach sie sich fühlte.

»Es tut mir leid«, stieß Julius aus. Und als sie hörte, dass nun auch er weinte, beruhigte sie sich. Voller Schrecken sah sie ihn an. Sein Gesicht war von Tränen überströmt. »Es tut mir so leid, dass ich nicht auf dich gehört habe«, murmelte er immer wieder. »Das werde ich mir nie verzeihen. Nie in meinem ganzen Leben. Ich war furchtbar selbstsüchtig. Und blauäugig. Und verantwortungslos. Ich wollte unbedingt, dass unser Glück für immer ist. Und ich dachte: Wenn wir aufbrechen, dann geben wir

zu, dass es eines Tages endet. Ich wollte es nicht zugeben, Cartharina. Und ich will es immer noch nicht. Ich will nicht, dass wir jemals enden.« Er schluchzte.

Cartharina umfasste sein nasses Gesicht und küsste ihn erst auf die Stirn, dann auf den Mund.

»Wir schaffen das«, entschied sie. Sie umklammerte ihn und verknickte dabei den Brief, den sie gerade nochmal gelesen hatte. Sie würde ihn selbst überbringen, sagte sie sich. Sie würde nach Hause zurückkehren. Für sich, für ihre Familie, für Julius. Sie würde ihre Krankheit wenigstens noch ein paar Monate im Zaum halten, die Zugfahrt bis zum Schiff überstehen, in See stechen und zurück nach Köln fahren. Sie würde ihrer Familie selbst erzählen, was sie erlebt hatte. Sie würde Apollonia persönlich die Pläne überbringen. Fest kniff sie die Augen zusammen.

Apollonia stand hinter der blond gelockten Therese, während die, unter Anleitung von Christina, ihre Finger gefühlvoll über die Tasten gleiten ließ. Apollonia schloss die Augen. Im Spiel ihrer jungen Schwägerin schwang so viel Traurigkeit, so viel Sehnsucht und Schmerz mit, dass es ihr die Brust zusammenschnürte. Sie spielte ähnlich schön wie Cartharina, nur weniger wild und chaotisch. Kurz stellte sie sich vor, die Freundin wäre hier bei Ihnen und würde mit ihnen trauern. Wie es ihr wohl in diesem Moment ging? Sie konnte noch gar nicht wissen, dass ihr Vater gestorben war. Wie würde sie die Nachricht wohl aufnehmen?

Apollonia atmete tief durch und öffnete die Augen. Neben ihr stand Anna Sophia und schien versunken in die Musik. Auch Apollonia versuchte, sich wieder ganz auf das Klavierspiel zu konzentrieren. Doch immer wieder musste sie an das Gespräch denken, dass sie beim Frühstück mit Heinrich geführt hatte.

»Eigentlich haben uns meine Brüder verziehen«, hatte er ihr erzählt. »Sie sagten, sie würden dich nicht daran hindern, wieder in die Fabrik zu kommen …«

Apollonia wollte schon erleichtert aufatmen, doch irgendetwas in Heinrichs Blick ließ sie innehalten. War es die Beerdigung, die Heinrich noch in den Knochen steckte? Oder gab es da außerdem etwas anderes?

»Warum *eigentlich*?«, fragte sie vorsichtig.

Doch er winkte ab. »Lass uns bitte später darüber sprechen«, hatte er gesagt und sich wegen eines wichtigen Termins entschuldigt.

Jäh wurde Apollonia aus ihren Gedanken gerissen, als sie im Nachbarraum ein leises Fluchen hörte.

»Ist das Heinrich?«, flüsterte Anna Sophia ihr zu.

Apollonia drehte den Kopf. Ja, tatsächlich. Dabei war er doch normalerweise die Ruhe in Person. Sie lauschte einen Moment lang und hörte, dass die Brüder miteinander diskutierten. Seltsam, dachte sie. Der Streit war beigelegt, und auch die Firma bereitete ihnen gerade keinen Grund zur Sorge – sie schrieb immer bessere Zahlen, die Schokoladen-, Pralinen- und Marzipanproduktion wurde stetig vergrößert, ihre Filiale in Wien meldete große Erfolge und der Verkauf an den zahlreichen Vertriebsstellen weit

über die Landesgrenzen hinaus war bemerkenswert. Ebenso fanden Heinrichs und Apollonias Maschinen reißenden Absatz, immer wieder wurden sie sogar aus Übersee bestellt. Worüber stritten sie nun schon wieder? Jetzt klapperte es drüben, als hätte jemand etwas umgeworfen.

»Entschuldige mich«, wisperte sie ihrer Schwiegermama zu, schlich sich aus dem Raum, klopfte an der Nachbartür zum Salon und schaute vorsichtig hinein.

Heinrich tigerte nervös auf und ab. Dieses Verhalten war Apollonia von Franz und Nikolaus durchaus gewohnt – doch Heinrich legte es selten an den Tag. Die Hände hatte er in die Hosentasche geschoben, das Kinn gesenkt, seine Augen waren zu Schlitzen verengt. An der Chaiselongue lehnte Nikolaus mit verschränkten Armen, und Peter saß breitbeinig auf einem Sessel, tief in die Lektüre eines Briefs versunken. Thereses romantisches Klavierspiel, das durch die Wände drang, wirkte völlig fehl am Platz.

»Bitte entschuldigt die Störung«, murmelte Apollonia. Heinrich zuckte zusammen – anscheinend hatte er sie noch gar nicht bemerkt. Ernst blickten die Brüder sie an. »Ist … alles in Ordnung?«

Mit einem Mal klopfte ihr das Herz bis zum Hals. Es stand ihr nicht zu, den Raum zu wechseln. Ihr Platz war drüben im Klavierzimmer bei den Frauen, nicht hier bei den Männern. Doch beim Frühstück hatte Heinrich gesagt, sie dürfte in die Fabrik zurückkehren. Und eine Stollwerck, die in der Fabrik arbeitete, die ihr ganzes Vermögen in die Firma steckte und maßgeblich an ihrem Fortschritt mitwirkte, konnte doch in schwierigen Situationen zumindest ihre Hilfe anbieten, sagte sie sich. Trotz allem, was passiert war, hatte sie ihren Traum nicht vergessen: Sie wollte eines Tages mit ihnen auf Augenhöhe arbeiten.

»Kann ich euch helfen?«, fragte sie mit fester Stimme.

Freudlos lachte Nikolaus auf. »Du willst helfen?«, knurrte er. »Du hast ganz offensichtlich schon mehr als genug getan.«

Apollonia fühlte sich wie vor den Kopf gestoßen. Dennoch trat sie ein und schloss die Tür hinter sich. »Was ist passiert?«

»Ich weiß nicht, ob das der richtige Augenblick ist, Apollonia«, warnte Heinrich sie leise, doch Nikolaus hakte ein: »Oh, ich denke, es wird sogar höchste Zeit, dass sie sich des Problems bewusst wird.«

Fragend sah Apollonia ihren Mann an, der stehen blieb, durch die Nase ausatmete und ihr dann einen Platz in der Sitzecke anbot. Er selbst stellte sich ans Fenster und blickte hinaus.

Angespannt schaute Apollonia von einem zum anderen, bis sich Peter ihrer erbarmte. »Kurz vor Vaters Tod haben wir einen Brief bekommen. Von den Mertens. Während der letzten Tage hatte keiner von uns die Kraft, sich damit auseinanderzusetzen. Doch nun wird es höchste Zeit. Gerade haben wir ihn zum ersten Mal ganz gelesen, und es ist … wie soll ich sagen …« Er stieß Luft durch die Nase aus. »Wir werden erneut erpresst.«

»Erpresst? Aber womit?«

»Nun … es sind gleich mehrere … heikle Informationen, die die Mertens bekommen

haben. Worauf Nikolaus gerade … angespielt hat, ist Folgendes …« Er verzog bedauernd das Gesicht. »Sie haben erfahren, dass der Fünf-Walzen-Stuhl von einer Frau erfunden wurde, und dass die gefeierten Maschinen der Firma Stollwerck nicht nur von Heinrich stammen, sondern auch von dir.«

Apollonia krallte vor Schreck die Hände ineinander. Bevor sie antworten konnte, schimpfte Nikolaus schon los: »So weit hätte es niemals kommen dürfen! Wie konntest du das zulassen, Heinrich?«

Heinrich wirbelte herum. »Ohne meine Ehefrau hätten wir mindestens eine Medaille und ein wichtiges Patent weniger, ist dir das klar?« Angriffslustig sah er Nikolaus an.

»Ich traue dir durchaus zu, dass du das auch allein geschafft hättest!«

»Wir ergänzen uns, Nikolaus. Jeder von uns hat Ideen, die der andere nicht gehabt hat!«

Zornig ging Nikolaus auf ihn zu. »Wenn ihre Hilfe aber dazu führt, dass man den Gebrüdern Stollwerck nicht mehr vertraut, dann …«

»Wer redet denn von Vertrauen?«, unterbrach Heinrich ihn.

»Peter, lies doch am besten nochmal die erste Seite vor!«

»Von wo genau?« Peter rieb sich die Stirn.

»Lass einfach das Unwichtige weg«, fuhr Nikolaus ihn an.

Peter räusperte sich und zitierte in leierndem Tonfall: »*Wir wissen, dass der überregional höchst erfolgreiche Fünf-Walzen-Stuhl auf den Namen Heinrich Stollwerck patentiert ist. Unseren sehr* verlässlichen *Quellen zufolge hat ihn aber seine Gattin Apollonia Stollwerck entwickelt und gebaut. Uns – und sicherlich jedem Zeitungsredakteur der Stadt – drängen sich da eine Menge Fragen auf: Wie kann es sein, dass ein Weib Wissen von solcherlei Technik hat? Wie verlässlich ist eben diese Technik, wenn sie aus Weiberhand stammt? Und was ist vom Gatten Heinrich, der bisher als Aushängeschild der Firma Stollwerck für ihre fortschrittliche Technik galt, zu halten, wenn seine Frau mehr Ingenieur ist als er selbst?*«

Triumphierend sah Nikolaus Heinrich an. »Erkennst du es jetzt?«

»Die Mertens wissen alles«, sagte Peter kopfschüttelnd. »Sie wissen von Apollonias Einsatz während des Kriegs, von ihren Erfindungen, sogar von ihrem heimlichen Büro! Sie nennen es *eine bewusste Täuschung der Kunden.* Hier: *Ganz offensichtlich hat die Firma Stollwerck viel Geld gespart und lieber eine junge Mutter arbeiten lassen, anstatt einen teuren Ingenieur zu bezahlen, der für die Sicherheit der Kunden sorgen könnte. Eine grobe Fahrlässigkeit – sowohl gegenüber den großen Fabriken und ihren hart schuftenden Männern, die durch einen einzigen Defekt einer solchen Weibermaschine in die Luft gejagt werden könnten, als auch gegenüber dem kleinen Mädchen von nebenan, das sich voll blinden Vertrauens ein Stück Schokolade in den Mund steckt, ohne zu ahnen, dass es möglicherweise vergiftet wird.*« Peter schnaubte. »Wenn ich nicht so wütend wäre, müsste ich darüber wirklich herzlich lachen. Sie drohen, all das als Leserbrief in der Kölnischen Zeitung veröffentlichen zu lassen!«

»Was das für einen Skandal geben würde … Wir könnten immense Einbußen erleiden«, knurrte Nikolaus.

»Was verlangt er?«, fragte Apollonia.

Nikolaus funkelte sie an, dann presste er leise hervor: »Victor Mertens möchte auf seine alten Tage Teilhaber der Firma Stollwerck werden.«

Jetzt musste Apollonia vor Fassungslosigkeit laut lachen. Sie konnte diesen Wunsch ja durchaus nachvollziehen. Aber wie konnte Victor Mertens glauben, die Gebrüder würden sich darauf einlassen?

»Bevor wir das zulassen, erzählen wir lieber rum, unsere Maschinen würden von Thereses Meerschweinchen erfunden«, scherzte Peter, als hätte er ihre Gedanken erraten.

»Therese hat ein Meerschweinchen?«, fragte Apollonia schmunzelnd, doch schon fuhr Nikolaus sie an: »Was gibt es da zu lachen? Du bist Schuld an dieser Misere.«

Heinrich trat einen bedrohlichen Schritt auf Nikolaus zu. »Rede nicht so mit meiner Frau, Nikolaus. Wir alle wissen, dass es in diesem Brief nicht nur um sie geht.«

Apollonia hörte, wie Nikolaus' Finger knacksten.

»Was meinst du?«, fragte sie dazwischen.

»Lenk jetzt nicht von euch beiden ab«, knurrte Nikolaus.

Da riss Heinrich Peter den Brief aus der Hand, blätterte um und las laut und deutlich vor: »*Zudem ist uns zu Ohren gekommen, dass Nikolaus Stollwerck unter Syphilis leidet und sich bereits im fortgeschrittenen Stadium befindet. Nicht nur seine arme Gattin teilt sein Schicksal und muss seit Monaten das Bett hüten. Auch wird er nicht müde, einem tauben Stollwerckmädchen trotz seiner Krankheit nachzustellen. Aufgrund seiner Avancen hat sie bereits Peter Stollwerck um Hilfe gebeten, der ihr eine Stelle in Wien verschafft hat …*«

Apollonia sprang auf und starrte Nikolaus entgeistert an. »Du und Maria, ihr habt …«, flüsterte sie.

Sie hatte sich bereits gefragt, ob der stets kränkelnde Nikolaus und die bettlägerige Maria eine ähnliche Krankheit haben könnten. Doch sie hatte nicht einmal gewagt, an Syphilis zu denken. Ihr wurde ganz heiß. Ihre arme Schwester! Sie wusste nur zu gut, wie unschuldig und gutgläubig Maria in diese Ehe gegangen war. Wie sehr sie sich gewünscht hatte, Nikolaus' Frau zu werden! Sie war so verliebt gewesen! Ein hoffnungslos vernarrtes Mädchen, das nicht wusste, was diese Welt mit ihr machen würde. Und was hatte Nikolaus getan? Apollonia dachte an die Hochzeitsnacht, in der Maria vollkommen aufgelöst bei ihr aufgetaucht war. Daran, wie Nikolaus sie trotz allem unerbittlich nach Hause geführt hatte. Nun war Apollonia es, die die Hände zu Fäusten ballte. Voller Abscheu starrte sie ihren Schwager an. »Du hast ihr das angetan«, presste sie hervor. »Wie konntest du nur?«

Plötzlich ließ er mutlos die Arme hängen. Die Wut schien von einem auf den anderen Moment aus seinem Körper gewichen zu sein. Er blinzelte mehrfach und rieb sich die Augen. Dann schwankte er und musste sich an der Chaiselongue abstützen.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Peter. Er stand auf und stützte Nikolaus.

»Es … geht schon. Ich … habe das verdient«, murmelte er. »Ich habe noch viel Schlimmeres verdient … Es tut mir leid. Maria hätte niemals … ich hätte nicht … Du

hast recht, Apollonia. Es tut mir so …« Er brach ab und rieb sich das Gesicht.

Einen Moment lang taxierte Apollonia voller Abscheu diesen taumelnden Mann, der nun in seinem Selbstmitleid zu versinken drohte.

Peter versuchte, ihm beim Hinsetzen zu helfen, doch plötzlich wehrte Nikolaus ihn ab. »Lass du mich bloß los«, bellte er ihn an.

Peter hob abwehrend beide Hände.

»Von einem Bruder, der glaubt, ein Stollwerckmädchen vor mir in Sicherheit bringen zu müssen, und mich dann anlügt, lass ich mir bestimmt nicht helfen.«

Peter schloss kurz die Augen, wie um sich zu beruhigen, dann sagte er: »Ich habe es dir doch schon einmal erklärt: Paulas Freundin hat gesagt, du standest stundenlang vor ihrer Haustür. Sie hatten Angst vor dir, Nikolaus! Was hätte ich denn machen sollen?«

»Du hättest mit mir sprechen können!«

»Sie haben mich angefleht, dir kein Wort zu sagen. Und ich dachte … warum sollte es dich interessieren, wenn irgendwelche Stollwerckmädchen versetzt werden … Ich wollte den Mädchen nur einen Gefallen tun. Warum stört dich das überhaupt so sehr?« Jetzt klang auch Peter mit einem Mal wütend. »Liegt dir etwa was an Paula? Hatten die beiden zurecht Angst vor dir?«

»Entschuldigt, ich hätte das nicht vorlesen dürfen«, brummte Heinrich, seufzte und legte den Brief weg. »Mertens erreicht genau das, was er wollte: Er treibt einen Keil zwischen uns. Er bringt uns alle gegeneinander auf.«

Peter atmete tief durch und nickte dann. »Heinrich hat recht«, sagte er. »Wir sollten einen kühlen Kopf bewahren.«

»Wie konnte er überhaupt an all diese Informationen gelangen?«, entfuhr es mit einem Mal Apollonia. »Das ist unmöglich!«

Nikolaus ließ sich erschöpft auf die Chaiselongue fallen, und Peter setzte sich neben ihn. Nur Heinrich schaute Apollonia mit tiefer Denkerfalte an. »Was meinst du, meine Liebe?«

Es war der gleiche Gesichtsausdruck wie in den Stunden, in denen sie gemeinsam Ideen gesammelt und Seite an Seite in der Fabrik gestanden hatten. Es war sein neugieriger, hungriger, und zugleich alarmierter Blick. Und er hatte recht – in Apollonias Kopf hatte es mit rasender Geschwindigkeit zu arbeiten begonnen.

»Ich habe mich immer wieder gefragt, wie die Mertens an die Pläne des Melangeurs und an das Schokoladenrezept gekommen sind. Oder wie sie so genau von dem Eichelkakao wissen konnten. Nachdem wir die Wahrheit über Doktor Baader erfahren haben, habe ich ihn verdächtigt. Er hatte so viel Wissen über die Familie und Zugang zu vielen Bereichen unserer Häuser. Ich dachte, er könnte Unterlagen gestohlen haben.«

»Er wusste auch von deiner Tätigkeit in der Fabrik«, warf Heinrich ein.

»Und von meinem … Leiden«, murmelte Nikolaus.

»Aber woher sollte er nun von dieser Geschichte mit dem Stollwerckmädchen gehört haben, von der ihr gerade gesprochen habt?«, wandte Apollonia ein. »Nur Peter wusste davon. Oder, Peter? Hast du mit irgendjemandem darüber gesprochen?«

Peter wich ihrem Blick aus. »Ehrlich gesagt, ja. Mit Mama.«

»Du hast Mutter davon erzählt?«, polterte Nikolaus los.

»Du weißt doch, dass ich mit ihr über sehr vieles rede … Und wir hatten mal wieder ein langes, wichtiges Gespräch.« Peter verschränkte die Arme wie ein kleiner Junge, und Apollonia verkniff sich ein Kichern. Es passte zu Peter, dachte sie. Sie hatte immer schon geahnt, dass er und Anna Sophia ein besonderes Vertrauensverhältnis hatten.

»Wo war das?«, fragte sie.

»Was meinst du?«

»In welchem Raum hast du es ihr erzählt?«

Peter runzelte die Stirn und schien einen Moment lang nachzudenken. Dann sagte er: »Es war genau hier.«

Fieberhaft dachte Apollonia nach. Wer hatte alles Zugang zu diesem Raum? Wer könnte gelauscht oder durchs Schlüsselloch geschaut haben? In Gedanken ging sie die jüngeren Geschwister der Stollwercks durch – doch welchen Grund sollten sie haben, sich plötzlich gegen die eigene Familie zu stellen? Dann das Personal. Betty? Sie war eine treue Seele, genauso wie die anderen Dienstmädchen, die Apollonia in den vergangenen Jahren kennengelernt hatte. Die neuen Kindermädchen? Nein, die waren noch nicht hier gewesen, als die Pläne des Melangeurs an die Mertens durchgesickert waren. Wenn Therese nebenan doch nur einen Moment mit diesem Geklimper aufhören könnte! Da sog Apollonia vor Schreck die Luft ein.

»Nein«, flüsterte sie. »Das kann doch nicht sein …«

Kaum bemerkte sie, dass sie aufstand, um nun ihrerseits nervös durch den Raum zu tigern.

»Apollonia, meine Liebe, was hast du?«

»Das ist unmöglich«, murmelte Apollonia, ohne Heinrich anzusehen. Sie kramte in ihrem Gedächtnis nach jedem Wissen, das die Mertens über die Stollwercks je erlangt hatten. Tatsächlich. Es gab nur eine Lösung. Sie war die ganze Zeit so nah dran gewesen – oh, hoffentlich irrte sie sich doch!

»Apollonia?«, fragte Heinrich erneut.

Schon lief sie zur Tür, riss sie auf und stürmte ins Klavierzimmer.

»Warte! Apollonia!« Heinrich folgte ihr, doch sie ließ sich nicht aufhalten.

»Entschuldigt die Störung, aber ich muss eine Frage stellen.«

Sofort hob Therese die Hände von den Tasten und sah sie mit großen Augen an. Die plötzliche Stille dröhnte Apollonia in den Ohren. Anna Sophia drehte sich ihr zu und faltete die Hände vor dem Bauch. Nur Christina schien nicht sonderlich überrascht.

»Ja, Frau Stollwerck?«, fragte sie leise und mit gesenktem Kinn.

»Christina, auf Peters Hochzeit glaubte Wilhelmine, sie würde dich kennen, doch du hast es abgestritten. Ihre Freundin Sibylle hat dir wiederholt geschrieben, doch die Briefe wolltest du nie lesen. Dabei ist sie so verzweifelt auf der Suche nach ihrer verlorenen Tochter …«

Langsam hob Christina das Kinn, doch sie sagte nichts. Also fuhr Apollonia fort: »Ist dein wahrer Name Charlotte Mertens?«

»Mertens?«, fragte Heinrich hinter ihr.

Apollonia hatte jetzt keine Zeit, es ihm zu erklären.

»Dein Vater hat dich in Berlin gefunden, habe ich recht? Er hat dir irgendetwas Schlimmes über die arme Sibylle erzählt, so dass du den Kontakt abgebrochen hast. Und dann hast du diese Stelle im Hause Stollwerck auf die Bitte deines Vaters hin angestrebt.«

»Ihr Vater ist doch nicht …«, murmelte Anna Sophia.

Apollonia musste ihre Schwiegermama unterbrechen und fortfahren: »Hat Victor Mertens dich gebeten, hier als Klavierlehrerin zu arbeiten und genau hinzuhören, was wir dir erzählen und was in den Nachbarzimmern so alles vor sich geht? Erstattest du ihm schon seit Jahren Bericht?«

Als sie den Mund zuklappte, raste ihr Herz wie wild. Langsam stand Christina, nein, Charlotte Mertens auf. »Ich möchte jetzt gehen«, sagte sie.

»Das ist … ungeheuerlich«, sagte Heinrich. Er rief nach dem Hausdiener, der sofort herbeieilte. »Setzen Sie dieses Fräulein umgehend vor die Tür!«

»Warten Sie bitte, eines noch«, rief Apollonia dem Mann zu.

Charlotte Mertens stand etwas verloren zwischen dem Hausdiener, der sie am Arm fasste, und den perplex wirkenden Stollwercks. Apollonia trat an sie heran, und schnell erklärte sie: »Sollte auch nur ein Wort über meine Arbeit und meine Erfindungen, Nikolaus und Marias Erkrankung oder über das Stollwerckmädchen in der Zeitung auftauchen, dann werden wir wiederum deine Geschichte publik machen, Charlotte. Die ganze Stadt wird erfahren, dass Victor Mertens eine blinde Tochter geheimhält und dass er sie darauf angesetzt hat, die Stollwercks auszuhorchen. Außerdem werden wir dich und deinen Vater vor Gericht zerren. Sag Victor Mertens, dass der Familienruf in diesem Fall dahin wäre und dass mit seinem Namen für immer Erpressung und Skandal in Verbindung stünden.«

Einen Moment lang rührte sich Charlotte nicht. Dann flüsterte sie mit einem unheimlich freundlichen Lächeln: »Ich werde es ihm ausrichten, Frau Stollwerck.«

»Gut.« Apollonia atmete aus. Dann sah sie den Hausdiener an und sagte: »Bitte, Sie dürfen.«

## 39. Kapitel

Der Neumarkt hatte sich verändert. Es war nicht so, als hätte Apollonia gleich verstanden, woran es lag, oder gar etwas Auffälliges bemerkt. Sie sah aus dem Fenster ihrer Kutsche und wusste es einfach. Er war nicht mehr derselbe. Die Lindenbäume standen noch ringsherum, hier befand sich der ehrbare Blankenheimer Hof, dort die Kaserne, in der Soldaten des preußischen Militärs lebten. Auch das schmale Häuschen der Apotheke sah auf den ersten Blick aus wie immer. Es wurde von größeren, mächtigeren Häusern eingerahmt und schien sich beinahe dazwischen zu verstecken. Doch als Apollonia genauer hinsah, fiel ihr auf, dass der alte Baumstumpf fehlte, der immer direkt davor gestanden hatte. Stattdessen steckte dort nun ein ganz junges Bäumchen in der Erde. Sein Stamm war noch dünn und wurde von zwei Holzstöcken gehalten, doch seine Blätter leuchteten bereits grün. Apollonia stieg aus, bat den Kutscher zu warten, und legte den Kopf in den Nacken. Der Schriftzug *Arkenberg* war verschwunden. Stattdessen hingen dort oben wieder die Lettern *Müller* hinter denen von *Apotheke*. Man konnte deutlich sehen, dass sie alt waren. Sie waren schon etwas angelaufen, strahlten und leuchteten nicht mehr, so wie es *Arkenberg* getan hatte. Aber sie zeigten, dass hier schon seit Generationen eine Familie Medikamente herstellte und verkaufte. Eigentlich müsste die Apotheke ja weiterhin *Arkenberg* heißen, überlegte Apollonia. Schließlich gehörte sie jetzt Augusts Witwe. Doch Elise und Julie hassten diesen Namen und hatten ihr daher wieder den Namen *Müller* gegeben.

Einen kurzen Moment lang blieb Apollonia vor der Tür stehen. Sie hatte dort drin Schreckliches erlebt. Das Bild des sterbenden August hatte sich ihr tief eingebrannt. In letzter Zeit wachte sie nachts häufig auf und konnte nicht wieder einschlafen. In der Dunkelheit vermisste sie ihre Eltern schmerzlich. Sie machte sich schreckliche Sorgen um Maria und Cartharina, und immer wieder musste sie auch an das violett angelaufene Gesicht und die wild um sich greifenden Arme von August Arkenberg denken.

Apollonia presste die Lippen fest aufeinander, dann stieß sie die Tür auf. Fröhlich läutete das Glöckchen über ihrem Kopf, und wie durch Zauberhand vertrieb es die düsteren Gedanken.

Hinter dem Tresen drehte sich Julie mit klimpernden Ohrringen um.

»Hallo Apollonia«, rief sie ohne jede Überraschung. »Das trifft sich gut, dass du ausgerechnet jetzt kommst.« Sie lächelte geheimnisvoll. »Ich habe Herrn Güntner gerade gebeten, noch etwas Weißdornextrakt herzustellen. Er wird bestimmt eine halbe Stunde fort sein, so lange halte ich hier die Stellung.«

Apollonia fand den Apothekermeister Güntner, den Julie und Elise eingestellt hatten, sehr freundlich, doch sie ahnte, dass er nur vorübergehend das Sagen haben würde. Julie ließ sich von ihm ausbilden und hatte das Ziel, eines Tages selbst Apothekerin zu werden.

»Wie schön! Ich wollte nur …« Verlegen hielt Apollonia inne. Warum war sie heute eigentlich hergekommen? Sie konnte es sich selbst nicht recht erklären. »Ich brauche

eigentlich nichts. Ich wollte nur kurz Hallo sagen, bevor ich in die Fabrik fahre …«

Julie nickte verständnisvoll. »Ist alles in Ordnung bei dir?«

»Natürlich. Hab ich dir schon erzählt, dass mich jetzt auch Peter und Nikolaus in der Fabrik akzeptieren? Sie wollen zwar, dass wir meine Beteiligung an Erfindungen nicht an die große Glocke hängen und das Ausmaß meiner Mitarbeit nicht allzu bekannt wird, doch vor ihnen, den Arbeitern, Schlossern und Mechanikern brauche ich mich jetzt nicht mehr zu verstecken. Ich habe sogar bereits ein Lob von Peter bekommen! Und Nikolaus hat sich schon länger nicht mehr über mich lustig gemacht.«

»Ja, Apollonia, das hast du schon ein paar Mal erwähnt. Das ist wirklich toll!« Julie lachte fröhlich.

Verlegen faltete Apollonia die Hände. »Bitte entschuldige.«

Seitdem sie Christina, oder besser gesagt Charlotte, überführt hatte, erzählte sie davon gern jedem – ob er es hören wollte oder nicht. Sie war einfach so stolz darauf. Zwar waren die Brüder erschrocken über die Enthüllungen der Mertens gewesen, hatten aber zugeben müssen, dass über jeden von ihnen unangenehme Wahrheiten aufgetaucht waren. Es gab vieles, was diese Familie vor der Öffentlichkeit verbergen wollte. »Schwamm drüber?«, hatte Peter vorgeschlagen, und Nikolaus hatte zähneknirschend eingewilligt. Heinrich glaubte, dass die Brüder an diesem Tag sehr beeindruckt von Apollonia gewesen waren. »Du hast so schnell eins und eins zusammengezählt und Charlotte dann in einer ruhigen Strenge vor die Tür gesetzt. Sie würden es nie zugeben, aber ich weiß: Das kam bei ihnen richtig gut an«, hatte er ihr schmunzelnd erklärt. Und da sie gleichzeitig dafür gesorgt hatte, dass die Mertens sie in Ruhe ließen, hatten die Brüder schließlich in Apollonias Arbeit in der Fabrik eingewilligt. Zumindest, wenn sie dabei diskret blieb.

»Irgendetwas bedrückt dich doch, oder?«, fragte Julie nun trotz allem.

Apollonia sah sie an – und erkannte, dass sie recht hatte. Es gab da etwas, das sie unbedingt aussprechen musste. Ohne es sich einzugestehen, war sie allein deswegen heute hierher gekommen. Sie holte tief Luft, und dann sagte sie es: »Ich freue mich sehr, das stimmt. Aber die Wahrheit ist: Ich möchte meine Erfindungen unbedingt mit der Öffentlichkeit teilen, Julie. Ich kann dieses Versteckspiel nicht mehr ertragen! Es kann doch nicht sein, dass ich so viel beitrage, und doch immer hinten anstehe! Ich möchte Teilhaberin werden. Die Brüder sollen mich in die Geschäftsleitung aufnehmen.«

Atemlos hielt sie inne und glaubte schon, dass Julie sie nun bestimmt auslachen würde. Doch die sagte mit ernstem Gesicht: »Ja, das macht absolut Sinn, Apollonia. Ich kann das gut verstehen, und ich unterstütze dich dabei voll und ganz.«

Die beiden Frauen schauten sich in die Augen, und Apollonia hatte das Gefühl, durch dieses Verständnis genug Kraft zu bekommen, um ihre Forderungen nun vielleicht sogar vor den Brüdern vortragen zu können.

»Danke, Julie«, sagte sie mit Nachdruck.

»Sehr gern«, erwiderte Julie.

»Ich muss mich leider schon wieder verabschieden. Bis ganz bald!« Sie hob die Hand

zum Gruß und wollte sich gerade abwenden.

»Natürlich, meine Liebe. Viel Spaß in der Fabrik. Und pass mir auf meinen Neffen auf.«

Apollonia hielt in der Bewegung inne. »Auf Heinrich?«

»Nein, auf Nikolaus. Er könnte … bald schon eine große Dummheit begehen.«

Apollonia runzelte die Stirn. »Wie meinst du das?«

Julie seufzte. »Ich bin mir nicht sicher. Aber ich glaube, er wird einen schlimmen Fehler machen. Einen, der eine Kettenreaktion auslösen könnte. Ich habe etwas geträumt … Es ging um Nikolaus, Kaspar und um seine Tochter. Ein weit entferntes Land habe ich gesehen, eine klapprige Eisenbahn und … Orangen.«

»Orangen?« Apollonia legte den Kopf schief. Julie war manchmal wirklich schräg.

»Ich bin mir nicht sicher, Apollonia. Aber … hab ein Auge auf ihn, ja?«

»Das werde ich«, sagte Apollonia.

»Ah, und hier habe ich noch etwas Melisse für besseren Schlaf.« Sie zwinkerte, drückte sie ihr in die Hand, und lächelnd verabschiedeten sie sich voneinander.

Bevor sich Apollonia an diesem Tag in ihrem Arbeitszimmer in neue Entwürfe vertiefte, besuchte sie Heinrich in seinem Büro. Normalerweise genoss sie den Anblick des herrschaftlichen Raums, den er sich in der Maschinenhalle eingerichtet hatte: Breite Bücherregale ragten bis zur Decke, und durch die großen Fenster fiel strahlendes Licht.

»Guten Morgen, meine Liebe«, sagte Heinrich und sprang auf, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben. »Wie geht es dir?« Kurz musterte er ihr Gesicht. »Du siehst besorgt aus.«

Apollonia schüttelte den Kopf. »Nein, das ist es nicht.«

Sie sah auf ihre Hände und dachte kurz nach. So lange hatte sie geglaubt, sie wäre zufrieden, wenn sie nicht länger heimlich hier arbeiten müsste. Doch jetzt, da sich dieser Wunsch erfüllt hatte, spürte sie mit jedem Tag deutlicher, dass sie mehr wollte. Sie sah ihren Mann an, öffnete den Mund und ließ sämtliche Gedanken der letzten Tage aus ihr herausströmen: »Ich habe viel über meine Situation in der Firma nachgedacht. Versteh mich bitte nicht falsch, ich bin sehr erleichtert, dass ich mich nicht länger vor deinen Brüdern verstecken muss. Und doch … Meine Ideen haben uns großen Gewinn und wichtige Weiterentwicklungen auf dem Markt beschert. Ich bin bereit, dieser Firma meine ganze Kraft zu opfern. Doch sobald eine Entscheidung getroffen, ein neues Produkt aufgenommen, ein Vertriebspartner gewonnen oder die Strategie des Unternehmens besprochen werden muss, zieht ihr Brüder euch ohne mich zurück.«

Heinrich hob die Augenbrauen und öffnete den Mund, doch Apollonia ließ ihn noch nicht zu Wort kommen.

»Ich arbeite genauso hart wie ihr, ich gebe ebenso wichtige Impulse, und ich könnte dem Unternehmen sicherlich auch strategisch weiterhelfen. Daher möchte ich ebenfalls zur Geschäftsleitung gehören. Ich möchte Teilhaberin werden.«

Ihr Herz klopfte wild, während sie Heinrich erwartungsvoll ansah. Sie hatte das Gefühl, als würde er ewig nach Worten suchen. Endlich antwortete er: »Ich … verstehe

deinen Wunsch durchaus. Du bist etwas ganz Besonderes, das wissen wir alle. Aber … sieh es doch mal so: Du bist quasi Mitglied der Geschäftsleitung. Schließlich hast du als meine Gattin einen enormen Einfluss auf mich.«

Apollonia verschränkte die Arme. »Das ist nicht das gleiche, Heinrich. Ich wünsche mir ein echtes Mitspracherecht.«

Er begann, im Raum auf und ab zu gehen. »Mit einem solchen Ansinnen habe ich nicht gerechnet. Ich … weiß gar nicht, ob das laut unserem Vertrag überhaupt …«

»Ich habe den Vertrag natürlich geprüft«, unterbrach sie ihn. »Es spricht nichts dagegen, mich als deine Gattin in die Geschäftsleitung aufzunehmen. Eine große Geldsumme habe ich bereits eingebracht, wir müssten es nur noch beschließen.«

»Allerdings …«, Heinrichs Augen waren jetzt so schmal, dass er sicher kaum noch etwas sehen konnte, »… könnten meine Brüder das als … Angriff werten. Wir hätten zu zweit einen größeren Einfluss.«

»Wir sind alle eine Familie, Heinrich. Das predigt ihr doch immer. Wir stehen in Eintracht zusammen, niemals wird uns wieder ein Streit entzweien …«

»Nun, es stimmt natürlich, dass dein Verdienst für die Firma enorm ist …«, gab Heinrich zu und warf ihr dabei einen aufrichtigen Blick zu.

Mit einem Mal begriff sie, dass er längst auf ihrer Seite war. Der gute, liebe, wunderbare Heinrich! *Er weiß, ich habe recht*, dachte sie und spürte, wie aus ihrer Nervosität eine warme, wunderbare Kraft erwuchs.

Endlich nickte er. »Ich werde mit meinen Brüdern sprechen«, entschied er, und Apollonia wäre ihm am liebsten um den Hals gefallen.

»Ich danke dir von Herzen«, flüsterte sie.

Da lächelte er und drehte sich zu ihr um. »Komm her«, wisperte er und zog sie an sich heran. Nach all der Zeit genoss sie die Wärme, die seinen Körper umgab, noch immer so sehr wie damals, als sie sich in ihn verliebt hatte. »Du bist der beeindruckendste Mensch, den ich kenne«, raunte er in ihr Ohr. Und dann küsste er sie so leidenschaftlich, dass ihr schwindelig wurde.

An diesem Tag konnte sie sich kaum auf ihre Arbeit konzentrieren. Sie beugte sich tief über ihre Zeichnungen, Entwürfe und Berechnungen, doch ihre Gedanken schweiften immer wieder ab: zu Heinrich und seinem Versprechen, mit seinen Brüdern zu reden. Zu seinem ungestümen Kuss und ihrer verheißungsvollen gemeinsamen Zukunft. Peter und Nikolaus waren in diesem Moment bei ihm. Er wollte ihnen eine neue Maschine zeigen, die er gemeinsam mit Apollonia entwickelt hatte. Und bei der Gelegenheit würde er sie schon einmal vorsichtig auf Apollonias Wunsch vorbereiten. Sie schmunzelte vor Aufregung in sich hinein – und zuckte fürchterlich zusammen, als es an dem kleinen Fenster klopfte, das zur Gasse hinaus zeigte.

Mit gerunzelter Stirn stand sie auf. Wer könnte das sein? Die Brüder und sämtliche Mitarbeiter würden natürlich die Gänge der Halle benutzen und im Flur klopfen. Außerhalb der Firma wusste niemand von ihrem Arbeitszimmer. Außer vielleicht ihre Schwester Maria, doch die war viel zu schwach, um hier herauszufahren. Christina,

nein, Charlotte hatte sie es ebenfalls erzählt, fiel ihr ein. Es wäre doch kein Mertens, der sie besuchte? Bei dem Gedanken wurde sie nervös. Auf weichen Knien lief sie zum Fenster und öffnete es.

Sie brauchte einen Moment, um zu erkennen, wer da in der einsamen Gasse stand. Es war ein Mann, etwa Mitte 30, mit einem dunkelblond gelockten Schopf. Um seinen Mund herum hatten sich Falten gebildet und unter seinen Augen hingen Tränensäcke. Trotzdem war er mit seinen geraden Augenbrauen und dem geschwungenen Mund ausnehmend attraktiv.

Apollonia riss die Augen auf. »Julius Mertens«, flüsterte sie.

»Es tut mir leid, dass ich Sie erschrecke. Sie haben Cartharina diesen Ort in einem ihrer Briefe beschrieben. Sie hat es mir erzählt und mich gebeten, Sie zuerst allein aufzusuchen. Am besten hier, sagte sie.«

Apollonias Gedanken rasten. »Sie sind zurück aus Amerika? Aber, Cartharina …«, flüsterte sie. »Ist sie auch hier?« Sie beugte sich aus dem Fenster und sah nach rechts und links. Doch die Gasse war leer. Es musste in der Zwischenzeit geregnet haben. Dunkle Pfützen hatten sich auf den Pflastersteinen gebildet. »Geht es ihr gut? Wo ist sie, wann kann ich sie sehen?«

Sie schaute wieder in Julius Mertens' Gesicht, und erst jetzt erkannte sie die Traurigkeit in seinem Blick. Gleichzeitig brach sich die Erkenntnis in Apollonia mit all ihrer zerstörerischen Macht Bahn. Sie rang nach Luft. Er durfte nicht hier sein. Nicht allein.

»Nein!« Sie hielt sich am Fensterrahmen fest. »Bitte sagen Sie mir, dass das nicht wahr ist.«

»Cartharina … hat sich gewünscht, dass ich Sie als erstes aufsuche und … Ihnen etwas gebe«, flüsterte er mit brüchiger Stimme.

»Was ist geschehen?«, keuchte sie.

»Sie war glücklich«, wisperte Julius. »Unser Leben in Amerika war wundervoll. Es gab so viele Monate, in denen schien sie ganz und gar gesund zu sein. Doch dann …« Julius schüttelte ungläubig den Kopf, als würde er selbst vor einem unlösbaren Rätsel stehen. »Darf ich … reinkommen?«

Mit einem Mal fühlte sich Apollonia seltsam entrückt. Beinahe mechanisch nickte sie. »Natürlich.« Ihre Stimme klang vollkommen fremd. »Ich hole sie gleich herein. Aber warten Sie bitte einen Moment, ich möchte Cartharinas Brüder dazu bitten. Sie sind gleich nebenan.«

Egal was Julius ihr nun sagen würde – sie brauchte Heinrich an ihrer Seite, wenn sie es hörte. Außerdem hatten die Brüder das Recht, bei diesem Gespräch anwesend zu sein.

Wenig später standen sie alle Julius Mertens gegenüber. Apollonia hielt sich an ihrem Mann fest und versuchte, die Tränen zu unterdrücken.

»Wie konntest du ihn empfangen, Apollonia?«, knurrte Nikolaus.

»Bitte, hört euch an, was er zu sagen hat.« Kaum konnte sie glauben, dass es ihre

eigene Stimme war, die so schrecklich gefasst klang.

»Wieso sollten wir einen ehrlosen Mann anhören?«, fragte Peter. Gleichzeitig trat er einen drohenden Schritt auf ihn zu.

»Guten Tag, die Herrschaften.« Julius Mertens sprach leise und ruhig, während er den Brüdern traurig in die Augen sah. Keinen Schritt wich er vor ihnen zurück. »Glauben Sie mir, ich wünschte ebenso wie Sie, ich müsste nicht hier sein. Doch ich tue es für meine Frau. Für sie würde ich alles tun …«

»Ihre Frau?« Peter schnaufte. »Dass ich nicht lache.«

»Meine Frau, Ihre Schwester. Sie hat mich gebeten, zu Ihnen zu kommen. Sie wollte, dass Sie es von mir persönlich erfahren.«

»Dass wir *was* von Ihnen erfahren?« Peter ging noch einen Schritt auf Julius Mertens zu.

Erst jetzt, da Peter direkt vor ihm stand und ihn wütend musterte, senkte Julius den Blick.

»In den ersten Jahren in New York ist sie regelrecht aufgeblüht. Sie hätten sie sehen sollen …« Mertens Stimme wurde immer leiser.

»Das hätten wir zu gern. Wenn Sie sie uns nicht weggenommen hätten …«, rief Peter.

Langsam nickte Julius, dann sprach er weiter, als wäre er nicht unterbrochen worden. »Sie war damals voller Lebensfreude. Doch plötzlich begann ihr Zustand, sich drastisch zu verschlechtern … Sie hat immer häufiger von Rückkehr gesprochen. Sie wusste, dass sie sterben würde, wollte Sie alle aber noch ein letztes Mal sehen. Ich habe ihr gesagt, dass die Überfahrt gefährlich wäre, doch Sie kennen Cartharina … Sie hat nicht locker gelassen.« Ein unglückliches Lächeln legte sich auf seine Lippen. »Wir hatten bereits Fahrkarten und sind in Richtung des Hafens aufgebrochen, doch dann …«

Er rieb sich über den Mund und schüttelte kurz den Kopf.

»Was dann?«, fuhr Nikolaus ihn an.

»Sie ist nie in das Schiff gestiegen. Sie starb noch am Hafen, in meinen Armen.«

Ein Schluchzer stieg aus Apollonias Kehle auf. Sie keuchte und krallte die Hände fester um Heinrichs Arm. So lange hatte sie auf Briefe von Cartharina gewartet, und war dann bei ihren letzten Zeilen ganz irritiert gewesen. Sie hatte sich solche Sorgen gemacht. Und sie hatte recht behalten. Sie würde Cartharina nie wiedersehen. Es würde nie wieder einen Brief von ihr geben.

»Wann war das?«, fragte Heinrich.

Julius drehte sich leicht zu ihm um. »Vor knapp drei Monaten. Ich musste zunächst einige Dinge regeln, um dann nach Europa zurück …«

»Sie elender Mistkerl!«, schrie Peter plötzlich und stieß ihn heftig zurück. »Seit Monaten ist unsere Schwester tot, und Sie halten es nicht für nötig, uns darüber zu unterrichten? Was sind Sie nur für ein Mann?«

»Peter!«, flüsterte Apollonia, doch er hörte nicht auf sie, sondern stieß Mertens noch einmal heftig zurück, so dass er gegen die Wand prallte. Apollonia konnte sich nicht rühren. Starr vor Entsetzen stand sie da und beobachtete, wie ihr Schwager auf Julius einschlug. Der erste Hieb traf ihn mitten im Gesicht.

»Sie haben unsere Schwester getötet! Sie haben Sie auf dem Gewissen!«

Peter boxte ihm noch einmal ins Gesicht. Mertens machte keine Anstalten, sich zu wehren. Jeden Schlag steckte er ein, sah jedem erneuten Ausholen ruhig entgegen. Und auch die Brüder wirkten wie versteinert. Endlich befreite sich Apollonia aus ihrer Starre, trat vor und hielt ihren Schwager am Arm fest. »Es reicht, Peter«, sagte sie scharf. Sofort ließ Peter von Julius ab, der noch immer ganz ruhig dastand, als wäre nichts passiert – würde ihm nicht Blut aus Nase und Lippe quellen, und blitzte nicht dieser düstere, gefährliche Ausdruck in seinen dunkel umrandeten Augen auf.

»Sie gehen jetzt besser. Heinrich, bringst du ihn raus?«

Heinrich nickte, ohne Apollonia anzusehen. »Kommen Sie«, knurrte er und führte Mertens an Apollonia vorbei. Kurz streifte dessen Unterarm ihren Rock, und sie musste an die riesige Krinoline denken, die Cartharina bei ihrem ersten Gespräch getragen hatte, an ihr erschöpftes Lächeln und an die wunderschönen Gespräche, an ihre Stimme, ihre Lebenslust, ihre klugen Gedanken. Und dann schrie Apollonia plötzlich auf vor Wut. Was war das für eine grausame, schreckliche, verachtenswerte Welt, in der ihr nach und nach jeder Mensch genommen wurde, der ihr etwas bedeutete? Sie schrie und sank auf die Knie. In ihrer Brust saß ein stechender Schmerz, und in ihrem Kopf herrschte Dunkelheit.



Walter stieß die Tür auf, murmelte »Hier entlang« und führte Charlotte in den Salon.

Auf dem Sessel am Fenster saß Vater. Noch nie war er Walter so alt vorgekommen wie heute. Winzig sah er aus, seine Glatze war schuppig, seine Haut fahl und über und über mit Runzeln bedeckt. Wann war all das passiert? Auf dem Sessel daneben saß blass und teilnahmslos Julius. Ein Auge war blutrot unterlaufen, die Lippe aufgeplatzt. Die Hände hatte er flach auf die Armlehnen gelegt, stumm starrte er an Walter vorbei. Er erkannte den Bruder kaum wieder. Zu wem war dieser Mann geworden, der da bei ihnen im Salon saß?

»Wer da?«, krächzte Victor. Seine Augen waren glasig. Zwar würde der alte Herr es nie zugeben, doch Walter ging davon aus, dass sein Vater beinahe nichts mehr sehen konnte.

»Ich bin es, Vater«, sagte Walter. »Und ich habe Charlotte bei mir.«

»Charlotte?«, rief Victor aus.

Walter antwortete ihm nicht. Stattdessen half er seiner Schwester dabei, sich ihrem Vater gegenüber auf einem Stuhl niederzulassen. Da saßen die beiden so nah beieinander und konnten sich trotzdem nicht sehen, schoss es ihm durch den Kopf.

»Das war also dein Ass im Ärmel, Vater …« Walter sprach leise und zog die Augenbrauen hoch. »Nicht schlecht. Ich wäre nie darauf gekommen … Ich wollte es erst gar nicht glauben, bis Luise es mir erklärt hat.«

»Luise hat was?«, presste sein Vater hervor.

Walter atmete tief durch, zog seine Hosenbeine leicht nach oben und nahm ebenfalls Platz. »Sie war völlig aufgelöst und wusste nicht, wie sie Charlotte helfen sollte.«

»Helfen? Wobei helfen? Was ist hier los? Ich verlange sofort eine Erklärung!« Victor schlug mit der knochigen Hand auf seine Sessellehne, so dass Staub aufflog.

Früher wäre Walter bei dieser Forderung zusammengezuckt. Heute sah er zum ersten Mal, wie lächerlich sein Vater in seiner Wut aussah. Langsam lehnte er sich auf der Chaiselongue zurück und beobachtete in aller Seelenruhe diesen schwachen Mann.

»Hast du davon gewusst, Julius?«, fragte er seinen Bruder. Fast erwartete er, dass Julius gar nicht reagieren würde, doch dann schüttelte er zumindest den Kopf und schnaubte leise. Früher hätte Julius bei einem Gespräch wie diesem das Wort geführt, fiel ihm mit einem Mal auf. Doch nun war er derjenige, der sprach.

»Wir haben all die Jahre nicht gewusst, dass wir eine weitere Schwester haben«, sagte Walter. »Immer haben wir uns gefragt, wie du an all die Informationen gekommen bist … Aber irgendwann musste es den Stollwercks ja auffallen, dass in ihrem Haus eine Spionin sitzt. Sie haben sie hochkant rausgeworfen, und dann irrte sie stundenlang blind und hilflos durch die Stadt, bis Luise sie gefunden hat!«

»Die Stollwercks haben was?«, rief Victor.

»Naja, ich habe sie ja auch schrecklich angelogen«, gab Charlotte leise zu bedenken. Walter drehte sich zu ihr um. Hektisch blinzelte sie, und ihre Hände drückten vor Nervosität auf irgendetwas herum, das er nicht erkannte. War es ein Brief?

»Ach was!« Victor schlug wieder auf die Lehne. »Du hast sie das Klavierspielen gelehrt – da können die Stollwerck-Weiber dankbar sein. Dass du hin und wieder deinem lieben Vater Bericht erstattest, ist doch nur richtig.«

»Sie glaubten, ich hieße Christina …«

»Dieses weibische Gewäsch. Ruhe jetzt!«, herrschte Victor sie an.

Sie zuckte zusammen – doch zu Walters Erstaunen sprach sie trotzdem weiter. »Sie glauben, du hast mir über meine Mutter nicht die Wahrheit gesagt«, flüsterte sie. »Sie denken, Sibylle sei ein … guter Mensch.«

»Deine Mutter, ein guter Mensch?«, polterte Victor. »Sie wollte dich nie haben, du warst ihr immer ein Dorn im Auge! Beinahe hätte sie dich gleich nach deiner Geburt ertränkt! Ich konnte sie gerade so aufhalten, aber kurz darauf hat sie dich heimlich in dieses Kloster gebracht, um dich dort vor der Welt zu verstecken. Das habe ich dir doch schon erzählt!«

»Aber … wieso hat sie mich dann dort herausgeholt und nach Berlin geschickt? Ich kann mich nicht mehr so gut daran erinnern, aber ich glaube, sie war damals lieb zu mir …«

»Natürlich hat sie so getan, als ob – damit du ihr keine Scherereien machst. In Wahrheit hat sie dich gehasst. Sie hat dich nur da rausgeholt und nach Berlin gebracht, weil ich ihr auf die Schliche gekommen bin. Ich wollte dich nach Hause holen. Doch sie hatte Angst, jemand könnte von ihrem missgebildeten Kind erfahren. Sie brauchte ein neues Versteck für dich. Zum Glück habe ich herausgefunden, dass regelmäßig Gelder nach Berlin flossen, und konnte dich aufspüren.«

Walter kratzte sich den Kopf. »Mach dir nichts draus«, brummte er. »Mich hat Sibylle auch nicht gewollt.«

Nun schwieg Charlotte.

Kurz dachte Walter nach, dann sagte er plötzlich scharf: »Du hättest uns einweihen sollen, Vater. Die Stollwercks drohen damit, die Geschichte mit Charlotte öffentlich zu machen. Das hat uns sämtliche Pläne zerschlagen.«

»Ach, du Grünschnabel verstehst gar nichts!« Victor schüttelte wild mit dem Kopf. Und Walters Hände ballten sich zu Fäusten. Sein ganzes Leben lang hatte er sich nichts anderes gewünscht, als Vater stolz zu machen. Er wollte ihm um jeden Preis gefallen. Er war bereit gewesen, alles dafür zu tun. Doch nun, da er so alt und schwach vor ihm saß, begriff Walter endlich: Er hatte nie eine Chance gehabt. Egal, was er getan hatte, es war umsonst gewesen. Sein ganzes, bisheriges Leben lang. Victor Mertens war kein Mann, der auf irgendjemanden stolz sein konnte.

»Es ist unglaublich, dass ich das sage«, warf Julius leise ein, »aber Walter hat recht.«

Er runzelte die Stirn und sah zu seinem großen Bruder hinüber. Hatte er gerade richtig gehört?

Plötzlich stand Julius auf. »Was du mit Charlotte gemacht hast … Dass du uns kein Wort von ihr erzählt hast … Was mache ich hier überhaupt?« Kurz öffnete er den Mund, als wollte er noch etwas sagen, doch dann schüttelte er nur den Kopf und ging mit großen Schritten aus dem Raum.

Für einen Moment sagte niemand etwas. Dann knurrte Victor: »Was für eine Frechheit! Das wird er noch bereuen! Der kommt wieder. Ihr werdet sehen …«

Walter schluckte. Da war er sich nicht so sicher. Er drehte sich wieder zu seinem Vater um und sagte mit entschiedener Stimme: »Wir müssen überlegen, wie wir mit der Geschichte umgehen. Entweder wir machen öffentlich, dass Charlotte zur Familie gehört und nehmen Stollwerck sein Druckmittel …«

»Niemals«, rief Victor und schlug schon wieder auf die Lehne, diesmal mit beiden Händen. Walter verdrehte die Augen, und zum ersten Mal in seinem Leben fürchtete er sich nicht davor, sein Vater könnte seine Geringschätzung bemerken. Nein, er wünschte es sich sogar.

»Oder ihr schickt mich wieder weg«, beendete Charlotte Walters Satz.

»Bring deine Schwester bitte ins Gästezimmer. Dieses Gespräch sollten wir unter Männern führen«, forderte Victor.

Zumindest damit hatte er recht. Walter nickte und half Charlotte auf die Beine. Langsam brachte er sie zur Tür.

»Schickt mich nicht wieder weg«, flüsterte sie auf dem Weg. Er wollte bei diesen Worten nichts fühlen – er kannte sie ja gar nicht! Und doch biss er sich auf die Unterlippe.

»Ruh dich ein wenig aus«, brummte er und öffnete Charlotte die Tür. Quer durch das Foyer rief er: »Luise, bringst du Charlotte bitte ins Gästezimmer?«

»Walter«, flüsterte seine Schwester, bevor das Dienstmädchen herbeieilen konnte. »Würdest du mir einen Gefallen tun?«

»Mmh?«

»Liest du mir später diesen Brief vor?« Sie hielt ihm den Umschlag entgegen, den sie

vorhin unentwegt geknetet hatte. Er war bereits völlig verknickt.

»Einen Brief?«

»Ja, bitte. Er ist … von unserer Mutter.«

Nachdenklich nickte Walter. »Natürlich«, sagte er, übergab sie an Luise und sah dabei zu, wie das Dienstmädchen sie die Treppe hinauf führte.

## 40. Kapitel

Schweigend saß Nikolaus mit Heinrich und Peter in seinem Büro. Eigentlich war er stolz auf sein Arbeitszimmer in der Schokoladenfabrik. Es war das größte Büro der ganzen Firma, hatte eine elegante, dunkelgrüne Tapete, dunkelbraune Holzmöbel und einen hübschen Erker, in den er einen Ohrensessel gestellt hatte. Doch heute wollte er gar nicht hier sein. In der Luft lag der Geruch von Schokolade, und wenn er tief einatmete, wurde ihm übel.

»Ich weiß, dass keinem von uns der Sinn nach diesem Termin steht«, setzte er an. »Nicht nach dem, was wir in dieser Woche erfahren mussten. Doch es führt leider kein Weg daran vorbei. Vater ist nun schon seit März tot, und wir müssen dringend den Gesellschaftsvertrag des Unternehmens aufsetzen.«

Er atmete durch und sah von Peter zu Heinrich. Sein Sichtfeld war heute wieder furchtbar milchig, seine Augen schmerzten. Dennoch erkannte er, dass seine Brüder erschüttert aussahen. Blass und stumm saßen sie da. Es war ja nicht zum Aushalten! Nikolaus straffte die Schultern.

»Wir müssen festschreiben, wie wir unser Unternehmen in Zukunft führen möchten. Ich habe mir dazu bereits Gedanken gemacht.«

Heinrich und Peter sahen ihn erwartungsvoll an.

Nikolaus beugte sich vor, holte tief Luft – und dann begann er, die Unternehmensleitung der Zukunft zu skizzieren.

Apollonia fiel es schwer, die Maschinenfabrik erneut zu betreten. Seit dem traurigen Besuch von Julius Mertens hatte sie es nicht wieder aufgesucht. Die Nachricht von Cartharinas Tod hatte sie zutiefst erschüttert. Dabei hatte sie schon geahnt, dass etwas nicht stimmte. Cartharina hatte ihr seit so langer Zeit nicht mehr auf ihre Briefe geantwortet. Dennoch hatte Apollonia sich einzureden versucht, dass es dafür eine andere Erklärung geben könnte. Seit Cartharinas Abreise hatte Apollonia geahnt, dass sie ihre engste Freundin nie wiedersehen würde. Doch es war etwas anderes, zu wissen, dass sie ihr auch nie wieder schreiben könnte, und dass Apollonia nun in einer Welt lebte, in der es Cartharina nicht mehr gab.

Mit schweren Schultern und schmerzendem Magen durchschritt sie ihr Büro. Es war ungewöhnlich kühl an diesem Spätsommermorgen. Fröstelnd ging sie zur Garderobe hinüber, behielt den Mantel dann aber doch lieber an. Unschlüssig blieb sie mitten im Raum stehen und sah zu dem Fenster, an das Julius Mertens geklopft hatte. Bis zu diesem Klopfen war sie voller Vorfreude gewesen. Und jetzt? Am liebsten würde sie zu Heinrich hinübergehen, doch der war nicht da. Er traf sich zu einer Besprechung mit Nikolaus und Peter in der Schokoladenfabrik. Natürlich ohne sie. Doch Heinrich hatte sie am Morgen aufmunternd angesehen. Heute wollten die Gebrüder über ihren Gesellschaftsvertrag sprechen. Und bei der Gelegenheit würde er auch ihr Anliegen

anbringen, das hatte er ihr versprochen. Bei dem Gedanken musste Apollonia trotz allem lächeln. Würde er es wirklich tun? Sie schloss die Augen und schickte ein Stoßgebet zum Himmel. Und um sich ein wenig von den düsteren Gedanken an Cartharina abzulenken, legte sie sich ein paar passende Worte für eine kleine Rede zurecht. Würde Heinrich wirklich erreichen, was sie sich so sehr wünschte, dann würde sie auf einen Stuhl steigen, ihren Bleistift schwingen und sagen: *Die Firma Stollwerck steht nicht nur für Fortschritt, sondern auch für echte Eintracht. All meine Kraft, mein Herzblut und jede Idee möchte ich Familie und Unternehmen widmen. Bei uns sind Fortschritt und Liebe eins. Und wer sich im Hause Stollwerck mit ebendiesen Attributen bewiesen hat, der wird belohnt. Mich zur Teilhaberin zu machen, wird uns nicht schwächer, sondern im Gegenteil stärker machen. Wir sind eine Einheit. Peter und Nikolaus, ihr seid für mich wie Brüder. Heinrich, du bist nicht nur mein Gatte, sondern auch mein versierter Kollege. Dass wir nun alle gemeinsam …*

Erst der Anblick des Briefs riss Apollonia aus ihren Gedanken. Er lag neben der Tür auf dem niedrigen Regal. Das rote Siegel war ungebrochen, die Enden leicht zerknittert. Wer hatte ihn dorthin gelegt? Langsam ging sie darauf zu – und erschrak. Diese Handschrift! Das Herz schlug ihr mit einem Mal bis zum Hals. Das konnte doch nicht sein, dachte sie. Da kamen ihr Julius Mertens' Worte wieder in den Sinn. *Cartharina hat sich gewünscht, dass ich Sie als erstes aufsuche und Ihnen etwas gebe.* Das hatte sie in ihrer Trauer ganz vergessen! Mit bebenden Fingern nahm sie den Umschlag an sich und riss ihn auf.

»In Pattsituationen ist die Stimme des ältesten Bruders also entscheidend«, fasste Nikolaus nach den intensiven Gesprächen der letzten Stunde ihren gemeinsamen Beschluss zusammen und notierte ihn. »Ludwig werden wir bereits in den nächsten Jahren aufnehmen. Sobald er von seinen Auslandsreisen zurück ist, bekommt er für seine ersten sechs Monate bei freier Wohnung ein festgesetztes Salär von 6000 Mark, anschließend wird er an Gewinn und Verlust zu einem Fünftel beteiligt, während Peter und mir als den Älteren je zwei Fünftel zustehen.«

»Korrekt«, brummte Heinrich.

»Einverstanden«, sagte Peter.

Ferner legten sie fest, dass alle drei die Möglichkeit hatten, einen Sohn als Teilhaber vorzuschlagen, der dann anstelle des Vaters in die Firma eintreten würde. Die Töchter waren von dieser Regelung ausgeschlossen.

»Hinterbliebene Gattinnen haben das Recht, in die Gesellschaft einzutreten, freilich aber nicht auf Prokura. Sie müssen die verbleibenden Brüder für ihre Mehrarbeit entschädigen und das Gehalt eines Stellvertreters, den wir für sie bestimmen, von ihrem Anteil zahlen, richtig?« Nikolaus sah fragend in die Runde.

»Ausgezeichnet«, sagte Peter.

»Mmh«, brummte Heinrich. Langsam lehnte er sich zurück. Gleichzeitig seufzte Peter. Und auch Nikolaus hatte so eine Ahnung, was ihr Bruder sagen wollte …

»Ich weiß, Apollonia ist eine besondere Frau«, gab Peter zu.

Er holte Luft, sicher, um sein *Aber* anzufügen, doch Heinrich war schneller: »Das ist sie wahrlich. Sie hat einen außerordentlichen Geschäftssinn und fortschrittliche Ideen.« Mit schmalen Augen sah Heinrich erst Nikolaus, dann Peter an. »Und deswegen möchte ich schon seit Längerem etwas Wichtiges mit euch besprechen. Ihr wisst, wie viel wir Apollonia zu verdanken haben. Allein wegen ihrer Erfindung haben sich Konsistenz und Geschmack unserer Schokolade wesentlich verbessert, und unser Gewinn ist zudem auch aufgrund der erhöhten Produktionseffizienz beträchtlich gestiegen. Sie arbeitet so hart wie wir Tag für Tag am Erfolg unseres Unternehmens. Und sie hat ein besonderes Gespür für Strategie. Ich denke, es würde unserem Unternehmen gut zu Gesicht stehen, sie als Teilhaberin in die Geschäftsführung aufzunehmen.«

Nikolaus verrutschte der Zwicker auf der Nase. Er hatte Heinrich bestimmt falsch verstanden. Zwar war Apollonia mit Sicherheit fähiger für dieses Geschäft als jede andere Frau, doch in der Leitung hatte auch sie nichts verloren. Einen Moment lang herrschte Stille, dann knurrte Nikolaus: »Du meinst doch nicht …«

»Doch, das meine ich. Ihre Verdienste müssen gewürdigt werden.«

Nikolaus schnappte nach Luft. Er versuchte, einigermaßen ruhig zu bleiben, während er hervorpresste: »Ihre Verdienste sind in der Tat beachtlich. Aber du darfst niemals die Biologie vergessen, Heinrich. Sie ist deine Frau, die Mutter deiner drei Kinder. Im Falle deines Todes – Gott bewahre – wird sie keinen Kopf für das Geschäft haben. Möchtest du, dass die Firma mitsamt aller Familien, die sie ernährt, zufälligen Neigungen und Meinungen eines Weibes ausgesetzt sind?«

Heinrichs Augen verengten sich zu Schlitzen, während er Nikolaus anstarrte.

»Darf ich ebenfalls etwas zu bedenken geben?«, fragte Peter und fuhr sich durch das gewellte Haar. »Gemeinsam haben wir die Firma in den letzten Jahren umsichtig geführt – trotz der Schwierigkeiten mit Vater. Allerdings waren wir dabei immer wieder Wankelmut ausgeliefert. Apollonia ist sicherlich eine außergewöhnliche Frau, Heinrich. Doch ganz offensichtlich hat sie es nicht geschafft, die sensiblen Geheimnisse dieser Firma zu wahren: Sie hat sie der Klavierlehrerin anvertraut. Wie August Strindberg einmal sagte: *Auch Frauen können ein Geheimnis für sich behalten, vorausgesetzt, man erzählt es ihnen nicht.*« Peter zwinkerte. »Natürlich wusste sie nicht, dass es sich dabei um eine Mertens handelte. Doch auch einer gewöhnlichen Klavierlehrerin sollten so wichtige Informationen niemals zu Ohren kommen.«

»Sie war es allerdings auch, die Charlotte durchschaut hat. Ohne sie wären wir nie darauf gekommen«, warf Heinrich ein.

»Ach, Heinrich!«, fuhr Nikolaus ihn an. »Frauen haben keinen Sinn für ernste Firmenangelegenheiten – auch deine Apollonia nicht. Ganz zu schweigen von den anderen Frauen unserer Familie – so liebenswert sie auch sein mögen. Die gute Agnes ist reizend, Peter, doch sie bricht regelmäßig Streitereien vom Zaun. Früher vor allem mit Maria, mittlerweile sogar mit Therese und Mutter!«

»Na ja«, brummte Peter und schob den Kopf zurück. Nikolaus wusste, dass Peter es gar nicht leiden konnte, wenn jemand so über seine Gattin sprach. Doch im Stillen

musste er ihm mit Sicherheit recht geben.

»Sei ehrlich, Peter. Sie schwingt auch über dir hin und wieder den Pantoffel«, warf Heinrich schmunzelnd ein.

Peter seufzte und grinste ergeben. Seine Agnes war für eine Frau von Anfang an sehr dominant gewesen – und anscheinend mochte Peter das.

»Nun, sie weiß den Pantoffel zumindest sehr geschickt zu führen.« Er zwinkerte.

»Im Privaten mag das akzeptabel sein, aber im Geschäft?« Nikolaus zog die Augenbrauen hoch. »Oder denkt an Mutters emotionale Entscheidungen. Sie hat in Vaters dunkelster Stunde seinen Arzt vor die Tür gesetzt! Niemand weiß, ob Doktor Baader ihn hätte retten können, aber allein der Gedanke!« Nikolaus brach ab und schüttelte den Kopf. »Wenn ebendiese Frauen Einfluss auf Geschäftsentscheidungen hätten, oder sogar, wie du es vorschlägst, Heinrich, die Geschäfte mit uns leiten würden …«

Peter nickte langsam. »Was schlägst du also vor, Nikolaus?«

Er sah ihn einen Moment lang nachdenklich an. Dann beugte er sich vor und ergriff den Federhalter.

Apollonias Augen füllten sich mit Tränen, während sie den Brief las.

*Meine liebste Apollonia,*

*es tut mir so leid, dass ich Euch nicht die Wahrheit sagen konnte. Ich wollte Euch nicht ängstigen. Daher habe ich meine Tante gebeten, Euch nichts zu sagen, und auch selbst viel verschwiegen. Wie furchtbar ist es doch, aus der Ferne von Krankheit, Leid und Tod zu hören, und nichts tun zu können! Doch vielleicht war das ein Fehler. Denn während ich Dir diesen Brief schreibe, bin ich mir nicht sicher, ob ich noch leben werde, wenn Du ihn liest.*

*Meine liebe Apollonia, ich muss Dir leider sagen: Es geht mir nicht gut. Meine Krankheit ist in den letzten Jahren rapide vorangeschritten. Dabei hat es eine Zeit gegeben, in der ich dachte, ich hätte sie in Köln zurückgelassen. Ich habe sogar ein Kind erwartet. Kannst Du Dir das vorstellen? Ich habe schon gespürt, wie es sich in mir rührte, und ich wollte es nach Dir benennen. Apollonia Emma Mertens sollte es heißen. Es hat sich angefühlt, als stünde mir ein reiches, langes Leben bevor. Ich war von einer solchen Liebe erfüllt wie noch nie zuvor. Doch Gott hat mir dieses Glück nur für eine kurze Zeit geschenkt. Ich habe mein Kind verloren. Und meine Hoffnung.*

*Ich versuche, rechtzeitig nach Hause kommen. Die Fahrkarten haben wir bereits, morgen reisen wir in Richtung Hafen. Unbedingt möchte ich Euch alle noch einmal in die Arme schließen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich den Weg schaffe, doch schon die Vorstellung, ich könnte ankommen, tröstet mich. Ich vermisse Euch schrecklich. Vielleicht war es ein Fehler, zu gehen. Doch es wäre ein noch größerer Fehler gewesen, zu bleiben. Wenn ich doch nur noch einmal den Duft der Schokoladenfabrik in der Nase haben könnte! Wenn ich doch nur noch einmal in Mamas Augen sehen könnte. Wie groß*

*mein kleiner Carl wohl geworden ist? Und wie sich meine Brüder mittlerweile mit dem sturen alten Holzkopf verstehen? Auch Vater vermisse ich schrecklich. Ich wünschte so sehr, er könnte mir verzeihen. Es wird das erste sein, das ich frage, sobald ich ankomme. Ich werde um Vergebung bitten. Und ich werde ihm vergeben. Sterben müssen wir allein, sagt man. Doch mein größter Wunsch ist es, in Eurer Mitte zu sein, während ich diese Welt verlasse.*

*Erinnerst Du Dich an unsere erste, vollkommen aufrichtige Begegnung auf Deiner Hochzeit? Damals sagtest Du, es gäbe Gespräche, welche die Welt in ein anderes Licht rückten. Du hattest recht, denn seit dieser Unterhaltung war meine Welt eine andere – auch hier in Amerika. Heute bin ich zwar voller Angst und Sehnsucht. Doch das gehört zum Leben dazu. Sei versichert: Ich habe tatsächlich und wahrhaftig gelebt! Nichts sehnlicher als das habe ich mir gewünscht. Auch dank Dir hatte ich wunderbare Zeiten, und Julius tut nun alles dafür, damit auch das Ende voller Würde, Geborgenheit und Liebe ist. Bitte zweifelt nicht an ihm. Er ist und bleibt ein guter Mann.*

*Ich bete dafür, dass ich Dir diesen Brief persönlich übergeben kann, doch für den Fall der Fälle habe ich ihn gebeten, ihn Dir zu bringen – und die Pläne anbei. In Amerika feiern diese Geräte gewaltige Erfolge, und als ich sie das erste Mal sah, musste ich sofort an Dich und Dein erfinderisches Talent denken. Sicher begeistern sie Dich genauso wie mich. Stell Dir nur vor: An jeder Ecke in Köln könnten sie die Köstlichkeiten von Stollwerck bereithalten! Es wäre wie Zauberei! Wenn Du sie bauen lässt – denkst Du dann an mich?*

*Bitte küss Mutter, Vater und meine Geschwister von mir, ich trage Euch alle in meinem Herzen.*

*Für immer,*

*Deine Freundin Cartharina.*

Apollonia las die Worte wieder und wieder. Erst, als sie blind war von Tränen, ließ sie den Brief sinken. Wieso hatte ihre arme Freundin so leiden müssen? Wieso hatte sie diese Angst, diese Sehnsucht ertragen müssen? Cartharina war stets stolz und stark gewesen. Apollonia wollte sich gar nicht vorstellen, welche Schmerzen die Krankheit ihr bereitet haben musste, dass sie solche erschütternden Worte gewählt und das Heimweh sie dermaßen ergriffen hatte.

Die Tränen liefen Apollonia die Wangen hinunter. Sie versuchte, sie mit dem Handrücken wegzuwischen, und löste den vorderen Bogen Papier vom nächsten. Dann betrachtete sie die Seiten, die ebenfalls im Umschlag gesteckt hatten. Allmählich versiegten ihre Tränen. Verwundert blinzelte sie. Sie konnte kaum glauben, was Cartharina ihr da geschickt hatte. Sie brauchte einen Moment, um es zu verstehen. Mit plötzlich energischen Schritten lief sie zum Schreibtisch, legte das Papier ab und beugte sich darüber. Und während sie ein Blatt nach dem anderen musterte, wuchs in ihr eine Ahnung: Was Cartharina da, wie aus dem Jenseits, vorschlug – das war Magie. Wenn Apollonia das schaffte, würden die Brüder sie bestimmt in die Geschäftsleitung aufsteigen lassen …

»Lies es bitte noch einmal vor«, bat Peter.

Nikolaus beugte sich über den Vertragsentwurf und zitierte: »*Eine Einmischung der Frauen in geschäftliche Angelegenheiten ist bei Lebzeiten der Teilhaber absolut ausgeschlossen. Zudem soll über diesen Vertrag gegenüber der Familien der Frauen Verschwiegenheit beobachtet werden.*«

Heinrich verschränkte die Arme. »Ich bleibe fest bei meiner Meinung und stimme dagegen«, verkündete er. »Apollonia darf nach allem, was sie geleistet hat, nicht ausgeschlossen werden. Sie sollte ein eindeutiges Mitspracherecht haben.«

»Ich stimme selbstverständlich dafür«, sagte Nikolaus ruhig. »Es heißt *Gebrüder Stollwerck*, und niemand sollte uns das Zepter aus der Hand nehmen. Was sagst du, Peter?«

Peter kniff die Lippen zusammen und atmete hörbar aus. Nikolaus ahnte, dass er an Agnes dachte. Würde sie von diesem Vertrag wissen, wäre sie alles andere als erfreut. Allerdings könnte der Vertrag ihn auch gegenüber seiner dominanten Frau schützen – was Peter natürlich niemals zugeben würde. Unsicher sah er zu Heinrich hinüber. Seinem Lieblingsbruder, dachte Nikolaus, und unterdrückte ein Schnauben. Es war ihm noch nie leichtgefallen, gegen Heinrich zu stimmen. Schließlich waren sie seit Kindertagen ein Herz und eine Seele. Jetzt musste Peter allerdings beweisen, dass er endlich ein Mann geworden war und auf eigenen Beinen stand.

»Letzten Endes wird der Vertrag niemandem schaden«, sagte Peter beschwichtigend zu Heinrich. »Durch dich hat Apollonia ja dennoch weiterhin genug Einblicke und Einflussmöglichkeiten.«

»Das ist nicht das gleiche«, knurrte Heinrich.

Einen Moment lang taxierten sich die beiden stumm. Dann sagte Peter: »Ich stimme dem Vertragsentwurf zu.«

Apollonia saß an ihrem Schreibtisch und studierte die Zeichnungen, die Cartharina in Amerika angefertigt hatte. Ja, dachte sie, das konnte funktionieren! Die Gebrüder Stollwerck würden neue Maschinen bauen. Maschinen, die nicht in irgendwelchen Hallen liefen, sondern die an jeder Straßenecke stehen könnten – an Bahnhöfen, belebten Marktplätzen oder an der Rheinpromenade. Geräte, die so edel aussehen würden wie ein Ladengeschäft und zugleich so verlässlich wären wie eine erfahrene Verkäuferin. Sie hätten eine elegante, hohe Form, wären mit einem kleinen Spiegel oder mit glänzenden Mustern und Figuren verziert und hätten mehrere Münzschlitze. *Pfefferminz* würde an einem stehen, *Gebrannte Mandeln* am nächsten, *Sahnebonbons* am dritten und natürlich *Schokolade*. Der Passant konnte nach Belieben wählen, ein Geldstück hineinwerfen – und würde das gewünschte Produkt erhalten. Zu jeder Tages- und Nachtzeit. Apollonias Herz klopfte schneller.

Wie ihr Vater über diese Idee wohl gedacht hätte? Oh, er wäre so stolz gewesen! Und

auch Heinrich würde es sicher über alle Maße beeindrucken, sobald er davon erfuhr. Vielleicht hätten die Brüder jetzt sogar Freude daran, ihr eine Position auf Augenhöhe zu geben. Sie sollten, dachte Apollonia, sie sollten. Denn ihre Süßigkeitenautomaten könnten diese Firma erfolgreicher machen, als sie es sich je erträumt hätten. Apollonia würde sie Cartharina widmen, ihrer engsten Freundin, überlegte sie. Und dann stürzte sie sich Hals über Kopf in die Arbeit.

# Epilog

Ganz weit entfernt roch Therese den unwiderstehlichen Duft nach Schokolade. Sie sog ihn tief ein – bis sie keuchte. Der giftige Gestank von Ruß hatte sich hineingeschlichen. Therese hustete – und vernahm einen Knall. Er war lauter als alles, was sie bisher gehört hatte. Lauter als jedes Türenknallen ihrer Brüder, wenn sie mal wieder wütend waren, ja, sogar lauter als alle Schokoladenmaschinen des *Süßen Dreiecks* zusammen. Er war so ohrenbetäubend, dass er sie weckte. Therese riss die Augen auf – und taumelte. Zwar war es nur ein Traum gewesen, der sie in die Tiefen der Schokoladenfabrik geführt hatte, zwischen all die brodelnden und zischenden Maschinen. Und doch lag sie beim Erwachen nicht in ihrem Bett. Nein, im Schlaf musste sie ihr Zimmer verlassen haben und durch die Gänge ihres Elternhauses geschlichen sein, denn nun stand sie in der alten Fabrik. In diesem Saal hatte ihr Vater vor vielen Jahren die noch per Hand betriebenen ersten Schokoladenmaschinen aufgestellt. Ihre Brüder hatten in den vergangenen Jahren ein Teil nach dem anderen herausschleppen lassen, um sie zu verkaufen oder in neuen Maschinen wiederzuverwerten. Mittlerweile wurde die Halle nur noch als Lager genutzt. Hier und da stapelten sich Verpackungsmaterialien und vergessene, kaputte Dinge in Kisten, sonst war der Raum leer, staubig und von Spinnweben verhangen.

Therese versuchte, ruhig zu atmen. Alles war gut, sagte sie sich. Sie war nur geschlafwandelt. Das passierte manchmal, das musste wohl in der Familie liegen. Und während sie hierher gelaufen war, hatte sie von genau diesem Ort geträumt – in einer anderen Zeit. Schon wieder. Würde das denn niemals aufhören? Ihre Träume hatten angefangen, nachdem Mama ihr von diesem furchtbaren Unfall erzählt hatte: »Ein Jahr vor deiner Geburt hat sich deine große Schwester Theresia in die Schokoladenfabrik geschlichen. Wir haben ihr immer wieder gesagt, dass es dort gefährlich ist, doch sie hatte ihren eigenen Kopf. Ich glaube, sie wollte herausfinden, woher die Schokolade kam, vielleicht wollte sie auch ein wenig davon kosten.« Anna Sophia hatte traurig gelächelt, bevor sie fortfuhr: »Doch dann explodierte ein Kessel. Sie hätte niemals dort sein dürfen …«

Theresia war auf der Stelle tot gewesen. Doch Mama hatte das Mädchen mit den blauen Augen, dem dunklen Haar und den Sommersprossen so sehr geliebt, dass sie es nie vergessen würde. Um sein Andenken zu wahren, hatte Therese seinen Namen bekommen. Jedenfalls beinahe.

In der alten, leeren Halle wischte sie sich über das Gesicht. Zumindest das *e* gehörte ihr allein, dachte sie trotzig. Und dann schämte sie sich. Ihre arme Schwester war nur acht Jahre alt geworden, und doch war die 15-jährige Therese neidisch auf sie. Sie seufzte und beschloss, dass sie ins Bett gehen sollte. Sie drehte sich um – und erstarrte. Denn aus dem zerbrochenen Spiegel, der an der Wand lehnte, schaute ihr ein sommersprossiges Kindergesicht entgegen. Therese riss die Augen auf – und blickte in Theresias blaue Pupillen. »Nein«, murmelte sie und ging näher heran. Therese war

längst kein Kind mehr! Ihre kleinen Löckchen waren doch blonder als alle anderen Haare der Stollwercks! Und ihre Augen fast schwarz!

»Geh weg«, murmelte sie – und klang dabei wie ein ängstliches Kind. Ein Kind mit dunklen Haaren und blauen Augen, das sie lediglich von einem alten Familiengemälde kannte und das nichts mit ihr gemein hatte. Nichts als den Namen.

»Verschwinde!«, versuchte es Therese erneut, diesmal lauter. Doch Theresias Kindergesicht lächelte nur fröhlich.

Da zerriss ein Zischen den Augenblick. Thereses Kopf wirbelte herum: Fremde Männer liefen auf einen Kessel zu und sprangen hoch, schwangen sich über das Geländer – und begannen zu arbeiten. Mit einem Mal stand Therese wieder inmitten der brodelnden Fabrik. Der Raum war voller Geräte und Menschen. Überall qualmte und rauchte es, Sackträger schippten Kohlen, rührten in großen Wannen und schwitzten ganz fürchterlich.

Sie war gar nicht aufgewacht, begriff Therese. Sie träumte noch immer. Auch das passierte ihr nicht zum ersten Mal. Sie sagte sich, dass es nicht weiter schlimm war. Schließlich ging jeder Traum irgendwann zu Ende. Therese schloss die Augen, atmete tief durch und wartete. Und ganz am Ende, kurz vor dem Erwachen, roch sie noch einmal diesen unwiderstehlichen Duft von Schokolade …

## Nachwort

Liebe Leser*innen,

leider hat es in der Familie Stollwerck keine Erfinderin gegeben. Jedenfalls nicht nach allem, was wir wissen. Was bereits für Band 1 der Schokoladenfabrik galt, gilt nun auch für Band 2: Über die Frauen der Familie ist nur sehr wenig bekannt. Von Apollonia und Maria Krusius konnte ich aber in Erfahrung bringen, dass sie bei Onkel und Tante, Joseph und Barbara Wolff, aufgewachsen sind und dann mit zwei Stollwercks verheiratet wurden. Belegt ist auch, dass die Gebrüder Stollwerck in ihrem Gesellschaftsvertrag die »Einmischung der Frauen in geschäftliche Angelegenheit bei Lebzeiten der Teilhaber absolut ausgeschlossen« haben. Zwar trafen sie diese Entscheidung in Wahrheit etwas später als in meinem Roman – erst im Jahr 1882 – und doch hat sie mich inspiriert. Als ich davon las, fragte ich mich: Wieso war das überhaupt nötig? In einer Zeit, in der Frauen ohnehin wenig bis kein Mitspracherecht hatten? Gab es vielleicht einen Anlass? War eine der Frauen vielleicht wirklich auf Einmischung in geschäftliche Angelegenheiten aus? Während ich mir diese Fragen stellte, entstand Apollonia vor meinem inneren Auge. Eine Frau, deren Erziehung ungewöhnlich verläuft, deren Lebensweg sie dennoch in die Normalität des 19. Jahrhunderts führt, und die immer wieder Anlauf nimmt, um auszubrechen. Wir wissen nicht, ob es sie wirklich gab. Wir wissen aber auch nicht, dass es sie nicht gab.

Zwar war ein solches Leben für den Großteil der weiblichen Bevölkerung unmöglich. Und doch hat es Frauen wie Apollonia gegeben. Eine von ihnen ist die britische Mathematikerin Ada Lovelace (1815–1852). Sie genoss eine naturwissenschaftliche Bildung und arbeitete mit dem Mathematiker Charles Babbage zusammen, der eine Rechenmaschine entwickeln wollte. Ada Lovelace erkannte als einzige das große Potential dieser Analytical Engine und schrieb darüber einen bahnbrechenden Artikel. Zu Lebzeiten wurde ihre Leistung zwar nicht anerkannt, doch heute gilt Lovelace als erste Programmiererin der Welt. Auch sie hat mich zu meiner Apollonia inspiriert.

Bei der Arbeit an »Das Geheimnis der Erfinderin« habe ich stets versucht, so nah wie möglich an der Realität zu bleiben:

So hat Franz Stollwerck tatsächlich die Königshalle betrieben und dann zugunsten seiner Schokoladen- und Süßwarenproduktion aufgegeben. Auch seine gläserne Fabrik zog zahlreiche Menschen an: Passanten schauten gern durch die Schaufenster in der Hohen Straße und beobachteten die modernen Maschinen, die Arbeiter und Stollwerckmädchen bei der Produktion der Schokolade.

Seine Söhne nahm er unter den im Roman genannten strengen Bedingungen in sein Unternehmen auf, das zwischenzeitig *Franz Stollwerck & Söhne* hieß. Doch die Konflikte waren zu groß. Nikolaus Stollwerck, der das Patent zur Herstellung der Emser Pastillen erworben hatte, trat als Erster aus dem Unternehmen aus, um auf eigenen Beinen zu stehen. Während des Deutsch-Französischen Krieges versuchte Franz Stollwerck tatsächlich, hinter dem Rücken seiner Söhne an ihr Schokoladenrezept zu

gelangen. Die Streitigkeiten eskalierten nach ihrer Rückkehr aus dem Krieg: Im Jahr 1871 traten auch Peter und Heinrich Stollwerck aus der väterlichen Firma aus. Gemeinsam mit Nikolaus gründeten sie *Gebr. Stollwerck*. Sogar ihre Schwester Elisabeth verließ das Elternhaus und zog bei Nikolaus ein. Jahrelang waren Vater und Söhne im Streit miteinander, nachzulesen ist das beispielsweise in Briefen, die im Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchiv aufbewahrt werden. Diese Briefe klingen in den Dialogen dieses Romans an.

Die Firmen *Franz Stollwerck* und *Gebr. Stollwerck* standen in großer Konkurrenz zueinander, Vater und Söhne zogen sogar vor Gericht, um ihre Streitigkeiten in mehreren Prozessen auszutragen. Zur Versöhnung kam es erst kurz vor Franz Stollwercks Tod.

Um eine spannende, runde Geschichte erzählen zu können, habe ich die Fakten hier und da aber auch etwas angepasst oder mich von ihnen zu eigenen Einfällen inspirieren lassen. So hat die Firma Stollwerck zwar wirklich den später höchst erfolgreichen Dr. Michaelis Eichelkakao hergestellt und vertrieben, der Kindern bei Magen-Darm-Erkrankungen helfen sollte. Auch ist es wahr, dass es ein Konkurrenzprodukt eines Apothekers gab, der sich ebenfalls einen Dr. Michaelis für die Werbung gesucht hat. Allerdings geschah dies in Wahrheit später als in meinem Roman, und zwar in den 1880er-Jahren.

Dass Victor Mertens dahintersteckt, dass er eine blinde Tochter als Klavierlehrerin bei der Familie eingeschleust hat und immer wieder versuchte, die Firma unter Druck zu setzen, entspringt hingegen meiner Phantasie, genauso die Rolle des Apothekers August Arkenberg.

Wahr ist, dass Theresia Stollwerck als achtjähriges Mädchen umkam. Warum, weiß ich allerdings nicht. Über einen tödlichen Unfall in der Schokoladenfabrik ist nichts bekannt.

Auch die Liebesgeschichte zwischen Cartharina Stollwerck und Julius Mertens ist fiktiv. In Wahrheit ist Cartharina Stollwerck nach vierjähriger Krankheit in Köln gestorben und nur 18 Jahre alt geworden. Vielleicht hat sie ja wirklich von einem langen Leben in Amerika geträumt, mit einem Mann wie Julius. Doch die sieben Jahre in der Ferne wurden ihr einzig in diesem Roman geschenkt.

Historisch belegt ist Nikolaus' Krankengeschichte: Er litt unter Syphilis. Hierzu möchte ich noch nicht allzu viel verraten, da seine Geschichte in Band 3 weitergeht. Nur so viel: Er hatte tatsächlich Tabes Dorsualis. Auch seine Frau war sehr krank. Allerdings ist weder bekannt, unter welcher Krankheit Maria litt, noch wo sich Nikolaus die Syphilis geholt hat. Auch lässt sich der Charakter, den ich Nikolaus Stollwerck in meinem Roman verliehen habe, historisch nicht belegen. Zwar wurde er – wie fast alle Stollwerck-Söhne – als hitzköpfig beschrieben. Dass er aber gegenüber Maria und Apollonia eine solche Härte zeigt und dem Stollwerckmädchen Lina nachstellt, habe allein ich als Autorin zu verantworten.

Den Fünf-Walzen-Stuhl hat es natürlich gegeben. Er wurde auf Heinrichs Namen patentiert und auf der Wiener Weltausstellung prämiert. Für die Firma Stollwerck war diese Erfindung von entscheidender Bedeutung. Dass er aber zu Anfang noch das Geheimnis der Erfinderin Apollonia war, ist erfunden. Höchstwahrscheinlicher hat der angesehene Maschinenfabrikant Heinrich Stollwerck ihn ohne die Hilfe seiner Frau entwickelt.

In meinem Roman werden Texte über die Befähigung der Frau zu Bildung und geistiger Arbeit zitiert. Diese Texte sind teilweise fiktiv, erinnern in Inhalt und Wortlaut aber an historische Schriften, die mich beim Schreiben inspiriert haben: Im Jahr 1897 erschien »Die akademische Frau – Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe« und im Jahr 1900 veröffentlichte Paul Julius Möbius den Text »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes«.

Beide Bücher erschienen erst Jahre nachdem sich Apollonia in meinem Roman mit den verschiedenen Meinungen über das Gehirn der Frau auseinandersetzt. Im Original sind sie daher auch im Zusammenhang der erstarkenden Frauenbewegung um 1900 zu lesen: In der erstgenannten Textsammlung kommen neben kritischen Autoren auch diejenigen zu Wort, die sich – im Rahmen der Zeit – teilweise fortschrittlich zeigen und der Frauenbildung relativ offen gegenüberstehen. Einen solchen Text bekommt Apollonia in meinem Roman von Herrn König zugeschickt. Der zweitgenannte Text hingegen liest sich wie eine vernichtende, wütende und ängstliche Reaktion auf die Forderungen der Frauenbewegung. Er strotzt nur so von Sexismus und Misogynie. Ein ähnlicher Text liegt Doktor Baader in meinem Roman vor.

Zwar wurden diese Positionen um die Jahrhundertwende heiß diskutiert, natürlich gab es sie aber auch schon zu Apollonias Zeiten. Beispielsweise bezieht sich Möbius auf den Universitätsprofessor Nikolaus Rüdinger (1832–1896), der bereits in den 1880er-Jahren Ergebnisse zu Untersuchungen am Schädel von Neugeborenen veröffentlichte. Er behauptete dabei, einzelne Gehirnteile seien bei Mädchen von Geburt an schlechter entwickelt als bei Jungen.

Die Idee, Frauen wären Männern geistig unterlegen, ist uralt. Apollonia sieht sich dieser Vorstellung aber in einer Zeit ausgeliefert, in der die Wissenschaft beginnt, Schädel zu vermessen, Menschen zu kategorisieren und Rassen zu erfinden. Während Apollonia versucht, sich zu bilden, beschäftigen sich Gelehrte damit, für Misogynie, Fremdenfeindlichkeit und Diskriminierung vermeintlich wissenschaftliche Rechtfertigungsgründe zu suchen.

Um aufzuzeigen, in welcher Welt all das geschieht, welche Auswirkungen dieses Menschenbild und das Selbstverständnis der Europäer hatten, habe ich meinen Kaspar auf die große Reise geschickt. Er lernt Lucía und Nuno kennen und erlebt schreckliche Gewalt. Während die Figuren fiktiv sind, ist es die Plantage leider nicht. Die *Roça Rio do Ouro* wurde 1865 auf der Insel Saõ Tomé gegründet – in meinem Roman gibt es sie schon länger. Mit Hilfe von Sklavenarbeit wurde hier Kakao gewonnen. Das größte

herrschaftlichste Gebäude war das Krankenhaus. Indem die Menschen dort behandelt wurden, behielt der Plantagenbesitzer die volle Kontrolle über sie. Zwar wurde die Sklaverei 1876 abgeschafft, doch auch die späteren Vertragsarbeiter*innen hatten keinerlei Rechte.

Nuno sucht das Weite, schleicht sich auf Kaspars Schiff, hat aber auch in Köln kein einfaches Leben. Als hier während des Deutsch-Französischen Kriegs unter anderem Schützen aus der Kolonie Algerien, Kabylen, Araber sowie Afrikaner aus Regionen südlich der Sahara untergebracht waren, die in Frankreich allesamt Turcos genannt wurden, pilgerten Kölner tatsächlich in Scharen zu dem Zeltlager außerhalb der Stadt. Sie bestaunten die Menschen mit dunkler Hautfarbe, als wären sie in einem Zoo, und die Zeitungen berichteten mehrfach mit großem Interesse darüber, bis der Zugang begrenzt und sogar Eintritt genommen wurde. Allerdings wurden die Schwarzen Kriegsgefangenen schon im Jahr 1870 abtransportiert – nicht wie in meinem Roman erst ein Jahr später. Ob ein Junge wie Nuno in der gläsernen Fabrik von Stollwerck gearbeitet hat, ist nicht überliefert. Doch hätte es ihn gegeben, dann hätten sich seine Zeitgenossen wahrscheinlich wirklich seinetwegen vor den Schaufenstern versammelt. Genauso, wie sie auch den Schwimmenden Rheinzirkus in dieser Zeit besuchten, um Zenora Pastrana zu sehen.

In meinem Roman bleibt Nuno in Köln. Und Kaspar versucht, ihm eine Stütze zu sein. Vielleicht haben Sie für ihn auf ein Wiedersehen mit Emma gehofft. Um ehrlich zu sein: Das habe ich auch. Doch in den schönsten Momenten einer Schriftstellerin entwickeln die Figuren ein Eigenleben. Kaspar hat sich in diesem Buch für seine eigene kleine Familie entschieden. Doch den blauen Stein trägt er noch immer in seiner Tasche – Emma wird er nie vergessen. Und ich bin sehr zuversichtlich, dass wir in Band 3, während die Firma Stollwerck ihre bisherigen Erfolge noch übertrifft, erneut hoffen dürfen.

Sehen wir uns dort wieder? Ich würde mich freuen!

Herzliche Grüße

Ihre Rebekka Eder

## Personenregister

**Apollonia Stollwerck, geb. Krusius*** Heimliche Erfinderin (1847 bis 1925)
**Heinrich Stollwerck*** Sohn von Anna Sophia und Franz Stollwerck (1843–1915)

*Die Familie Stollwerck*
**Anna Sophia Stollwerck, geb. Müller*** Mitbegründerin der Stollwerck-Dynastie, Tochter des Apothekers und Heinrichs Mutter (1819 bis 1888)
**Franz Stollwerck*** Mitbegründer der Stollwerck-Dynastie und Heinrichs Vater (1815–1876)
**Nikolaus Stollwerck*** Ältester Sohn der Stollwercks (1840–1883)
**Peter Stollwerck*** Zweitältester Sohn der Stollwercks (1842–1906)
**Cartharina Stollwerck*** Älteste Tochter der Stollwercks (1847–1866, in meinem Roman lebt sie länger)
**Elisabeth Stollwerck*** Zweitälteste Tochter der Stollwercks (1849 bis 1884)
**Theresia Stollwerck*** Tochter der Stollwercks (1852–1860)
**Ludwig Stollwerck*** Sohn der Stollwercks (1857–1922)
**Carl Stollwerck*** Jüngster Sohn der Stollwercks (1859–1932)
**Therese Stollwerck*** Jüngste Tochter der Stollwercks (1861–unbekannt)

*Ehefrauen und Verwandtschaft*
**Maria Stollwerck, geb. Krusius*** Schwester von Apollonia und Ehefrau von Nikolaus (1843–1882)
**Agnes Stollwerck, geb. Heimerdinger*** Ehefrau von Peter (1851–1918)
**Maria Herx, geb. Stollwerck*** Schwester von Franz (1831–unbekannt)
**Theodor Herx*** Marias Ehemann und Franz' bester Freund (1813–unbekannt)
**Wilhelmine Müller** Älteste Schwester von Anna Sophia

*In der Apotheke*
**Julie Müller** Jüngste Schwester von Anna Sophia
**Elise Arkenberg, geb. Müller:** Jüngste Schwester von Anna Sophia
**August Arkenberg** Apotheker und Ehemann von Elise

*Personal der Stollwercks und Arbeiter der Schokoladenfabrik*
**Kaspar Rockstroh** Seemann, Arbeiter
**Nuno Dias** Arbeiter, Kaspars Ziehsohn
**Luana Wegener** Prostituierte, Stollwerckmädchen
**Paula** Prostituierte, Stollwerckmädchen, Luanas beste Freundin
**Markus König** Ingenieur
**Christina Weber** Klavierlehrerin
**Doktor Baader** Arzt der Stollwercks
**Jakob** Schlosser
**Herr Simon** Pförtner

**Herr Henn** Arbeiter
**Werner** Arbeiter

*Familie Mertens:*
**Victor Mertens** Bankier
**Julius Mertens** Victors ältester Sohn
**Walter Mertens** Victors jüngster Sohn
**Wilma Mertens** Victors Tochter
**Emma Witt, geb. Mertens** Victors Halbschwester
**Koloman Witt** Ehemann von Emma
* Diese Menschen hat es tatsächlich gegeben.

# Impressum

ISBN 978-3-8412-2900-7

Aufbau Digital
veröffentlicht in der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin, März 2022
© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2022

Die Originalausgabe erschien 2022 bei Aufbau Taschenbuch, einer Marke der Aufbau Verlage GmbH & Co. KG
Copyright © 2022 Rebekka Knoll

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Covergestaltung www.buerosued.de, München
unter Verwendung von Motiven von © Archives Charmet / Bridgeman Images , © Arcangel / Lee Avison , © www.buerosued.de, München

www.aufbau-verlage.de

# Wer von diesem Roman begeistert ist, liest auch ...

**Winterberg, Linda**
**Der Winzerhof – Das Prickeln einer neuen Zeit**




**Drei ungleiche Schwestern gegen alle Widerstände**

Wiesbaden, 1945: Henni steht vor den Trümmern ihres Lebens. Der Krieg hat die Sektkellerei der Familie schwer beschädigt, und Hennis Mann wird in Russland vermisst. Zudem wartet sie verzweifelt auf ein Lebenszeichen ihrer jüngsten Schwester Bille, die als Krankenschwester an die Front gegangen ist. Hennis Schwester Lisbeth reist aus Berlin an, das Verhältnis der beiden ist allerdings zerrüttet. Als Bille unverhofft zurückkehrt, tief verstört und hochschwanger, fasst Henni neuen Mut: Sie wird die Sektkellerei retten. Doch als dort ein Feuer ausbricht, steht die Zukunft des Familienunternehmens endgültig auf dem Spiel.

*Der Auftakt der neuen großen Saga von Bestsellerautorin Linda Winterberg – berührend und authentisch*

**Registrieren Sie sich jetzt unter:**

http://www.aufbau-verlage.de/newsletter

**Seemayer, Karin**
**Der Himmel über Amerika - Rebekkas Weg**




Der Aufbruch einer Familie in die Neue Welt.

Pfalz 1815: Als Tochter einer Amisch-Familie scheint Rebekkas Weg vorherbestimmt. Bald schon wird sie einen Mann aus ihrer Gemeinde heiraten. Doch dann kommt ein Fremder in ihr Dorf und weckt in ihr die Sehnsucht nach wahrer Liebe. Daniel ist anders als alle Männer, die sie kennt. Er erwidert ihre Gefühle, ihre Familie aber steht ihm misstrauisch gegenüber. Als eine Hungersnot ausbricht, wagen Rebekka und Daniel einen Neuanfang in Amerika. Rebekka ahnt jedoch nicht, dass in Daniels Vergangenheit ein dunkles Geheimnis lauert, das alles zerstören könnte, was sie sich aufgebaut haben ...

Eine emotionale Familiengeschichte und ein faszinierender Einblick in die Welt der Amisch.

**Registrieren Sie sich jetzt unter:**

http://www.aufbau-verlage.de/newsletter

**Renk, Ulrike**
**Eine Familie in Berlin - Paulas Liebe**




**„Paulas Geschichte musste ich erzählen!“ Ulrike Renk.**

Berlin, Ende des 19. Jahrhunderts. Sie nennen ihn "Merlin", weil er alle verzaubert – der Mann, den ihr Bruder ihr als seinen Freund vorstellt. Paula Oppenheimer, die in einem offen jüdischen Haushalt groß geworden ist, verliebt sich in den jungen Dichter Richard Dehmel. Er verkehrt mit vielen Literaten und will als Künstler leben. Paula wird zu seiner Muse und zur strengen Kritikerin seiner Texte. Als sich ihre Eltern gegen ihre Verbindung stellen, kämpft Paula für ihre Liebe. Doch dann muss sie sich fragen, ob Richards wilde, unkonventionelle Art sie auf Dauer glücklich machen kann …

**Das Porträt einer Künstlerin in unruhigen Zeiten: Am Anfang war sie die Ehefrau des Dichters Richard Dehmel – dann wurde sie selbst zur Schriftstellerin.**

Von der Autorin der Bestseller „Jahre aus Seide“ und „Das Lied der Störche“. Die neue Saga der Bestsellerautorin Ulrike Renk.

**Registrieren Sie sich jetzt unter:**

http://www.aufbau-verlage.de/newsletter

Datenschutzhinweis